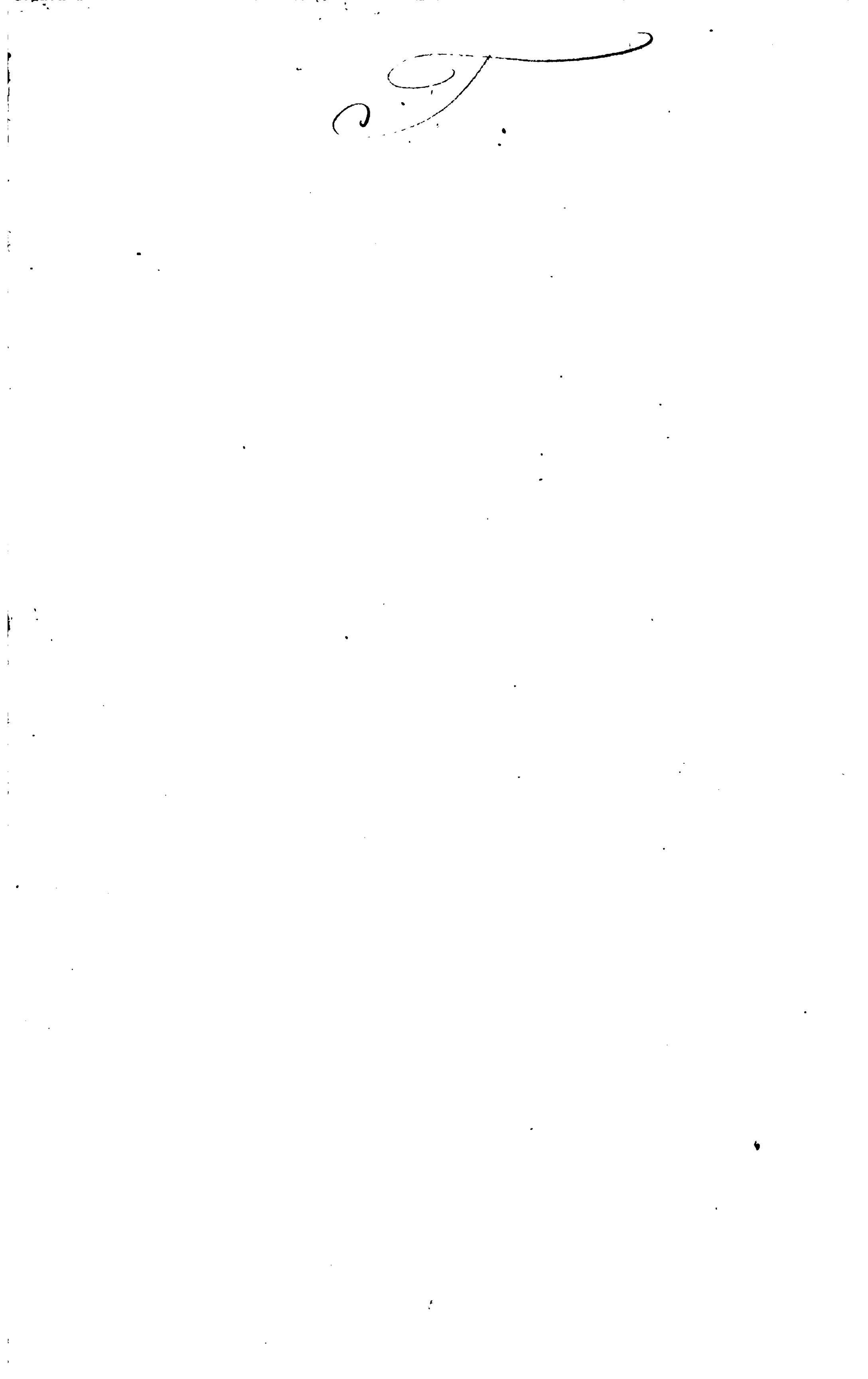
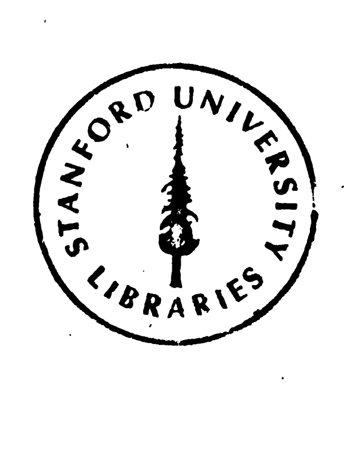
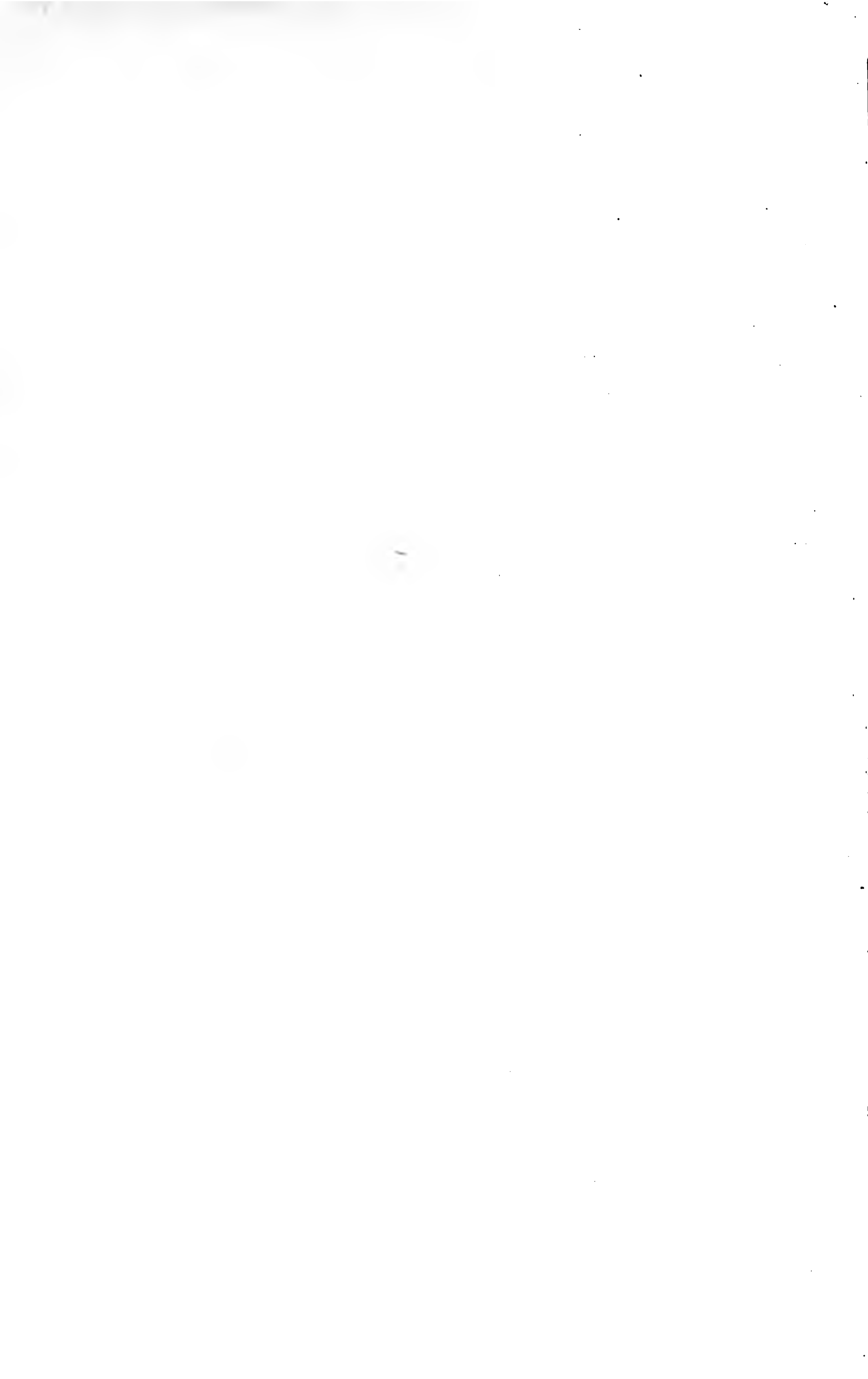



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





ÖSTERREICHISCHE MILITÄRISCHE ZEITSCHRIFT,

REDIGIRT UND HERAUSGEGEBEN

VON

V. R. v. STREFFLEUR,

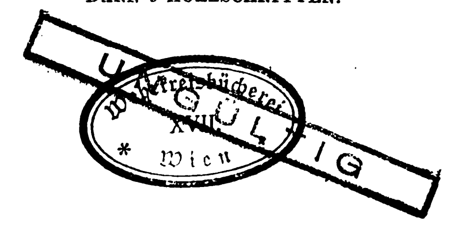
K. K. GENERAL-KRIEGS-COMMISSÄR.



X. JAHRGANG

DRITTER BAND.

MIT KARTEN, GEFECHTSPLÄNEN UND ANDEREN ZEICHNUNGEN AUF 5 TAFELN, DANN 9 HOLZSCHNITTEN.



WIEN 1869.

VERLAG DER REDACTION, SINGERSTRASSE Nr. 16.

DRUCK VON R. v. WALDHEIM.

Inhalt

zum 3. Bande der österreichischen militärischen Zeitschrift 1869.

Mit Karten, Gefechtsplänen und anderen Zeichnungen auf 5 Tafeln, dann 9 Holzschnitten.

Über Artillerie-Equitationen.

Von F. Ps.

Es ist bekannt, dass derselbe Newton, welcher durch den Zufall, dass ihm ein Apfel auf die Nase fiel, das Gesetz der Schwere entdeckte, auch ein Werk über den Propheten Daniel und ein zweites über die Offenbarung Johannis geschrieben hatte.

In einem dieser beiden Werke erwähnte er, dass eine der Prophezeihungen sich dahin ausspräche, dass es einstens eine Art zu reisen geben werde, von welcher die Menschen noch gar keinen Begriff hätten, und dass die Wissenschaft Mittel finden werde, welche es ermöglichen, zehn geographische Meilen in einer Stunde zurückzulegen.

Der boshafte Voltaire, welcher an die göttliche Eingebung der heiligen Schrift entschieden nicht glaubte, verhöhnte Newton wegen des Studiums des fabelhaften biblischen Unsinnes — wie er sich ausdrückte, — machte die beissendsten Ausfälle gegen ihn und rief mit selbstgefälligem Mitleide:

„Der arme alte Narr!“

Wie dieser Fall der lesenden Welt kein Geheimniss ist, eben so dürfte den militärischen Kreisen die Thatsache nicht unbekannt geblieben sein, dass zur Zeit, als man von der Nothwendigkeit der Einverleibung der Bespannung in die Artillerie erst ganz leise zu sprechen begann, als man erst noch schüchtern daran dachte, sich in dieser Beziehung auf gleiche Höhe mit den anderen Artillerien Europas zu stellen, als man endlich allen Ernstes daran ging, den Reiterdienst in unserer Waffe einführen zu wollen, von allen Seiten, in und ausserhalb unserer Kaste — und in letzterer Richtung gerade von den unzurechnungsfähigsten Beurtheilern — eine Unzahl von Weherufen erschollen und zeternde Stimmen laut wurden, welche zwar keinen Voltaire's angehörten, sich aber dennoch in ganz ähnlicher scharfer Weise über die vernünftige, zeitgemässe Neuerung und ihre Verfechter ausliessen, wie der tückische Voltaire über Newton.

Dieser Fall der Verhöhnung Newtons hat aber seine würdigen Seitenstücke, denn der Cardinal Richelieu verlachte aus demselben Grunde den Ingenieur de Caus, und Napoleon I. den amerikanischen Mechaniker Fulton. Dessenungeachtet war dort die Sache noch immer so ziemlich erträglich, da Newton, de Caus und Fulton doch nur je einen Gegner hatten, während unsere Verhältnisse sich viel ungünstiger gestalteten, denn als der damalige Rittmeister von Nádosy versicherte, auch aus österreichischen Artilleristen Reiter machen zu können, so höhnten über solch unerhörte Behauptung nicht nur einzelne grosse Geister, sondern Alles, was damals auf die jetzt schon epide-

misch gewordene Intelligenz wenn auch nur halbwegs Anspruch machen zu können glaubte, nahm die feisten Backen voll und lachte à la Voltaire, Richelieu und Napoleon.

Jetzt freilich, wo Niemand mehr im Zweifel ist, wer Recht hatte, der geistreiche Mathematiker oder der ungläubige Philosoph, der unglückliche Ingenieur oder der allmächtige Minister, der verhöhnte Mechaniker oder der grosse Napoleon, der strebsame Nádosy oder die naiven Lacher, — jetzt weiss man auch ganz genau, wer die fraglichen Narren waren.

Wir wollen uns hier in keine weitere Polemik über den Verlauf dieser artilleristischen Lebensfrage einlassen, denn der Ruf, welchen das Artillerie-Haupt-Equitations-Institut nach einem kaum zweijährigen Bestehen schon erreicht hatte, spricht zu klar und laut für Nádosy's Verdienste und für der Scholaren Leistungen.

All' die lächerlichen Zweifel an dem Gelingen der Aufgabe, all' die Chikanen unserer himmelblauen Gegner, all' die pedantische Besorgniss alter bezopfter Schulmeister wurden durch die Bravour, Ausdauer und Fachliebe der braven Schüler zu Schanden gemacht.

Da die alte Artillerie weder Tennecker noch Oeynhausen, nicht Louis Seeger und Hammel kannte, so hielt sie auch die Aufnahme der hippologischen Studien für eine Entweihung der artilleristischen Kenntnisse, welche beide doch ganz unmöglich in Einem Kopfe, wie Schillers „glücklich liebend Paar“ in Einer Hütte zusammen leben konnten.

Aber auch diese Ansicht wusste der gewandte Rittmeister zu klären; er gesellte unserem Können auch das Wissen bei, er liess uns nicht bloss reiten und fahren, er tummelte uns nicht allein auf der Manège und dem Hippodrom, auf dem Fechtboden und dem Voltigierpferde herum, sondern er vereinte mit all' dem Praktischen eine sehr gewiegte Theorie.

Dass seine Schüler in den Geist der schönen Aufgabe eingedrungen waren, bewiesen die tadellosen Erfolge, welche sie sowohl im Institute selbst, wie auch in den späteren Corps- und Regiments-Equitationen erreichten.

Dessenungeachtet wurden sie sehr häufig von Leuten, welche den Spat bei den Ohren suchten und über die Bestimmung des Pferdeschweifes noch sehr im Unklaren waren, mit hämischer Gehässigkeit behandelt.

Alle diese Scholaren erinnern sich jetzt noch mit vieler Freude an jene Zeit, wo ihnen so viel Gelegenheit geboten wurde, sich im Reiterfache gründlich auszubilden, und mit warmer Dankbarkeit gedenken sie ihrer tüchtigen Lehrer, deren unermüdlichen Anstrengungen es das Institut zu verdanken hatte, dass, kaum in's Leben getreten, dessen Name schon berühmt geworden war und dessen Leistungen eine ungetheilte Bewunderung erregten.

Die unglaublichste Opferwilligkeit der Schüler, ihr eisernes Festhalten an dem vorgesteckten Zwecke und ihr unbeugsamer Drang nach tüchtigem Erfolge unterstützte aber auch die Lehrer in ihrem mühevollen Streben auf das Kräftigste.

Während wir dies niederschreiben, zieht aber ein dumpfes Weh durch

unsere Seele, denn es sind eigentlich doch nur Erinnerungen an eine geliebte Todte. —

Die Equitation erschien als helles Morgenroth an unserem Horizonte; sie leuchtete, glänzte und sprühte rasch auf, gleich einem Meteor, um alsbald wieder — wie Hamlets Geist — für immer zu verschwinden. Nun ist's aber öde und dunkel da, wo sie einstens strahlte; sie ist hinabgesunken in den Tartarus, und an dessen ehernem Thore kauert Mammon und wehret ihre Wiederkehr aus dem Land der Träume. Man sagt uns zwar, dass die unbedingte Nothwendigkeit ihr Todesurtheil geschrieben und zugleich auch jeden Versuch zu ihrer Rettung abgewehrt habe; wir glauben aber nicht daran.

Die unerbittliche, grausame Nothwendigkeit ist zwar der Heiden Gott, die Türken schwören bei ihr, und die Christen beugen vor ihr das Knie, — hier aber war sie es nicht, die den Scepter führte, sonst hätte man unmöglich aus der Leiche der Erhabenen eine Art fausse-couche wie die Infanterie-Equitation erstehen lassen können. Hatte man nicht die Mittel, die grosse Mutter am Leben zu erhalten, so war es nun geradezu eine Verschwendung, den unreifen Zwitter an deren Stelle zu setzen und in demselben Institute, welches man für die Ausbildung von Artillerie-Officieren zu theuer fand, Reitknechte für Infanterie-Stabsofficiere zu dressiren.

Aber auch von dem schwachen Kindlein der Dahingeschiedenen, welches noch lebt, und das man irgendwo in einem mährischen Dorfe in die Pension gethan hat, ist leider — trotz den Nachfragen guter alter Freunde — wenig mehr zu sehen und zu hören, selten ein gesundes Lebenszeichen zu erspähen; es wird — gibt man ihm nicht neue Lebenskraft — der schönen Mutter in die Grube folgen.

Unter solch' trüben Verhältnissen ist es wohl sehr wahrscheinlich, dass vielleicht schon in ganz kurzer Zeit von all' dem Vorzüglichen, das man mit so vielen Geld-Opfern, mit solch' namenloser Mühe und Ausdauer in unsere Waffe verpflanzt hat, Nichts mehr zu entdecken sein wird.

Es ist die Liebe zu dieser Waffe und die Sorge für ihr Wohl, was aus uns spricht, nicht aber — wie man uns vielleicht vorwerfen wird — der Drang, schlecht zu finden, was gut ist, und zu tadeln, was Lob verdient; auch wollen wir keineswegs dem Vorstande der jetzt bestehenden Anstalt — dessen Ruf nur zu sehr begründet und über alles Nergeln erhaben ist — noch den Scholaren nahe treten, da sie eben insgesammt an der bestehenden Ordnung der Dinge keine Schuld tragen; — das was wir wollen ist weiter Nichts, als dem Schmerze Ausdruck zu geben, welchen wir empfinden bei dem Anblicke einer herkulischen Kraft, die, wegen Mangels an Pflege und gutem Willen der ihr abgewandten Schicksalslenker, brach liegen und endlich ganz verkommen muss.

Da bei der geringen Anzahl von Scholaren der rasche Nachschub an tüchtigen Reitlehrern fast völlig aufgehört hat, so stellt sich gegenwärtig schon ein sehr empfindlicher Mangel an Auswahl solcher Equitations-Commandanten

heraus, welchen man die gewissenhafte Fortpflanzung der Reitkunst sorglos anvertrauen könnte.

Dort aber, wo es nicht möglich ist, den Equitationslehrer sorgsam fürzuwählen, und wo diese Wahl durch den Mangel an befähigten Individuen oder durch sonstige nachtheilig einwirkende Umstände und Rücksichten beeinflusst oder bedingt wird, dort dürften bei der kurzen Frist, welche dem Curse der Regiments-Equitation gegönnt werden kann, die gestellten Anforderungen mit den erreichten Erfolgen wohl selten in's Gleichgewicht kommen, und so das der Artillerie bisher noch gerne gezollte Zugeständniss, sehr viele gute Reiter zu besitzen, zur grauen Sage werden; denn von dem ursprünglichen Systeme wird wohl bald Nichts mehr zu entdecken, und jede Equitation für sich weiter Nichts als eine verschwommene Copie der Mängel, Fehler und Unarten ihres Lehrers sein.

Ist diese düstere Behauptung kein blosses Phantom unserer besorgt erregten Seele, sind es wirkliche, greifbare Schwächen, welche den gegenwärtigen Equitationsverhältnissen ankleben, so tritt aus diesem nebeligen Hintergrunde die ernste Mahnung an uns heran, zur Ausbildung einer genügend grossen Anzahl von Reitlehrern zu schreiten, die Verbannung des jetzigen Institutes aus der strebsamen, gebildeten Welt aufzuheben und den alten, ehrwürdigen Bau wieder aufzurichten, aus dessen Räumen so viele markige, ntelligente und gutgeschulte Reiter hervorgingen.

Ist auch der Augenblick jetzt, wo man — durch einen dreijährigen Frieden kühn und unternehmend geworden — der Artillerie den Fehdehandschuh hingeworfen hat, nicht der geeignete, um Betrachtungen über ihre Bedürfnisse anzustellen, so wagen wir es dessenungeachtet, in diesem idealen Gebiete uns zu ergehen, und glauben, dass doch noch hie und da hinreichend gesunder Sinn vorhanden sein werde, uns auf selbes ohne gehässige Vorurtheile zu folgen.

Wir sind derart daran gewöhnt, nach jedem Feldzuge die wenige übrig gebliebene Energie sich mit komischem Pathos gegen unsere Waffe wenden zu sehen, dass wir über die längst gekannte Erscheinung ruhig hinaussehen und gerne die hochtrabenden Bühnenredner und Stellenjäger ihre breiten Tiraden ausführen lassen, denn wir wissen, dass, wie das entlaufene Ross beim ersten Trompetenstoss zur gefüllten Krippe eilt, alle diese falschen Cicero's beim ersten Kanonenschusse unter unsere Flügel flüchten.

In Bezug auf den Fleiss und die Energie im Betrieb des Equitations-Unterrichtes brauchen wir nicht erst zu erwähnen, dass der Reitmeister keine Ermüdung kennen dürfe, und dass sein ernstes Bestreben dahin gehen müsse, seine Scholaren mit massloser Liebe und Hingebung für das Fach und mit einer unverdrossenen opferfreudigen Ausdauer zu beseelen.

Derjenige Reitlehrer, welcher es versäumt, seinen Erfolg auf diese moralischen Gründe zu stützen, wird seiner Bestimmung nicht entsprechen und wenig oder gar Nichts leisten; er wird zwar unter gewissen Verhältnissen vielleicht sogar in dem Geruche stehen, als fülle er seine Stelle aus; — aber

ihn selbst [illegible] dem [illegible] gegenüber stets [illegible] [illegible] [illegible] beschleichen, weil er weiss, dass er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Um eine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] der Lehrer eine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] keit in Bezug auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Wenn [illegible] sagte: „Zeit ist Geld" [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Reiten." [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] daraus, dass man jeden Augenblick benützen muss, [illegible] man [illegible] [illegible] leisten will.

[illegible] aber auf die [illegible] und [illegible] des [illegible] [illegible] [illegible] nicht [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] muss [illegible] [illegible] danten in dieser [illegible] eine [illegible] [illegible] [illegible] gestattet werden.

Wir wissen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Wege [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] kurzer Zeit Stunden- und Tages-Eintheilungen verfasste und deren [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] — [illegible] Auge [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Vorgesetzten [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] endlich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Dies sind die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die guten [illegible] Truppe [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] guten Willen [illegible].

Dies sind die [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] sollten, um die [illegible] [illegible] zu [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] welche die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible]-[illegible] [illegible].

Durch derlei erbärmliche Nergelei verliert sowohl die Stellung des Höheren wie die des Commandanten mit einem Male jeden Werth und jedes Ansehen. Da der Vorgesetzte den Eifer und die Fähigkeiten seiner nächsten Untergebenen ganz genau kennen und zu schätzen verstehen muss, so erscheint eine derart kleinliche, herabwürdigende Controle im Allgemeinen nicht passend und nöthig, und wird durch ein edles, auf Anerkennung gegründetes Vertrauen ein unberechenbar besserer Erfolg erzielt als durch verletzendes, empörendes Überwachen und durch ein rohes, gehässiges und endloses Gedrille.

Der Equitations-Commandant hat nicht nur allein dem praktischen Unterrichte alle Aufmerksamkeit zuzuwenden, sondern auch die Theorie mit tiefem Ernste zu betreiben, denn der Reiter ohne wissenschaftliche Bildung und tüchtige Studien wird als solcher stets ein Stümper bleiben.

Jene Equitations-Anstalten, welche den Werth des Wissens nicht anerkennen, liefern vielleicht hübsche — aber unmöglich gründliche Reiter. Zu diesen Wissenschaften rechnen wir jedoch blos alle jene, welche ausschliesslich dem hippologischen Fache angehören, da wir uns nicht ganz gut erklären können, wie man mit dem Curse einer Equitation, wo man doch jedenfalls vor Allem Anderen reiten lernen soll, das Studium von Taktik, Strategie, Kriegsgeschichte, Mathematik und dergleichen mit Vortheil verbinden könne. Wir befürchten eben, dass ein solches Institut weder Kepler's noch Galilei's — nicht Cäsars oder Napoleons — am allerwenigsten aber de la Guérinière's und Bourgelat's zu Tage fördern werde.

Wenn man weiss, was ein Equitant durch zwei Jahre hindurch leisten muss, um blos einfach Reiter zu werden, so erscheint jede weitere Zugabe von Studium geradezu als ungerechtfertigt und von Nachtheil für die Hauptsache. Der Fluch der Halbheit trifft jede Überbürdung. —

Wir glauben daher, dass jeder Lehrer einer Artillerie-Equitation dem intellectuellen Theile seines Faches ganz so wie dem praktischen mit aller Wärme anhängen solle, da hier die zu tradirenden wissenschaftlichen Gegenstände im genauen Einklange stehen mit dem ursprünglichen Zwecke der Anstalt.

Bei der Auswahl des Officiers-Scholars kömmt es — unserer Ansicht nach — hauptsächlich auf dessen physische Tauglichkeit und auch darauf an, ob er überhaupt für den Batteriedienst sich eignet, und ob derselbe nicht mit der Absicht umgehe, sich einer andern Sphäre zuzuwenden, wie z. B. dem höheren Curs der Kriegsschule, einer sonstigen Anstalt, der Festungsartillerie oder gar, in Folge eines krankhaften Zustandes seines Haupt- und Centralmuskels, dem Telegraphenamte, der Dampfschiffahrt oder der Tramway-Gesellschaft. In solchem Falle wäre die auf ihn verwandte Mühe wohl eine verschwendete, und der Nutzen des Unterrichtes für den Batteriedienst eine traurige Illusion.

Dasselbe tritt ein, sobald man die Schüler — besonders jene mit vorzüglicher Begabung — ohne alle Rücksicht hierauf, nach absolvirtem Curse überall sonst, nur nicht in einer Batterie verwendet.

Auf solche Weise gehen die Früchte der Anstalt verloren, der angestrebte Zweck ist verfehlt, und Zeit und Plage wurden für diese Individuen unnütz vergeudet.

Dies wäre doch zu berücksichtigen und im Interesse des Dienstes zu vermeiden; die gut brauchbaren Equitations-Scholaren hätten daher in erster Linie ihre Verwendung in den Batterien, nicht aber in Kanzleien und sonstigen derartigen Anstellungen zu finden.

Wir wollen hier nicht erwähnen, dass, um mehr Lust und Liebe zu dem mühevollen Fache wachzurufen, es besonders bei den jetzigen Dienstverhältnissen als gerathen erscheint, dem Unterofficiersscholaren eine tägliche Aufbesserung, allenfalls im Betrage des Menagegeldes, wie sie einst die Turnschule hatte, zukommen zu lassen; — denn da, wo man sogar den Officier auf die schwarze Suppe der Spartaner dressirt, lassen sich derlei Gedanken nicht aussprechen.

Ebenso wenig wollen wir uns bemühen, darüber eine Bemerkung zu machen, dass der zweite Lehrer, welcher genau eben so viel, wenn nicht mehr zu thun hat als der erste, keine Zulage erhält. — Was dem Einen recht ist, wäre dem Andern sehr lieb, um so mehr da hiemit nur ein Act der Billigkeit vollzogen würde.

Was wir aber erwähnen wollen, ist, dass die Commandirung von Officieren, Cadeten und Unterofficieren in den Equitations-Curs, welche nicht mindestens schon durch ein bis zwei Jahre den Batteriedienst geleistet haben, möglichst zu vermeiden sei, da es sehr gefährlich ist, Leute, die eben aus der Regimentsschule oder einer Schulcompagnie kommen, sogleich in den Curs zu geben, indem hier die Zeit zur Abrichtung viel zu kurz bemessen ist, um mit derlei Schülern auch nur ein halbwegs annehmbares Resultat erreichen zu können. Hat die Batterie nicht die Vorbildung von derlei jungen Leuten besorgt, hat sie die entsprechende nöthige Grundlage für den künftigen Equitationsunterricht nicht geschaffen, so verlassen dieselben das Institut zur Zeit, als sie eben erst anfangen, ihre Gliedmassen zu Pferde zu beherrschen und das Geheimniss der Reiterei zu ahnen, als absolvirte Equitanten und verpflanzen sodann die traurigen Früchte ihrer Unkenntniss und ihres Unvermögens als Abrichter von Mann und Pferd in die Batterien.

Es ist selbstverständlich, dass bei den Zöglingen der Akademie hierin eine Ausnahme stattfinden könne, da diese bereits vor ihrer Ausmusterung die nöthige Vorbildung genossen haben, und unter selben sich hie und da ausgesprochene Reitertalente vorfinden, bei welchen jede weitere Verzögerung ihrer vollen Ausbildung sogar als ungerechtfertigt und nachtheilig zu betrachten wäre. So genossen wir selbst als Reitlehrer der Artillerie-Akademie die Befriedigung, vier Zöglinge bei ihrer Ausmusterung sogleich in den zweiten Jahrgang des Haupt-Equitations-Institutes aufgenommen zu sehen, was unbedingt ein sehr schmeichelhaftes Zeugniss für ihre Leistungen abgab. Dieses Verfahren hat noch den Vortheil, dass der junge Officier in der Equitation jenen militärischen Geist sich aneignet, welchen ihm die Akademie einzuimpfen nicht ver-

mag, und dass er nach Absolvirung derselben in jedem Zweige seines Faches vollkommen geschult und mithin seiner Bestimmung in der Batterie, als allseitig verwendbar, anstandslos zu entsprechen befähigt ist.

Da der Dienst des Artillerie-Officiers ein viel zu complicirter und in anderer Richtung hin ein viel zu wichtiger ist, um selben ausschliesslich als Reitlehrer in der Batterie verwenden zu können, so tritt hiernach als solcher der Unterofficier in erster Linie auf.

Er muss daher hiezu ausgebildet und verwendet werden, ohne ihn jedoch dem technisch-artilleristischen Fache zu entfremden, wofür die Chargenschule zu sorgen hat.

Hieraus folgt die Nothwendigkeit, dass, theils um diesem Anspruche zu genügen und andererseits den Erfolg der Equitation im Allgemeinen zu erhöhen, stets die besten Reiter der Batterien in den Curs geschickt werden müssen, denn soll sie Vorzügliches leisten, so muss man sie auch entsprechend unterstützen.

Individuen mit lebhaftem, muthvollem Temperamente sind bei der Wahl solchen mit melancholischer Anlage vorzuziehen; sind jedoch welche von der letzteren Gemüthsart vorhanden, so müssen sie im Institute unbedingt aufgefrischt werden. Die Kenntniss der Regimentssprache ist womöglich zu berücksichtigen und als günstige Eigenschaft für die Eignung zum Reitlehrer in der Batterie zu betrachten.

Jene Unterofficiere aber, welche sich freiwillig verpflichten, durch eine längere als die normale Dienstzeit in der Batterie zu dienen, so wie alle Zöglinge der Schul-Compagnien und sonstige Individuen, welche hiezu gezwungen sind, sollen unter jeder Bedingung den Curs absolviren.

Dass der erstere Fall ein höchst sporadischer sein wird, brauchen wir bei der bekannten Abneigung unserer Völker gegen den Militärdienst gar nicht zu erwähnen; dass er aber vielleicht dennoch häufiger vorkäme, wenn man demjenigen Unterofficier, welcher die Equitation sehr gut absolvirte und sich — nebst einer tüchtigen technisch-artilleristischen Verwendbarkeit — auch noch in diesem Fache Verdienste sammelte, die Aussicht auf die Beförderung mit Vorzug eröffnete, ist nicht zu bezweifeln.

Was die Regimentsschüler anbelangt, so war auf selbe, insolange der Curs noch zwei Jahre andauerte, in gar keiner Richtung zu zählen, und wurden selbe nur auf Kosten des ohnedies so empfindsam und unaufhörlich gekränkten Ärars erzogen, um unmittelbar nach Beendigung ihrer Ausbildung eine entsprechendere Stellung unter dem souveränen Volke einzunehmen.

Dass sie von da aus nach dem höheren oder minderen Grade ihrer erhaltenen Durchbildung und Befähigung auch entsprechend mehr oder minder verächtlich und gehässig auf eben dieses arme, aber stellenweise recht gutmüthige Ärar herabsehen, ist eine weitere schmerzliche Kränkung, welche dieses zu registriren hatte.

Wir gehen, wie eben erwähnt, von dem Grundsatze aus, dass der Artillerist durch den Unterofficier seine Reitlectionen zu erhalten habe, um

den Officier mehr dem wissenschaftlichen Theile seines Berufes zuführen zu können, da die Reiterei — trotz ihrer von uns persönlich ganz besonders anerkannten Wichtigkeit für die Waffe — denn doch nur immer das Mittel zum Zweck, und nicht der Zweck selbst ist.

Wir müssten es daher auch Artillerie-Officieren sehr übel vermerken, wenn selbe nur stets von ihren Pferden, von Reit- und Fahr-Dressuren, von Hindernissen und dem Training träumten und das Alles als die Hauptsache, die Technik der Waffe aber als Nebensache betrachten würden.

Wir sind gegenwärtig bei einem Zeitabschnitte angelangt, wo so viel Gutes und Gediegenes geschrieben wird, wo Erfindungen, Verbesserungen, neue Systeme etc. sich rasch und unaufhaltsam drängen, bekämpfen und überwältigen, dass, will man sich nur halbwegs auf der Höhe der Ereignisse erhalten, man viele der freien Stunden dem eifrigen Studium dieser Erscheinungen widmen muss.

Wollten wir erklären, was wir eigentlich unter den freien Stunden im Leben eines Truppen-Officiers verstehen, so müssten wir gestehen, dass wir nicht blos jene dafür halten, welche dem Officier nach der vorgeschriebenen Stundeneintheilung übrig bleiben, sondern dass wir auch alle diejenigen dazu zählen, welche die Anwesenheit desselben auf dem Exercirplatze oder in der Kaserne nicht verlangen, und wo durch seine Abwesenheit der Dienst in keiner Weise leidet.

Wie viele kostbare Zeit vergeudet aber der Officier mit müssigem Herumstehen an diesen Orten, wohin er häufig ohne allen Zweck gebannt ist. Davon abgesehen, dass die untern Chargen durch die beständige Bevormundung niemals selbständig werden können, so tritt auch noch der Nachtheil ein, dass dieselben ihren eigenen Dienst durch den allgegenwärtigen Officier verrichten lassen und sich so zu äusserst behäbigen Poltrons ausbilden. Auch davon abgesehen, dass durch das beständige Zusammenleben mit der Mannschaft der Nimbus der Officiers-Charge so ziemlich bald verduftet, so hat dieses Verfahren auch noch die böse Folge, dass der hiedurch körperlich und geistig ermüdete Officier die wenigen Stunden, welche ihm für das eigene Leben bleiben, nicht mehr zu seiner Ausbildung verwenden mag und lieber apathisch im Caffeehause sitzt, daselbst blasirt in einer illustrirten Zeitung blättert oder zerstreut über einem Schachbrette brütet.

Die freien Stunden, welche von einem einsichtsvollen Commandanten dem Officier ermittelt werden, müssen aber auch von diesem auf das Gewissenhafteste zum Studium verwendet, — nicht aber dazu benützt werden, um sich an irgend ein Schaufenster zu setzen oder verliebte Promenaden zu machen. Solchem Officier geschähe wohl ganz Recht, müsste er für seine strebsamen Cameraden beständig den Casernendienst versehen.

Um die wissenschaftliche Ausbildung beim Officier-Corps zu heben, hat man die Officiersschulen eingeführt, welche — wenn sie richtig geleitet werden — äusserst nützlich und auch nebstbei höchst interessant gemacht werden können. Um dies zu erreichen, darf man sich aber als Vorstand dieser

Schule nicht damit begnügen, irgend ein Werk von der Vorrede an bis zu irgend einem Paragraphen, bei welchem man eben mit Ende des Schulcurses anlangt, vorzulesen, — denn diese Lecture kann der Officier unter viel angenehmeren Verhältnissen und mit jedenfalls grösserem Nutzen auch in seiner Wohnung vornehmen.

Durch solchen Vorgang wird die Lust und Neigung zu dieser Schule schon in ihrer ersten Regung unbarmherzig abgethan, und anstatt der Liebe hiezu ein ganz unüberwindlicher Abscheu erzeugt. Will man aus ihr einen wirklichen Nutzen ziehen, so beauftrage man die Officiere mit Fachdiscussionen, gebe ihnen hiezu den Stoff entweder selbst an, oder überlasse diesen ihrer eigenen Wahl, errege so einen Kampf zwischen den verschiedenen Ansichten und Begriffen, lasse der Rednergabe, der Auffassung, dem Verständnisse und dem Wissen freies Feld zu geistigem Turniere, errege edlen Ehrgeiz und Wetteifer durch Auszeichnung und Anerkennung des intellectuellen Siegers — dies Alles aber, ohne die Distinctionssterne auf dem Kragen mit in Anschlag zu bringen; — man bemühe sich als Vorstand einer solchen Schule, selbst so geistreich und unterrichtet als möglich zu sein, und man wird staunen über die ausserordentlichen Erfolge, welche so zu erreichen sind. Da wir unser ausgezeichnetes, intelligentes und äusserst strebsames Officiers-Corps wohl ganz genau kennen, so stehen wir auch mit aller Zuversicht für selbes ein und behaupten, dass es eine Schule in solcher Form als höchstes Vergnügen, als geistige Erholung nach den Mühen des gewöhnlichen Dienstes betrachten würde.

Wir gehen sogar so weit, zu behaupten, dass es bei den sehr schwierigen und zeitraubenden Dienstesverhältnissen des Officiers von Vortheil wäre, derlei Discussionen anstatt der jetzt auszuarbeitenden Themas einzuführen, wodurch mehr reges wissenschaftliches Leben in den etwas verbrauchten Apparat gebracht, und das richtige Beurtheilen und Erkennen der geistigen Fähigkeiten auf dem kürzesten und sichersten Wege ermöglicht würde.

Wer das innere Getriebe der thematischen Lösungen und ihrer Beurtheilung nach der bis jetzt bestehenden Chablone kennt, dürfte uns — ohne weitere Angaben für unsere Behauptung — unbedingt beistimmen. Der Nutzen, welcher jetzt Einzelnen von der übrigens sehr lobenswerthen Einführung zu Gute kömmt, würde dann — so glauben wir — Allen ohne Ausnahme zu Theil werden.

Um jedoch auf die Equitation zurückzukommen, wollen wir hier eine Bemerkung machen, welche uns für den Geist und den Werth derselben von sehr grosser Wesenheit erscheint.

Der Hauptzweck dieser Anstalt besteht nämlich nicht allein darin, den Scholaren das schulgerechte Reiten auf gut dressirten Pferden zu lehren, sondern der bessere Theil ihrer Aufgabe ist: den Schüler zum denkenden, richtig fühlenden und correct belehrenden Reiter — zum Abrichter für Mann und Pferd heranzubilden.

Derjenige Scholar, welcher blos auf schon geschulten Pferden abgerichtet

wird, ist nicht befähigt, sodann in der Truppe Remonten oder fehlerhafte, schwierige und stützige Thiere zu dressiren, noch kann er Andere darüber belehren.

Was nützt aber ein solcher Equitant dem Dienste in einer Batterie?

Um diesem bösen Umstande zu begegnen, ist es daher nöthig, dass ein Theil des von den Batterien an die Equitation zu stellenden Pferde-Contingentes aus defectuosen und unrittigen Thieren bestehe. So verfuhr man nämlich bei den Equitationen zur Zeit, als selbe in der Artillerie in's Leben traten, und deren Lehrer den Zweck ihrer Bestimmung vollkommen erkannten und gewissenhaft erfüllten.

Das fortwährende Productions- und Quadrillen-Reiten und Fahren einer Equitation auf Pferden, welche durch mehrere aufeinander folgende Jahre eigens hiefür von den Batterien abverlangt werden, gehört wahrhaftig nicht zu den schwersten Leistungen.

Derartige Thiere sind wohl ganz gut als Schulmeister beim Anführen von Remonten, scheuen und stützigen Pferden zu benützen, weshalb selbe auch nur in geringer Anzahl nöthig und wünschenswerth sind; sie dürfen aber keineswegs für diese Anstalt eigens vorgemerkt und alljährlich wieder als Scholarenpferde hervorgesucht werden, denn von solch' guten Pferden haben sodann weder die Equitation, noch die Batterien einen Nutzen. Den letzteren bleibt nebstbei noch die angenehme Überzeugung, dass diese gesuchten Thiere in so lange dort ausgebeutet werden, bis sie nicht mehr gehen können und sodann — als Officiers-Chargen-Pferde auf das Wärmste anempfohlen, in die Abtheilungen zurückkehren. — Nun kann dies aber doch offenbar nicht der Zweck und die Bestimmung einer Equitation sein!

Wir wollen durchaus nicht behaupten, dass es gegenwärtig noch Reitlehrer gebe, welche den hier gerügten Vorgang als gut und zweckmässig bezeichnen wollten, wie es wohl vor nicht gar langer Zeit noch geschah; sollten sich jedoch gegen alles vernünftige Vermuthen deren denn doch noch finden, so müssten wir diese auf die eben erwähnten Leistungen jener Equitations-Commandanten hinweisen, welche vor siebzehn Jahren die Apostel der Reitkunst in der Artillerie waren.

Der Equitationslehrer soll seinen höchsten Stolz darein setzen, alljährlich dem Regimente eine gewisse Anzahl guter Remontenreiter und Abrichter ausgebildet und eine möglichst grosse Ziffer junger, difficiler Pferde nicht nur allein rittig, sondern auch zum Zuge geeignet gemacht zu haben. Hieraus folgt aber, dass zur Reit- und Fahrschule nebst einigen dressirten Pferden auch solche gehören, welche den Gehorsam unter dem Reiter und im Zuge versagen, nicht aber durchgehends Gäule, welche schon durch drei Viertheile ihrer naturgemässen Lebensdauer mit aller philosophischen Ruhe und Ergebenheit ihre schwere Pflicht erfüllen und Knigge's „Umgang mit Menschen“ vollkommen innehaben.

Wie soll wohl sonst der Schüler die verschiedenen Methoden kennen

Zum Gefechte bei Tobitschau [1]).

Im 4. Bande von „Österreichs Kämpfe im Jahre 1866“, Gefecht bei Tobitschau, Seite 98. steht geschrieben:

„Der Abmarsch des Gros der 2. leichten Cavallerie-Division von Krönau war für 8 Uhr angeordnet worden, um den vor demselben abrückenden Truppen einen entsprechenden Vorsprung zu gewähren.“

Dem folgt nun: „Trotz eines mündlich durch Oberst Fürst Windischgrätz um 5½ Uhr Früh überbrachten Befehles des Armee-Commandanten, den Aufbruch der Division nach Möglichkeit zu beschleunigen, wurde an dieser Anordnung Nichts geändert.“ —

Diese Worte scheinen einen so gewichtigen Vorwurf auf die 2. leichte Cavallerie-Division bei Tobitschau zu werfen, dass ich mir erlauben muss, im Interesse der Wahrheit dieses Missverständniss aufzuklären, und halte ich mich — ohne der Anmassung bezeuget werden zu können — umsomehr hiezu berufen, da ich an diesem Tage, als éclaireur der Cavallerie-Division mit 2 Escadronen commandirt, genau instruirt wurde und klare Kenntniss von den Dispositionen hatte.

Die Disposition nun für die 2. leichte Cavallerie-Division war: Um 8 Uhr Früh aus dem Lager bei Krönau aufzubrechen und — dem 8. Infanterie-Corps folgend, sich an dessen Queue schliessend — auf derselben Strasse wie das Infanterie-Corps über Neustift, Charwath, Dub nach Tobitschau zu marschiren. —

Ohne mir eine Kritik des Gefechtes bei Tobitschau erlauben zu wollen, möchte ich nur hier erwähnen, dass die Disponirung der Cavallerie auf derselben Strasse hinter dem Infanterie-Corps unbedingt auf einen vom Feinde unbehelligten Marsch berechnet sein musste, da nicht anzunehmen war, der Feind werde sich erdreisten uns im Rücken anzugreifen, um zwischen uns und die Festung Olmütz d. h. ihre Besatzung zu gerathen.

Obige Berechnung, die sich auch in der Marschordnung des 8. Infanterie-Corps kund gibt, war aber höchst gewagt, da die Patrullen der leichten Cavallerie-Division 24 und 48 Stunden früher des Feindes Anwesenheit in Namiescht, Kosteletz und sogar Prossnitz meldeten, daher offenbar unsere Vorrückung gegen Süden ein Flankenmarsch vis-à-vis des Feindes nächster Nähe genannt werden darf, und die Absicht des Feindes, vor uns bei Wien einzutreffen, ziemlich bekannt war, dem zufolge nicht wahrscheinlich, dass er uns ohne Kampf die kürzere Linie nach Wien gewähren werde.

[1]) Über Wunsch des Herrn Verfassers aus der neuen Militär-Zeitung Nr. 49 vom 19. Juni 1869 hier aufgenommen.

Aus all' dem bisher Gesagten ziehen wir nun die Schlussfolgerung, dass bei der Zusammenstellung einer Equitation anfangs blos schon gut gerittene Pferde dahin gegeben werden müssen. Auf diesen wäre bis halben Jänner der Sitz und die Führung auszuarbeiten.

Von da ab hätte man diese Thiere mit reitstützigen oder solchen, welche den Zug versagen, und mit Remonten zu vertauschen, da die Schüler schon im Stande sein werden, mit diesen die Arbeit zu beginnen. Auf diese Weise würden die Scholaren dressiren, die Pferde gehen lernen, und die Batterien erhielten ein gut gearbeitetes Materiale, deren Dressur ihnen durch die Winterverhältnisse ohnedies sehr erschwert oder wohl ganz unmöglich gemacht wird.

Indem wir diese Betrachtungen schliessen, erlauben wir uns — gestützt auf unsere gute Absicht und die Überzeugung, dass es hie und da noch immer nöthig erscheint, dass unser Mahnruf gehört werde — zu wiederholen, dass die Equitationen sich jedes Blendwerks, das heisst aller Productions- und Quadrillen-Reiterei, vollkommen enthalten und die goldne Zeit zum Erlernen des Essentiellen, nicht aber zum Eindrillen von allerhand Tanzfiguren verwenden mögen, welche höchstens für den Ballsaal gut genug sind.

Dieser Vorgang verschuldet nebst dem Zeitverluste für Besseres auch noch den Übelstand, dass die Reiter aus dem Sitz und die Pferde hinter die Hand kommen, mithin ihren natürlichen freien, raumgreifenden Sprung und Tritt verlieren.

Der Equitations-Commandant muss mit vollem Verständnisse und ohne alle geschmeidigen Nebenrücksichten dem wahren, gediegenen und einzigen Zwecke der Anstalt huldigen und nur ihm ganz allein zu dienen bestrebt sein.

Da aber, wo sich die bisher erwähnten Fehler oder Unzukömmlichkeiten eingeschlichen haben sollten, wo man nicht genau dem Zwecke entsprechend arbeitet, oder diesen Zweck wohl gar verkennt, da, wo der Equitationslehrer seine Schlussprüfung zur Comödie macht und das Misslingen des Schaustückes nur der missliebigen Anwesenheit eines Kenners zuschreibt, — da wäre es wohl im Interesse der Zukunftsreiterei der Artillerie sehr dringend nöthig, dem Fortwuchern dieser eingeschlichenen Mängel und Unarten mit aller Kraft entgegenzutreten und die Leistungen der Anstalt auf ihre Urbestimmung zurückzuführen.

da ich letztere Meldung nicht einsenden konnte, weil ich bei Ollschan nicht mit dem Feinde, wohl aber mit einer Abtheilung Karl Ludwig-Uhlanen Nr. 7 zusammentraf, welches Regiment der Festungsbesatzung zugewiesen war.

Nimmt man die Länge der Marschcolonne eines Infanterie-Corps und den Weg, den die Cavallerie-Division — zumal durch hohes Getreide — zurückzulegen hatte, so wird man nach dem Gesagten sich nicht wundern, dass diese noch nicht am Kampfplatze sein konnte, als die Katastrophe mit der Geschützreserve vor sich ging, von welcher auch ich leider keine Ahnung hatte. Musste ich ja die Flanke meiner Cavallerie-Division decken, die ich übrigens — würde ich von der Exponirung der Geschützreserve Kenntniss gehabt haben — bei diesem wichtigen Umstande sicherlich mit meinem Gros momentan verlassen hätte.

Ohne mich — wie Anfangs gesagt — in die anderweitigen Details dieses verhängnissvollen Tages einzulassen, möchte ich nur schliesslich als unmassgebliche, aber doch als meine Überzeugung bemerken, dass durch die gegebenen Dispositionen bei Annahme eines unbehelligten Marsches dieser Tag im Allgemeinen vor dem ersten Kanonenschuss als missglückt entschieden war, wenn auch Einzelheiten glücklicher hätten ausfallen können.

Noch erübriget mir, die Hoffnung auszusprechen, die Redaction des ausgezeichneten Werkes „Österreichs Kämpfe im Jahre 1866" werde diese kleine Berichtigung eines Missverständnisses nicht übel deuten, da derartige Missverständnisse — zumal bei so unglücklich complicirten Umständen — entstehen können, allerdings aber an Tragweite für den weiteren Leserkreis gewinnen, wenn andere Blätter — ohne jede Veranlassung — mit grossgedruckten Buchstaben hervorheben zu müssen glauben, was ihrer Tendenz zusagt, wie z. B. die Wehrzeitung in diesem Falle mit dem Eingangs erwähnten Absatz „trotz eines mündlich etc. etc." bis „nicht geändert" vorgenommen hat. —

Vergleichsweise unser Generalstabs-Werk zu dem preussischen gehalten, könnte man das erstere als den älteren, ruhigeren und gemessenen, selbst im Unglück klar und offen sich zeigenden Bruder bezeichnen, während das zweite das Bild des jüngeren übermüthigen Bruders gibt, der so überrascht und siegestrunken ist, über seinen älteren Bruder gewonnen zu haben, dass er auch die einzelnen Momente der Schwäche nicht eingestehen zu brauchen glaubt, was ihm aber unbedingt mehr Freunde und mehr Glauben gebracht haben würde. —

Prinz Joseph zu Windisch-Grätz,
Oberstl. im König von Württemberg 6. Huszaren-Rgt.
anno 1866 Major im FML. v. Cseh 4. Husz.-Rgt.

Die Jugend Napoleons des Ersten (1769—1793.)

Von

Dr. Robert Roesler.

Napoleons Knabenzeit.

Es ist nicht ohne Interesse zu bemerken, dass die beiden glänzendsten Sterne der französischen Revolutionszeit — Mirabeau und Napoleon — von italienischer Abstammung sind. Der eine ist ihr Leiter und Führer in den vielverheissenden Anfängen gewesen, der andere rühmte sich des Verdienstes, sie geschlossen zu haben; in Wahrheit hat er sie zum Sockel des Monumentes gemacht, auf dem seine hohe militärische Aureole sich erhob. Das nach Frankreich übersiedelte Geschlecht der Riquetti (Arrighetti), aus welchem der Graf G. Honoré Mirabeau hervorging, nennt Florenz seine Heimat. Die letzte Heimat der Buonapartes ist Corsica; die frühere, Sarzana, ist von Florenz nicht weit entlegen.

Wir wenden uns nach Corsica, der Schweiz des Mittelmeeres, wo aus eigenwilligen trotzigen Herzen ewig neu und ewig blutig die Vendetta sich erhebt, jenes Gespenst, welches das Blut der besten Söhne fordert und wie ein Vampyr an dem Gedeihen des Landes zehrt.

Jahrhunderte lang hat Corsica seine Freiheit gegen die Republik Genua vertheidigt, deren drückende, egoistische Herrschaft jedem Corsen härter als der Tod erschien. Die Herrschaft des Kleinen ist immer strenger, lastender gefunden worden, als die des Mächtigen, Grossen. Athens, Spartas, Venedigs, Genuas Regierungen sind den Unterthanen immer drückender gewesen, als die Roms, der Perser, der Araber. Die Geschichte der langen, oft erneuerten, wechselvollen, am Schlusse stets unglücklichen Kämpfe der Corsen ist eine grosse, reiche Epopöe, wie keine bewegter, leidenschaftlicher, blutiger geschrieben und erfunden worden.

Die Kämpfe fanden und bildeten Herzen von Stahl. Welche Männer jene Arrigo della Rocca, Vicentello d'Istria, Giampolo da Leca, Sampiero, Giampietro Gaffori, und endlich der letzte der langen Reihe von Freiheitshelden, Pasquale Paoli! Alle setzten Gut und Blut an die Sache des theuren Vaterlandes, auch im Exil gehörte ihm jeder ihrer Gedanken.

[1] Die Grundlagen und Quellen dieses Aufsatzes sind: Coston, Biographie des premières années de Napoléon Bonaparte. 2 vol. 1840. Libri, Souvenirs de la jeunesse de Bonaparte in der Revue des deux mondes. Bd. 29. 1842 Gregorovius, Corsica 2 Bd. Stuttgart u. Tübing. 1854. Nasica, Mémoires sur l'enfance et la jeunesse de Napoléon jusqu'à l'âge de vingt-trois ans. Paris 1865. A. v. Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte. IV. Bd. S. 357. ff. Bonaparte'sche Erinnerungen in Toscana. Mortimer-Ternaux, Histoire de la terreur. V. Bd. Paris 1866.

Pasquale Paoli aber ist der letzte von den Männern gewesen, welche die Befreiung ihres Vaterlandes vom fremden Joche mit edelster Hingebung zum Ziele nahmen, der letzte der langen Reihe, welcher an diese Aufgabe sein Leben wendete. Und ihm schien das Glück zu gewähren, was es seinen Vorgängern versagt hatte. Die Befreiung der theuern Heimat gelang, das alternde Genua erschöpfte seine letzten Kräfte im fruchtlosen Kampfe gegen die Unermüdlichkeit der Corsen. Schon kam das durch den ewigen Krieg erschöpfte Land sichtlich in Aufnahme; unter einer freien Verfassung belebten sich Ackerbau, Industrie und Handel. Da verzweifelte Genua, den tapfern Widerstand brechen zu können, und schloss mit Frankreich den Vertrag von Versailles (15. Mai 1768). Alle Rechte, die es auf Corsica zu haben meinte, sollten nun an den mächtigen Nachbarn übergehen, der sich beeilte, die Corsen, die er bisher als selbständige Nation anerkannt hatte, in Ketten zu schlagen. Allein so furchtbar die französische Übermacht war, Corsica beugte sich nicht sogleich unter sein Geschick. Es hatte der bösen Tage viele überdauert, vielleicht gelang es ihm noch einmal. Das gesammte Volk ergriff die Waffen. In mörderischen Gefechten wurden die Franzosen geworfen. Die Tapferkeit der Corsen steigerte sich bis zur Verzückung. Weiber in Manneskleidern nahmen Antheil an der blutigen Arbeit. Doch immer neue Verstärkung kam den Geschlagenen aus Frankreich, während jeder Verlust auf corsischer Seite unersetzlich war. Der neue französische Commandant De Vaux trieb in einer Reihe von Kämpfen die Corsen aus allen ihren Positionen und besiegte sie in dem unglücklichen Treffen von Ponte nuovo am Goloflusse. Im panischen Schrecken stürzten die Flüchtigen auf die hohen Berghänge des Monte rotondo. Unter ihnen war Letizia, die Gattin Carlo Buonaparte's, der im Hauptquartier Paoli's selbst diente. Nur der kleine Krieg, der Guerillakrieg im Berglande, war noch möglich; aber konnte er mehr, als das Ende hinausschieben und den Ruin der Insel vollenden? Verzagtheit ergriff auch die Führer, selbst Pasquale Paoli. Auf einem englischen Schiffe verliess er mit 300 seiner Landsleute die Heimat und ging über Toscana nach England, das dem Flüchtigen ein Asil gewährte, nachdem es seinem fünfzehnjährigen Ringen unthätig zugesehen.

Noch war das Getöse dieses letzten allgemeinen Unabhängigkeitskrieges nicht verklungen, als der Mann geboren wurde, dessen Jugend wir zum Gegenstande dieser flüchtigen Skizze wählen.

Zu den Patrioten, welche sich bereit machten, den Wanderstab zu ergreifen, gehörte auch Carlo Buonaparte, ein warmer und eifriger Freund Paolis. Zu der Zeit, als Napoleons Stern immer höher stieg, haben unverdrossene Genealogen den Stammbaum der corsischen Buonaparte in ein hohes Alterthum hinaufgeleitet. Nach den Forschungen dieser Dienstbeflissenen sollten sie von den Markgrafen von Treviso abstammen, und Linien ihres Geschlechtes in Florenz, San Miniato, Bologna und Sarzana geblüht haben. Doch Napoleon fühlte seinen Namen zu gross, als dass er auf die alten Geschlechtsregister, voll einer ruhmlosen Vergangenheit, Wert gelegt hätte. Er fühle

sich geehrt genug, der Rudolf von Habsburg seines Stammes zu sein, und datire seinen Adel von Millesimo und Montenotte. Die geschichtliche Forschung, die sich dabei nicht beruhigte, hat die Kartenhäuser der Genealogen nicht unangefochten gelassen und nachgewiesen, wie die verschiedenen Buonapartes in den italienischen Städten in keiner Verwandtschaft zu einander standen, und dass die ununterbrochene Reihe der corsischen Buonaparte's erst vom 16. Jahrhundert datirt. Sie erscheinen in Ajaccio begütert, spielen aber keine Rolle in der Geschichte ihres Vaterlandes. Doch finden sich ihre Namen in den städtischen Ämtern Ajaccio's.

Aus diesem Geschlechte nun war es Carlo Buonaparte, in Pisa zum Doctor der Rechte graduirt und bald darauf der beliebteste und beredteste Advocat Ajaccio's, der Paoli's patriotischem Regiment mit aller Wärme eines jugendlichen Enthusiasmus anhing. Überdies war er Paoli persönlich verpflichtet. War es dieser ja gewesen, der den Widerstand besiegte, welchen die Eltern Letizia Ramolinos der Verbindung mit ihm entgegenstellten. Letizia Ramolino, 14 Jahre alt, die schönste Dame Corsicas, wurde Buonapartes Frau. Sie folgte ihrem Manne nach Corte, dem Sitze der Regierung, wo ihr Mann in der Nähe Paolis in einflussreicher Stellung lebte. In der unglücklichen Schlacht am Ponte nuovo nahm dies ein Ende. Schon marschirten die Franzosen auf Corte selbst; da verliess Alles, alt und jung, vornehm und gering, die Stadt und floh, wie wir sahen, auf die Höhen des Berges Monte rotondo, in jene kalte Alpeneinsamkeit, wo die schwarzen Ziegen weiden, der Bandit und das Mufflon frei durch die Schluchten und die Wildnisse schweifen. Letizia floh mit hinauf, mit den andern in Sorge und Angst. Unter ihrem Herzen trug sie Napoleon. Als französische Officiere mit der Friedensfahne erschienen und allgemeine Amnestie und Sicherheit verkündet hatten, stieg sie nach Ajaccio hinab, ihren Mann an der Seite, durch das steile enge Thal des Liamone. Hier gerieth sie in Gefahr zu ertrinken, ihr Muth allein hat sie gerettet. In Ajaccio drohte ihr neues Unglück: ihr Gatte wollte sich den in das Exil Gehenden anschliessen, Paolis Sache auch jetzt nicht verlassen. Aber die Thränen Letizias und die Vorstellungen seines Oheims Lucian Buonaparte, des Archidiaconus von Ajaccio, bestimmten ihn zum Bleiben. Er kämpfte seine Gefühle nieder, blieb und wurde unter der französischen Herrschaft Assessor am königlichen Gerichtshofe in Ajaccio. Noch war das Getöse dieses letzten allgemeinen Unabhängigkeitskrieges nicht verklungen, noch waren die Gemüther Aller erregt von den letzten traurigen Schicksalen, als am Feste Maria Assunta Napoleon geboren wurde. Er war der zweite Sohn. Man hat behauptet, der seltene Name sei seit Jahrhunderten die übliche Benennung des zweiten Sohnes in der Familie der Buonapartes gewesen, aber in der corsischen Familie findet sich kein Napoleon vor diesem.

Es kann kein historisches Interesse haben, die ersten Jahre der Kindheit zu verfolgen und in den ersten Regungen des geistigen Lebens sogleich nach bedeutenden und charakteristischen Zügen zu spähen. Wollten wir auch die Anekdoten alle für wahr halten, welche später ihre Fassung empfingen,

als die Erzähler bereits unter dem Einflusse des grossen Ruhmes des Kaisers standen, so würden wir doch sagen müssen: Napoleon war ein Kind wie hundert andere, und das durch Frühreife nicht hervorragte. Den Hauptantheil an der Erziehung hatte die Mutter, aber ihre Herrschaft war streng, fern von aller Verweichlichung; der Vater nahm geringen Einfluss, seine Beschäftigung, wie der grosse Hang zu Vergnügungen entzogen ihn viel dem Hause. Die Familie gehörte damals zu den ersten Ajaccios, das ein Ort von ausgeprägt kleinstädtischem Typus war; sie lebte einfach und eingezogen und galt als ein Muster sittlicher Haltung.

Im Jahre 1777 ging Carlo Buonaparte als Deputirter des corsischen Adels nach Paris. Bei diesem Anlasse hatte er Gelegenheit, dem Grafen Marboeuf, dem Generallieutenant von Corsica, einen Dienst zu leisten, der nicht ohne wesentlichen Einfluss auf das Schicksal des jungen Napoleon blieb. Gegen Marboeuf intriguirte nämlich der Vicomte Narbonne Fritzlar, in der Absicht, dessen Stelle an sich zu bringen. Da Marboeuf ebenso populär in Corsica war, als Narbonnes Stolz Allen missfiel, so verwendete sich Buonaparte zu Gunsten des Ersteren, und das Ministerium, welches die Ansicht eines angesehenen Corsen in dieser Sache hoch hielt, folgte dem gegebenen Impulse.

Graf Marboeuf vergalt diese Freundschaft damit, dass er dem ältesten Sohne Buonapartes, Josef, eine Stelle im Seminar zu Autun und dem jüngeren Napoleon den Eintritt in die königliche Militär-Akademie zu Brienne-le-Château, Departement Bar sur Aube in der Champagne, verschaffte. Er hiess nun Elève du roi. Ludwig XVI. erzog sich seinen Nachfolger.

So betrat Napoleon die kriegerische Laufbahn, zu der ihn frühe seine Neigung gezogen! Wie oft hatte man ihn auf dem Exercirplatze in Ajaccio die militärischen Exercitien der Soldaten mitmachen sehen, wie oft hatte ein entzückter Graubart den eifrigen Knaben aufgehoben und geküsst! Mit einer kleinen metallenen Kanone, die man noch später als Reliquie zeigte, hatte er so häufig gespielt, die Jugend von Ajaccio hatte unter seinem Commando manchen Raufhandel ausgefochten. Nun betrat er die Schule, die ihn für die geliebte Laufbahn ausbilden sollte.

Ende des Jahres 1778 verliess der neunjährige Knabe Corsica und ging mit seinem Vater über Florenz nach Frankreich. In der Hauptstadt Toscanas wurden sie von dem Grossherzog Peter empfangen, der ihnen ein Empfehlungsschreiben an seine Schwester Marie Antoinette mitgab. Der Hauptanlass zu dem Besuche von Florenz lag aber in der Nothwendigkeit, die Beweise für den alten Adel der Familie zu sammeln, die für die Aufnahme zu Brienne als unerlässliche Bedingung galten. Und die in der Familie gepflegte Tradition eines alten Zusammenhanges mit den toscanischen Buonapartes unterstützte diese Ansprüche auf das Beste.

Sehen wir nun, wie der junge Napoleon nach einem kurzen provisorischen Aufenthalt zu Autun in der Akademie von Brienne sich zeigte. Man fand ihn ruhig, gelassen, anscheinend phlegmatisch und kalt. Er vermied die Gesellschaft seiner Kameraden, ebenso sehr aus natürlichem Hange, als weil

sie ihn durch ihr Betragen zurückstiessen. Der junge Corse war anfangs der französischen Sprache nicht mächtig, und als er die Schwierigkeiten überwunden, klebte ihm noch lange der italienische Accent an. Häufige Neckereien wegen seines Vaterlandes reizten ihn auf das Stärkste. Mit Verstümmelung seines Namens nannte man ihn Paille-au-nez. Er tadelte seinen Vater, dass er nicht fester an Paoli gehalten, forderte aber einen der Zöglinge, der seinen Vater beschimpft hatte. Wenn man Corsica herabzog, wurde er heftig und vertheidigte seine Heimat mit Wärme. Wären die Franzosen nicht mit Übermacht gekommen, nie hätten sie die Insel überwältigt. Das Andenken Paolis war ihm heilig, er wünschte ihm gleich zu werden. Der Trieb zur Lectüre erfüllte ihn ganz. Von allen 110 Zöglingen schloss er sich allein an Bourrienne an, der später Staatsminister und sein Biograph wurde.

Die Sehule unterstand der geistlichen Leitung von Minoriten, deren Lehrkräfte sehr unbedeutend waren. Dupuy war der Leiter des Erziehungshauses, und seine Einwirkung auf Napoleon hat noch länger nachgewirkt; Patrault lehrte Mathematik, und unter ihm als Repetent Pichegru, der spätere Eroberer Hollands. Napoleon richtete seine Studien vorzugsweise auf Mathematik; er war darin der Erste unter seinen Mitschülern; doch war sein Geschmack an schöner Literatur schon damals sehr lebendig. Unter seinen Aufsätzen fällt eine versificirte Fabel auf. Seinen Eifer für corsische Geschichte bezeugt ein Brief an seinen Vater, in welchem er ihn um Sendung einiger Werke über corsische Geschichte bittet.

Schon im Elternhause hat Napoleon seine Geschwister dominirt; auch der ältere Josef war nicht im Stande gewesen, dem höheren Ansehen Napoleons sich zu entziehen, immer hatte dieser Recht behalten, wenn die elterliche Autorität angerufen wurde. Wie Napoleon seinen Einfluss in der Familie fortbewahrte, wie er sein geistiges Übergewicht als tyrannischer Hofmeister des älteren Bruders manifestirte, zeigt das musterhafte, klare und präcise Schreiben, welches er noch aus Brienne ans einen Onkel Fesch, den nachmaligen Cardinal, richtete [1]).

Er schreibt 15. Juli 1784, damals fünfzehnjährig:

„Mein theurer Oheim! Ich schreibe Ihnen, um Sie von der Reise meines lieben Vaters durch Brienne zu unterrichten, welcher nach Paris ging, Marianne nach St. Cyr zu bringen und seine Gesundheit wiederherzustellen. Er ist hier am 21. angekommen mit Lucian und den beiden Fräulein, die Sie gesehen haben; den letzteren hat er hier gelassen. Er ist 9 Jahre alt und 3 Fuss 11 Zoll und 10 Linien gross; er ist in der sechsten im Latein und wird die verschiedenen Partien des Unterrichts lernen; er zeigt viel Talent und guten Willen; man darf hoffen, dass etwas Gutes aus ihm werden wird. Er ist gesund, kräftig, lebhaft und unbesonnen, und für den Anfang ist man mit ihm zufrieden. Er weiss das Französische recht gut und hat das Italienische ganz und gar vergessen. Übrigens wird er meinem Briefe beischreiben; ich werde

---

[1]) Gregorov. 2, 130 aus Tommaseo, Lettere di Pasquale Paoli, Firenze 1846.

ihm nichts sagen, damit Sie wissen, wie es mit ihm steht. Ich hoffe, dass er Ihnen nun öfter schreiben wird, als da er in Autun war. Ich bin überzeugt, dass mein Bruder Josef Ihnen noch nicht geschrieben hat. Wie wollten Sie das verlangen? Er schreibt an meinen lieben Vater höchstens zwei Zeilen, wenn er es noch thut. In Wahrheit, er ist nicht mehr derselbe. Indessen an mich schreibt er sehr oft. Er ist in der rhetorischen Classe, und er würde besser thun, wenn er arbeitete, denn der Herr Lehrer hat meinem lieben Vater gesagt, dass es im Collegium keinen Physiker, noch Rhetoriker, noch Philosophen gebe, der so viel Talent hätte als er, und der so gut eine Übersetzung macht. Was den Stand betrifft, den er wählen soll, so war es, wie Sie wissen, zuerst der geistliche, welchen er wählte. Er blieb bei diesem Entschlusse bis auf diese Stunde, wo er nun Soldat werden will. Darin thut er aus mehreren Gründen Unrecht.

„1. Wie mein Vater bemerkt, hat er nicht Kühnheit genug, den Gefahren einer Schlacht die Stirne zu bieten; seine schwache Gesundheit erlaubt ihm nicht, die Beschwerden eines Feldzugs zu ertragen, und mein Bruder sieht den Soldatenstand nur von Seite der Garnisonen. Ja, mein lieber Bruder wird ein guter Garnison-Officier sein: Gut! da er einen leichten Sinn hat und folglich zu frivolen Complimenten geschickt ist, wird er mit seinen Talenten immer eine gute Figur in der Gesellschaft machen, aber in einer Schlacht? Das ist's, was mein theurer Vater bezweifelt.

Qu' importe à des guerriers ces frivoles avantages?
Que sont tous ces trésors sans celui du courage?
A ce prix fussiez-vous aussi beau qu'Adonis,
Du Dieu même du Pinde eussiez-vous l'éloquence,
Que sont tous ces dons sans celui de la vaillance?

2. Er hat eine Erziehung für den geistlichen Stand empfangen; es ist zu spät, sie zu vergessen. Der Herr Bischof von Autun würde ihm eine grosse Pfründe gegeben haben, und er wäre sicher Bischof zu werden. Welche Vortheile für die Familie! Der Herr Bischof von Autun hat sein Möglichstes gethan, um ihn zu bewegen zu bleiben, und ihm versprochen, dass er es nie bereuen solle. Vergebens: er beharrt. Ich würde es loben, wenn er einen entschiedenen Geschmack für diesen Stand hätte, den schönsten von allen Ständen, und wenn der grosse Beweger der menschlichen Dinge, indem er ihn schuf, ihm wie mir eineen tschiedene Neigung für das Militär eingeflösst hätte.

„3. Er will, dass man ihn im Militär anstellt; das ist ganz gut, doch in welchem Corps? Etwa in der Marine?

„4. Er versteht Nichts von der Mathematik. Es bedürfte zweier Jahre, um sie ihm zu lehren.

„5. Seine Gesundheit verträgt sich nicht mit dem Meere. Etwa im Genie? Da brauchte er vier oder fünf Jahre, um das Nöthige zu lernen. Ausserdem denke ich, dass den ganzen Tag beschäftigt sein und zu arbeiten sich nicht mit der Leichtigkeit seines Wesens verträgt. Derselbe Grund wie für das Genie ist für die Artillerie vorhanden mit der Ausnahme, dass er nur achtzehn Monate zu arbeiten brauchte, um Eleve, und ebenso viel, um Officier

zu werden. O! das ist noch nicht nach seinem Geschmacke. Lasst also sehen! er will ohne Zweifel in die Infanterie. Gut, ich verstehe: er will den ganzen Tag nichts zu thun haben, er will den ganzen Tag das Pflaster treten. Denn was ist doch ein winziger Infanterie-Officier? Ein schlechtes Subject drei Viertel der Zeit hindurch. Und das wollen weder mein theurer Vater, noch Sie, noch meine Mutter, noch mein Oheim, der Archidiaconus, denn er hat schon kleine Stückchen von Leichtsinn und Verschwendung gezeigt. Folglich muss man einen letzten Versuch machen, um ihn für den geistlichen Stand zu gewinnen; wo nicht, so wird ihn mein lieber Vater mit sich nach Corsica nehmen, wo er unter seinen Augen sein wird. Man wird versuchen, ihn in die Gerichtsschreiberei zu geben. Ich schliesse mit der Bitte, mir Ihr Wohlwollen zu erhalten; mich dessen werth zu machen, wird für mich die wesentlichste und angenehmste Pflicht sein. Ich bin mit dem tiefsten Respect, mein theurer Oheim,

Ihr sehr ergebener und sehr gehorsamer Diener und Neffe
Napoleon de Buonaparte.

„P. S. Zerreissen Sie diesen Brief.

„Doch können wir hoffen, dass Josef mit den Talenten, die er besitzt, und den Gesinnungen, welche seine Erziehung ihm eingeflösst haben muss, sich zum Guten besinnen und die Stütze unserer Familie sein wird. Stellen Sie ihm ein wenig alle diese Vortheile vor."

Der Marschall von Kéralio, welcher im Jahre 1783 die Schule von Brienne inspicirte, erkannte bereits die Talente des Knaben und sprach es aus: „Ich bemerke in ihm einen Funken, den man nicht genug pflegen kann." Er verschaffte ihm eine Stelle in der Militärschule zu Paris. Napoleon bezog sie 1784 im October.

Hier genoss er den Unterricht des ausgezeichneten Monge und machte in jeder Hinsicht bedeutende Fortschritte mit Ausnahme der Orthographie, die immer fehlerhaft blieb. Wie selbständig und entschieden die Ansichten des Jünglings bereits waren, zeigte sich in einer Denkschrift, die er über den Zustand des Militärinstitutes ausarbeitete und einem der Vorsteher überreichte. Er scheute sich nicht, darin auszusprechen, dass die Schule auf einem zu kostspieligen Fusse eingerichtet sei, der die grössten Nachtheile mit sich bringe. Die Königsschüler, sämmtlich arme Adelige, würden verweichlicht, eitel und an Bedürfnisse gewöhnt, die über ihre Lage hinausgingen; aus der Schule hervorgetreten, würden sie, weit davon entfernt, die bescheidene Lage ihrer Eltern zu theilen, vielleicht über Diejenigen erröthen, denen sie das Dasein dankten. — Bereits drei Jahre später hat man auch bei der Regierung das Gegründete solcher Angriffe eingesehen und das theure Institut aufgehoben.

Im Herbste 1785 ging Napoleon als Second-Lieutenant bei der Artillerie aus der Schule hervor und erhielt als Bestimmung Valence, wo das Regiment La Fère in Garnison lag.

Ehe er so in die Welt des Berufs trat, erfolgte der Tod seines Vaters.

Dieser war wegen eines seit Jahren schwebenden Processes mit den Jesuiten, die ihm einige Güter entrissen haben sollten, wieder nach Frankreich gegangen; auf der Rückreise erlag er zu Montpellier einem Magenkrebs, derselben Krankheit, an welcher auch sein Sohn Napoleon in St. Helena gestorben ist.

Er stand in seinem 39. Jahre und schied ohne Ahnung, dass der junge Militär in Paris die Krone Frankreichs und Corsicas tragen werde; doch auch ohne so weit in eine verschleierte Zukunft zu sehen, setzte er grosse Hoffnungen auf Napoleon. Als er in den Armen seines ältesten Sohnes Josef mit dem Tode rang, waren seine Phantasien an Napoleon: Wo ist Napoleon? warum kommt er nicht, mit seinem grossen Degen seinem Vater zu helfen?

Ausbrüche zärtlichen Gefühls hat man an Napoleon nur selten wahrgenommen; so ist auch der Brief, welchen dies erste traurige Ereigniss seines Lebens veranlasste, überaus lakonisch. Am 23. März empfing er die schmerzliche Botschaft, am 29. schrieb er seiner Mutter, wie folgt [1]:

„Meine theure Mutter!

„Heute hat die Zeit die ersten Ausbrüche meines Schmerzes ein wenig beruhigt, und ich beeile mich, Ihnen die Dankbarkeit zu bezeugen, welche mir die Güte einflösst, die Sie immer für uns gehabt haben. Trösten Sie sich, meine theure Mutter, die Umstände gebieten es. Wir werden unsere Sorge und unsere Erkenntlichkeit verdoppeln und glücklich sein, wenn wir durch unsern Gehorsam Sie in etwas für den unschätzbaren Verlust eines geliebten Gatten entschädigen können. Ich schliesse, meine theure Mutter, mein Schmerz befiehlt es, indem ich bitte, dass Sie den Ihrigen besänftigen. Meine Gesundheit ist ausgezeichnet, und alle Tage bitte ich den Himmel, Ihnen eine ähnliche zu schenken. Bringen Sie meine Hochachtung der Tante Gertrude, Minana Saveria, Minana Fesch etc.

„P. S. Die Königin von Frankreich ist von einem Prinzen niedergekommen, genannt Herzog der Normandie, am 27. März, 7 Uhr des Abends,

Ihr sehr ergebener Sohn
Napoleon de Buonaparte."

Erinnern diese Worte nicht schon an das berühmte 29. Bulletin vom 3. December 1812, welches Frankreich die Vernichtung der grossen Armee meldete und als Trost hinzufügte: Die Gesundheit Seiner Majestät ist niemals besser gewesen!

Letizia aber bedurfte fürwahr eines Trostes und einer Stütze. Noch lebten neun von den dreizehn Kindern, Jérôme lag noch in der Wiege. In dieser Lage wurde der Archidiaconus Lucian die Säule des Hauses. Er nahm sich der Vermögensverwaltung mit Einsicht und Strenge an und ersetzte wenigstens in dieser Hinsicht den verstorbenen Neffen mehr als völlig, denn Carlo Buonaparte war nur zu sehr zur Verschwendung geneigt gewesen.

Wir würden ohne weitere Belehrung annehmen dürfen, dass Napoleon als Lieutenant keiner von derjenigen Sorte dar, die er mit tadelnden

[1]) Coston 1, 69; Gregorovius 2, 124.

Worten in dem Briefe an Fesch charakterisirt hat. Sein ferneres Leben glich dem bisherigen. Der Ernst, die Verschlossenheit und in sich gekehrte Haltung nahmen, wenn möglich, noch zu; das ganze Wesen athmete den Drang nach Auszeichnung, Thaten und Grösse. Dem gegenüber bot der einförmige Garnisonsdienst in Valence wenig Hoffnung auf Erfüllung hochfliegender Wünsche. Die Personen, die er sah, genügten ihm nicht; wir bemerken nicht, dass er einen engeren Anschluss gesucht. Die anekdotenliebenden Biographen haben sich an den Kirschen delectirt, die er in Gemeinschaft mit Fräulein du Colombier zu Basseaux verspeist hat. Wir verweilen lieber bei einem Blatte, das in den Papieren seiner Jugend aufgefunden worden und die Stimmung des jungen Officiers in düsterster Färbung darstellt. So schreibt er am 2. Mai 1786 in sein Tagebuch [1]): In Mitte der Menschen immer einsam, kehre ich nach Hause zurück, um mit mir selbst zu träumen und mich der ganzen Stärke meiner Melancholie zu überlassen. Wohin zieht sie mich heute? zum Tode. In der Morgenröthe meiner Tage, kann ich hoffen noch lange zu leben. Ich bin seit sechs bis sieben Jahren entfernt von meinem Vaterlande. Welches Vergnügen empfände ich nicht, in vier Monaten es wiederzusehen mit meinen Landsleuten und Eltern. Darf ich aus den innigen Empfindungen, welche das Andenken der Freuden meiner Kindheit mich fühlen lässt, nicht den Schluss ziehen, dass mein Glück vollständig sein werde? Welcher Wahnsinn also treibt mich an, meine Vernichtung zu wünschen? Ohne Zweifel: der Gedanke, was ich in dieser Welt soll? Da ich nun einmal sterben muss, ist es nicht gleich gut, wenn ich mich tödte? Wenn ich über das sechzigste Jahr hinaus wäre, so würde ich das Vorurtheil meiner Zeitgenossen nicht anfechten und geduldig warten, bis die Natur ihren Lauf vollbracht hätte; aber da ich erst anfange, Unglück zu erfahren, da Nichts mir Vergnügen macht, warum sollte ich Tage überstehen, in denen Nichts mir gelingt. Wie entfernt sind die Menschen von der Natur, wie sind sie gemein, verächtlich, kriechend. Welches Schauspiel werde ich in meinem Lande sehen? Meine Landsleute, mit Ketten belastet, küssen mit Zittern die Hand, welche sie unterdrückt. Das sind nicht mehr die braven Corsen, welche ein Heros mit seinen Tugenden belebte, die Feinde der Tyrannen, der Schwelgerei verächtlicher Höflinge. Stolz, voll von dem edlen Bewusstsein seines Wertes lebte der Corse glücklich. Wenn er seinen Tag an die öffentlichen Angelegenheiten gewendet hatte, so floss ihm die Nacht hin in den zärtlichen Armen seines theuren Weibes; die Vernunft und seine Begeisterung liessen ihn alle Anstrengungen des Tages vergessen; die Zärtlichkeit und die Natur machten seine Nacht den Göttern gleich. Aber mit der Freiheit sind sie verschwunden, wie ein Traum, jene glücklichen Tage. Franzosen, nicht zufrieden damit, uns Alles geraubt zu haben, was wir liebten, ihr habet auch unsere Sitten zu Grunde gerichtet. Das gegenwärtige Bild meines Vaterlandes und die Ohnmacht es zu ändern sind ein neuer Grund ein Land zu fliehen, wo

[1]) Bei Libri, Revue d. d. mond. p. 801.

meine Pflicht erheischt, Menschen zu loben, die ich aus Grundsatz hassen muss. Welche Miene soll ich annehmen, welche Sprache führen, wenn ich in mein Vaterland komme. Wenn das Vaterland zu Grunde ging, soll ein echter Bürger sterben. Wenn ich nur einen Mann zu tödten brauchte, um meine Landsleute zu befreien, ich würde in demselben Augenblicke aufbrechen und stiesse in den Busen des Tyrannen mein Schwert zur Rache für das Vaterland und die geschändeten Gesetze.... Das Leben ist mir eine Last, weil ich kein Vergnügen geniesse und Alles mich drückt; es ist mir eine Last, weil die Menschen, mit denen ich lebe und wahrscheinlich immer leben werde, Sitten haben, die von den meinigen sich so unterscheiden, wie das Licht des Mondes von dem der Sonne. Ich kann daher die einzige Art und Weise des Lebens, die mir dieses erträglich machte, nicht führen, und daraus entspringt ein Ekel an Allem."

Ist es Napoleon mit diesem Monologe über to be or not to be durchaus Ernst gewesen? Kaum. Es ist in dieser Ergiessung doch zu viel schimmernde Rhetorik, zu wenig echter natürlicher Empfindungston. Der Styl zeigt bereits hier alle jene Seiten, die ihn später auszeichnen: scharfe Pointirung, energische Schlaglichter, plötzliche und überraschende Wendungen, theatralische Declamation.

Das verwundete Gemüth des patriotischen Corsen flüchtete sich in die Geschichte; die Darstellung des Glanzes und Wertes der edlen Väterzeit sollte ihn über die Schmach der Gegenwart erheben. So flüchtete Alfieri in die Poesie, um zu vergessen, dass seine Landsleute Sklaven waren, und er hielt ihnen in den energischen Versen seiner Tragödien den Spiegel hoher Heldenmuster vor. Napoleon hat in dieser Zeit mit Eifer an seiner Geschichte Corsicas geschrieben, zu der der Gedanke wohl schon in Brienne entsprungen sein mag. Nachdem er die ersten Capitel vollendet, las er sie seinen Kameraden vor, die sie mit Beifall aufnahmen. Mme. du Colombier rieth ihm, sie dem Urtheile des Abbé Raynal zu unterwerfen, dessen historische Werke damals geschätzt und viel gelesen wurden.

Sogleich ging Napoleon darauf ein, und der Erfolg entsprach seinen Wünschen. Er setzte sein Werk fort und führte die Geschichte bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Die Zeit des letzten Kampfes beschrieb er nicht mehr: er wollte die Epoche, an deren Ausgang er mit solchem Schmerze weilte, nicht schildern. Die Darstellung ist, wie sich mit Recht von der Leistung eines achtzehnjährigen Schriftstellers erwarten lässt, pathetisch, rhetorisch, voll greller Farben und stolzer Epitheten. Inmitten der glühenden Begeisterung und des unruhigen Wogens erregter Empfindung wird man die ernste, klare, parteilose Haltung, den echt historischen Styl vergeblich suchen.

Raynal hat dem Verfasser, der sich im Frühling 1788 in Paris aufhielt, viel Lob gespendet, auch Mirabeau, dem man Einblick in die Arbeit gegeben, zur Publication gerathen. Ein Brief, den Buonaparte über dieselbe an den in

[1]) Coston 2, 87. Deutsch bei Gregorovius 2, 128.

London im Exil lebenden Paoli schrieb, kann als eine Vorrede dazu betrachtet werden, in welcher die Gedanken, die ihn leiteten, scharfen Ausdruck finden. Das Schriftstück ist wichtig genug, um dessen Mittheilung zu rechtfertigen.

„Ich ward geboren, als das Vaterland starb. Dreissigtausend Franzosen an unsere Küsten gespieen, der Thron der Freiheit in den Blutwellen versinkend, das war das verhasste Schauspiel, welches zuerst meine Blicke erschreckte. Das Geschrei des Sterbenden, die Seufzer des Unterdrückten, die Thränen der Verzweiflung umgaben meine Wiege seit meiner Geburt.

Sie verliessen unsere Insel, und mit Ihnen verschwand die Hoffnung des Glückes; die Sclaverei war der Preis unserer Unterwerfung. Unter der gehäuften Last der dreifachen Kette des Soldaten, des Gesetzgebers und des Steuereinnehmers lebten unsere Landsleute in Verachtung, in der Verachtung derjenigen, welche die Gewalt der Regierung in der Hand haben. Ist das nicht die grausamste der Martern, die derjenige erleiden kann, welcher Gefühl hat?

Die Verräther am Vaterlande, die feilen Seelen, welche die Liebe zu einem schmutzigen Lohne besticht, haben, um sich zu rechtfertigen, gegen die nationale Regierung und gegen Ihre Person insbesondere Verläumdungen ausgesäet; die Schriftsteller adoptiren sie und überliefern sie als Wahrheiten der Nachwelt.

Indem ich sie las, gerieth ich in Flammen, und ich habe beschlossen, diese Übel, die Kinder der Unwissenheit, zu zerstreuen. Ein frühe begonnenes Studium der französischen Sprache, gute Beobachtungen, und Denkwürdigkeiten aus den Papieren der Patrioten geschöpft, setzen mich in den Stand, sogar einigen Erfolg zu hoffen. Ich will Ihre Verwaltung mit der gegenwärtigen vergleichen Ich will die Verräther der gemeinen Sache mit dem Pinsel der Schande in Schwarz malen. Ich will vor das Tribunal der öffentlichen Meinung diejenigen laden, welche regieren, ihre Quälereien bis in das Kleinste darstellen, ihre geheimen Schliche aufdecken, um, wenn es möglich ist, den tugendhaften Minister, welcher den Staat regiert, Herrn von Necker, für das beklagenswerte Sckicksal zu interessiren, welches uns so grausam niederschlägt" [1]).

Er hat einige Jahre später (1791) sein Werk drucken lassen wollen, schon war das Manuscript in den Händen eines Verlegers, aber der schnelle Aufbruch aus seiner Garnison zu Auxonne bewirkte einen Verzug; endlich blieb das Werk gänzlich liegen und galt lange Zeit als verloren, bis man eine Handschrift davon in der Sammlung der Jugendpapiere Napoleons gefunden hat.

Wenn wir in diesen Schriftstücken den Herzschlag des corsischen Patrioten vernehmen, so erfahren wir aus andern, wie er sich gegenüber der zunehmenden Bewegung der Geister und Gemüther in Frankreich verhielt. Doch bevor wir zur Schilderung dieses zweiten Theiles seiner Jugendgeschichte übergehen, wollen wir den jungen Officier noch in seinem privaten Leben in der Garnison belauschen.

---

[1]) Libri, p. 786.

Einige Zeilen aus einem Briefe von seiner Hand schildern es folgenderweise [1]):

„Ich habe hier keine andere Zerstreuung als die Arbeit. Ich kleide mich in acht Tagen nur einmal an und schlafe seit meiner Krankheit nur sehr wenig. Ich lege mich um zehn Uhr nieder und stehe auf um vier Uhr. Ich halte nur eine Mahlzeit im Tage um drei Uhr; dies schlägt meiner Gesundheit trefflich an!" Dass Napoleons äussere Haltung in der That sehr vernachlässigt war, wird mehrfach bezeugt; er hatte darüber manchen Spott seiner eleganten Waffengefährten zu ertragen, einen Spott, den er niemals übel nahm. Seine Lage war pecuniär eine sehr gedrückte, da es schwer hielt, seinem Onkel Lucian eine Unterstützung zu entlocken, bei der Ängstlichkeit, mit der dieser sein Vermögen zusammenhielt. Doch hat Napoleon niemals Schulden gemacht. Später hat er überdies seinen Bruder Louis miterhalten. Wie schwer ihm dies oft fiel, wird uns klar aus einem Ausbruch heftiger Empfindung, den der Kaiser Napoleon wegen der Abdankung desselben Louis gegen den Herzog von Vicenza an den Tag legte: „Dieser Louis, rief er aus, den ich von meiner Lieutenantsgage, Gott weiss es, um den Preis welcher Entbehrungen erziehen liess! Ich fand die Mittel, ihm Geld zu senden, um die Pension desselben zu zahlen. Wissen Sie, wie ich es möglich machte? Indem ich niemals in ein Café ging oder mich in der Welt zeigte, indem ich trockenes Brod ass, indem ich meine Kleider selbst bürstete, damit sie länger im Stande blieben; ich lebte wie ein Bär immer in meinem kleinen Zimmer, allein mit meinen Büchern, damals meinen einzigen Freunden. Und durch welche harte Ersparungen an dem Nöthigsten konnte ich mir den Genuss dieser Bücher verschaffen. Wenn ich durch lauter Enthaltsamkeit zwei Thaler zusammengebracht hatte, so machte ich mich mit der Freude eines Kindes auf den Weg zu einem Buchladen; oft sah ich seine Fächer nur mit argem Neid; mein Begehren musste sich lange gedulden, bis mein Beutel mir zu kaufen erlaubte. Das sind die Freuden und Schwelgereien meiner Jugend gewesen."

Nie machte er einen Spaziergang ohne Bücher und Papier; man sah ihn oft mit der Spitze der Degenscheide im Sande geometrische Figuren zeichnen. Seine Lectüre war ebenso reichlich als vielseitig, nie las er ohne zu schreiben, die zahlreichsten Auszüge sind noch vorhanden. Er las Buffon und beschäftigte sich viel mit Naturgeschichte, Physik, Medicin; Phrenologie zog ihn einmal sehr an. Aus Geographie hat er viel gelesen; eines seiner unvollendeten Hefte mit Auszügen aus geographischer Lectüre endete mit dem Worte: St. Helena, eine kleine Insel. Vor Allem zieht ihn die Geschichte an; Schriftsteller wie Herodot, Strabo, Diodor von Sicilien, doch seltsamer Weise Plutarch nicht, mit dessen Helden man ihn stets beschäftigt geglaubt hat. Er treibt Geschichte Chinas, Indiens, Arabiens, Englands, Deutschlands, am meisten aber französische, und geht in alle Einzelnheiten des öffentlichen und kirchlichen Lebens ein. Die Geschichte der Sorbonne, der wichtigen Bulle Uni-

[1]) Juli 1787. Coston I, 135.

genitus, gaben ihm lange Zeit zu thun. Er bleibt der National-Ökonomie und staatswissenschaftlichen Studien nicht fremd: er lernt Smith, Mably, Necker, Filangieri kennen. Viel hat er sich mit Rousseau beschäftigt. Die Sophismen des berühmten Philosophen fordern ihn zum Widerspruche heraus; der Urmensch nach Rousseau'scher Erfindung findet gar nicht seinen Beifall. Treffende, schneidende Anmerkungen hierüber fliessen aus seiner Feder; sie treffen die Schwächen des Gegners mit den Waffen scharfer Logik.

Daneben fand er auch noch Freude, seiner belletristischen Neigung nachzuhängen und Erzählungen zu verfassen, so die Novelle der Graf von Essex und le Masque Prophète.

2. Napoleon als Jacobiner.

Mit dem Jahre 1789, dem grossen Jahre der Befreiung Frankreichs vom Drucke des veralteten Mittelalters, begann auch für Napoleon die politische Thätigkeit. Er stürzte sich mit allem Feuer seiner Seele hinein. Wie seine Empfindungen mit der äussersten Linken gingen, ergibt sich aus dem Fragmente eines Aufsatzes über die königliche Gewalt, welcher im October 1788 entstand. Er sollte handeln über die angemasste Gewalt, deren die Könige in den zwölf Monarchien Europas geniessen, und es findet sich darin die Stelle: Es gibt nur sehr wenige Könige, die nicht verdienten, entthront zu werden.

Nun verfasste er eine Denkschrift über die Lage Corsicas, welche er anonym an den Minister Necker gelangen lassen wollte.

Über diese entspann sich eine briefliche Discussion zwischen ihm und Abbé Dupuy, seinem alten Lehrer und Freund von Brienne her, dem er noch immer Anhänglichkeit bewies. Er legte ihm auch sein Mémoire vor, in dem ein Greis die Leiden Corsica's schildert. Doch der sanfte Minorit war mit den kühnen Declamationen desselben gar nicht einverstanden. Äusserungen, wie: Die Könige herrschen als übermüthige Tyrannen des Landes, erschienen ihm unverträglich mit der Monarchie. Er fand sie verdammenswert an einem Laien, wie viel mehr im Munde eines Priesters, in den sie gelegt waren. Solche Gedanken, in solcher Form geäussert, müssten den König und Adel nur erbittern. Er rieth zur Vorsicht und Behutsamkeit [1]).

Die Worte des alten Lehrers, dessen Vorstellungen einer vergangenen Periode angehörten, mussten im Winde verhallen.

Im September 1789 betrat Buonaparte auf einer seiner Urlaubsreisen den Boden Corsicas wieder. Es wurde der erste Schauplatz agitatorischen Wirkens: Reden in den Clubs, Adressen, Organisation der Nationalgarde bildeten sein Tagewerk. Das bisher so stille Haus Buonaparte wurde Clublocale der corsischen Jacobiner, Josef und Napoleon die Chefs der radicalen Actionspartei; die Bewegung, der Zwiespalt, die Parteiwuth erfasste auch die Insel und fand in dem leidenschaftlichen Temperament der Corsen einen reichen Zündstoff.

---

[1]) Libri 793.

In der Kirche San Francesco wurde ein Schreiben redigirt, welches der constituirenden Nationalversammlung zu ihrem entschiedenen Vorgehen Glück wünschte, die bittersten, freilich auch gerechtesten Klagen gegen die bisherige Verwaltung von Corsica enthielt und die Forderung aussprach, es möge Corsica zu einem Bestandtheile Frankreichs erklärt werden. Napoleon ist wahrscheinlich der Verfasser dieser Adresse; er hat sie der Erste unterzeichnet, 31. October 1789.

Auf Antrag Mirabeaus und des corsischen Abgeordneten Saliceti hat die Nationalversammlung das gewünschte Decret erlassen, welches auch der administrativen Selbständigkeit Corsicas ein Ende machte. Auf Betreiben der Buonapartes vorzüglich wurde eine Deputation ernannt zur Einholung und zum festlichen Empfange des nach Paris gekommenen nach Corsica zurückkehrenden Paoli. Napoleon selbst ging nach Marseille und hatte die Freude, den ersten Patrioten Corsicas zu begrüssen. Thränen vergoss der edle Mann, als er bei Cap Corso die Küste seines Vaterlandes nach zwanzigjähriger Abwesenheit betrat. Schon seines Vaters wegen, des indessen verstorbenen, erregte Napoleon sogleich die Aufmerksamkeit Paolis.

Dieser erkannte die Genialität des jungen Officiers, und man legt ihm die Worte in den Mund: „Dieser junge Mensch wird Carrière machen; es fehlt ihm nur die Gelegenheit, um ein Mensch des Plutarch zu werden." Auch geht die Sage, Pasquale sei in eine Locanda eingekehrt und habe sich von dem Wirthe, dem er die Unordnung der Zimmer vorwarf, sagen lassen: ein junger Mann, Buonaparte, sei vor ihm hier im Quartier gewesen, der habe Tag und Nacht geschrieben, das Geschriebene wieder zerrissen, sei in Unruhe auf- und abgelaufen, und dann fort auf das Schlachtfeld von Ponte nuovo.

Wie unruhig war in dieser Zeit Napoleon! Er liess es sich keine Mühe verdriessen, Josef zu fördern; dieser wurde Officier der Nationalgarde und Präsident des Districtes von Ajaccio. Der Artillerielieutenant bereiste die Ortschaften des Bezirkes, warb Stimmen, vertheilte Geld. In Ajaccio selbst kam es zwischen seiner und der gemässigten Partei zu einem Kampfe; ein Officier der Nationalgarde wurde an Napoleons Seite getödtet. Sein eigenes Leben, das seines Bruders stand in dem mehrtägigen Kampfe häufig in Gefahr.

Wie glüht sein Herz von vulkanischer Leidenschaft; wie wird seine Feder heftig und giftig, wenn er sie gegen seine Gegner wendet! Da ist der Graf Matteo Buttafuoco, der im letzten Unabhängigkeitskriege auf Seite der Feinde, der Franzosen, gestanden. Wie hätte ihm dies Napoleon, der Corse, damals verziehen! Er hatte als Deputirter des corsischen Adels gegen die Vereinigung der Stände in Versailles gestimmt, er hatte sich als Aristokrat vom reinsten Wasser gezeigt; wie hätte Napoleon, der Demokrat und Jacobiner, dies übersehen können. Er richtete seine tödtlichen Geschosse auf diesen Mann, und aus seinem „Cabinet" bei Milelli, dem kleinen idyllischen Landhause bei Ajaccio, warf er seine Brandschrift gegen den Feind in die Welt. Die Schrift ist von der gereiztesten Stimmung, voll Kraft des Ausdruckes, ein

Pamphlet, ein Kriegsmanifest, eine Bannbulle; der Stil ist phrasenreich, blumig, abgerissen, ein Ungewitter in Worten.

Nur eine Stelle daraus: „O Lameth! O Robespierre! O Petion! O Volney! O Mirabeau! O Barnave! O Bailly! O Lafayette! seht, das ist der Mensch, welcher es wagt, an Eurer Seite zu sitzen. Ganz vom Blute seiner Brüder triefend, mit Verbrechen jeder Art besudelt, stellt er sich frech unter dem Generalskleide, dem ungerechten Lohne seiner Schurkereien, dar! Er wagt es, sich Repräsentanten der Nation zu nennen, er, der sie verkauft hat, und Ihr duldet es! Er wagt es, die Augen zu erheben, Euren Verhandlungen zuzuhören, und Ihr duldet es! Wenn dies die Stimme des Volkes ist, so hatte er nie mehr, als die von zwölf Edelleuten. Wenn dies die Stimme des Volkes ist, so müsste Ajaccio, Bastia und der grösste Theil der Cantons das an seinem Bilde thun, was sie an seiner Person hätten thun sollen" [1]).

Seine Stellung zwang ihn, wieder nach Frankreich zurückzukehren. Der einstweilen zum Premierlieutenant avancirte Demokrat entwickelte als Secretär und Präsident des Jacobinerclubs in Valence eine ebenso lebhafte Thätigkeit, als in seinem Geburtslande.

Die Musse, die ihm blieb, füllte er mit der Ausarbeitung einer Schrift, mit der er sich um den Preis der Lyoner Akademie bewarb. Diese hatte das Thema aufgestellt: Welche Wahrheiten und Gefühle soll man den Menschen zu ihrem Glücke einprägen?

Napoleon hat in St. Helena versichert, er habe den Preis erlangt. Der Mann, der so viele Kränze errungen, muss den Verlust dieses ersten sehr schmerzlich empfunden haben. Thatsache ist, dass keiner von den fünfzehn Bewerbern den Preis errang, dass die Frage noch einmal aufgestellt, und dann Daunou gekrönt wurde. Einer der Preisrichter hat sich über Napoleons Arbeit geäussert: „Dies Memoire wird die Aufmerksamkeit der Commissäre nicht lange fesseln. Es ist vielleicht das Werk eines Mannes voll Empfindung, aber es ist zu ungeordnet, ungleich, zerhackt und schlecht geschrieben [2]).

Bereits im Herbste 1791 sehen wir Napoleon wieder in Corsica inmitten der angestrengtesten Thätigkeit, um die Stelle eines Chefs der Nationalgarde zu erringen. Die Wahl stand bei den Soldaten. Die grosse Frage beschäftigte und erfüllte Alles. Die angesehensten Männer von Ajaccio: Caneo, Lodovico Ornano, Ugo Peretti, Matia Pozzo di Borgo, Mario Peraldi traten Napoleon entgegen. Peraldi machte ihn lächerlich, spottete seiner kleinen Gestalt, seiner geringen Aussichten. Napoleon voll Wuth forderte ihn. Der Gegner nahm das Duell an. Napoleon wartete bis zum Abend an der sogenannten Capelle der Griechen, von wo der Ausblick auf Ajaccio's Golf so schön ist; ungeduldig ging er auf und ab. Doch Peraldi kam nicht, die Verwandtschaft hatte das Duell verhindert.

Die Casa Buonaparte war in dieser Zeit der wildesten Spannung und

---

[1]) Das Original bei Coston 2, 101, deutsch bei Grogorovius, Corsica 2, 136.

[2]) Der Discours sur les vérités et les sentiments qu'il importe le plus d'inculquer aux hommes pour leur bonheur, — bei Coston.

Aufregung den Parteigenossen Napoleons immer offen, der Tisch immer gedeckt. In den Zimmern und auf dem Flur lagen Matratzen bereit, um den bewaffneten Anhängern Nachtquartiere zu geben. Letizia opferte ihr halbes Vermögen, um ihrem Lieblingssohne die ersehnte Majorsstelle zu verschaffen. Die Lage war bedrohlich, Napoleon nie so aufgeregt gewesen; er schlief die Nächte nicht, des Tags ging er unruhig in den Zimmern auf und nieder oder berieth sich mit seinem Onkel Fesch und den anderen Parteigenossen; sein Auge glühte, sein Antlitz war blass, die Seele voll Leidenschaft.

Mancher Anschlag auf sein Leben wurde gemacht; so, als er einst um die Ecke einer Strasse kam, sah er einen Mann am Fenster stehen, der die Büchse auf ihn anlegte. Schnell bückte sich Napoleon, und die Kugel schlug über ihm hinweg in die Wand ein.

Der Commissär, welcher die Wahl leiten sollte, traf ein, aber er nahm Wohnung im Hause der gegnerischen Peraldi. Das war nicht zu ertragen. Die Napoleonisten bewaffneten sich; Bagaglino, der trotzigste und wildeste von ihnen, dringt nächtig in das Haus Peraldi, als man eben mit dem Commissär bei Tische sitzt. Signora Letizia will Euch sprechen, ruft er drohend dem Commissär zu, der aufsteht und ihm folgt, ohne dass Jemand wagt ihn zurückzuhalten. Der Commissär wird gezwungen, in der Casa Buonaparte zu bleiben, unter dem Vorwande, dass er bei Peraldi nicht frei sei. Von dem Momente hielt man sich stündlich eines Angriffes gewärtig, doch die Peraldi wagten Nichts.

Die Wahl fand Statt in der Kirche San Francesco. Geronimo Pozzo di Borgo ward durch die Buonapartisten von dem Rednerstuhle herabgerissen und nur mit Mühe geschützt. Doch wurde Quenza erster, Napoleon nur zweiter Chef der Nationalgarde.

Das Bataillon, dessen Adjutant-Major, dann Oberstlieutenant Napoleon war, bildete einen neuen Stoff zu heftiger Gährung in Ajaccio. Zum grössten Theil aus den wilden Montagnards zusammengesetzt, erregte es die Furcht des friedlichen Bürgers. Bald machte sich die gegenseitige Erbitterung in einem mehrtägigen blutigen Kampfe zwischen Volk und Garde Luft. Die Behörden schritten nicht ein. Nachdem die Ruhe aber endlich hergestellt war, setzte Napoleon ein Rechtfertigungsschreiben im Namen des Bataillons auf und adressirte es an das Departement, an den Kriegsminister und an die gesetzgebende Versammlung; die Gegner aber setzten es durch, dass das Bataillon aus der Stadt entfernt wurde. Napoleon selbst ward in Paris denuncirt und hielt es für nothwendig, dahin zu gehen, um sich zu rechtfertigen. Er verband damit die Absicht, seine Schwester Marianne (Elisa) aus dem Fräuleinstifte St. Cyr abzuholen.

Im Juni betrat er die gährende Hauptstadt. Er war Zeuge des Sturmes auf die Tuilerien am 10. August, an dem sich das Königthum vor einem Pöbelhaufen ergab. Der Eindruck dieser Scenen hat ihn nie verlassen; so viel stärker sind erste Eindrücke gegenüber der Häufung grösserer in der Folge. Der Mann, der von Marengo bis Waterloo die Leichen zu vielen

Myriaden auf den Schlachtfeldern sah, sagte später einmal: nie seither hat mir ein Schlachtfeld die Vorstellung von so viel Leichen gegeben, als da ich die Schaaren der todten Schweizer sah.

Mit dem Befehle, sich wieder zu seinem Commando nach Corsica zu begeben, verliess er die Hauptstadt und betrat sein Vaterland wieder.

Aber der exclusive Corse, der Hasser Frankreichs, wie einst, war Napoleon nicht mehr: er hatte erkannt, ein wie viel grösserer Spielraum seinen Wünschen und Hoffnungen sich eröffne, wenn er den corsischen Patriotismus dem französischen unterordne. Es war dies in seinen Augen kein Verrath an der Sache der Heimat, sondern indem er das Wohl Corsicas gesichert glaubte, seitdem dieses nicht mehr eine ihrer Freiheit beraubte, geknechtete Provinz, sondern ein Theil des freien Frankreichs geworden, durfte er auch die Aussichten ergreifen, die das grössere Vaterland ihm gewährte. Aber Einer lebte in Corsica, der so nicht dachte. In Paolis Herz waren Corsica und Frankreich nicht zu vereinigen; die untergeordnete Rolle, zu der dieses nun verurtheilt erschien, ebensowol, als die Abneigung gegen die excentrischen und aller Freiheit gefährlichen Bewegungen in der französischen Hauptstadt liessen ihm die Einfügung Corsica's in das französische Reich als ein Unglück für seine Landsleute erscheinen; Unabhängigkeit, also Losreissung von Frankreich, war es, womit seine Seele sich trug. Schon 1792 schien er dem französischen Convent gefährlich zu sein, und dieser hielt für gut, die drei Commissäre Saliceti, Delcher, Lacombe-Saint-Michel auf die Insel zu senden, um Paoli zu überwachen.

Zu den vielen Verkehrtheiten, welche der Convent damals beschloss, gehört auch die Expedition nach Sardinien. Italienische Flüchtlinge hatten sich davon überzeugt, dass Sardinien reif für die Freiheit sei; sobald die Franzosen an den Küsten der Insel sich zeigten, würde man sich für sie, als Befreier, erklären.

Welcher Gewinn aber für Frankreich, wenn man diese, Corsica benachbarte grosse Insel in Besitz nähme! Piemont müsste dann seine Kräfte theilen und könnte in Savoyen und Nizza weniger Widerstand leisten. So meinten die unerfahrenen Strategen und Politiker der Hauptstadt, so declamirten die sprudelnden Köpfe im Süden. Auch in Corsica hatte die Expedition ihre Freunde und Lobredner.

Der Zustand der französischen Flotte, die Lage des Schatzes luden freilich auch zu einer gewinnreicheren Expedition als die sardinische sein musste, nicht ein. Vollends aber liess die Ausrüstung, die man machte, das Scheitern des Kriegszuges unschwer vorhersehen. Ein unerfahrener General, wie Casabianca, sollte mit blos 1000 Mann Linientruppen, 6000 Freiwilligen von der Rhonemündung, der sogenannten Marseiller Phalanx, und 800 Freiwilligen aus Corsica die Insel erobern.

Der Hauptangriff sollte Cagliari treffen, aber durch die Zuchtlosigkeit und elende Feigheit der Freiwilligen, die sich wie beinahe überall im Revolutionskriege erbärmlich erwiesen, scheiterte diese Operation, ehe sie noch recht begonnen.

Der zweite Angriff sollte auf den Archipel der zwischen Corsica und Sardinien liegenden kleinen Inseln gerichtet werden, aus welchen in neuerer Zeit Caprera so berühmt geworden ist. Die grösste der Inseln ist Santa Maddalena. Gegen diese richteten sich die corsischen Freiwilligen, welche unter Colonna-Cesaris Befehl gestellt waren. Paoli hatte es für nothwendig gehalten, diese Ausrüstung zu unterstützen. Aber wie er über sie dachte, und wie er sie zu fördern vorhatte, zeigen die Worte, die er an den Commandanten des Corps richtete: „Erinnere Dich, o Cesari, dass Sardinien der natürliche Verbündete unserer Insel ist, dass es in allen Verhältnissen uns mit Lebensmitteln und Munition versorgt hat, dass der König von Piemont immer der Freund der Corsen und ihrer Sache gewesen ist.“

Napoleon durfte auf sein dringendes Begehren an der Expedition theilnehmen; ihm war die Leitung der Artillerie übergeben. Es sollte seine erste Waffenthat werden; mit welchem ungeduldigen Eifer er an die Ausführung ging, lässt sich leicht denken. Kurz zuvor hätte ihm aber diese Expedition fast das Leben gekostet. Ein Haufe wüthender Freiwilliger aus Marseille war in Bonifazio an das Land gestiegen und hatte nach seiner wilden Art sogleich Streit angefangen mit dem corsischen Bataillon. Napoleon eilt herbei, um die Ruhe herzustellen; man empfängt ihn mit einem furchtbaren ça ira, nennt ihn einen Aristokraten, will ihn laternisiren, wie der Kunstausdruck des Zeitalters hiess; allein der Maire, das Volk und die Soldaten im Vereine retteten ihn und vertrieben die Rotte.

Napoleon war einer der Ersten, die am 22. Februar an das Land sprangen. Es war auf der Insel Santo Stefano. Sogleich liess er eine Batterie errichten und schleuderte mit eigener Hand eine Bombe auf ein Haus von St. Maddalena. Die Sardinier erwiderten mit grosser Lebhaftigkeit, und zwei Tage lang flogen die Kugeln über den engen Meeresarm, welcher die Inseln St. Stefano und St. Maddalena trennt. Schon droht das mörderische, wohlgezielte Feuer, welches Napoleon gegen die Stadt unterhält, diese in Asche zu legen. Da gibt Colonna-Cesari den Befehl zum Rückzug. Die unmuthige Stimmung auf der französischen Corvette „La Fauvette“ diente ihm zum Vorwand. Colonna hatte Paolis Wink verstanden.

Napoleon weinte vor Wuth, er machte Colonna heftige Vorstellungen und da dieser ihn mit Missachtung anhörte, wendete sich Napoleon gegen einige Officiere und rief: Er versteht mich nicht. Colonna herrschte ihm darauf zu: Sie sind ein Unverschämter. Ein Paradepferd ist er und Nichts anderes, sagte Napoleon später.

Das war die erste Waffenthat Napoleons, sie machte ihn unsäglich unglücklich. Nie hat er das bittere Gefühl verwinden können. Niemals später, in seinen ergussreichsten Stunden auf St. Helena, kam ein Wort von der sardinischen Expedition über seine Lippen. Mit absichtlicher Ignorirung dieses verunglückten militärischen Debuts hat der stolze Mann seine militärische Laufbahn vom 22. September 1793 an datirt, dem Tage, an welchem er das Artillerie-Commando bei der Belagerung von Toulon empfing.

Paoli löste bald darauf das corsische Bataillon auf und that einen Schritt nach dem andern, geeignet, das Misstrauen des Conventes auf das Höchste zu steigern.

So erschien es ganz natürlich, dass man ihn am 2. April 1793 vor die Barre des Hauses lud und dem Commissär in Corsica Vollmacht gab, selbst seine Verhaftung zu verfügen. Paoli schrieb ein Rechtfertigungsschreiben, gehorchte aber dem Befehle nicht. Noch hing Napoleon an dem Manne und glaubte keine der Anschuldigungen, die gegen ihn erhoben wurden, ja er war so voll Vertrauens, dass er selbst seine Vertheidigung übernahm und ein Schreiben an den Convent richtete. Er schrieb darin: „In Coblenz muss Paoli für ehrgeizig gelten, aber in Paris, in dem Centrum der Freiheit, muss Paoli, wenn man ihn wohl kennt, als der Patriarch der französischen Republik gelten. So wird die Nachwelt denken, so glaubt es das Volk. Folgt meiner Stimme, lasst die Verläumdung schweigen, und die gründlich verderbten Menschen, welche sie als Mittel gebrauchen. Repräsentanten! Paoli ist ein Greis von mehr als 70 Jahren, er ist schwächlich! Ohne dies würde er an euer Barre gegangen sein, um seine Feinde zu vernichten. Wir sind ihm Alles schuldig, bis auf das Glück, eine französische Republik zu sein. Er geniesst unser volles Vertrauen.“

Bald darauf wurde Napoleon völlig enttäuscht. Die Anklage, dass Paoli auf Abfall von Frankreich sinne, war richtig: er unterhandelte bereits mit England. Paoli selbst, den Napoleon darin verkannte, machte ihm die überraschende Mittheilung; er schilderte ihm die Anarchie, in die Frankreich verstrickt war, und die glückliche Lage Englands, welches die Segnungen einer weisen Constitution geniesse. Doch Napoleon enthüllte mit derselben Offenheit seine Ideen und rief in höchster Entrüstung: „Trennung von Frankreich, das wird nie und nimmer geschehen! Unsere heiligsten Interessen, unsere Gewohnheit, unsere Ehre, die feierlichsten Schwüre erheischen, dass Corsica ewig französisch bleibe.“ Er verwarf Paoli's Pläne mit Abscheu.

Von diesem Augenblick trennte eine weite Kluft Napoleon von seinem alten, väterlichen Freunde: der eine hob das Banner Frankreichs, der Andere glaubte an die Zukunft des corsischen. Er musste sich täuschen.

Aber das Gespräch mit Paoli konnte Napoleon gefährlich werden: noch war Paoli Präsident des Directoriums und Divisionsgeneral von Corsica. Schnelle Flucht vor der Rache desselben that Noth. Ohne Zeitverlust stieg Napoleon zu Pferde, ritt von Corte ab und begab sich auf geheimen Seitenpfaden zu den sogenannten Sanguinarie, einem Buschwald, drei Stunden von Ajaccio, welcher den Hirten zum Aufenthalte diente. Bagaglino, der die Herde der Buonaparte hütete, war das Haupt der Schäfer weit und breit. Zu diesem nahm Napoleon seine Zuflucht, und nachdem er hier einen Tag verweilt, liess er durch einen ebenso treuen als gewandten Menschen ein Billet an seine Mutter abgehen, um ihr Nachricht von seinem Aufenthalt und den Rath zu geben, sich und die Ihrigen nach Calvi in Sicherheit zu bringen, wo er sie Alle treffen wolle. Dies schrieb er mit einem Baumzweig statt der

Feder, mit Russ statt der Tinte. Der treue Marmotta mit seiner scheinbaren Offenheit log sich auf alle Fragen des Commandanten der Citadelle in Ajaccio durch und überbrachte die Zeilen an Letizia. Schon waren Gensdarmen bei ihr gewesen, Napoleon zu suchen. Sie schiffte sich unverweilt im Dunkel der Nacht ein und kam glücklich nach Calvi. Ebenso ihr Sohn, den die anhänglichen Hirten auf ihnen allein bekannten Wegen nach Calvi führten.

Inzwischen versammelte sich die Consulta, aus Anhängern Paoli's bestehend, in Corte und erklärte die Familien Buonaparte und Arena für Feinde der öffentlichen Ruhe Corsica's (2. Juni 1793.) Lacombe-St.-Michel aber, einer der Commissäre des Conventes, bestimmte Napoleon zu einer Expedition gegen die Citadelle von Ajaccio, welche in den Händen Colonna-Cesaris bereits das Banner der Losreissung und Unabhängigkeit erhob. Mit zwei Fregatten näherte er sich, doch seine Anstrengungen waren vergebens. Er hatte den Thurm von Capitello am Golfe von Ajaccio mit etwa 50 Mann besetzt, um von hier aus zu Lande zu operiren, indess die Kriegsfahrzeuge von der See her bombardirten. Ein Sturm wehte die Flotte aus dem Golf, und Napoleon blieb von ihr abgeschnitten in dem Thurme allein und musste durch drei Tage, von Pferdefleisch lebend, sich vertheidigen, bis einige Hirten aus den Bergen ihn aus seiner Lage befreiten, und er zu Wasser die Flotte wieder erreichte.

Das Haus Buonaparte in Ajaccio war von dem Hasse der Gegner geplündert und verwüstet worden. Der Abfall des Landes gedieh weiter, für Napoleon war keine Stätte mehr im Lande. Mit seiner Familie ging er zu Calvi unter Segel und fuhr nach Marseille. Fortan gehörte er Frankreich an. Das Land seiner Jugendliebe tritt mehr und mehr aus seinen Augen, bis er es vergisst.

Vielleicht war es ihm nur so lange theuer, als er es für die beste Stätte zur Erfüllung seiner Lebensziele ansah.

In Corsica hat Napoleon kein Glück gehabt. Von nun an ward sein Stern immer glänzender. In Toulon legte er den Grund zu dem militärischen Ruhme, der ihn auf die Schlachtfelder Italiens führte, von Montenotte zu den Pyramiden und von da zum Throne.

Paoli's Geschicke aber erfüllten sich bald, die Unabhängigkeit Corsica's von Frankreich war ephemer. England hat die Aufgabe, die Paoli ihm zugetraut, schlecht erfüllt. Dieser starb im Exil zu London 1807, ein aufrichtiger Bewunderer seines berühmten Landsmannes. In einem Briefe schrieb er: „Napoleon hat unsere Vendetta an allen denen vollzogen, welche die Ursache unseres Falls gewesen sind. Ich wünsche nur, dass er sich seines Vaterlandes erinnern möge."

Napoleon hat es nicht gethan: er, seiner Heimat grösster Sohn, hat Corsica vergessen, wie er die Ideale seiner Jugend von sich warf und vergass. Aber er kränkte die Heimat doch nicht, während er die Freiheit, die er einst mit flammenden Worten gepredigt, mit Füssen trat: der Corse wurde Franzose, der Jacobiner aber Despot.

Betrachtungen über ein Abtheilungs-Scheiben-Schiessen

des k. k. 16. Linien-Infanterie-Regiments FML. Baron Wernhardt

zu Budweis am 31. Juli 1868,

mit dem umgestalteten Infanterie-Hinterladgewehre, — System Wänzl.

I.

Vorgang.

Zu dieser Übung rückte unter Commando eines Subaltern-Officiers ein 25 Rotten starker Zug aus. Die Mannschaft, aus den Schützen des Regiments gewählt, war feldmässig adjustirt und ausgerüstet [1]).

Die aus Brettern erzeugte Scheibe hatte eine Länge von 50 Wiener Fuss und eine Höhe von 66 Wiener Zoll. Sie war von 2 zu 2 Fuss durch verticale Striche in Rechtecke eingetheilt, deren jedes die im k. k. Abrichtungs-Reglement 1868 vorgeschriebenen Figuren-Contouren sammt Kreisen enthielt. Die Scheibe repräsentirte somit eine Frontlinie von 25 Mann.

Durch von Fuss zu Fuss laufende Horizontal- und Vertical-Striche (roth) war dieselbe in Quadrate, und durch von 10 zu 10 Fuss gezogene, einen Zoll dicke schwarze Striche in 5 Sectionen eingetheilt. — In der Höhe von 33 Zoll lief der 4 Zoll breite Bauchstrich.

Für jede Section war zum Einzeichnen der Treffer ein Unterofficier bestimmt, welcher mit dem entsprechenden autografirten Sectionsblatt versehen, und welchem ein Mann zur Verklebung der Treffer beigegeben war.

Ein Officier überwachte diese 5 Chargen. — Sobald die Einzeichnung der Treffer von jedem Sections-Unterofficier geschehen war, zählte er die Treffer zusammen und meldete selbe dem Officier, welcher die Total-Summe durch einen Hornisten signalisiren liess.

Der Generalmarsch zählte 10, der gewöhnliche Marsch 5, und ein einfacher Stoss Eins. Die detaillirte Nachweisung der Treffer erfolgte nach der Übung als Zimmerarbeit, indem durch das einfache Zusammenstossen der Sectionsblätter die verschiedenen Übungs-Scheibenblätter sich ergeben.

---

[1]) Die übrige Mannschaft rückte gleichfalls, jedoch in gewöhnlicher Exercir-Adjustirung (ohne Tornister) auf den Schiessplatz, wo sie derart aufgestellt wurde, dass sie Alles gut sehen und beobachten konnte. Der Schiessplatz liegt circa $^3/_8$ Meilen nord-nordwestlich von Budweis bei dem Dorfe Böhmisch-Fellern, in einem trocken gelegten Teiche.

Die im Entwurf vorgezeichneten Übungen wurden mit fortlaufenden Nummern bezeichnet, und zwar waren folgende 7 Übungen festgestellt [1]:

Übung Nr. 1. Drei Abtheilungs-Salvenfeuer auf 400 Schritte. Beide Glieder stehen.

Übung Nr. 2. Drei Abtheilungs-Salvenfeuer auf 300 Schritte. Das 1. Glied kniet, das 2. Glied steht.

Übung Nr. 3. Drei Abtheilungs-Salvenfeuer auf 200 Schritte. — Beide Glieder stehen.

Übung Nr. 4. Glieder-Salven auf 200 Schritte, indem jedes Glied dreimal auf Commando feuert. Beide Glieder stehen.

Übung Nr. 5. Einzeln-Feuer auf 200 Schritte aus dem geschlossenen Zug, und zwar so lange, als das Abtheilungs-Salvenfeuer (Übung Nr. 3) dauerte. — (10 Zoll nach der Tabelle.)

Übung Nr. 6. Einzel-Feuer, respective Schnellfeuer, während einer Minute auf 200 Schritte. — Der Zug war hiebei in ein Glied geöffnet. Der Mann kniete, lag oder hockte u. s. w.

Übung Nr. 7. Schwarmfeuer während des Vorrückens von 500 bis 100 Schritt.

Es wurden 2 Schwärme à 6 Rotten stark gebildet, und jeder Mann mit 30 Patronen betheilt. Der eine Schwarm (der rechte) benützte als Deckung den Damm und die dort stehenden Bäume und Gebüsche, der andere die zu diesem Zwecke in wenigen Stunden Tags vorher gebauten Gräben, Gruben und Erdhügel.

II.

Beobachtungen und Resultate.

Die beigefügte Tabelle enthält die Beobachtungsdaten und die daraus durch einfache Rechnung erhaltenen Ergebnisse.

Des besseren Verständnisses wegen geben wir folgende nähere Erklärungen:

1. Die unter Rubrik 5 angegebenen Zahlen bedeuten die von der Zugsmannschaft wirklich gemachten Schüsse. Vor jeder einzelnen Übung erhielt nämlich jeder Mann die der angestrebten Übung entsprechende Anzahl Patronen; z. B. für die Übung 1 drei Stück, für jene Nr. 5 fünf Stück. Nach der Übung ergaben sich durch Abzählung der nicht explodirten oder nicht verfeuerten Patronen die wirklich gegen die Scheibe gemachten Schüsse.

2. Die Zeitdauer (Rubrik 7) der ganzen Übung wurde nach einem wohl regulirten Taschen-Secunden-Chronometer beobachtet, und zwar wurde beim ersten Schuss (Salve) Null, und beim letzten n Secunden gezählt. —

Bei den Übungen 5 und 6, bei welchen die Zeitdauer bestimmt war,

[1]) In Betreff der Übung Nr. 8 siehe weiter unten.

wurde das Einstellungs-Signal derart gegeben, dass der letzte Stoss des Hornsignales mit der n^{ten} Secunde zusammenfiel, was keine Schwierigkeiten bereitete.

3. Die Rubrik 16 enthält die Trefferprocente (per 100).

4. Die rechte Hälfte enthält die physikalischen Beobachtungen [1]).

Auf den ersten Blick scheinen diese überflüssig, da es sich hier nicht um Lösung einer ballistischen Frage handelte, allein ein vollkommen deutliches Bild der Witterungs-Verhältnisse erhält man eben erst durch die Gesammt-Betrachtung der einzelnen Elemente, und nur basirt auf diese wird man unter einer grösseren Anzahl ähnlicher Übungen ein richtiges vergleichendes Urtheil schöpfen können. — An einem schönen, frischen, heiteren Herbsttag schiesst es sich besser, als bei drückender Sommerschwüle; — Sonnenschein, Umwölkung, Regen, Wind, Hitze u. s. w. üben so gut ihren Einfluss auf die Massen, als auf den einzelnen für sich zielenden Schützen. Und so wie wir in dem vorliegenden Falle die erhaltenen Treffer nur en masse in Betracht ziehen, ebenso möchten wir auch die beigefügten physikalischen Beobachtungen nur als zu einem Total-Bilde zusammengefasst betrachtet wissen. —

Die unter Rubrik 20 angegebenen Procente der Feuchtigkeit sind derart zu verstehen, dass 0 die grösste Trockenheit, 100 das Maximum der Feuchtigkeit der Luft andeutet. Bei 100 ist die Luft mit Wasserdampf gesättigt; bei 0 enthält die Luft keine Feuchtigkeit.

Die Bewölkung (Rubrik 21) wird zwischen 0 und 10 geschätzt.

Null bedeutet wolkenlos, vollkommen heiter, — bei zehn ist das ganze Firmament mit Wolken bedeckt.

Aus diesen zwei Rubriken ergibt sich sonach, dass bei Beginn der Übungen ($^1/_2$8 Uhr Früh), da die Luft ganz mit Wasserdampf gesättigt, und der Himmel vollkommen umwölkt war, die Witterungs-Verhältnisse keine günstigen waren.

Die Feuchtigkeit und die Bewölkung nahm aber regelmässig immer mehr ab, es wurde immer heiterer, und damit stand auch in inniger Beziehung der Beleuchtungsgrad der Scheibe (Rubrik 23). — Null ist die schlechteste, zehn die beste Beleuchtung. Die Windstärke wurde gleichfalls zwischen 0 und 10 geschätzt. — Null ist Windstille, zehn Sturm.

Die Windrichtung (Rubrik 25) „von rechts = 80° 39′ Grad" heisst, dass der Wind, Front gegen die Scheibe genommen, von rechts nach links gegen die Schusslinie eine solche Richtung hatte, dass der dadurch vor dem Schützen sich bildende Winkel 80° 30′ Grad misst. Die Windrichtung blieb während der ganzen Übungszeit constant.

Ähnlich ist der Stand der Sonne gegen die Schusslinie zu verstehen.

---

[1]) Die nöthigen Instrumente stellte die Güte des Herrn Pastor, Directors der Ober-Realschule, zur Disposition. — Die Beobachtungen machte an selben unmittelbar während einer jeden Übung Herr Engel, Lehrer der Hauptschule. Beiden Herren zollen wir hiefür öffentlich unsern Dank.

III.

Betrachtungen.

Vorstehende Resultate wurden auf dem Schiessplatze erzielt.

Die Distanzen waren genau gekannt, die Gemüther in Ruhe.

Aus diesen und vielen anderen bekannten Ursachen erlauben sie nur eine relativ bedingte Schlussfolgerung auf die Kriegsleistung der bezüglichen Waffe.

Man muss überhaupt bei Feuerwaffen sehr vorsichtig sein, wenn es sich darum handelt, aus Friedensleistungen Folgerungen für Kriegs-Verhältnisse zu ziehen, denn es ist leicht, hier in grosse Irrthümer zu fallen, — leichter noch bei gezogenen Geschützen als bei Handfeuerwaffen.

Selbst einen annähernden Coefficienten zu finden, der in Verbindung mit den auf dem Schiessplatze erhaltenen Resultaten die Kriegsleistungen darstellen könnte, bleibt immer eine schwierige, sehr schwankende Sache. Wir halten diese Frage noch für ungelöst, wollen und können sie aber auch nicht lösen. Das Warum dürfen wir wohl nicht näher erörtern.

Alle noch so glänzend dargestellten Friedensleistungen haben somit nur einen relativen Werth.

Selbst bei Benützung solcher zur Vergleichung mehrerer Feuerwaffen unter einander kann man wieder nur ein bestimmtes früheres Urtheil mit Bezug auf die Leistungen im Frieden geben; will man hingegen ein Urtheil für die Leistungsfähigkeit im Kriege anstreben, so muss man misstrauisch zu Werke gehen. Es sind alsdann manche Factoren einer scharfen Kritik zu unterziehen.

Wir erinnern in dieser Beziehung an die enorme Sicherheit des Spitzhohlgeschoss-Schusses aus gezogenen Rohren auf dem heimatlichen Schiessplatze, und, dieser entgegengesetzt, auf die ungenügende Trefffähigkeit des Rollschusses mit der Vollkugel. Wie wechselt aber die Leistungsfähigkeit dieser Schussarten im wirklichen Gefechte?

Während die erstere Schussart nur Punkte, beherrscht letztere die Tiefe des Schlachtfeldes und ergibt factisch eine grössere Anzahl Treffer.

Bei Handfeuerwaffen wird man vor solchen Illusionen leicht bewahrt, wenn man einfach die Elemente der Flugbahn befragt. Die ermittelten bestrichenen Räume sind das sicher wirkende specifische Mittel gegen solche Irrthümer. — Schiessen z. B. zwei Waffen auf die Scheibe unter sonst gleichen Bedingungen gleich sicher, so hat jene mit einer niedern Flugbahn unstreitig den Vorrang.

Die Schiessversuche, wie auch im vorliegenden Falle, geschehen in der Regel nur gegen eine verticale Fläche. Im Gefechte stehen aber die Truppen auch hintereinander, d. i. nach der Tiefe gegliedert.

Bei niederen Bahnen können bei zu hohem Abkommen die rückwärtigen Abtheilungen sicherer getroffen werden, als umgekehrt.

Fehlschüsse auf einer verticalen Wand können somit im Gefechte noch Treffer ergeben.

Man mag also von was immer für einer Seite die Kriegsleistungsfähigkeit einer Handfeuerwaffe beurtheilen, so erkennt man immer wieder die Höhe der Bahn als den Lebensnerv.

Die Technik arbeitet demnach auch seit einigen Decennien mit aller Anstrengung dahin, die Bahnordinaten so viel als möglich herabzudrücken.

Ein total bestrichener Raum bis 400 Schritt ist erreicht.

Alles dieses fordert den Taktiker dringend auf, in der wirksamen Schussweite seine Truppe stets mehr nach der Breite als in die Tiefe zu gliedern.

Angriffe in Colonnenform müssen sich demnach gegenüber den Handfeuerwaffen dermalen grossen Verlusten ausgesetzt sehen.

Die entwickelte Linie wäre die entsprechendste Form, allein sie ist aus bekannten Ursachen beim Massen-Angriff selten praktisch zu verwerthen.

Man hat als Mittelweg die Colonnen-Linie. Immer muss aber beim Angriff die Masse gegen einen Punkt kommen.

Linien und Masse sind jedoch Gegensätze.

Die Kunst des Taktikers, die auf Intervalle auseinandergezogenen Abtheilungen entsprechend gegen den einen Punkt zur Erreichung des gemeinschaftlichen Zweckes zu leiten, muss diese Widersprüche zu verschmelzen wissen.

Wenn also Übungen oder Versuche, wie wir sie in der Kürze oben geschildert, ein nur sehr vorsichtiges, schwankendes Urtheil auf die Kriegsleistungsfähigkeit der Handfeuerwaffe erlaubten, sind sie demnach zwecklos?

Unbedingt nicht. —

Ein allgemeines, wenn auch nicht präcisirtes Urtheil lassen sie immerhin zu, das aber, wo es sich um Vergleichung mehrerer Waffen handelt, selbst innerhalb eines gewissen Rahmens einen bestimmten Charakter annimmt.

Anderseits dienen solche Schiessversuche zur Ausbildung und Beurtheilung der Geschicklichkeit der Mannschaft und geben Stoff zu manchen Betrachtungen, wie z. B.

1. Die erhaltenen Treffer-Procente $33._6$—$53._2$ und $73._8$ der Übungen 1, 2 und 3 liefern einen Beweis mehr für den längst durch die Kriegsgeschichte erhärteten Erfahrungssatz, nur auf kurze Distanzen Salvenfeuer zu geben. Wir müssen aber schon hier die Bemerkung einflechten, dass wir uns wohl bewusst sind, aus einer einzelnen Beobachtung nicht schon einen Schluss herleiten oder gar ein Gesetz deduciren zu dürfen.

Es ist ja eine bekannte Sache, dass nach der Methode der kleinsten Fehler-Quadrate man der Wahrheit, eigentlich der Wahrscheinlichkeit, um so näher kommt, je grösser die Anzahl der Beobachtungen ist.

Darin liegt aber auch die wissenschaftliche Begründung und Aufforde-

rung, ähnliche Versuche recht zahlreich bei allen Regimentern durchzuführen, um eine genügende Basis zu einem feststehenden, unwandelbaren Urtheil zu erhalten über die Vor- und Nachtheile der verschiedenen Feuerarten.

2. Wie lebhaft wird z. B. seit langer Zeit von den Taktikern nicht der Streit geführt über den Vorrang des Abtheilungs- oder Glieder-Salvenfeuers. — Das Zünglein der Wage schwankt bald nach der einen, bald nach der andern Seite. —

Eine grosse Anzahl von Übungen, wie jene in Nr. 3 und 4, würde im Mittel ergeben, ob man, wie bei den vorliegenden Übungen, wirklich die Folgerung ziehen kann, dass mit dem Abtheilungs-Salvenfeuer unter gleichen Umständen eine grössere Treffer-Anzahl erreicht wird. Handelt es sich blos um die Darstellung des realen Feuer-Erfolges, und nimmt man den Satz als giltig an, dass dieser Erfolg in erster Linie von der Masse der abgeschossenen Kugeln dependirt, so kann man wohl nachweisen, dass das gliederweise Feuern im Nachtheile bleibt.

Die Richtigkeit dieser Behauptung läge in dem unterschiedlichen Vorgang bei dem Abtheilungs- und gliederweisen Salvenfeuer.

Es können nämlich, was das Verhältniss der zum Laden und zum Anschlagen, Zielen und Abfeuern nöthigen Zeit anbelangt, drei Fälle sich ergeben, u. z., wenn wir die Ladezeit mit l und die Abfeuerungszeit mit f bezeichnen:

1. Fall $l = f$
2. Fall $l > f$
3. Fall $l < f$

Bestimmt man sich nun zuerst für eine gewisse Zeit (t) die Anzahl der Abtheilungs- und Gliedersalven, und berechnet für eine angemessene Anzahl Schützen die abgegebenen Schüsse, so gibt die Vergleichung dieser den höheren realen Werth der einen oder der andern Salvenart.

Man findet nämlich, wie wir dies weiter unten zum Überfluss numerisch und allgemein dargestellt haben, dass die Anzahl der Schüsse bei den Abtheilungssalven

im 1. Falle gleich oder grösser
„ 2. „ „ „ „
„ 3. „ immer „ ist als jene der Gliedersalven [1]).

3. Das ist aber eben nur richtig, wenn auch der aufgestellte Satz richtig ist, dass mit der Anzahl der Kugeln der reale Feuererfolg wächst. — Der Satz ist hingegen nur bedingungsweise stichhaltig.

---

[1]) Beträgt die verwendete Zeit zum Anschlagen, Zielen und Abfeuern . f Secunden,
„ „ „ „ „ Laden . . . . l „
„ „ Dauer des Feuers von der 1. Salve angefangen . . . d „
„ „ Anzahl der Leute in einem Gliede . . . . n Mann.
„ „ „ „ zu machenden Salven mit beiden Gliedern a
„ „ „ „ „ „ „ gliederweise . . . . b
„ „ gefundene Anzahl Schüsse bei den Abtheilungssalven A
„ „ „ „ „ „ „ Gliedersalven B

und nehmen wir ferner an, dass für alle drei Fälle $d = 60''$ und $n = 100$ Mann sei, so erfolgt:

Werden von Seite der Schützen die zum Treffen absolut nothwendigen Bedingungen nicht erfüllt, so kann man mit einer grösseren Anzahl Schüsse ja selbst das entgegengesetzte Ergebniss erreichen. Betrachten wir die Resultate der Übungen 3, 4, 5 und 6, so erkennen wir, dass beim Einzel-Feuer, trotz der grösseren Anzahl Schüsse (184 und 389), die Treffer-Procente geringer sind als bei den Salvenfeuern.

Die Mannschaft schoss also beim Schnellfeuer schlechter. Ohne Zweifel, weil jeder Mann bemüht war, recht viel Schüsse zu machen. Um das Treffen kümmerte er sich weniger; er wusste, er werde brilliren, wenn er sagen kann, ich habe 13 Schüsse gemacht. (Übung 6.).

Das ist aber eine fatale Sache. — Viel Schiessen und wenig oder gar Nichts treffen heisst so viel wie Sand aufwirbeln.

Wer da schreit: 40, 60 Schüsse per Minute, nun der gehe auf den

---

Fall 1,

wenn $l = f = 5''$ ist

die 1. Abtheilungssalve um 0''
„ 2. „ „ 10''
„ 3. „ „ 20''
„ 4. „ „ 30''
„ 5. „ „ 40''
„ 6. „ „ 50''
„ 7. „ „ 60''

oder allgemein

$$a = \frac{d}{f+l} + 1 = \frac{d}{2l} + 1 = \frac{d}{2f} + 1 \quad \ldots\ldots\ldots \quad (1)$$

(Vom unechten Bruch $\frac{d}{2f}$ werden stets nur die Ganzen angenommen.)

Die Anzahl der Schüsse beträgt:

$7 \times 200 = 1400$ oder

allgemein

$$A = \left(\frac{d}{f+l} + 1\right) . 2n \quad \ldots\ldots\ldots \quad (2)$$

Bei Gliedersalven erfolgen, und zwar:

beim ersten Glied	beim zweiten Glied
1. Salve um 0''	1. Salve um 5''
2. „ „ 10''	2. „ „ 15''
3. „ „ 20''	3. „ „ 25''
4. „ „ 30''	4. „ „ 35''
5. „ „ 40''	5. „ „ 45''
6. „ „ 50''	6. „ „ 55''
7. „ „ 60''	

Es erfolgt somit von 5 zu 5'' eine Salve im vorliegenden Falle, im Ganzen 13 oder allgemein:

für das 1. Glied $b = \frac{d}{2f} + 1$

„ „ 2. „ entweder $\frac{d}{2f} + 1$ oder $\frac{d}{2f}$

(je nachdem der Rest von $\frac{d}{f+l} = \frac{d}{2f}$ ist: $=$ oder $>$ als f oder $= 0$ oder $<$ als f) . . . . (3)

demnach die Anzahl Schüsse $13 \times 100 = 1300$,

Feuerwerks-Platz in den Prater, — dort kann er puffen; oder wer da prahlt, mit einem Gewehr auf eine Viertelmeile zu schiessen, der stelle sich auf den Cimborasso und führe Krieg mit dem Monde.

Das Schnellfeuer hat, wie Alles hier auf der Erde, seine Grenze.

Sie ist je nach der individuellen Geschicklichkeit variabel. Ihre Verringerung, oder die Minimal-Grenze sollte nur durch Übung und wieder Übung mit scharfen Patronen erzielt werden, wobei der Mann auch gehalten ist, zu zielen und zu treffen.

Das Markiren mit Hülsen erzeugt allerdings eine mechanische Fertigkeit. Ist man aber dabei nicht immer und jedesmal bemüht, dem Manne ja das Verständniss beizubringen, dass es sich nicht allein um das Schnellschiessen, sondern hauptsächlich um das Schnelltreffen handelt, so schadet dies eher.

Man sagt zwar: Übung macht den Meister; Übungen erzeugen aber auch manchmal einseitige Stümper, wenn die richtige, verständige Basis mangelt.

---

ferner

$$B = \left(\frac{d}{2f} + 1\right) . 2n$$

oder

$$B = \left(2 \times \frac{d}{2f} + 1\right) n \quad \ldots\ldots\ldots\ldots \quad (4)$$

(Die Vergleichung beider Resultate oder der Ausdrücke (2) und (4) zeigt, dass das Abtheilungsfeuer entweder einen gleichen oder grösseren realen Werth hat.)

Behandeln wir ähnlich den

Fall 2,

wobei l grösser als f und beispielsweise $l = 5''$, $f = 4''$ sei.

Wir erhalten für die Abtheilungssalven

$$a = \left(\frac{d}{l+f} + 1\right) = 7 \text{ Salven} \quad \ldots\ldots\ldots \quad (5)$$

(Der Bruch $\frac{d}{l+f}$ wird nur im Ganzen ausgedrückt.)

$$A = \left(\frac{d}{l+f} + 1\right) 2n = 7200 = 1400 \text{ Schuss} \quad \ldots\ldots \quad (6)$$

Für die Salve des

1. Gliedes			2. Gliedes		
1.	Salve	um 0″	1.	Salve	um 4″
2.	„	„ 9″	2.	„	„ 13″
3.	„	„ 18″	3.	„	„ 22″
4.	„	„ 27″	4.	„	„ 31″
5.	„	„ 36″	5.	„	„ 40″
6.	„	„ 45″	6.	„	„ 49″
7.	„	„ 54″	7.	„	„ 58″

Im Ganzen 14 Salven mit 1400 Schuss oder

für das 1. Glied $b' = \frac{d}{f+l} + 1$ und ebenso

„ „ 2. „ $b'' = \frac{d}{f+l} + 1$ oder $b'' = \frac{d}{f+l}$

(wenn der Rest von $\frac{d}{f+l} = 0$ oder $< f$ ist).

Wir legen keinen Werth auf das Schnellschiessen, wohl auf das Schnelltreffen. Darnach muss die Abrichtung des Mannes geleitet werden.

Lieber etwas langsamer schiessen und mehr treffen.

Auffallend bleibt es, dass bei den vorliegenden Übungen die Mannschaft bei den Salven auf das Commando (2., 3., 4. Übung) ein besseres Treffer-Resultat erzielte, als bei dem Einzel-Feuern (5., 6., 7. Übung).

Im ersteren Falle wurde sie stets erinnert, ruhig und gut zu zielen; die Mannschaft war im Gehorsam; sich selbst überlassen hudelte sie.

Und doch sollte man bei dem Einzeln-Feuer, namentlich wenn die Leute, wie bei der Übung 6, vollkommene Freiheit haben, bessere Resultate erzielen.

Da thut aber fortwährende Instruirung und vieles Scharfschiessen sehr Noth.

Daher im Ganzen

$$b = 2\left(\frac{d}{f+l} + 1\right) \text{ oder } 2\left(\frac{d}{l+f}\right) + 1 \quad \dots\dots\dots\dots (7)$$

$$B = 2\left(\frac{d}{f+l} + 1\right) n = \left[2\left(\frac{d}{l+f}\right) + 1\right] n \quad \dots\dots (8)$$

Weil nun (8) = < (6) ist, so folgt, dass für diesen Fall der physische Werth der Abtheilungssalven gleich oder grösser ist.

Fall 3.

l ist kleiner als f; l ist gleich 3″; f ist gleich 5″. Für die Abtheilungssalve gelten:

$$a = \frac{d}{l+f} + 1 \quad \dots\dots\dots\dots (9)$$

$$A = \left(\frac{d}{l+f} + 1\right) 2\,n \quad \dots\dots\dots\dots (10)$$

d. i. gleich 16.000 Schuss.

Für die Salven beim

1. Glied			2. Glied		
1.	Salve	um 0″	1.	Salve	um 5″
2.	„	„ 10″	2.	„	„ 15″
3.	„	„ 20″	3.	„	„ 25″
4.	„	„ 30″	4.	„	„ 35″
5.	„	„ 40″	5.	„	„ 45″
6.	„	„ 50″	6.	„	„ 55″
7.	„	„ 60″	7.	„	„ —.

Da stets von 5 zu 5 Minuten, das ist von f zu f, eine Salve erfolgt, so ergibt sich

$$b = \frac{d}{f} + 1 \quad \dots\dots\dots\dots (11)$$

$$B = \left(\frac{d}{f} + 1\right) n = 1300 \quad \dots\dots\dots\dots (12)$$

Es wird in diesem Falle mit der Abtheilungssalve immer ein grösserer realer Erfolg erzielt als mit der gliederweisen Salve, denn sagt man

$l + x = f$, so folgt aus . . . . (10)

$$A = \left(\frac{d}{f - \frac{x}{2}} + 2\right) . \, n > B = \left(\frac{d}{f} + 1\right) n.$$

Die Ungewohntheit an das Scharfschiessen in Abtheilungen zeigte sich auffallend bei der 1. Übung. — Die Leute waren in Spannung, unruhig, warteten theilweise das Commando gar nicht ab u. dgl.

Um aber einen Vergleich anstellen zu können, wie nützlich die Einübung ist, wurde am Schlusse, nachdem die Mannschaft mit dem scharfen Schiessen schon vertraut war, diese Übung wiederholt (Nr. 8).

Die Entgegenhaltung der Procente $33._6$ und $43._2$ und der Einheiten $3._{47}$ und $4._{28}$ spricht somit deutlich für den Nutzen solcher Übungen.

4. Über das Schwarmfeuer wollen wir nur kurz bemerken, dass der Mann 30 Patronen erhielt, welche er im Vorrücken von 500 auf 100 Schritt zu verschiessen hatte.

Dies Feuern dauerte 8 Minuten; die Gewehrläufe hatten sich dabei so stark erhitzt, dass die Leute gegen Ende des Feuerns die Gewehre nur beim Schafte halten konnten. Die erzielten Treffer-Procente sind, im Vergleich zu den übrigen Übungen, keine besseren.

Die Mannschaft war selbst bei Benützung der wenigen Deckungen sehr besorgt um die momentan seit- und weiter vorwärts aufgestellten Kameraden.

Es gab sich eine gewisse Aufregung kund, die nachtheilig auf das Treffen einwirken musste.

Wir schliessen mit dieser Bemerkung unsere kleinen Mittheilungen. Sollten sie zu ähnlichen Versuchen anderwärts oder zu weiterm Nachdenken über diesen Gegenstand angeregt haben, so ist der Zweck dieser Zeilen erreicht.

Budweis, am 6. August 1868 [1]).

Andres,
Hptm. im k. k. 16. Lin.-Inf.-Regiment.

---

[1]) Dieser Aufsatz war von detaillirten Zeichnungen in Folio begleitet, was uns, der Kostspieligkeit des Druckes wegen, von deren Ausgabe abhielt.

Die Tabelle ersetzt aber die Scheibenzeichnungen hinlänglich.

D. R.

TABELLE

über das Abtheilungs-Scheibenschiessen des k. k. 16. Linien-Infanterie-Regiments am 31. Juli 1868.

Nr. der Übung	Uhr	Distanz (Schritte)	ART der ÜBUNG	Wirklich gemachte Schüsse	Versager	Beobachtete Zeitdauer d. ganz. Übung	Zeit für die Einheit		Es wurde erzielt an: Figurbreite	Figur	I. Kreis	II Kreis	III. Kreis	IV. Kreis	Summe	Treffer per 100	Einheiten per Schuss	Physikalische Beobachtungen: Temperatur nach Réaumur	Barometerhöhe in Paris.-Lin.	Feuchtigkeit der Luft in Proc.	Bewölkungs-Grad	Form der Wolken	Beleuchtung der Scheibe	Windstärke	Windrichtung
1	2	3	4	5	6	7	8		9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25
1	½ 7	400	drei Abtheilungssalven, beide Glieder stehen	140	2	s 51	s 17.0	Treffer	**19**	**15**	**6**	**2**	**3**	**2**	**47**	33.57	3.47	15.2	324.2	100	10	Schicht-wolken	2	3	von rechts: 80° 30′
								Einheiten	152	150	72	28	48	36	486										
2	8	300	drei Abtheilungssalven, das erste Glied kniet	141	2	s 46	s 15.3	Treffer	**31**	**25**	**8**	**5**	**4**	**2**	**75**	53.19	3.24	15.8	324.3	90	10	Feder-schicht-wolken	3	2	„
								Einheiten	155	150	56	40	36	20	457										
3	¼ 8	200	drei Abtheilungssalven, beide Glieder stehen	149	1	s 30	s 10.0	Treffer	**42**	**27**	**14**	**14**	**6**	**7**	**110**	73.8	3.26	16.0	324.3	86	9	dto.	7	2	„
								Einheiten	126	108	70	84	42	56	486										
4	½ 8	200	Gliedersalven, jedes Glied macht drei Salven, beide Glieder stehen	143	3	s 30	s 5.0	Treffer	**44**	**17**	**7**	**4**	**8**	**8**	**88**	61.5	2.65	16.2	324.5	84	9	dto.	8	2	„
								Einheiten	132	68	35	24	56	64	379										
5	¾ 8	200	Einzelnfeuer aus dem geschlossenen Zug	184	8	s 30	s 8.1	Treffer	**26**	**34**	**10**	**7**	**3**	**5**	**85**	46.1	1.99	17.0	324.6	84	8	dto.	Sonnen-schein 10	3	„
								Einheiten	78	136	50	42	21	40	367										
6	9	200	Einzelnfeuer, resp. Schnellfeuer. Die Mannschaft ist in ein Glied aufgestellt. Der Mann steht, kniet od. hockt etc.	389	8	s 60	s 7.7	Treffer	**76**	**53**	**24**	**24**	**5**	**7**	**189**	48.6	2.04	17.5	324.6	82	6	Haufen-wolken	Sonnen-schein 10	3	„
								Einheiten	228	212	120	144	35	56	795										
7	½ 9	500 bis 100	Schwarmfeuer während des Vorrückens	716	4	m 8	—	Treffer	**128**	**101**	**17**	**31**	**28**	**21**	**326**	45.5	—	—	—	71	4	dto.	Sonnen-schein 10	2	„
								Einheiten	—	—	—	—	—	—	—										
8	10	400	drei Abtheilungssalven wie bei Nr. 1	134	15	s 34	s 10.3	Treffer	**31**	**11**	**8**	**5**	**2**	**1**	**58**	43.2	4.28	20.5	325.3	65	3	dto.	Sonnen-schein 10	1	„
								Einheiten	248	110	96	70	32	18	574										

Aus ausserdeutschen Militär-Zeitschriften und Notizen.

Le Spectateur Militaire.

(Mai—Juni 1869.)

Stand der Rüstungen in Frankreich.

Obgleich die friedlichsten Gerüchte verbreitet sind, und man nicht allein eine Armee-Reduction, sondern auch neue Reformen in Aussicht stellt, so werden die Rüstungen doch mit Eifer fortgesetzt. Die Anhäufung von Kriegsmaterial im Osten dauert an, und zahlreiche Transporte gehen nach der Grenze. Ein grosser Theil dieser Vorräthe kommt aus Lyon. Da die definitiven Beschlüsse des Kaisers noch nicht officiell bekannt sind, so trifft der Kriegsminister Niel seine Anstalten. Der Marineminister handelt in der nämlichen Weise und hat nicht allein dem Ober-Commandanten der Mittelmeerflotte den Befehl ertheilt, sich seebereit zu halten, sondern auch eine Flotte leichter Fahrzeuge zu seiner Verfügung gestellt. Über die Ideen, welche in den kriegsministeriellen Kreisen herrschen, gibt übrigens noch eine Note Aufschluss, welche die „Patrie" brachte. Dieselbe ging ihr aus dem Cabinet des Kriegsministers zu und lautet: „Es ist vollständig falsch, dass die Organisation der mobilen Nationalgarde wegen der Schwierigkeiten suspendirt worden ist, auf welche die Bildung ihrer Cadres, ihre Bekleidung und ihre Bewaffnung stösst. Diese wahrscheinlich zu einem Wahlzweck in mehreren Departements verbreiteten Nachrichten entbehren einer jeden Begründung. Die mobile Nationalgarde ist in den drei ersten Armee-Corps organisirt, ihre Cadres sind gebildet, die Kleidung fertig und die Waffen bereit. Die Bevölkerungen zeigen einen trefflichen Geist, und die Übungen werden nächstens beginnen. Man sammelt im Augenblick die für die Constituirung der Cadres im 4., 5. und 6. Armee-Corps nothwendigen Elemente. Die Gesuche sind sehr zahlreich, und man beschäftigt sich damit, sie zu ordnen. Die Kriegsverwaltung begreift die Dienste, welche diese Institution zu leisten berufen ist, und sie organisirt sie mit einer ganz besonderen Fürsorge.

Luxemburg.

In Luxemburg wurde am 12. Mai gegen 5 Uhr Nachmittags eine der grössten, ja, man kann sagen, die stärkste Bastion der südlichen Neuthorfronte und mit ihr auch die letzte dieser Fronte gesprengt. Eilf gut angelegte Minen in einer Tiefe von 8 Meter ungefähr rissen in einem Nu den ganzen linken Flügel des Camus nieder. Bastion Camus, welche bereits 200 Jahre dastand, und in deren Innerem mehrere grosse Erdtraversen liegen, wurde 1556 unter österreichisch-spanischer Herrschaft erbaut, ihre Vollendung aber erfolgte erst gleichzeitig mit der Bastion Jost unter Ludwig's XIV. Regierung im Jahre 1697, welcher sich damals selbst nach Luxemburg begab, um überhaupt die Riesenarbeiten der Festung in Augenschein zu nehmen.

Aus dem Lager von Sathonay.

Im Lager von Sathonay hat am 6. Juni eine eigenthümliche Festvorstellung der Soldaten dieses Lagers zum Besten der St. Maurice-Stiftung für Soldatentöchter stattgefunden. Nach einer grossen Feldmesse im Lager folgte eine von den Musik-Corps der vier Linien-Regimenter ausgeführte Musikaufführung und sodann eine militärische Schaudarstellung: „*Fantaisie arabe*". Vier Bataillone Infanterie und Jäger mit zwei Gebirgs-Geschützen stellten eine Expeditions-Colonne in Algerien dar, sorgfältig ganz so ausgerüstet, wie es dort üblich ist. Der Feind, 500 Infanteristen und 100 Reiter, war als Beduinen, Kabylen und Reiter aus Maksen verkleidet. Auf dem

Manöverfelde schlug die französische Expeditions-Colonne ein Zeltlager auf mit allen Sicherheitsvorkehrungen und zündete ihre Biwakfeuer an. In einer Schlucht schlichen die Araber heran und überfielen dann von allen Seiten das Lager in ungeordneten Haufen mit Wuthgeheul. Die Franzosen, Anfangs zurückgedrängt, bildeten unter heftigem Feuer ein grosses Carré, welches die Araber nunmehr anfielen, bis endlich ein allgemeiner Bajonnetangriff die Beduinen nicht nur vertrieb, sondern sie sämmtlich zur Ergebung zwang. Der Transport der Gefangenen endete die Vorstellung, welche durch Einzelkämpfe, Reiterkünste aller Art und dadurch noch besonders an Lebendigkeit gewann, dass die verkleideten Beduinen ihre Rolle trefflich spielten und sich dabei aller arabischen Worte, welche sie nur irgend kannten, reichlich und unermüdlich bedienten. Der commandirende General der Armee von Lyon, Graf v. Palikao, wohnte dieser Festvorstellung bei, und ein zahlreich aus Lyon herbeigeströmtes Publicum ergötzte sich an dem Anblick der kriegerischen Darstellung, die daher wohl auch ihren Wohlthätigkeitszweck erreicht haben dürfte.

The Army and Navy Gazette.

(Juni 1869.)

Neues Repetitionsgewehr.

Das Wochenblatt „Engineer" berichtet aus zuverlässiger Quelle von einer neuen amerikanischen Erfindung, die ein Triumph mechanischer Geschicklichkeit sei, sich auch auf viele der jetzigen Hinterladungsgewehre anwenden lasse, aber bis jetzt in aller Stille nur von der französischen Regierung für das Chassepotgewehr adoptirt worden sei. Es handelt sich, wie es heisst, um eine Vorrichtung, welche das Gewehr im Wesentlichen unverändert lässt, ihm aber für aussergewöhnliche Fälle den Vortheil einer Repetirbüchse hinzufügt. Ein Knopf wird gedreht, und dieselbe ist im Stande, ohne auf's Neue geladen zu werden, acht Schüsse abzugeben. Durch das Öffnen der Kammer nach jedem Schusse wird vermittelst eines Zapfens die leere Patronenhülse hinausgeschleudert, eine neue Patrone schiebt sich von unten an ihre Stelle, das Schliessen der Kammer bringt sie in das Patronlager, und die Büchse ist schussbereit.

Panzerplatten.

Vor Kurzem wurden an Bord des „Thunderer" die für die österreichische Regierung bei Cammell & Co. in Sheffield angefertigten Panzerplatten erprobt. Es handelte sich darum, zwei Platten, eine auf dem gewöhnlichen Wege erzeugt, die andere, bestehend aus einer mittleren, $4\frac{1}{2}$zölligen und zwei dünneren Lagen und zusammengewalzt, für sich wie vergleichsweise zu untersuchen. Man liess auf 30 Schritt Distanze ein achtzölliges, glattes Geschütz gegen die Platten je 4 Schüsse abgeben, und die Qualität der Platten erwies sich als vortrefflich. Von einer Verschiedenheit zwischen beiden kann kaum die Rede sein.

Die Hafenbauten in Heppens.

Die inneren Hafenarbeiten nähern sich ihrer Vollendung, aber noch ist das Wasser nicht hineingelassen, so dass man sie in ihrer ganzen Grossartigkeit zu sehen vermag. Das erste der grossen, zum Bau der Panzerfregatten bestimmte Dock ist vollständig fertig und gewährt einen prächtigen Anblick, wenn es, einem mächtigen antiken Amphitheater ähnlich, mit seinen terrassirten Seitenwänden den Beschauer rings umgibt. Das zweite, eben so grosse, wird in diesen Monaten ebenfalls vollendet werden, während das dritte, kleinere und nur für gedeckte Corvetten bestimmte noch mitten im Bau begriffen ist. Der Boden wird zuerst mit einer Schicht rother Klinker belegt, auf dieselbe kommen die eigentlichen Granitbodenplatten zu liegen, die Seiten werden darauf ausgemauert mit enormen Blöcken aus weissgrauem schwedischen Granit, welche schon völlig behauen aus Schweden hergebracht und auf einer eigenen Bahn vom Hafen nach dem Bauplatze transportirt werden. An dem grossen Binnenhafen-Bassin ist jetzt auch die nördliche Quaimauer bis auf das Auflegen der Granitplatten beendet. Zum Zwecke der verschiedenen Hafen- und Hochbauten hat ein

oldenburgischer Ziegellieferant für nächstes Jahr allein die Lieferung von $6^1/_2$ Millionen Ziegelsteinen übernommen. An der Ausschachtung des Bassins und des Hafencanals wird mit allen Kräften fortgefahren. Die Erdarbeiten sind einem Berliner General-Unternehmer übertragen, und zur besseren Förderung derselben neuerdings Locomotiv-Transporte auf Interimsbahnen eingerichtet. Die Hafenanlage im Ganzen besteht bekanntlich in einem Canal, den man in Abschnitten von verschiedener Breite vom Jahdebusen in die nordwestliche Landspitze hineingegraben hat. Den äussersten Abschnitt bildet die Hafeneinfahrt, deren Quaimauern noch ein gutes Stück in die See hinein zum tiefen Fahrwasser geführt sind, bis sie mit zwei breiten, runden Molenköpfen mitten im Strome enden. Hinter der Hafeneinfahrt folgt der Vorhafen, welcher beim Eingange wie beim Ausgange durch colossale eiserne Schleussenthore geschlossen wird, und aus diesem gelangt man endlich in den eigentlichen Hafencanal, welcher zunächst eine kleine Krümmung macht, dann aber in langer, gerader Linie bis zum Binnenhafen-Bassin hinläuft, um welches sich, die ganze Hafenanlage nach Westen abschliessend, die Docks, Magazine und Werkstätten anreihen. Eine der Hauptarbeiten ist augenblicklich die Wegschaffung des Hauptfangdammes, welchen man vor der Hafeneinfahrt behufs Fundamentirung und Aufführung der Mauern anlegen musste. Der Damm hat seine eigene Geschichte. Die Wuth mehrerer Wintersturmfluten, namentlich der Jahre 1860 und 1864, haben ihn oft bis auf den Grund erschüttert. Es ist ein massives rostartiges Balkengerüst, im Laufe der Jahre allmälich zu einer solchen Festigkeit gediehen, dass bei seiner jetzigen Beseitigung das Herauswinden eines einzigen seiner gewaltigen Stützbalken oft die Arbeit mehrerer Tage erfordert.

Revue militaire Suisse.

(Mai-Juni 1869.)

Stärke des eidgenössischen Generalstabes.

Laut der neuesten eidgenössischen Generalstabs-Tabelle beträgt die Gesammtzahl der Generalstabs-Officiere in der Schweizer Armee 744. Von diesen sind 70 Obersten, 83 Oberst-Lieutenants, 133 Majore, 234 Hauptleute, 75 erste Lieutenants, 138 erste und 12 zweite Unterlieutenants. Der älteste Officier der eidgenössischen Armee ist Oberst E. Ch. Bontems von Villeneuve, geb. 1796, brevetirt und in den Generalstab getreten 1839.

Rivista militare italiana.

(Juni 1869.)

Russland.

(Kosakenheer.) Durch ein vom Kaiser am 3. Mai bestätigtes Gutachten des Reichsraths wird der obligatorische Dienst im Kosakenheere für die dem Kosakenverbande Angehörigen aufgehoben, und können in Folge dessen Officiere wie Mannschaften dieser Truppe unter bestimmten Modalitäten aus derselben ausscheiden und in andere Truppentheile eintreten, so wie andererseits auch solche Militärs, welche dem Kosakenverbande nicht angehören, in das Kosaken-Corps eintreten dürfen.

(Militär-Pensions-Reglement.) Nach dem neuen Militär-Pensions-Reglement wird der allgemein gegenwärtig bestehende Pensionirungs-Modus für immer abgeschafft, worauf keine Dienstzeit mehr den Officieren das Recht zum Empfange einer Regierungs-Pension verleiht. Eine Ausnahme machen nur diejenigen, welche im Kriege verwundet worden sind oder ihre Gesundheit im Dienste eingebüsst haben, und auch nur dann, wenn sie kein eigenes oder erheirathetes Vermögen besitzen. Diesen Personen wird jedoch eine viel höhere Pension verliehen, so dass sie und ihre Familien durch dieselbe ganz sicher gestellt werden. Mit Aufhebung der Regierungs-Pensionen wird den Emerital-Cassen, unter Mitwirkung der Regierung, eine sehr ausgedehnte Entwicklung gegeben werden.

Dänemark.

(Truppen-Übungslager.) Das diesjährige militärische Übungslager wird wiederum bei Hald in der Provinz Jütland abgehalten werden, und zwar in der Zeit vom 15. Juni bis zum 29. Juli. Es sind dorthin beordert 10 Bataillone Infanterie, zwei Batterien, ein Dragoner-Regiment und eine Genie-Abtheilung.

(Neue Uniformirung.) Die Uniformirung der Officiere der Infanterie, Artillerie und des Ingenieurcorps wird dahin geändert, 1. dass der Czako und die jetzige Feldmütze abgeschafft und eine neue Kopfbedeckung, für jede Art von Dienst geltend, eingeführt werden soll; 2. dass die Epauletten abgeschafft werden; 3. dass alle übrigen Abzeichen für verschiedene Arten des Dienstes, wozu die Schärpe gehört, wegfallen; 4. dass die Patrontasche in Goldriemen für Ingenieurofficiere ebenfalls wegfällt, aber die Patrontasche in Lederriemen für Artillerieofficiere beibehalten wird; 5. dass bei Gelegenheiten, wo der Anzug in Gala befohlen wird, der sonst sich in jeder Art des Dienstes gleichbleibenden Uniform eine kleine, in der Mütze anzubringende Feder, ein Goldgehänge für Uniformen mit gelben Knöpfen, und ein Silbergehänge für Uniformen mit weissen Knöpfen beigefügt werden soll.

(Neue Officiersschule.) Am 24. Mai hat der Unterricht in der nach Massgabe des neuen Armeegesetzes eingerichteten Officiersschule auf dem Schlosse Friedrichsberg begonnen. Das grosse prächtige Schloss, nach den Schlössern Christiansburg und Friedrichsburg (welches letztere im Innern unvollendet ist, weil die Geldmittel fehlen) das grösste unter den dänischen Schlössern, liegt malerisch auf einem Hügel eine halbe Meile westlich vom eigentlichen Kopenhagen, ist jedoch mit dem wohl 6000 Einwohner zählenden Orte gleichen Namens durch die lange Vorstadt Westerbro und das erst in den letzten Decennien entstandene sogenannte „Villaquartier“ mit der Stadt als unmittelbar verbunden zu betrachten. Die inneren Localitäten sind restaurirt, der grosse Rittersaal ist Festsaal der Akademie geworden, auf dem Schlosshofe sind Kanonen aufgepflanzt. Im Rittersaal findet sich, zum Beweise, dass auch der Musen gedacht ist, ausserdem ein vom Kriegs-Ministerium angeschaffter grosser Flügel und ein Billard, welches Herr Orla Lehmann, der früher als Miether diesen Theil des Schlosses bewohnte, der Akademie geschenkt hat. Das Schloss ist von zwei prächtigen, mit Canälen und Wasserwerken etc. versehenen Parks oder Lustwäldchen umgeben.

Schweden.

(Heeresorganisation.) Die Thronrede, mit welcher der Reichstag am 15. Mai geschlossen wurde, erwähnt mit keiner Silbe der Wehrfrage, obgleich über dieselbe in beiden Kammern eingehende Erörterungen Statt gefunden hatten. Die Vorlage der Regierung erhielt keine Zustimmung, nachdem über das vom Kriegs-Minister Abelin dem Reichstage überreichte Project der Reorganisation der Armee der Ausschuss das Votum abgegeben hatte, dass 1) der im Project aufgestellte Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht zu verwerfen sei, und dass 2) auch eine Ablehnung derjenigen Modificationen eintreten solle, welche der Kriegsminister bei der sogenannten Indelta-Armee durchführen wollte. Es bezogen sich diese Vorschläge auf eine Art Ablösung der Militärgestellung und Unterhaltungskosten Seitens der Grundbesitzer, während von der Regierung eine Geldbewilligung in Antrag gestellt wurde, für welche der Kriegsminister die Stellung der Mannschaften übernehmen wollte. Der Ausschuss machte zwar den Vorschlag, die Indelta-Armee ganz aufzuheben, indessen ging die Majorität während der viertägigen Debatte über das Wehrgesetz darauf nicht ein und wies auch das Princip der allgemeinen Wehrpflicht zurück. In dieser Richtung war besonders der Führer der äussersten Rechten, Graf Henning Hamilton, thätig, dessen Schrift: „Der Deutsche Krieg im Jahre 1866, seine Ursachen, sein Ausgang und seine Folgen“, als eine Rechtfertigung des Votums seiner Partei betrachtet werden kann. Dieser Herr ist ein entschiedener Gegner der Neugestaltung Deutschlands und besonders ein Gegner Preussens, in welchem er eine Gefahr für Schweden erblickt. Als er zur Zeit des letzten Krieges zwischen Preussen, Österreich und Dänemark Gesandter in Kopenhagen war, richtete er allen Einfluss darauf, Schwedens Theilnahme am Kriege herbeizuführen, welches Ziel er bei der Politik des Grafen Manderström nicht zu erreichen vermochte. An der Debatte über das Wehrgesetz betheiligte sich Graf Hamilton in keiner Weise. Über die schwedische Landwehr (Bewaering)

wurde in dem Ausschuss Seitens der Regierung die Erklärung abgegeben, dass dieselbe ungenügend ausgebildet, schlecht bekleidet, schlecht bewaffnet und höchstens 30.000 Mann stark sei, während Schweden zur Landesvertheidigung eine Armee von 100,000 Mann bedürfe. Norwegen stellt ein Contingent von 20,000 Mann.

Preussen.

(Herbstmanöver.) Den getroffenen Bestimmungen zufolge findet das diesjährige Herbstmanöver des ersten (preussischen) Armeecorps vor dem Könige in den Tagen vom 8. bis 18. September in der Umgegend von Braunsberg Statt. Die beiden Divisionen (1. und 2.) treffen hiezu am 8. September in ihren Cantonnements, und zwar die erste Division in und um Heiligenbeil, die zweite Division in und um Braunsberg ein; die Gränze zwischen beiden Rayons bildet die Bahnau. Das Hauptquartier des Königs befindet sich bis zum 15. September in Königsberg, von da ab, wie schon gemeldet, in Elbing; am 13. September soll bei Heiligenbeil die grosse Parade des gesammten Armeecorps Statt finden. Die Truppen haben sich auf den vollen Etat zu vervollständigen.

(Beurlaubungen.) Schon durch den Allerhöchsten Erlass vom 8. Jänner 1857 ist gestattet, dass die Infanterie- und Artillerie-Regimenter, so wie die Pionnier-Abtheilungen, jedoch mit Ausnahme der am Rhein dislocirten, aus den östlichen Provinzen sich ergänzenden Truppentheile aus den „ältest gedienten" Mannschaften bis zu fünf Mann per Compagnie etc. zur Disposition der Truppentheile auf unbestimmte Zeit beurlauben und je nach Bedarf zum Dienste wieder einberufen. Derartige (sogenannte Königs-) Beurlaubungen erfolgen, wo insbesondere häusliche Verhältnisse dies nothwendig machen oder wünschenswerth erscheinen lassen, und zwar nach Massgabe der Dringlichkeit derselben. Die Gesuche werden an die heimatlichen Ortsbehörden gerichtet und von diesen mit Gutachten an die betreffenden Truppentheil-Commando's gesandt.

(Freizügigkeits-Vertrag.) Der Vertrag zwischen dem Norddeutschen Bunde und Baden über Einführung der gegenseitigen militärischen Freizügigkeit ist am 25. d. M. unterzeichnet und sofort dem Bundesrathe zur Beschlussnahme vorgelegt worden. Bekanntlich geht die auch in der Einleitung des Vertrages ausdrücklich kund gegebene Absicht des Übereinkommens dahin, den Angehörigen jedes der beiderseitigen Staaten, welche sich auf dem Gebiete des anderen Theiles aufhalten, die Erfüllung ihrer Militärpflicht zu erleichtern. Demnach wird in dem Vertrage festgesetzt, dass badische Staatsangehörige berechtigt sind, innerhalb des Bundesgebietes sich der Musterung zu unterziehen, und dass den Angehörigen des norddeutschen Bundes gestattet ist, sich in Baden zur Musterung zu stellen. Die Entscheidungen so wie die Bescheinigungen der Musterungsbehörde sollen die gleiche Geltung haben, als wenn die Gestellung vor der heimatlichen Aushebungsbehörde erfolgt wäre. Die Staatsangehörigen, welche active Militär-Dienstpflicht in einem anderen Gebiete des anderen Theiles ableisten, genügen dadurch der Verpflichtung zum activen Dienst in ihrem Heimatlande. Während der Ableistung des Militärdienstes werden die Staatsangehörigen des anderen Theiles wie eigene Landesangehörige behandelt und unterliegen auch den Militär-Strafgesetzen des Landes, in welchem die Ableistung des Militärdienstes erfolgt. Die von dieser Befugniss Gebrauch machenden Militärpflichtigen treten jedoch nach Beendigung der activen Dienstzeit zur Reserve des Heimatlandes über. Der Vertrag, dessen Ratification spätestens bis 31. October bewirkt werden soll, gilt vorläufig bis 1. October 1870 und bleibt von da ab weiter von Jahr zu Jahr verbindlich, sofern nicht 6 Monate vorher von einem der Theile die Kündigung erfolgt. Das zwischen dem Norddeutschen Bunde und Baden vereinbarte Gegenseitigkeits-Verhältniss ist laut Artikel 3 auch zwischen Baden und dem Grossherzogthum Hessen südlich des Mains in Aussicht genommen; doch ist gleichzeitig ein Schlussprotocoll verabredet worden, dass, wenn der Vertrag für die südlich des Mains gelegenen Theile des Grossherzogthums Hessen nicht zur Gültigkeit gelangen sollte, derselbe alsdann nichts desto weniger zwischen dem Norddeutschen Bunde und Baden in Wirksamkeit tritt Als Unterhändler des Vertrages haben fungirt für Preussen der Abtheilungschef im Kriegsministerium Oberst v. Karczewski und der geheime Regierungsrath im Bundeskanzler-Amt v. Puttkamer, und für Baden der hiesige Gesandte Freiherr v. Türkheim und der Hauptmann Seyb.

Mittheilungen

aus der Abtheilung für Kriegswissenschaften des k. k. Militär-Casino's zu Wien.

Die Russen in Centralasien.

(Fortsetzung.)

Die Ereignisse bis zur Errichtung der Provinz Turkestân.

Mozaffer als Schützer des Islam. — Die Sendung Nadschimit-Dîn. — Russische Gesandtschaft in Bochâra. — Tschernajew's Marsch nach Dschizzach. — Hinhalten und Rückmarsch der Russen. — Romanowski. — Schlacht bei Yedschar. — Einnahme von Chodschand. — Mozaffer-Chan in der Klemme. — Belagerung von Uratypa und Dschizzach. — Errichtung der Provinz Turkestân.

Die ersten Siege der Russen in Chokan hatten den Emir Mozaffer nicht sonderlich erschreckt, vielmehr boten sie ihm eine erwünschte Gelegenheit, sein Prestige in Turkestân zu erhöhen, indem er sich als Verfechter der geheiligten Sache des durch die Ungläubigen bedrohten Islam aufwarf. Nachdem er vorsichtigerweise früher sich hatte den jungen Chan von Chokan, seinen Mündel, ausliefern lassen, entsendete er ein Hilfscorps nach Taschkend, welches jedoch diese Stadt nicht davor bewahrte, in die Hände der Russen zu fallen. Durch die Einnahme Taschkends wurden aber die Absichten des ehrgeizigen Mozaffer auf Chokan gänzlich vereitelt, denn dieses bestand nur mehr dem Namen nach, und Khudayar Chan war beinahe auf seine Hauptstadt beschränkt.

Mozaffer, der mit der Vormundschaft über den einen unmündigen Chan von Chokan zugleich die Verpflichtung übernommen, die Sache der usbekischen Nationalität zu führen, rüstete, nachdem er sich durch Engländer trefflich gezogene Geschütze und Minié-Gewehre verschafft, mit welch letzteren er seine regelmässige Infanterie (Sarbasen), auch zum Theil seine berittenen Schützen bewaffnete, ein starkes Corps gegen die Russen, bemächtigte sich Chodschands [1]), sandte dem russischen General eine insolente und gebieterische Aufforderung, die eroberten Gebietstheile herauszugeben, widrigenfalls er mit Entzündung des heiligen Krieges drohte, und confiscirte das Eigenthum der russischen Kaufleute in Bochâra, was die Russen mit Repressalien bezüglich des Eigenthums der Kaufleute von Bochâra und Kabûl vergalten, eine Massregel, die freilich eben so schnell aufgehoben, als ergriffen wurde.

---

[1]) Das von Alexander gegründete Ἀλεξάνδρεια Ἐσχάτη dürfte wahrscheinlich in der Gegend des heutigen Chodschand gelegen haben.

Theils fehlte indess Mozaffer der Muth, den Ssyr-Darjâ zu überschreiten, theils — und mehr noch, hinderte ihn hieran eine Insurrection, die zu Schehr-i-Ssebz im S.-O. von Bochâra ausgebrochen. Er verlegte sich daher auf den Weg der diplomatischen Verhandlungen und entsandte den Khodscha Nadschimit-Dîn in Mission nach St. Petersburg, um, freilich etwas spät, dem Czaren seine Besteigung des bocharischen Thrones zu notificiren und bei diesem Anlasse die schwebenden Schwierigkeiten gütlich beizulegen.

Nadschimit war nicht der erste bocharische Diplomat, der in St. Petersburg erschien; schon in früherer Zeit hatte Nasr-Ullah-Chan eine Mission nach Russland entsendet, hiemit aber — mit jener Geringschätzung, welche orientalischen Höfen eigenthümlich ist, wenn sie mit christlichen Mächten verhandeln — einen ganz untergeordneten Beamten betraut. Russland, damals mit China in Collision, schien diese Beleidigung nicht zu merken und behandelte den bocharischen Thürhüter mit mehr Höflichkeit, als unter anderen Umständen vorauszusetzen gewesen wäre; jetzt aber, 1865, standen die Dinge anders, und als Nadschimit in Orenburg ankam, theilte ihm der dortige russische General-Gouverneur Krischanowski mit, es sei vollständig überflüssig weiter zu reisen, da er, Krischanowski, von seinem Monarchen die nöthigen Vollmachten besitze, um Alles auf Centralasien Bezügliche in Ordnung zu bringen.

Als der Emir dies erfuhr, beklagte er sich bei General Tschernajew, dem russischen Befehlshaber in Turkestân, dass seine Gesandtschaft an den Czaren ungebührlich aufgehalten worden, that, als habe er alle Opposition gegen die russische Politik in Bochâra aufgegeben und sich nach Bochâra zurückgezogen, und erbot sich nun seinerseits, eine russische Gesandtschaft zur Anbahnung eines lebhafteren Grenzverkehres zu empfangen. Tschernajew, im vollen Glauben an die Ehrlichkeit des Emirs, entsendete einen der hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft, den eben damals in wissenschaftlicher Mission in Turkestân befindlichen Astronomen Hofrath von Struve[1]) mit dem Berg-Ingenieur Oberstlieutenant Tatarinow und zwei Officieren, nämlich dem Rittmeister Gluchowski [2]) und dem Fähnrich Kolesnikow vom Topografen-Corps an den Emir, welche Letzterer gleich nach ihrer Ankunft, ohne sie auch nur vorzulassen, in's Gefängniss zu werfen befahl; desgleichen alle russischen Kaufleute, deren er habhaft wurde.

Solchen Schimpf konnte und wollte General Tschernajew sich nicht gefallen lassen, sondern forderte die bedingungslose Freilassung der Gefangenen und zog am 30. Jänner (11. Februar) 1866 mit 14 Compagnien Infanterie

---

[1]) Nach einigen Berichten wäre es nicht der Hofrath und Astronom v. Struve, sondern ein Oberst Struve gewesen, welcher mit dieser Mission betraut war.

[2]) Er veröffentlichte einen sehr werthvollen Bericht über seine Reise nach Bochâra und seine Gefangenschaft daselbst. Der für die Geographie wichtige Theil dieses Berichtes erschien in französischer Übersetzung unter dem Titel: „Captivité en Boukharie par M. Gloukhovsky (données géographiques), traduit du russe par M. P. Woelkel, avec Notes par M. N. de Khanikof im Septemberheft des Pariser „Bulletin de la Société de géographie“ vom Jahre 1868, S. 265—296.

6 Kosaken-Escadrons und 16 Geschützen, im Ganzen etwa 2000 Mann über den Ssyr-Darjâ [1]), mit der ausgesprochenen Absicht, den Emir nöthigenfalls zur Freigebung seiner Gefangenen zu zwingen und direct nach Samarkand zu marschiren [2]).

Nach sieben forcirten Märschen durch die wasserlose Wüste kamen die Russen am 5/17. Februar vor Dschizzach an, überzeugten sich aber bald, dass ihre Streitkräfte zu gering seien; überdies liess sich der sonst tüchtige Tschernajew, nur 12—15 Meilen von Samarkand entfernt, durch trügerische Versprechungen hinhalten; so hiess es, eine Vereinbarung sei zwischen Russland und dem Emir getroffen worden, wodurch Russland 700 (?) Dörfer und Städte in Chokan erhalten solle. Russland wünschte aber ferner die Erlaubniss zu zwei militärischen Cantonnirungen, worauf der beunruhigte Emir sich an seinen Verwandten, den König von Kabûl um Rath wendete. Endlich bat Mozaffer den russischen General um Einstellung der Feindseligkeiten und den Rückzug der Russen, die sofortige Freilassung der gefangenen russischen Gesandten versprechend.

Nach einigen Quellen schenkte Tschernajew diesen Worten vollen Glauben, indem er den Emir benachrichtigte, er werde am Ssyr-Darjâ bis zur Einhaltung des Versprechens stehen bleiben, nach Anderen nicht; gewiss ist nur, dass er sich wieder zurückzog, was wohl hauptsächlich dem Mangel an Lebensmitteln in der unpassirbaren Wüste zuzuschreiben ist; denn er hatte nur die Wahl, Dschizzach mittels Handstreich zu nehmen und weiter auf Samarkand zu marschiren, was bei den schwachen Kräften ganz unmöglich, oder aber den Rückweg anzutreten. Ungern nur entschloss er sich zu dieser zweiten Alternative, welche der ganzen Operation ein trauriges Ende gab. Am Rückzuge soll, einigen Berichten zufolge, der Emir den Russen noch eine Schlappe beigebracht haben.

Vámbéry aber gibt selbst zu, dass der Rückzug in grösster Ordnung geschah, und wenngleich unzählige Massen von Bocharen die Russen von allen Seiten umschwärmten, so war doch ihr Verlust ein zu unbedeutender, um mit den bombastischen Siegesnachrichten übereinzustimmen, welche die Bocharen damals durch die ganze Islamitenwelt ausposaunten [3]). Positiv ist nur, dass, als sich das russische Detachement am 27. April dem Flusse Tschirtschik näherte, dasselbe aus dem kleinen Fort Niazbek mit Kanonenschüssen empfangen wurde, und — dass gleichzeitig von Taschkend her ein zahlreicher Haufe anrückte und die russischen Truppen angriff. Trotzdem, dass diese Attake ganz unerwartet kam, wurden die Chokanzen geschlagen und

[1]) Gerüchten zufolge hiess es damals gar, eine russische Colonne sei in Balch eingetroffen, eine andere marschire auf Kandahar, was ganz unmöglich gewesen wäre, da hiezu ganz Bochâra hätte schon unterworfen sein müssen.

[2]) G. Lejean. La Russie et l'Angleterre dans l'Asie centrale. (Revue des deux Mondes. 1867. T. 69. S. 693—696.)

[3]) Vámbéry. Die Rivalität Russlands und Englands in Central-Asien. (Unsere Zeit. 1867. II. S. 580.)

zerstreut. In Folge dessen zog auch die Garnison von Niazbek ab, unter Zurücklassung von 370 Gefangenen, 6 Geschützen grossen Kalibers und vieler Handwaffen. Der Verlust der Russen betrug 7 leicht verwundete und 3 contusionirte Soldaten.

Tschernajew [1]) ward indess hierauf durch den jungen, genialen und energischen Generalmajor Dmitry Iljitsch Romanowsky [2]) im Commando ersetzt. Die Schlappe der Russen hatte indess die Bocharen ermuthigt; zahlreiche Zusammenstösse kamen am rechten Ssyr-Ufer vor; am 5. April 1866 griff Romanowsky in der Richtung auf Chodschand ein grosses Corps bocharischer Reiterei an, schlug und verfolgte es 20 Werst weit, nahm den Bocharen ihre Kanonen, nebst der von ihnen fortgeführten Beute, etwa 14.000 Hämmel, ab und zersprengte sie nach allen Richtungen. Wie sehr auch Russ-

---

[1]) Tschernajew begann seinen Dienst in der Garde; aus der Kriegsakademie entlassen, kam er als Generalstabsofficier zu der activen Donau-Armee. Dann befand er sich in den Reihen der Vertheidiger Sebastopols, und später nahm er an dem Kriege Theil, welcher die vollständige Unterwerfung des Kaukasus zur Folge hatte; 1862 wurde er zum Stabschef des Orenburg'schen Corps ernannt; 1864 erhielt er den Auftrag, an der Spitze einer kleinen Abtheilung die sibirische Grenzlinie mit der Orenburger zu vereinigen; wir haben gesehen, dass er diesen schwierigen Auftrag glänzend ausführte. Für seine Siege erhielt er im Laufe zweier Jahre einen Ehrensäbel mit Brillanten, das Georgskreuz 3. Classe und den Stanislaus- und Annen-Orden 1. Classe. Nach seiner Zurückberufung vom Ssyr-Darjà verliess er den Militärdienst, wählte Moskau zum Wohnsitze und suchte, da er kein Vermögen besitzt, Beschäftigung im Notariatsfache; am 28. November 1867 legte der Sieger von Taschkend im Moskauer Bezirksgerichte das Examen behufs Erlangung des Rechtes zur Betreibung öffentlicher Notariatsgeschäfte ab, während bei Erlegung der hiezu erforderlichen Caution von 10.000 R. ihm die Unterstützung eines wohlwollenden Capitalisten zugesichert worden sein soll. Auf höhere Anregung stand indess Tschernajew von seiner Niederlassung als Notar zu Moskau ab und bewarb sich im October 1868 um die Concession zu einer Dampferlinie zwischen Twer und Rybinsk.

[2]) Sohn eines twer'schen Edelmannes, wurde Romanowsky im Jahre 1825 geboren und erhielt seine erste Erziehung in der Haupt-Ingenieurschule zu St. Petersburg. Im Jahre 1842 kam er als Fähnrich zu den Feld-Ingenieuren, wurde 1843 Unterlieutenant, das Jahr darauf Lieutenant, und ging 1846 nach dem Kaukasus, wo wir ihn 1847 als Stabscapitän im Regimente des Fürsten Tschernytschek wiederfinden. Nachdem er sich für Tapferkeit im Jahre 1848 den St. Annen-Orden 3. Classe und den Wladimir-Orden 4. Classe erworben hatte, trat Romanowsky in die Generalstabs-Akademie, aus welcher er als einer der Ersten, mit einer Preismedaille beschenkt, entlassen wurde. Er ging dann als Hauptmann in den grossen Generalstab, hatte aber das Unglück, in Folge eines Duells, das in Russland immer sehr strenge bestraft wird, zum gemeinen Soldaten degradirt zu werden. Er kam in ein Regiment, welches gegen die Türken focht, und zeichnete sich durch seine Tapferkeit so aus, dass er seinen alten Rang zurückerhielt und bald darauf, für seine Mitwirkung an der Einnahme von Kars, mit einem Ehrensäbel beschenkt wurde. Im Jahre 1856 zum Oberstlieutenant avancirt, wurde er Chef der Generalstabs-Abtheilung für die in den asiatischen Provinzen aufgestellten Heere; 1859 wurde er Oberst und übernahm im Jahre 1862 die Redaction des damals sehr vernachlässigten Organes des Kriegsministeriums, des „Russischen Invaliden", — ein Blatt, welches er so zu heben verstand, dass sich in einem Jahre die Zahl der Abonnenten verzehnfachte. Gesundheitsrücksichten zwangen ihn zu Ende 1864 die Redaction aufzugeben, er machte eine Reise nach Deutschland, Frankreich und Italien, um die fremden Armeen kennen zu lernen, und wurde nach seiner Rückkehr mit besonderen Inspectionen von Seite des Kriegsministeriums betraut. Im Jahre 1865 ging endlich Romanowsky, inzwischen zum Generalmajor ernannt, nach Turkestân.

land Milde und Friedfertigkeit gegen die, Turkestan benachbarten Völker walten liess, bei ihrem unstäten und zügellosen Charakter war es unmöglich, nicht zu den Waffen seine Zuflucht zu nehmen, um die eigenen Unterthanen gegen Überfälle und Verluste zu schützen. Romanowsky liess daher zwei Dampfer, den „Perowski“ und den „Ssyr-Darjá“, mit Lebensmitteln für zehn Tage vom Aralsee den Ssyr aufwärts bis Tschinas befahren, als er am 18. Mai die Nachricht bekam, dass Mozaffer-Chan im Anzuge sei, welcher unterdessen die Zeit benützt hatte, um sein Heer auf 40.000 Mann zu bringen; in der That stand er nunmehr an der Spitze von 5000 wohlbewaffneten Bocharen und etwa 35.000 Kirghisen mit 21 Kanonen, die feste Absicht hegend, Taschkend wieder zu erobern.

Obgleich Romanowsky nur über 14 Compagnien Infanterie, 5 Sotnien Kosaken, 20 Kanonen und 8 Raketengestelle dispohiren konnte, zusammen etwa 3600 Mann, beschloss er dennoch dem etwa zwölfmal stärkeren Feinde auf der Strasse nach Samarkand entgegen zu marschiren.

Am 19. erreichten bei einer drückenden Hitze von 40°, unter fortwährenden Scharmützeln mit der feindlichen Cavallerie, und nachdem sie an einem Tage mehr denn 30 Werst (4½ deutsche Meilen) zurückgelegt, die Russen das von Taschkend etwa 75 Meilen entfernte Dorf Ravat, während der Feind mit seiner Hauptmacht 2½ Meilen weiter Stellung genommen hatte in der Ebene von Yedschar (Jrdschar), wo es am 8/20. Mai 1866 zur entscheidenden Feldschlacht kam.

Am Morgen des 20. Mai zeigte sich die bocharische Cavallerie in ungeordneten Massen gegenüber von den russischen Escadronen und begann, ihrer Übermacht und den trefflichen englischen Waffen vertrauend, fest überzeugt, die kleine russische Armee gefangen zu nehmen, den Kampf durch eine Reihe unbedeutender Scharmützel. Gegen Mittag erst begann das Artilleriefeuer, welches nunmehr ohne Unterbrechung bis zum Ende der Schlacht fortdauerte, und Hauptmann Abramow marschirte mit 6 Compagnien Infanterie und 8 Geschützen geradewegs auf das Dorf Yedschar, während die feindliche Cavallerie sie vorne und in der Flanke mit grosser Heftigkeit attakirte. Am rechten Flügel avancirte Oberstlieutenant von Pistolkors mit den Kosaken, den Raketengestellen und 6 Geschützen. Hinter ihnen bildeten 3 Schützen-Compagnien und eine Division Artillerie unter Major Pistschemuka die Reserve, während die Bagage von 4 Compagnien und 2 Geschützen unter Oberstlieutenant Foritzky geschützt wurde. Letzterer hatte einen schweren Stand; von allen Seiten angegriffen, wusste er sich mit der grössten Kaltblütigkeit zu vertheidigen, ohne seinen Zug auch nur einen Augenblick aufzuhalten. Dennoch war die Bewegung dieser Colonne durch die Nothwendigkeit gehemmt, die Bagage zu vertheidigen, sowie die unter fortwährenden Kämpfen, bei denen sich namentlich die vom Oberstlieutenant von Silverswan commandirte Artillerie auszeichnete, stattfindende Vorrückung der Russen so langsam, dass sie erst um 5 Uhr bei der Position anlangten, welche der Emir mit seiner Artillerie eingenommen.

Letztere eröffnete nunmehr ein mörderisches Feuer, dem die leichten Geschütze der Russen mit Erfolg erwiderten. Nach Verlauf einer Stunde, als sich Unentschlossenheit in den feindlichen Reihen zu zeigen begann, liess Romanowsky seine gesammten Truppen gegen die Verschanzungen des Emirs vorrücken und befahl einen allgemeinen Angriff; Hauptmann Abramow erstürmte mit viel Bravour die bocharischen Verschanzungen, die feindlichen Artilleristen wurden auf ihren Stücken mit dem Bajonnet niedergemacht, sechs russische Geschütze dort aufgepflanzt und gegen die entmuthigten und decimirten Bocharen gerichtet.

Pistolkors warf sich mit den Kosaken auf die feindliche Reiterei, in welcher die Raketen grosse Verwirrung anrichteten; die Artillerie ging im Galop vorwärts und schoss die feindlichen Massen mit Kartätschen zusammen. Eine gegen Ende der Schlacht, aber noch rechtzeitig eingetroffene Unterstützung unter Oberst Krajewski, dessen von Kirutschi ausmarschirte Colonne auf dem rechten Ufer des Ssyr-Darjâ erschien, sowie einige Schüsse aus dessen gezogenen Kanonen, welche im Rücken des Feindes wirkten, entschied über das Schicksal des Tages; von Schreck ergriffen über die Verheerungen, welche die russische Artillerie in seinen Reihen angerichtet, suchte das Usbekenheer, noch vor zwei Stunden siegestrunken, sein Heil in voller Flucht, ohne auch nur auf die Vertheidigung seiner zwei auf der Strasse nach Süden echelonnirten Lager zu denken.

Mozaffer selbst floh mit 1000 Sarbasen und 2 Geschützen bis nach Dschizzach; das Lager des Feindes, in welchem noch die Speisen und der Thee kochten und die für die Begs bestimmten Kaliune (Pfeifen) dampften, war im Nu erobert, und bis zur Nacht wurden die Fliehenden verfolgt. Am folgenden Tage erbeutete man des Emirs eigenes Lager mit dessen prachtvollem Zelte, einem Artillerieparke, grossen Vorräthen von Pulver und Lebensmitteln [1]), es blieb also ein reiches Kriegsmaterial in den Händen der Sieger. Der Verlust des Feindes wird über 1000 Mann angeschlagen, unvergleichlich geringer dagegen jener der Russen; man sprach von nur einigen Dutzenden Verwundeten. Dies war die Schlacht von Yedschar, welche so zu sagen über das Schicksal von halb Turkestân entschied [2]) und dem Generalmajor Romanowsky das Georgenkreuz um den Hals eintrug.

Die Russen hätten nunmehr direct auf Samarkand und Bochâra marschiren können, doch begnügten sie sich mit der am 26. Mai erfolgten Besetzung von Nau, einer kleinen Festung auf der Strasse von Bochâra nach Chokand, welche sie binnen zwei Tagen vollständig ausrüsteten. Durch dieses geschickte Manöver schnitten sie jede Verbindung zwischen den beiden Chanaten ab und hinderten Mozaffer, den Plätzen am rechten Ssyr-Ufer Hilfe zu bringen.

---

[1]) Die Kämpfe in Turkestân. (Über Land und Meer. Bd. XVI. S. 734—735.)

[2]) G. Lejean. La Russie et l'Angleterre dans l'Asie centrale. (Revue des deux Mondes. 1867. T. 69. S. 697—698.)

Chodschand, eine der wichtigsten Städte Turân's in Bezug auf Handel und strategischen Werth, als der Schlüssel des grossen turkestânischen Thales, war von hier aus eine leichte Beute. Die Stadt, obgleich zu Chokan gehörig, war mit einer starken bocharischen Garnison, unter einem Verwandten des Emirs Mozaffer, besetzt und mit einem wohlbewehrten Doppelwalle umgeben, der nur an einer einzigen Stelle, wo das Ssyrbett die Stadt natürlich vertheidigt, eine Unterbrechung erlitt. Am 29. Mai erschienen die Russen in zwei Corps vor der Stadt, deren eines 5 Werst auf der Strasse nach Bochâra, das andere am rechten Ssyr-Ufer Stellung nahm. Die Einwohnerschaft hatte indess gewaltige Vertheidigungsmassregeln ergriffen, die nächste Umgebung unter Wasser gesetzt, Bäume und Gesträuche niedergehauen und die Bevölkerung der Bannmeile in die Stadt getrieben. Die Parlamentäre Romanowky's wurden mit Flintenschüssen empfangen. Nach einer Recognoscirung, welche den ganzen 30. in Anspruch nahm, befahl der General die Belagerung der Stadt und schnitt die Verbindung mit Chokan gänzlich ab. Am 1. Juni eröffneten die Russen aus 2 Mörsern und 18 Feldgeschützen ein heftiges Feuer, welches die Stadt stark beschädigte, worauf am nächsten Morgen eine Deputation von Chodschander Kaufleuten die Unterwerfung anbot. Die Feindseligkeiten hörten daher auf, während die Deputation in die Stadt zurückkehrte; allein hier hatte die fanatische Kriegspartei unterdessen wieder die Oberhand gewonnen und empfing die russischen Parlamentäre abermals mit Gewehrfeuer. Da eröffnete Romanowsky vom Neuen das Bombardement, welches, lebhaft unterhalten, bis zum 5. dauerte. Bei Tagesanbruch des 5. Juni bildete Romanowsky die Sturmcolonnen, welche er gegen die oberwähnte Wallunterbrechung dirigirte, während hinter denselben ein Reserve-Corps unter Major Nazarow bereit stand.

Die Russen, durch Terrainunebenheiten wohl maskirt, näherten sich bis etwa auf 150 Klafter der Stadt, führten schnell einige Geschütze auf, welche dem Feuer der Belagerten Schweigen geboten, und beschädigten ihre dortige Barbette-Batterie. Um 3 Uhr war die Bresche gross genug, damit die Sturmcolonnen unter Hurrahgeschrei die Leitern anlegen und die Infanterie-Compagnie des tapferen Hauptmanns Baranow den Wall erklettern konnten. Auch der zweite innere Wall ward glücklich erstiegen; doch war damit der Kampf noch nicht beendet. Mit ausserordentlicher Tapferkeit vertheidigten sich die Einwohner in ihren Häusern, den russischen Waffen indess vermochten sie nicht zu widerstehen. Am Morgen des 6. Juni ergab sich Chodschand nach siebentägiger Belagerung und ungeheuren, auf etwa 2500 Todte und Verwundete geschätzten Verlusten, auf Discretion [1]). Die Russen hatten bei dieser Affaire etwa 100—130 Todte und Verwundete.

Da mit Chodschand die hervorragendsten Plätze Chokan's in den Händen der Russen waren, der Schattenmonarch Khudayar-Chan, dem Mozaffer

---

[1]) G. Lejean. La Russie et l'Angleterre dans l'Asie centrale. (Revue des deux Mondes. 1867. T. 69. S. 699—701.)

einen Theil Chokan's überlassen hatte, rath- und thatlos, nachdem er vergebens versucht, Bochâra, Chiwa und die Afghânen von Turkestân zum Religionskriege gegen Russland zu bewegen, in dem noch uneroberten Chokand sass, welches aber voraussichtlich von selbst ihnen zufallen musste, so wandten die Russen wieder den Krieg vorzugsweise gegen Bochâra, dessen Emir Mozaffer-Chan der thätigste Repräsentant usbekischer Zähigkeit war. Die Misserfolge hatten ihn nicht gebeugt; wohl hatte sich seine Armee nach Samarkand zurückziehen müssen, und er für gut befunden, den seit Herbst 1865 gefangenen russischen Bevollmächtigten — angeblich mit reichen Geschenken — nach Taschkend zurückzuschicken, die Freigebung der gefangenen Kaufleute zu versprechen und um die Einwilligung zur Entsendung eines Gesandten behufs Herstellung des Friedens zu bitten, im Innern aber dachte er nicht daran zu unterhandeln, und mit bemerkenswerthem Starrsinne beobachtete er im Ganzen Russland gegenüber eine feindselige Haltung, die nur durch neue Schicksalsschläge gebrochen werden konnte. Wie alle Türken überzeugt, dass die christlichen Fürsten Europas nur Vasallen der hohen Pforte sind, wandte er sich im October 1865 an den Sultan Abdul Aziz um Hilfe, die ihm aber verweigert wurde.

Noch war er unschlüssig, was zu thun sei, als Graf Daschkow, der Nachfolger Romanowsky's, dessen Siege rasch weiter verfolgte. Neuerdings rückten die Truppen des weissen Czaren an Bochâra's Grenze. Nach achttägiger Belagerung ward die wichtige Bocharen-Festung Uratypa am 2. October 1866 mit Sturm genommen, wobei russischerseits 16 Kanonen, 4 Fahnen erbeutet und viele Gefangene gemacht wurden. Der Feind erlitt starken Verlust; die Russen hatten 3 Officiere und 200 Soldaten an Todten und Verwundeten.

Am 18. October endlich wurde die von den besten Truppen des Emirs vertheidigte Festung Dschizzach, der letzte Anhaltspunkt Mozaffer's im Ssir Darjâthale, von den Russen gleichfalls nach achttägiger hartnäckiger Belagerung mit Sturm eingenommen, die Besatzung grösstentheils getödtet oder gefangen. An Trophäen wurden 26 Fahnen und 53 Kanonen erbeutet. Nunmehr erst konnten die Europäer längs des Amu-Darjâ, des Oxus der Alten, Posten errichten und diesen Strom befahren, der mitten durch das Herz der Bucharei fliesst. So schien für den Augenblick der Frieden hergestellt, und eine Nachricht aus Orenburg vom 26. November 1866 konnte melden: „Im Gebiete „von Turkestân herrscht vollkommene Ruhe. Russischerseits ist der Krieg „gegen Bochâra beendet; der Generalgouverneur hofft auf lange Ruhe, wenn „nicht der Emir von Bochâra die Feindseligkeiten erneuert. Das Freundschafts„verhältniss mit Chokan ist befestigt, der Handel überall hergestellt. Viele „Caravanen kommen aus der Bucharei und gehen dahin; auch das nach dem „Gebiete von Turkestân commandirte westssibirische Militär kehrt zurück."

Mozaffer indess fand die Situation keineswegs behaglich und nur grollend duldete er, was er nicht hindern konnte. Die Niederlage des bocharischen Heeres bei Yedschar und die seitherigen Misserfolge hatten eine grosse Missstimmung unter Mozaffer's Unterthanen hervorgerufen, und au

Anstiften der Ulemas (Geistlichen) verlangte man einen entscheidenden, energischen Krieg gegen Russland.

Von tiefem Russenhass beseelt, hoffte Mozaffer jetzt mit fremder Hilfe zu seinem Ziele zu gelangen; hatte er 1865 dem Emir von Kabûl eine Allianz gegen Russland und England angeboten, so verschmähte er es jetzt nicht, sich an dasselbe England mit dem Ruf nach Unterstützung zu wenden. Doch sein Gesandter, Belisar, verliess im Februar 1867 Calcutta mit dem Bescheide, der Gouverneur von Pendschâb werde ihm die Beschlüsse der englischen Regierung mittheilen. Allein England hatte schon 1854 und 1864 die gleiche Bitte des Chan's von Chokan nicht beachtet, wie denn seit dem unglücklichen Feldzuge in Afghânistân die ostindische Regierung die Politik verfolgte, sich in centralasiatische Angelegenheiten gar nicht einzumischen. So vergingen die ersten Monate des Jahres 1867 in ziemlicher Spannung, denn wie der „Russische Invalide" vom 22. März erklärt, hat Russland seit der Einnahme des Defilés von Dschizzach keine Verhandlungen, keine diplomatischen Beziehungen mit dem Emir Mozaffer gehabt. Dass indess das Petersburger Cabinet von der bocharischen Gesandtschaft nach Calcutta und deren Zwecken genau unterrichtet war, sich daher seitens des Emirs jeder Perfidie versah, ist augenscheinlich. Es konnte Russland daher nur angenehm sein, als eine aus 17 Personen bestehende Deputation der Städte Taschkend, Chodschand, Uratypa, Dschizzach und mehrerer Kirghisenstämme, geführt vom Major Ssjerow vom uralischen Kosakenheere, nach Europa abging und am 17. März 1867 in Moskau eintraf, um dem Kaiser von Russland den Ausdruck ihrer Ergebenheit darzubringen. Die Inscenirung dieser Deputation konnte der Emir um so weniger hintertreiben, als er mit einem neuerlichen Aufstand des kleinen Stammes der Schehr-i-Ssebz vollauf zu thun hatte; er erlitt sogar eine Niederlage von denselben und ward gezwungen, in die Constituirung dieser Provinz in ein unabhängiges Chanat einzuwilligen. Der dortige Beg gerirte sich schon seit einiger Zeit als unabhängiger Herrscher und zog viele Missmuthige aus Bochâra an sich; die Kitaï-Kyptschaken, eine halb nomadische usbekische Völkerschaft, die zerstreut in dem Flussbecken des Zerafschân zwischen Samarkand und Kermina wohnt, erklärten sich fast offen gegen den Emir.

Kaum nach Bochâra zurückgekehrt, ging Mozaffer daher, und weil er die Ankunft der Russen befürchtete, nach Samarkand, errichtete Festungen und lud Engländer zur Organisirung seiner Armee ein; die Beziehungen mit den russischen Autoritäten brach er ganz ab; Russland nahm davon keine weitere Notiz, sondern begnügte sich mit dem guten Einvernehmen, in welchem es zu dem allerdings gänzlich ungefährlichen und bedeutungslosen Chan von Chokan im Augenblicke stand; der Abschluss von eigentlichen Friedenstractaten mit den mittelasiatischen Chanaten schien unzulässig vor Ankunft des neuen Gouverneurs von Turkestân. Im Juli 1867 nämlich änderte ein kaiserlicher Ukas die Militär- und Civilverwaltung der an China und Centralasien grenzenden russischen Provinzen ab: während bisher ein

General-Gouvernement und ein Militärbezirk Turkestân bestand, ward die Militär- und Civilverwaltung für untheilbar erklärt, die innere Verwaltung den aus der Mitte des Volkes gewählten Eingebornen anheimgestellt, endlich General-Adjutant Kaufmann zum General-Gouverneur Turkestân's ernannt [1]).

Der Kriegszug nach Samarkand.

Lieutenant Sslushenko. — Scharmützel zu Ende 1867 und Beginn 1868. — Friedensunterhandlungen. — Neckereien der Bocharen. — Marsch der Russen an den Zerafschân. — Schlacht von Samarkand. — Einnahme der Stadt. — Heldenmüthige Vertheidigung Samarkands durch die Russen. — Friedensschluss mit Bochâra. — Gestaltung der Verhältnisse in Turkestân. — Angeblicher Tod des Emirs. — Rebellion Katty-Tura's. — Intervention der Russen.

Nachdem Mozaffer inne geworden, dass er von Seiten Englands keine directe Hilfe zu gewärtigen habe, machte er einen neuen Allianzversuch und entsendete Muhammed Farissa nach Constantinopel, um vom Sultan Schutz

[1]) Das Actenstück, auf welchem die politischen Abgrenzungen der neuen Provinz beruhen, ein Ukas vom 11/23. Juli 1867, lautet nach dem „Journal de St. Petersbourg" (16/28. Juli 1867) folgendermassen:

„Da Wir es für nützlich halten, die Civil- und Militär-Organisation der an China und die centralasiatischen Chanate angrenzenden, einen Theil der General-Gouvernements von Orenburg und West-Ssibirien ausmachenden Gebiete zu modificiren, so befehlen Wir: 1. Es wird sofort ein General-Gouvernement in Turkestân organisirt, das aus der Provinz Turkestân, dem Kreise Taschkend, den jenseits des Ssyr-Darjâ gelegenen, im Jahre 1866 occupirten Landschaften und den südlich von der Bergkette Tarbagataï gelegenen Theil der Provinz Ssemipalatinsk besteht. — 2. Die Grenzen des General-Gouvernements Turkestân sind: *a*) gegen das General-Gouvernement von West-Ssibirien die Kette des Tarbagataï und ihre Zweige bis zu der jetzigen, die Provinz Ssemipalatinsk von der der Ssibirischen Kirghisen scheidenden Grenze, diese Grenze bis zum Balchasch-See, weiterhin eine Bogenlinie durch die Mitte des See's, gleich weit von den Ufern entfernt, eine gerade Linie bis zum Flusse Tschu, endlich der Lauf dieses Flusses bis zu seiner Confluenz mit dem Syry-Ssu; *b*) gegen das General-Gouvernement Orenburg eine Linie, die von der Mitte des Golfs Perowski im Aral-See über den Berg Termembes, den Terekli genannten Ort, den Berg Kalmas, den Ort Muzbill, die Berge Akkum und Tschubar-Tubia, die Südspitze der Sandwüste Myïn-Kum und den Ort Myïn-Bulak bis zur Confluenz der Flüsse Syry-Ssu und Tschu verläuft. — 3. Das neue General-Gouvernement wird in zwei Provinzen getheilt, die des Ssyr-Darjâ und die Provinz Ssemirjeschinsk (Ssemiretschensk), und die Grenzlinie zwischen beiden bildet ungefähr der Fluss Kurogoty. — 4. Die oberste Verwaltung des so gebildeten Landes wird einem General-Gouverneur anvertraut, die der Provinzen Ssyr-Darjâ und Ssemirjeschinsk Militärgouverneuren; in Bezug auf die Verwaltung der Truppen und Militär-Etablissements bilden die beiden Provinzen den Militärbezirk Turkestân, und das Commando über die daselbst garnisonirenden Truppen haben der General-Gouverneur mit dem Titel Commandant der Truppen des Bezirks und die Militär-Gouverneurs mit dem Titel Commandant der Truppen in den Provinzen. — 5. Bei der Errichtung der Provinzen Ssyr-Darjâ und Ssemirjeschinsk bleiben die jetzt daselbst befindlichen Civilbehörden wie früher unter dem Befehle der respectiven Militär-Gouverneurs, bis ein allgemeines Reglement für die Verwaltung des ganzen Landes erlassen wird."

(Petermann's Geogr. Mittheil. 1868. Heft III. S. 85 und 86 und Behm's Geographisches Jahrbuch. 1868. Bd. II. S. 51.)

Nach dem Journal de St. Petersbourg 19/31. Juli 1867 ward die Provinz Ssyr-Darjâ in 8, Ssemiretschensk in 5 Districte getheilt; es sind dies Kazalin, Perowski, Turkestân, Tschemkend, Auliet, Taschkend, Chodschand und Dschizzach in der ersteren, und Sergiuopol, Kopal, Vierni, Issi-Kul und Tokmak in der letzteren Provinz. (Behm's Geograph. Jahrbuch. 1868. Bd. II. S. 51.)

gegen Russland zu erbitten; aber auch hier wieder vergebens, denn der Sultan wies, wie vorauszusehen, dieses Ansinnen entschieden zurück. Angesichts der offenkundig feindseligen Stimmung des Emirs errichteten daher die Russen unfern von Samarkand ein Standlager, das von einem mit 24 Geschützen armirten Boote gedeckt war, und wohin sie Truppen und zahlreiche Convois mit Kriegsmaterial dirigirten. In der That liess eine neue Ursache zu Feindseligkeiten nicht lange auf sich warten. Räuber in Bochâra nahmen einen russischen Officier, Unterlieutenant Sslushenko, und drei Soldaten gefangen. Auf die Aufforderung seitens der russischen Behörde zur Ausfolgung derselben, gab der Emir eine wenig zufriedenstellende, ausweichende Antwort, und der russische Commandant ordnete die Züchtigung der schuldigen Cantone an. Emir Mozaffer hingegen begann zahlreiche Recruten auszuheben und sich zum Kriege vorzubereiten. General Kaufmann seinerseits beschloss, das Dorf Ummy, das an dem Raube sich betheiligt hatte, zu bestrafen und dieses Räubernest, eine Strafe für die ganze Gegend, zu zerstören. Oberst Abramow, Befehlshaber des Dschizzach'schen Detachements, benützte, um seinen Plan auszuführen, die Zeit, wo der bocharische Steuererheber mit 1000 Mann Soldaten im Canton Bagdan-Ata erschienen war, um die Abgaben einzutreiben. Am 12. October 1867 entsandte er den Major Baron von Stempel mit 2 Compagnien Infanterie, 2 Sotnien Kosaken und 2 Feldgeschützen zur Verfolgung der Räuber; 16 Werst vor Ummy liess Stempel seine Infanterie und Kanonen zurück und begab sich mit den Kosaken nach dem Dorfe. Bei seinem Nahen zerstreuten sich die Bewohner und flohen in die Gebirge; das verlassene Dorf selbst wurde zerstört und den Flammen übergeben. Bald darauf brach in Chokan ein Aufstand gegen die Russen aus, der jedoch mit grossem Verluste für die Insurgenten niedergeworfen wurde. Auch Chiwa schloss Anfangs December 1867 ein Bündniss mit den Turkomanen ab, rüstete gegen Russland und baute eine Festung an der Grenze. Die Folge davon war, dass die Russen, eine Diversion machend, Anfangs 1868 Tschehardschuj [1]), den bedeutendsten Platz am unteren Amu-Darjâ, besetzten und den Vorsteher von Urgendsch, gleichfalls am Amu, der sich unbotmässig zeigte, festnahmen und nach Petersburg als Gefangenen schickten. Darauf wandte sich der turkma-

[1]) Die Calcuttaer Depesche nennt den Ort Charput, den bedeutendsten Platz am unteren Oxus (Charput oder Kharpout liegt in Kleinasien im oberen Euphratthale in 37 Grad östl. L. von Paris; dieser Ort ist keinesfalls gemeint); es ist damit offenbar Tschehardschuj gemeint; doch bleibt es sehr dunkel, wieso die Russen nach diesem Orte gelangten, der auf der Strasse von Bochâra nach Meschhed liegt, wenn sie von Dschizzach früher nicht Samarkand und Bochâra selbst eingenommen. Wohl konnten sie von Chiwa aus den Amu stromaufwärts vorgedrungen sein und auf solche Weise Tschehardschuj erreicht haben; allein über die Stellung der Russen im Chanate Chiwa sind wir einerseits gänzlich im Unklaren, andererseits hätten die Russen, wären sie nach Tschehardschuj gelangt, die Stellung des Emirs von Bochâra vollständig umgangen und konnten dann jeden Augenblick die Stadt Bochâra im Rücken fassen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte in solchem Falle der Krieg eine andere Wendung genommen, als geschah, es wäre denn, die Russen hätten absichtlich und wissentlich von dem errungenen Vortheile keinen Gebrauch gemacht.

nische Chan Atanurat, ein Vasall des Chans von Chiwa, und zwanzig benachbarte Bege durch Vermittlung des Commandanten des Forts Alexander an den General-Gouverneur von Orenburg mit der Bitte, sie in den russischen Unterthanenverband aufzunehmen, gleich wie alle auf dem Gebiete von Chiwa befindlichen Turkomanen, und dass zu ihrem Schutze an der Grenze des Balkan, in der Nähe der Küste, ein Fort errichtet werden möge. Während viele Turkomanen nunmehr auf russisches Gebiet übertraten, gestalteten sich die Beziehungen zu dem hiedurch ausserordentlich geschmeidig gewordenen Chan von Chiwa ganz besonders günstig.

Anders verhielt es sich mit Bochâra. Zwar kam Anfangs December 1867 ein chokanzischer, und bald nach ihm auch ein bocharischer Gesandter in Taschkend an; es wurden Manöver mit Schlagung einer Brücke und Ausführung eines Sturmes veranstaltet, aber Alles dies rief keinerlei Erstaunen auf den kalten Gesichtern der gemessenen Asiaten hervor. Während der chokanzische Gesandte bald in Begleitung des Oberstlieutenants v. Schaufuss und des Dr. Abijew abreiste, und kurz darauf auch wirklich ein Handelsvertrag [1]) mit Chokan zu Stande kam, verweilte der bocharische länger in Taschkend. Zu einem eigentlichen Arrangement kam es indess nicht, da der Emir unter verschiedenen Ausflüchten sich weigerte, die ihm vom General Kaufmann vorgeschlagenen Friedensbedingungen anzunehmen. Wohl aber wurde der bedauernswerthe Lieutenant Selushenko [2]) nebst den drei Mitgefangenen von Mozaffer nach Taschkend zurückgesandt.

Doch waren hiemit die Neckereien der Bocharen nicht zu Ende; vielmehr wiederholten sich dieselben immer häufiger, endlich täglich. Gleichzeitig waren die Russen bei ihren Bestrebungen, die zwei Wege nach Indien durch den schwierigen Karakorumpass in das Thal von Schang-tschen-mu in ihre

[1]) Die „Russ. Corr." theilt die Hauptpunkte des mit dem Chan von Chokan abgeschlossenen Handelsvertrages mit; es sind folgende: Alle Städte und Örter Chokans ohne Ausnahme sind den russischen Kaufleuten geöffnet. Dasselbe gilt von den russischen Märkten für die Kaufleute Chokans. Die russischen Kaufleute können in allen Städten Chokans Niederlagen für ihre Waaren einrichten und können überall Handelsagenten zur Überwachung des Handels und der Zollerhebung halten; dieselben Rechte gelten für die Kaufleute Chokans in Bezug auf das russische Gouvernement Turkestân. Russen und Chokanzen zahlen für eingeführte Waaren den gleichen Zoll, d. i. 2½ pCt. des Werthes der Waare. Russische Carawanen können ungestört Chokan durchziehen, um sich in die Nachbarländer zu begeben; desgleichen können chokanzische Carawanen frei durch russisches Gebiet ziehen.

[2]) Über das Schicksal des Unterlieutenants Selushenko erzählen die Bocharen Folgendes: Derselbe wurde in eine Grube gesetzt, neben welcher ein Galgen errichtet war. Man liess ihm die Wahl, Muselmann zu werden und zwei bocharische Schönen zu Frauen zu erhalten, oder Christ zu bleiben und —. Als die Drohungen eine sehr entschiedene Wendung nahmen, gab der unglückliche Selushenko nach. Jetzt ist er, wenn dem bocharischen Gerüchte Glauben geschenkt werden darf, beschnitten, verheiratet und Commandeur eines Bataillons Sarbasen, welche er in den Griffen mit dem Gewehre und im langsamen Schritte übt, indem er versichert, dass darin die Hauptstärke der Truppen liege. Er schlägt, wie man sagt, unbarmherzig auf die Bocharen los, wahrscheinlich um sich für die erlittenen Kränkungen zu rächen. (Rigaer Invalide. 1868.)

Gewalt zu bringen, beziehungsweise sich in den Besitz von Punkten zu setzen, welche diese Strassen beherrschen, mit Jakub-Bey, dem Kuschbegi von Yarkand und Souverän von Altyschar (Kaschgar) in Conflict gerathen. Dieser, welcher die chinesische Herrschaft abgeworfen und auch den Tribut an Chokan nicht mehr gezahlt, welchen China bisher für den Besitz von Altyschar entrichtete, nahm eine drohende Haltung gegen die Russen an. Schon 1867 weigerte er den russischen Agenten die Erlaubniss, eine Brücke über den Naryn zu schlagen und einen Weg durch den Tian-Schan zu bauen; jetzt verbot er den Eintritt russischer Handelscarawanen in sein Land, forderte den Chan von Chokan auf, sich an dem heiligen Kriege gegen Russland zu betheiligen, und schickte sogar seinen Adoptivsohn mit einer Truppenabtheilung von 250 Mann über den Tian-Schan an den Naryn, um zu erkunden, was bei den Russen vorgehe. Der Sohn fand jenseits der Berge eine russische Niederlassung, die verlassen war; er zerstörte die Häuser, brachte die Vermessungsinstrumente nach Hause und suchte mit den Kirghisen des unter russischer Herrschaft stehenden Bezirkes von Tokmak Verbindungen anzuknüpfen [1]). Unter solchen Umständen begann der Emir von Bochâra neue Feind-

[1]) Nicht ohne einen gewissen Zusammenhang scheinen diese Vorgänge mit dem Aufstande der Dunganis (Uiguren) im Westen China's (Sinkiang = Neue Grenze) zu stehen. Diese Dunganis bewohnten ursprünglich das eigentliche Turkestân und bildeten im 6. Jahrhundert einen ziemlich starken Staat, dessen Hauptstadt Karaschar am S. Abhange des Tian-Schan war; sie bekannten sich zum buddhistischen Glauben, traten aber im 8. Jahrhundert zum Islam über. Die chinesischen Herrscher der Dynastie Ton eroberten die Hauptstadt, und um die Ruhe der Grenzen zu sichern, versetzten sie einen grossen Theil der Bevölkerung in das Innere des Reiches. Aber trotz der jahrhundertelangen Dauer dieser Colonisation bewahrten die Dunganis, obgleich sie die Sprache und das äussere Ansehen der Chinesen angenommen haben, zwei charakteristische Züge: den muselmännischen Glauben und strengere, kräftigere Sitten als die herrschende Race. Ihre Unterwerfung unter die chinesischen Behörden war immer eine zweifelhafte, und es fanden stets häufige Aufstände Statt. Es ist wahrscheinlich, dass die beständigen Kämpfe, welche sie besonders unter der jetzigen Dynastie geliefert, politische und religiöse Gründe zugleich haben. Nichtsdestoweniger haben die chinesischen Herrscher, so lange sie ihre Obergewalt behaupteten, diese Aufstände immer noch niedergeschlagen. Der jetzige Aufstand ist 1862 ausgebrochen und entweder durch den, den Dunganis und Taipings gemeinsamen Hass gegen die Mandschu-Dynastie oder durch andere Gründe hervorgerufen worden. Jedenfalls hat er in den inneren Verlegenheiten der chinesischen Regierung einen mächtigen Bundesgenossen gefunden. Die ersten aufständischen Bewegungen brachen unter den in Urumtsi (Urumtscha) angesiedelten Dunganis aus. Die Armee von 20.000 Mann, welche diesen District besetzt hielt, bestand aus eingebornen Milizen; die Officiere gehörten beinahe alle zum unterworfenen Volksstamme. Daher erklärt sich die Schnelligkeit, mit welcher sich der Aufstand verbreitete. Man schätzt die Zahl der gefallenen Opfer auf 130.000; die materiellen Verluste sind ungeheuer gewesen; mehr als 31.000 Kisten Thee sind verbrannt worden. Von Urumtsi begaben sich die Insurgenten einerseits nach Kuldscha, andererseits nach Ku-tsche in Ost-Turkestân, wo ihnen die Sympathien der Einwohner desselben Stammes und derselben Religion entgegenkamen. Im weiteren Verlaufe des Aufstandes verwüsteten die Dunganis auch Eigenthum der benachbarten Russen; doch blieb die Hauptstreitkraft der Insurgenten in Urumtsi; an ihrer Spitze stehen Sachan-Dschân, Chodschy-Tidu und **Mona**, die früher in chinesischen Diensten gestanden, und zwar die beiden Ersten als Ambane (Gouverneure), der Letzte als Goldai (Oberst). Die Communication ist nicht nur mit Peking, sondern auch mit Kaschgar und Tschugutschak vollständig durch die Dunganis unterbrochen, so dass die in Kuldscha wohnenden Mandschuren sich in

seligkeiten, obwohl er nicht offen den Krieg erklärte. Da ertheilte, durch stete Angriffe auf russische Truppenabtheilungen beunruhigt, General Kaufmann am 1/13. Mai 1868 den Befehl zum Ausrücken aus der Position von Tasch-Kuprjuk (auf halbem Wege zwischen Jeni-Kurghân und Samarkand). An dem Flüsschen wurden die Russen von einem lebhaften Feuer des in dem Thale aufgestellten, zum Theile in Gärten versteckten Feindes empfangen. Oberst Petruschewski führte die aus einigen hundert Kosaken bestehende Avantgarde und war angewiesen, das Feuer einzustellen, sobald der Feind das Vorrücken der Russen nicht mehr hinderte; verschiedene Begs hatten dem General Kaufmann versichert, dass Volk und Geistlichkeit den Krieg nicht wünschten. Nahe dem Flüsschen traf Oberst Petruschewski mit dem bocharischen Parlamentär Nadschimit-Din-Chodscha (demselben, der 1859 bocharischer Gesandter gewesen war) zusammen; der Emir liess Frieden anbieten, brachte seine früheren Vorschläge noch einmal vor, machte aber zur Bedingung, dass die russischen Truppen nicht weiter vorrückten. Hierauf ging Kaufmann nicht ein, indem er erklärte, erst nach Beziehung des Nachtquartiers weiter verhandeln zu wollen.

Unterdessen war die Masse der russischen Truppen an das Flüsschen Zerafschân gerückt; an dem jenseitigen steilen Ufer stand eine beträchtliche bocharische Macht aufgestellt, welche Miene machte, die Überschreitung gewaltsam zu hindern. General Kaufmann erklärte dem Parlamentär, Angesichts des Feindes könne er sein Nachtlager nicht aufschlagen; wenn der Emir Frieden wolle, solle er seine Truppen zurückziehen, widrigenfalls die Russen das Ufer mit Sturm nehmen würden. Unterdessen vertrieb Oberst-Lieutenant Strandtmann mit 400 Kosaken, 4 Geschützen und der Raketendivision die bocharische Abtheilung, welche der russischen rechten Flanke gegenüberstand.

Zwei Stunden vergingen, General Kaufmann drohte endlich dem Parlamentär mit weiterem Vorrücken und erklärte nach längerem Verhandeln, wenn die bocharischen Truppen nicht bis 3¼ Uhr Früh zurückgezogen seien, werde er das Zeichen zum Angriffe geben. Der Gesandte entfernte sich mit dem Versprechen, die sofortige Zurückziehung der bocharischen Abtheilungen bewirken zu wollen, und liess die ihm vom Emir übergebenen Friedensvorschläge, angeblich dieselben, welche schon früher gemacht worden waren, in den Händen Kaufmann's zurück; dieser überzeugte sich nach flüchtiger Durchsicht der Papiere, dass es sich gar nicht um die früheren, russi-

---

totaler Unkenntniss des Ganges der Dinge befinden. Die Stadt Kuldscha ward zerstört, die Einwohner flüchteten, während die der Pekinger Regierung treu gebliebenen Personen und die Mandschuren in der Festung lebten, welche mit eisernen Kanonen und Falkonets bewaffnet ist. Alle Anhänger der Insurgenten sind nach Alt-Kuldscha abgegangen. Nach den letzten mir hierüber zugekommenen Nachrichten, war ein Dunganen-Corps von 12.000 Mann, welches von Kaschgar über den Musart-Pass gegen Kuldscha vorrückte, und mit dessen Ankunft daselbst, nach dem eigenen Geständnisse der Chinesen, das Schicksal des westlichen China's entschieden sein dürfte, noch nicht in Kuldscha eingetroffen. (Beilage zu Nr. 88 der „Neuen Preussischen (Kreuz-) Zeitung“ 1869.)

scherseits acceptirten Bedingungen handle, sondern dass der Emir dieselben willkürlich verändert und ein falsches Spiel getrieben habe, als er durch Nadschimit-din erklären liess, auf die früheren Stipulationen recuriren zu wollen.

Die festgesetzte Frist verstrich, die bocharischen Truppen blieben auf den früher besetzten Positionen und begannen zu feuern. Jetzt wurde die aus 21½ Compagnien Infanterie, 16 Geschützen, einer Raketendivision und 450 Kosaken, im Ganzen also aus etwa 8000 Mann bestehende russische Armee in Schlachtordnung aufgestellt. Die erste Linie commandirte Oberst Abramow, General Kaufmann begab sich mit seinem Stabe auf die linke Flanke, welche die Überschreitung versuchen und die dicht von Feinden besetzten Höhen angreifen sollte; den Befehl führte der Generalmajor Golowatschew. Bis an die Brust im Wasser, wateten die Russen durch den Zerafschân, ohne sich durch das Feuer der feindlichen Batterie und die Masse der, beide Flanken umschwärmenden Feinde hindern zu lassen. Die Truppen des rechten Flügels waren beim Durchwaten einem lebhaften feindlichen Kreuzfeuer ausgesetzt und mussten eine Werst weit auf einem von Gräben und Gestrüpp durchbrochenen Sumpfboden marschiren; der linke Flügel marschirte zwei Werst auf sumpfigem Terrain, reinigte die umliegenden Dörfer und Gärten von feindlichen Tirailleurs, stürzte sich dann in den Fluss und griff nach Überschreitung desselben die rechte Flanke des Feindes an, der alsbald in wilder Flucht davoneilte und so schnell war, dass er nicht mehr erreicht werden konnte. Auf den dem Feinde abgenommenen Höhen schlugen die Russen ihre Biwaks auf, um daselbst zu nächtigen. Gleichzeitig hatte der Train einen bocharischen Angriff siegreich zurückgeschlagen. Alle feindlichen Geschütze, welche auf der Höhe aufgepflanzt gewesen waren, fielen in die Hände der Russen; diejenigen, welche sich im Thale befanden, waren von den Bocharen gerettet worden. Das Lager und 21 Geschütze bildeten die ersten Trophäen der Russen, deren Verluste bei diesem Gefechte höchst unbedeutend waren: 3 Oberofficiere und 28 Gemeine wurden verwundet, 1 Arzt und 6 Gemeine contusionirt, 2 Mann fielen.

Obgleich die Russen den Feind nicht weiter verfolgen konnten, schlossen die Einwohner von Samarkand, erbittert durch die ungeheuren Erpressungen und eine zweijährige anticipative Steuerzahlung, dem Emir ihre Thore und wehrten den Bocharen den Einzug in dieselben. In der Frühe des andern Morgens erschien im russischen Lager eine Deputation aus Samarkand, welche Sr. Majestät dem Kaiser von Russland ihre Ergebenheit ausdrücken liess. General Kaufmann behielt einen Theil der Deputirten bei sich; den Einwohnern Samarkands liess er durch die Übrigen sagen, sie sollten die Thore öffnen und seine Truppen empfangen; er selbst näherte sich mit einem Theile seines Heeres der Stadt. An den Thoren ward er von den Einwohnern mit Freudigkeit empfangen; General Kaufmann erklärte denselben im Namen des Kaisers, sie sollten ihre Geschäfte wieder aufnehmen, die Läden öffnen und die geflohenen Familien in die Stadt zurückrufen. Die Citadelle wurde von

den Russen besetzt, die Einwohner kehrten in Schaaren in die Stadt zurück und zeigten bald volles Vertrauen in die Kraft der Sieger [1]).

In dieser denkwürdigen Schlacht von Samarkand hatte der Emir von Bochâra an die Spitze seines aus 400 Afghanen, welche meist zu den Russen übergingen, und 8000 Mann Hilfsvölker bestehenden Heeres Sikandar-Chan, den Sohn des Sultans Jan von Herat, gestellt; sein ältester Sohn Tura Katty befand sich mit am Schlachtfelde, floh aber nach Bochâra, während der Emir selbst in Kermina blieb, wohin auch das geschlagene Heer zurückkehrte; Sikandar hingegen streckte die Waffen, ja nach einigen Berichten wäre er sogar zu den Russen übergegangen. Die Verluste betrugen für die Bocharen etwa 3—400 Todte und 200 Verwundete, anderen Angaben zufolge 3000 Mann [2]).

Die siegreichen Russen wandten sich, in Samarkand eine kleine Garnison hinterlassend, nunmehr gegen die Hauptstadt Bochâra; nach Meldungen aus Bombay vom 9. Juni wären sie, 6000 Mann stark, am Nûra-Tagh (Nar Atta?) eingetroffen und, zufolge einem Orenburger Telegramme vom 24. Juni, hätten sie die Stadt Bochâra ohne Schwertstreich eingenommen. Gewiss ist, dass, nachdem die Einwohner von Bochâra von der Übergabe Samarkands Kenntniss erlangt, sie eine Gesandtschaft an den General Kaufmann mit der Erklärung ihrer Unterwürfigkeit entsendeten. Ein Telegramm vom 22. Juni meldete zwar aus Turkestân, dass General Kaufmann den Befehl, die Stadt Bochâra zu besetzen, zurückgenommen habe; allein es scheint doch mit der Einnahme Bochâra's seine Richtigkeit zu haben, wenn auch die officiellen Zeitungen keine Kunde davon hatten, ja sogar noch bemerkten, es sei nicht wahrscheinlich, dass man Bochâra behalten werde. In Russland war man

[1]) Samarkand, das alte *Marakanda* der Griechen, führte in ältester Zeit und nach Alexander dem Grossen bei den Eingebornen den chinesischen Namen Tschin. Als 643 der Araber Samar den Islam dahin brachte, wurde sie als Samarkand (Stadt, Dorf des Samar) „ein Asil des Friedens und der Gelehrsamkeit" und Residenz des Herrschergeschlechtes der Samaniden von 833 bis 1000 n. Chr. Der arabische Geograph Ibn Haukal (950) hat sie als Augenzeuge geschildert; 1219 von Dschingis-Chan erobert, fiel sie nach etwa zwei Jahrhunderten in die Hände Timur's, der sie zur Capitale seines grossen Reiches erhob und mit prachtvollen Bauwerken schmückte, die jetzt in Ruinen liegen. Heute hat Samarkand seine politische Bedeutung völlig verloren, und auch der Handel ist, jenem von Bochâra gegenüber, nicht sehr bedeutend. Eine ausführliche Beschreibung von Samarkand siehe in Vambéry, Travels in Central-Asia. S. 197 u. ff., dann Petermann's Geogr. Mittheil. 1865. S. 224—229.)

[2]) Die Daten über die Schlacht von Samarkand sind noch immer höchst unsicher und schwankend; nach mehreren Quellen soll die Schlacht am 22., nach anderen am 29. Mai 1868 geschlagen worden sein. Unsere Angabe des 1/13. Mai ist jene des „Russischen Invaliden" vom 17. Juni 1868, wie denn überhaupt der darin publicirte Bericht der einzig glaubwürdige erscheint. Dieselben Schwankungen herrschen bezüglich der Verlustangaben; so sollen die Russen Einigen zufolge 2000 und die Bocharen gar 10.000 Todte nebst einer enormen Zahl Verwundeter gehabt haben; wäre dies wahr, so hätte die bocharische Armee jedenfalls stärker denn 8—9000 Mann sein müssen. Auch die Nachricht, dass Emir Mozaffer in der Schlacht geblieben sei, erwies sich als falsch.

offenbar erschrecken ob der neuen Eroberung und man wusste nicht, ob man sich zu dieser Acquisition gratuliren sollte, zu der die Regierung halb unwillkürlich und durch die Schwäche des Feindes schneller gekommen war, als sie wohl gewollt haben mochte. Das ganze Chanat steht aber bereits in einer so lebhaften commerciellen Beziehung zu Russland, dass es keinen Augenblick zweifelhaft sein kann, ob die Regierung diese 8000 Quadratmeilen wieder fahren lässt oder nicht. Die Eroberung ist von unschätzbarem Werthe.

Vorläufig schien indess Russland hier einen Halt- und Ruhepunkt machen zu wollen, um für die Zukunft Athem zu schöpfen, deshalb zeigte es sich einem Friedensschlusse mit dem Emir geneigt; Letzterer sollte eine Contribution von ½ Million Rubeln an Russland zahlen. Mozaffer fügte sich allen Forderungen der Russen bis auf Einen Punkt, die Anlage eines russischen Forts bei seiner Hauptstadt betreffend; dies verzögerte den definitiven Friedensschluss, bis zu welchem die Bocharen, welchen im Juni der Emir von Schehr-i-Ssebz zu Hilfe eilte, noch ein blutiges Zwischenspiel aufführten. Während das Hauptcorps unter dem Befehl des Generals v. Kaufmann vorwärts zog, blieben zur Vertheidigung von Samarkand das Detachement des Majors Baron v. Stempel, aus 658 Mann bestehend, die Nicht-Combattanten und Kranken mitinbegriffen, und 94 Artilleristen als Garnison zurück. Munition und Lebensmittel waren im Überfluss: 24 den Bocharen abgenommene Kanonen, 90 Pud Pulver, 220.000 Patronen, Granaten und Raketen, ausserdem ein Vorrath von Mehl für 2 Monate und Trinkwasser in hinreichender Menge. Die feindliche Armee bestand aus 25.000 Schehr-i-Ssebzern unter Dschura-Beg und Baba-Beg, 15.000 Kitai-Kiptschaken unter Abdyl-Tadsch und 15.000 Samarkandern unter Hassan-Beg, Abdul-Gafda-Beg und Omar-Beg. Durch den Verrath der Aksakalen (Stadtältesten) waren eine Masse Feinde in die Stadt gedrungen, aber glücklicherweise hatte Major v. Stempel, der einen Ausfall gemacht hatte, um die Schehr-i-Ssebzer auf dem bocharischen Wege zurückzudrängen, noch in die Citadelle zurückkehren und deren Thore schliessen lassen können. Der Major Albedyl und der Fähnrich Anitschkow schlugen am 13. Juni vier Angriffe im Laufe des Tages und drei Angriffe während der Nacht vom 13. zum 14. Juni zurück. Als der Feind das Thor anzündete, stellten Sappeurs unter dem Befehl des Oberstlieutenants Nazarow während des stärksten Kugelregens aus Erdsäcken ein Werk her, in dem eine Kanone Platz fand, die mit Kartätschen den eindringenden Feind zurücktrieb. An demselben Tage wurden das Samarkander Thor und der Kirchhof durch dichte Feindesmassen angegriffen, aber Dank der Energie des Lieutenants Lepeschin wurde unter grossem Verluste an Todten und Verwundeten der Angriff zurückgeschlagen. Unter den ersteren befand sich der brave Lieutenant Lepeschin und der Intendanturbeamte Iwanow, und unter den Verwundeten der Fähnrich Adorazki und der Handlungsdiener Samarin. Am folgenden Tage begann der Sturm zu gleicher Zeit auf allen Punkten. Eine Truppe Sarten warf sich auf die Bresche am bocha-

rischen Thor, um sie zu vergrössern. Da verliessen 25 Reconvalescenten ihre Betten und schlugen mit dem Peloton des Lieutenants Borodajewski den Feind nieder, der bereits in die Citadelle eingedrungen war. Während dieser beiden Tage wurden 150 Mann kampfunfähig gemacht. Wären die Verluste so beträchtlich geblieben, so hätte man nicht daran denken können, die ganze Linie länger zu vertheidigen. Deshalb hatte auch schon der Commandant der Garnison daran gedacht, im Fall, dass der Feind die Citadelle erstürmen sollte, alle Truppen im Palais des Chans zu vereinigen, um sich dort auf's Äusserste zu vertheidigen und im Falle des Unterliegens sich in die Luft zu sprengen. Die Tage des 16., 17., 18. u. 19. Juni waren durch immer neue Angriffe ausgefüllt, indessen wurden alle diese zurückgeschlagen, ohne dass auch nur ein Zoll Erde verloren gegangen wäre. Endlich am 20. Juni kam General Kaufmann, und es war Zeit, dass er die Citadelle entsetzte. Diese heldenmüthige Vertheidigung kostete den Russen 3 Officiere und 46 Unterofficiere und Soldaten an Todten, und 5 Officiere und 167 Mann an Verwundeten. Aber sie bewies dem Emir, dass es unmöglich sei, mit Erfolg gegen die Russen zu kämpfen; in der That, sobald er von den Ereignissen in Samarkand Kenntniss erhielt, schloss er Frieden, wonach er an Russland 125.000 Til [1]) (à 4 Thaler = 500.000 Thaler) zu zahlen hatte. Davon wurden 10.000 Til an General Kaufmann durch Mutha-Beg alsbald abgetragen. Die Russen ihrerseits versprachen, die Hauptstadt des Chanats, Bochâra, unbelästigt zu lassen, Samarkand zu räumen, erwarben aber dafür das Recht, in Kermina, Tschehardschuj und Karschi Cantonnirungen zu errichten, — eine Absicht, die sie, späteren Nachrichten zufolge, wieder aufgegeben haben sollen. Die weiteren Vertragsartikel sind hauptsächlich folgende: 1. Allen russischen Unterthanen ohne Unterschied des Glaubens wird das Recht des freien Handelsverkehrs in der ganzen Bucharei gewährt. Der Emir übernimmt die Verpflichtung, innerhalb der Grenzen seines Gebiets für die Sicherheit der russischen Kaufleute, ihrer Carawanen und ihres Vermögens zu sorgen. 2. Die russischen Kaufleute haben das Recht, in allen Städten des Landes Handelsagenten zu halten. 3. Von den nach Bochâra eingeführten russischen Waaren wird ein Zoll von höchstens $2^1/_2$ Percent ihres Werthes erhoben. 4. Den russischen Kaufleuten ist die freie Durchreise durch Bochâra nach den benachbarten Ländern gestattet [2]). General Kaufmann selbst begab sich nach St. Petersburg, um über die jüngsten Ereignisse persönlich Bericht zu erstatten.

Im Übrigen trachteten die Russen, sich baldmöglichst in Central-Asien häuslich niederzulassen und bequem einzurichten; heute fühlen sie sich in Turkestân schon wie zu Hause. Taschkend hat sein Casino, seine Festbälle und seine *Soirées musicales* so gut als irgend welche europäische Stadt,

---

[1]) 1 Tille (Gold) = 12 Rubel, 82 Kopeken, nach Klöden, Handbuch der Erdkunde. III. Th. S. 192.

[2]) „Augsburger Allgemeine Zeitung" Nr. 26 vom 26. Jänner 1869.

wenn auch diese gesellschaftlichen Ressourcen noch nicht genug Anziehungskraft ausüben, um die schöne und elegante Damenwelt aus den gewohnten Genüssen von Paris und den deutschen Bädern an die Ufer des kaspischen Meeres zu verlocken. Vielversprechende Kohlenbergwerke haben sich dort aufgethan, ein Eisenbahnproject wetteifert mit dem andern, und neue Wasserstrassen und Verkehrsmittel durch diese weiten Gebiete sind in Aussicht genommen. Anfangs October 1868 wurden die Landstrassen zwischen Bochâra und Samarkand von den Insurgentenbanden gesäubert, so dass der Handelsverkehr seinen ungestörten Anfang nehmen konnte. Der Bau einer Strasse im oberen Oxusthale nach Balch und Badachschân wird eifrig betrieben. Zum Bau einer Eisenbahn von Samara in Russland nach Orenburg und von hier nach Taschkend und Chokand treffen die Russen energische Anstalten, während die Anlage eines Telegrafen durch die Steppe schon zu den wirklichen Dingen gehört. Jaxartes und Aralsee haben schon längst ihre Flotillen von Dampfkanonenbooten, Oxus und kaspisches Meer sind im Begriffe, solche zu erhalten. Als Civil-Gouverneur von Samarkand, welches mit Katty-Kurgan und den dazu gehörigen Bezirken als zerâfschân'sches (die Russen schreiben: Sarjawschanski) Gebiet provisorisch verwaltet wird, ward der berühmte russische Gelehrte, Herr Staatsrath Nicolaus v. Chanykow [1]), entsendet; schon im letzten Trimester 1867 passirten nicht weniger als 250 Beamte durch Orenburg, die alle nach Turkestân gingen, um Hand in Hand mit den schon von früher dort sich aufhaltenden Functionären das Land zu regieren. Leider sind dieselben noch der in Turkestân üblichen Sprachen, des Bocharischen und Persischen, meistentheils unkundig [2]). Trotzdem können die Russen in ihrer Art als vortreffliche Colonisatoren gelten und bleiben auf dem asiatischen Boden selbst den Angelsachsen überlegen. Diese sind unübertrefflich, wo es sich darum handelt, jungfräuliches Land zu colonisiren und im Wege freier Vergesellschaftung neue Städte und Staaten zu schaffen; jene Kunst aber, barbarische und halbbarbarische Völker sich vollständig dienstbar zu machen und durch einen streng durchgeführten Amalgamirungsprocess sich zu verschmelzen, den die Russen längs dem ganzen Südrande ihrer asiatischen Besitzungen mit so viel Erfolg durchführen, ist dem Engländer fremd. Der Angelsachse colonisirt wie der Hellene, der Russe

[1]) Aus dem Jännerhefte (1869) des Pariser „Bulletin de la Société de Géographie" ersehe ich indess, dass Herr v. Chanykow sich noch gegenwärtig in Paris befinden müsse; es erscheint daher die spätere Angabe wahrscheinlicher, wonach die Russen den Sirdar Sekander Chan zum Gouverneur von Samarkand ernannt hätten.

[2]) Überhaupt ist der Mangel an Personen, die mit diesen Sprachen zurechtkommen, ein sehr empfindlicher, und langt ein Schreiben vom Emir an, das natürlich persisch (die diplomatische Sprache des Landes) abgefasst ist, so muss man einen Sarten (so heissen die Stadtbewohner, die alle bochârisch und persisch sprechen), kommen lassen, der das Original in's Tatarische überträgt, aus welcher Sprache es dann der officielle Translateur in's Russische übersetzt. Eben so werden die Verordnungen, welche die Administration auf den Bazaren zum Anschlage bringt, von Sarten in's Persische und Tatarische übersetzt.

aber wie der Römer. Seine Pionniere sind nicht jene Squatters, die im Vollgefühl einer schrankenlosen, freien Individualität sich nur ausserhalb der Heimstätten der Civilisation wohl fühlen, dieser um hundert Meilen voraneilen und den Pfad brechen, sondern die Militär-Colonisten. Mit dem System der Militär-Colonien wurden die nomadisirenden Tataren, Kalmüken und Kirghisen in den Organismus des russischen Staatsverbandes eingezwängt, zur Heerfolge und zum Steuerzahlen gewöhnt und allmälig auch für die vollständige Russificirung vorbereitet. Binnen 25 Jahren gehören die Nachkommen jener wilden Sultane, welche an den chinesisch-ssibirischen Grenzen vor einem halben Menschenalter noch an der Spitze ihrer Horden ein wildes Räuberleben geführt, eben so zu dem gefügigen Militär- und Hofadel des Czaren, wie heute die Fürstensöhne aus Transkaukasien [1]. Die Waffen mussten freilich den Weg bahnen, aber Handel und Verkehr, die seit 1850, wiewohl mit einigen Unterbrechungen, auch im russischen Reiche fortwährend im Wachsen sich befinden, haben in Central-Asien gewaltigen Aufschwung genommen, und sogar viele preussische Waaren finden dort guten Absatz. Auch haben sich bereits manche Deutsche dort niedergelassen. In Taschkend gehört der vornehmste Gasthof und Restaurant einem Deutschen, der sehr gute Geschäfte macht [2]. Alle diese Fortschritte verheissen die kriegerischen Erfolge der Russen in dauernde Eroberungen umzuwandeln [3]. So hatte Russland den Ort Akmolinsk (Akmolly) im Gebiete der ssibirischen Kirghisen und Centralpunkt der taschkendischen und bocharischen Carawanen 1862 zur Stadt erhoben; die ungünstigen Verhältnisse gestatteten aber noch kein regeres Leben; schon 1866 aber kamen im Laufe des Septembers allein 1500 Kameele an, und im Mai, Juni und Juli desselben Jahres sind am Markte von Akmolinsk Waaren im Betrage von 170.300 Silberrubel abgesetzt worden [4]. Laut den einander sehr ähnlichen Verträgen mit Chokan und Bochâra finden die Waaren der russischen Kaufleute zu einem eben so geringen Werthzoll Eingang wie die der Moslims, und dieselben scheinen sich ihre neuen Vergünstigungen weislich zu Nutze machen zu wollen. Überall durch die ganze Tatarei folgt die Civilisation den Truppen des Czaren auf der Ferse nach, und selbst offene Russenfeinde müssen anerkennen, dass dem Vordringen der russischen Macht in jenen Gegenden Central-Asiens wirklich eine civilisatorische Mission inne wohnt [5].

Mit dem Chane von Chokan, Khudayar, nahmen die Beziehungen seit dem mit ihm abgeschlossenen Handelsvertrage einen friedlichen Charakter an, obwohl der grösste Theil seines Gebietes in dem russischen Reiche auf-

[1]) Die Russen in Bactra. („Presse", 24. Jänner 1869.)

[2]) „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" vom 9. December 1868.

[3]) Die russischen Eroberungen in Mittelasien. (Beilage zur „Augsburger Allgemeinen Zeitung" vom 28. Jänner 1869.)

[4]) Globus. 1867. Bd. XI. S. 128.

[5]) „Augsburger Allgemeine Zeitung" vom 1. Jänner 1869.

gegangen; er sendete sogar einen Gesandten [1]) nach St. Petersburg, den der Kaiser Mitte November 1868 empfing, um aus dessen Händen ein Schreiben Khudayar's entgegenzunehmen. Der Gesandte gab die Erklärung der vollsten Ergebenheit gegen den russischen Monarchen und der Bereitschaft, die russischen Interessen zu fördern, ab und protestirte energisch gegen das Gerücht, als wolle Khudayar-Chan dem Emir von Bochâra in seinem Streite mit den Russen Beistand leisten. Während sich übrigens die Handelsbeziehungen mit Russland von Tag zu Tag mehrten, sah sich indess der Chan genöthigt, einen Feldzug zur Züchtigung Kaschgar's, Kuldscha's und Yarkand's vorzubereiten, deren tributpflichtige Souveräne Chokan den Gehorsam gekündet hatten.

Die Niederlage von Bochâra dürfte auch dem übermüthigen Herrscher von Kaschgar zur Warnung gedient haben, den die Russen übrigens für die Zerstörung ihrer Niederlassung am Naryn ohne dies schon gezüchtigt hatten. Sie waren nämlich neuerdings mit bewaffneter Macht vorgedrungen und hatten die Truppen des Kuschbegi, welche die Grenze des Naryn vertheidigten, in die Flucht gejagt. Darauf richtete Yakub-Beg [2]) ein Gesuch um Frieden nach St. Petersburg und entsendete sogar seinen Neffen (oder Adoptivsohn) Schadi Mirza nach dem Falle von Samarkand an den General-Gouverneur von Turkestân, welcher beim Eintreffen des Gesandten eben im Begriffe stand nach St. Petersburg abzureisen, so dass Schadi-Mirza sich entschloss, den General v. Kaufmann dahin zu begleiten [3]).

In Voraussicht freundlicherer Beziehungen mit dem Kuschbegi beschlossen ihrerseits nunmehr die Russen den Carawanenweg von Tokmak bis an die Grenze von Kaschgarien auszubessern, sowie eine Brücke über den Naryn an der Stelle zu bauen, wo die alte jetzt verfallene chinesische Brücke stand. Natürlich sieht man sich vor und errichtet zugleich ein kleines Fort bei der Brücke zur Beschützung der Strasse sowie der Bevölkerung im S. des Jssi-

---

[1]) Er traf am 29. October 1868 in Moskau ein.

[2]) Yakub-Beg ist ein Chokanze von Geburt und war Commandant der Festung Ak-Mesdsched, die er erfolgreich gegen die russische Belagerung 1863 vertheidigte. Er wurde jedoch von Alimkul, bekannt durch seine kühnen Streifzüge gegen die Russen 1864 und 1865 und gefallen in der Schlacht von Taschkend, angegriffen, besiegt und vertrieben. In Folge der Intriguen am Hofe zu Chokand musste aber, nach dem Tode Alimkuls, Yakub-Beg mit einem kleinen Gefolge seiner Anhänger das Land verlassen und begab sich nach Kaschgar, um in diesem Lande ohne Herrn sein Glück zu machen. Er machte sich auch bald zum Besitzer der Stadt Kaschgar und eroberte die übrigen Städte Altyschars. Im Jahre 1868 ist die erste russische Carawane unter Führung des Kaufmanns Perwuschin von Taschkend aus über Chokand nach Kaschgar gesendet worden. Die ganze Ladung dieser Carawane, ebenso wie der Chludow'sche über Ssemiretschensk eingetroffene Waarentransport würden von Yakub-Beg zu sehr vortheilhaften Preisen erworben. (Globus, XIV. Bd. Seite 380.)

[3]) Einer Nachricht aus Calcutta, 26. October 1868, zufolge, sollte indess ein russisches Corps Kaschgar, die Hauptstadt des Yakub Kusch-Begi bedrohen, und der russische Befehlshaber von Letzterem die Erlaubniss zu Cantonnirungen an verschiedenen Punkten, namentlich in Gumah zwischen Khotan und Yarkand, verlangt haben.

Kul gegen die Einfälle der Bewohner von Kaschgar. Im Herbste 1868 sollten diese Arbeiten beendet sein, und dann eine Compagnie Infanterie und 1 Sotnia Kosaken im Fort garnisoniren [1]).

Während einerseits verlautbarte, der von General Kaufmann mit dem Emir von Bochâra abgeschlossene Frieden sei vom Kaiser von Russland nicht bestätigt worden, und die Zeitungen verkündeten, dass mit Ende October die Feindseligkeiten gegen Bochâra wieder beginnen würden, welche beide Angaben der „Russische Invalide" alsbald als völlig grundlos bezeichnete, scheint Mozaffer-Chan in seinem eigenen Reiche am meisten bedroht worden zu sein. Die Nachrichten über die jüngsten Ereignisse in Bochâra sind noch sehr verworren und gestatten keinen klaren Einblick in die Verhältnisse; dass eine starke russenfeindliche Partei im Lande vorhanden, und zu dieser vorzüglich die fanatische Geistlichkeit gehörte, ist gewiss; allem Anscheine nach verübelte sie dem Emir-el-Muminin, dem Oberhaupt der Gläubigen, den Friedensschluss mit den verhassten Russen, denn der Emir soll von dieser Partei in's Gefängniss geworfen worden sein, was die Russen, die im September 1868 ohnehin militärische Verstärkungen [2]) nach Turkestân gesendet hatten, um den Bestand der dortigen russischen Armee zu erhöhen, veranlasste, zu seiner Befreiung auf Bochâra zu marschiren. Da trat mit grosser Bestimmtheit das Gerücht auf, dass Mozaffer-Chan um die Mitte August 1868 plötzlich einer Krankheit, wenn nicht Schlimmerem, erlegen und sein Sohn, ein 16jähriger Knabe, der bei einem Verwandten in Schehr-i-Ssebz erzogen wurde, ihm in der Regierung gefolgt sei. Während schon alle Blätter Europas die weitsichtigsten Combinationen an dieses Ereigniss knüpften, stellte es sich heraus, dass Mozaffer-Emir keineswegs gestorben, vielmehr in neue innere Kämpfe verwickelt sei. Nach der Niederlage von Samarkand hatte nämlich, wie wir gesehen, Mozaffer-Eddin-Chan sich zur Zahlung einer Kriegscontribution und zum Schutze des russischen Handels verpflichtet. Gleich nach Abschluss dieses Friedens erhob sich aber gegen ihn sein ältester Sohn Katty-Tura, unterstützt von den Schehr-i-ssebzer Begs, Dschura- und Baba-Beg; auch die Steppenbewohner unter ihrem Bundesgenossen Sadik standen auf. Der Sohn begab sich nach Karschi, liess sich dort zum Emir von Bochâra ausrufen und begann energisch den Krieg gegen seinen Vater Mozaffer-Chan zu führen. Schon galt dieser für verloren, als Generalmajor Abramow, Chef des zerafschân'schen Bezirkes, vom General Kaufmann Ordre erhielt, dem Emir Mozaffer-Chan Hilfe zu leisten, falls er darum bitte. Die Russen besorgten nämlich, dass der Emir unterliegen und der Friedensvertrag, der nach asiatischer Sitte den Nachfolger nicht bindet, ausser Kraft treten könnte. In der That sah sich der Emir, von allen Seiten verlassen, gezwungen, die russische Hilfe in Anspruch zu nehmen. Die russische Intervention erfolgte, indem 7 Compagnien Infanterie,

---

[1]) Ausführliches über diese Vorgänge siehe im „Journal de St. Petersburg" vom 26. Mai—7. Juni und 31. Mai—12. Juni 1868.

[2]) Angeblich 10 Regimenter.

2 Sotnien Kosaken, 6 Raketen und 6 Rohrgeschütze bei Dzamu [1]) (wahrscheinlich Djâm, auf Kiepert's Karte von Turân etwa halben Wegs zwischen Samarkand und Karschi) concentrirt wurden; im Monate October 1868 rückten die Russen gegen Karschi vor, schlugen daselbst am 21. den Prätendenten und zersprengten seine etwa 8000 Mann starke Armee; dann ward am 23. October die Stadt selbst erobert und den Truppen des Emirs zurückgegeben, während die Russen schon am 30. October um Dzamu ihre Winterquartiere bezogen [2]) Mozaffer Emir ist seitdem der Mann der Russen [3]) und fliesst über von Dankbarkeit und Geschenken an seine Beschützer, welche indess besorgen, dass er durch seine Grausamkeiten die kaum hergestellte Ruhe bald stören werde. Doch wandern die russischen Soldaten in den Strassen von Bochâra umher, ohne belästigt zu werden, und Jedermann begegnet ihnen mit Achtung.

Der Sohn des Emirs, Katty-Tura (auch Katty-Türja geschrieben), flüchtete Anfangs zu den Begs von Schehr-i-ssebz, die ihm jedoch ein Asyl verweigerten, und weiter nach Hissâr, wo er ebenfalls keine Aufnahme fand. Nach den letzten Berichten des Generalmajors Abramow vom 18., 23., 26. December hatte der älteste Sohn des Emirs von Bochâra, Katty-Türja, den General um ein Asyl und die Vermittlung zwischen ihm und seinem Vater gebeten. Da ihm Verzeihung zugesagt wurde, beschloss er, sich mit seinem 300 Mann zählenden Gefolge nach Samarkand zu begeben. Unterwegs reizte jedoch Nasar-Beg die Leute gegen Katty-Türja auf und verlangte von diesem, dass er in das Innere Bochâra's eindringen und, die Abwesenheit des Emirs benutzend, die Städte Karschi und Karmina einnehmen solle. Dieser letztere verliess die Strasse von Dzamu und begab sich im forcirten Marsche durch die Steppe nach Karschi, wo er am 14. December eintraf und den dortigen Beg, Rachmet-Bej, der ihm entgegengekommen, tödten liess. Nach kurzem Aufenthalte in Karschi, welches er der Obhut der Aksakalen anvertraute, brach Katty-Türja nach Karmina auf und liess auf dem Marsche dahin viele dem Emir ergebene Leute hinrichten. Als General Abramow Alles dieses erfahren, meldete er es sofort dem Emir und bat ihn, schleunigst mit Truppen in Bochâra einzurücken; er selbst brach am 19. December nach Katty-Kurgan auf, wo man auf seinen Befehl die Truppen zusammengezogen hatte. Der Emir rückte mit allen seinen Truppen, die, wie man sagt, 15,000 Mann stark waren und 18 Geschütze mit sich führten, aus Karschi gegen Karmina vor. Um dieselbe Zeit hatte sich auch Katty-Türja dieser Stadt genaht und den Beg aufgefordert, sich zu ergeben. Als er aber von dem Anmarsche des Emirs Kunde erhielt, floh er nach Nûr-Atta, wohin der Emir nach seinem

[1]) Die „Köln. Zeitung“ schreibt Dschuma.

[2]) Siehe „Köln. Zeitung“ Nr. 7 vom 7. Jänner 1869.

[3]) Ein Telegramm aus Orenburg, 25. October 1868, meldet, dass ein bochârischer Gesandter mit einem Gefolge von vier Personen dort eingetroffen und nach Petersburg weiter gereist sei.

Einzuge in Karmina ein leichtes Detachement entsendete, welches den Flüchtling vertrieb, der den Weg nach Chiwa eingeschlagen haben soll. Der Emir schrieb dem General, dass er die Begs von Schachr-i-sebs in Verdacht habe an dieser Affaire Theil genommen zu haben. So lange dies noch nicht erwiesen, beschloss General Abramow, Nichts gegen diese Begs, die sich jetzt sehr gut gegen ihn verhalten, zu unternehmen; sie aber scharf zu beobachten. Nachdem er den Emir noch gebeten, den Sohn bis auf's äusserste zu verfolgen und in die Städte Nûr-Atta, Karmina und Karschi eine stärkere Garnison zu legen, entliess er die zusammengezogenen Truppen und kehrte am 22. December nach Samarkand zurück. Dieses Zusammenziehen der Truppen hat das Resultat gehabt, dass die Bewohner der vorzüglichsten Städte Bochâra's erklären, es sei ihnen unmöglich, Katty-Türja zu unterstützen, da, sobald er eine Stadt besetzt habe, dies auch sogleich die Ankunft der Russen in derselben zur Folge habe. Gegenwärtig herrscht sowohl in Turkestân wie auch in Bochâra vollständige Ruhe. Wie General Abramow meldet, wird der Emir binnen Kurzem eine Gesandtschaft und die fälligen Summen seiner Schuld entsenden. Der Emir selbst befand sich noch in Karmina, sollte jedoch sehr bald nach Bochâra abgehen [1]).

Die Ereignisse von Afghânistân.

Die Afghânen. — Die Durânis. — Dost Muhammed-Chan. — Der englische Krieg. — Die Stellung Persiens und der Streit um Herât. — Dost Muhammeds Tod. — Der Bruderkrieg. — Der Sieg Schir Âli-Chans. — Die englische Politik in Afghânistân.

Schon ausserhalb Turkestân gelegen und dem südlichen Gebirgsgebiete Centralasiens angehörig, hat doch Kabûl, wie nicht minder Herât, schon seit mehreren Decennien auf die mittelasiatischen Steppen-Chanate einen wichtigen politischen Einfluss geübt, der allem Anscheine nach in Zukunft sich noch steigern wird. Gleichzeitig geschah es hier, dass zuerst das Ringen um die Oberhand, verbunden mit lebhaftem Intriguenspiel, zwischen England und Russland seinen Anfang nahm, — dass beide Staaten sich zum ersten Male auf asiatischem Gebiete, wenn auch nur diplomatisch, gegenüberstanden.

Weniger aber wegen dessen, was in jenen Ländern schon vorgefallen ist, als wegen der Ereignisse, die dort erst eintreten können, glauben wir unseren Lesern einen kurzen historischen Rückblick auf die jüngste Vergangenheit des nördlichen Afghânistân schuldig zu sein, eines Landes, das, vor bald dreissig Jahren zumal in England nur allzu oft und mit Entsetzen genannt, in jüngster Zeit wieder sorgenvolle Blicke aus Indien und dem Abendlande auf sich zu ziehen begann.

Die Afghânen, die Inhaber des grössten Theiles der vielgestaltigen Gebirgswelt zwischen dem Industhale und der persischen Hochebene, sind ein Volk von arischer Herkunft (also in der grossen Kette des indogermanischen

---

[1]) „Augsburger Allgemeine Zeitung" Nr. 53 vom 22. Februar 1869.

Zusammenhanges stehend) und reden „Puschtu“ (Paxto), eine zu allernächst auf den erânischen ¹) Stamm zurückweisende Sprache. Wenn irgend ein Volk in Asien, sind die Afghânen als „Nation“ zu bezeichnen; vermöge einer kriegerischen Kraft und Ausdauer, womit sie weitaus all' ihre Nachbarn übertragen, wären sie auch berufen, Zucht und Ordnung im weiteren Umkreis aufrechtzuerhalten, — falls sie nur die Fähigkeit hätten, solche unter sich selbst zu wahren. Nur in Theilung und dem allzugrossen Sinne für Unabhängigkeit von Ort zu Ort beruht die Schwäche des Ganzen. Statt im Kampfe gegen Aussen, befriedigt die nationale Überkraft sich in inneren Fehden und der landesüblichen Anarchie. Allerdings ist die Scheidung in unabhängige Stämme durch die Landesnatur selbst schon bedingt, — eine Landesnatur, welche alle Klimastufen umfasst: Eisgebirge und tropisch schwüle Ebenen, blühende Hochthäler und brennende Sandflächen, also die verschiedenartigste Lebensweise erfordert. Nach allen Seiten öffnen sich die Thäler Afghânistân's wie Ausfallpforten; aber gerade im Innersten sind die afghânischen Stämme durch fast unübersteigliche Klüfte und Kämme getrennt. Immerhin vermochten sie als Gebieter auch ausserhalb aufzutreten, so oft es einem Häuptling gelang, die vielgetheilten Stämme zu gemeinsamer That zu leiten, oder wenigstens einen dieser Stämme zu hervorragender Haltung zu bringen ²).

Von zwei Brüdern aus dem Sidu, einem sehr angesehenen Afghânengeschlechte der Abdallihs, welche dem Schah Nadir von Persien bis zu seiner Ermordung (1747) mit Auszeichnung dienten, empörte sich der Eine, Ahmed-Chan, als Haupt der Siduschis (Söhne der Sidu), gegen die persische Oberherrschaft, riss die höchste Gewalt in seinem Vaterlande an sich und liess sich zu Kandahar zum Könige der Afghânen krönen. Zugleich nahm er den Titel Dur-i Durân (Perle des Zeitalters oder Zeitalter des Glücks) an und verwandelte den Namen der Abdallihs in Durâni. Wer unter den Afghânen einen Staat gründen will, darf die Unabhängigkeit der Stämme so wenig als möglich beschränken und muss gleich unter Gleichen bleiben. So that Ahmed. Glänzende Waffenthaten führten die Eroberung des grösseren Theiles des Khorassângebietes herbei; das eigentliche Land der Beute war aber Indien, welches Ahmed schon früher kennen gelernt hatte. Schon war Delhi von Ahmed zweimal besetzt worden, als sich ihm auf der Entscheidungsebene von Panipat ein neues Maharattenheer, 1760, entgegenstellte, welches er nahezu gänzlich vernichtete. Dass er aber in Delhi bleibe, duldeten die Maharatten doch nicht; er musste sich mit dem Pendschâb, Hauptstadt Lahore, begnügen und starb zu früh, 1773, ohne ausreichend starke Söhne zu hinterlassen. Thronfolge-

¹) Der Wiener Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft, Dr. Friedrich Müller, zählt das Paxto bestimmt der erânischen Sprachgruppe bei, u. z. vor allem Andern wegen jener Lauteigenthümlichkeiten, die es als eine entschieden erânische Sprache charakterisiren. (Siehe dessen Abhandlung: Über die Sprache der Afghânen (Paxto), im Junihefte 1862 der Sitzungsberichte der phil.-hist. Cl. der kais. Akademie der Wissenschaften. (XL. Bd. S. 3.)

²) Julius Braun. Afghânistân. („Neue Freie Presse“ vom 19. November 1868.)

streitigkeiten unter seinen Nachkommen erschütterten und schwächten das Reich, welches an Rundschit Singh, den Beherrscher der ungläubigen Sikhs, grosse Gebiete verlor; 1823 brach endlich die Durani-Monarchie zusammen. Nur Herât blieb den Nachkommen Ahmeds. Alle übrigen Provinzen kamen in die Gewalt der Barukschis (Baraksis), eines Clanes der Durânis. Aus diesen Wirren und unter den letzteren Machthabern erhob sich Dost Muhammed-Chan mit seinen jüngeren Brüdern, die an Ahmed's Familie Blut und Schmach und Undank zu rächen hatten, alsbald aber, bei der Theilung des Reiches selber zu Todfeinden wurden. Dost Muhammed behauptete Kabûl. Wie Schamyl und Abd-el-Kader ist er einer der Glaubenshelden des Islam geworden, aber nicht aus eigenem Antriebe, sondern dazu genöthigt von England und dessen gleissnerisch unterwürfigem Verbündeten, Rundschit Singh, dem eigentlichen Gründer des Sikh's-Reiches und Unterdrücker der Muselmanen im Pendschâb.

Als dieser in Laster und Verbrechen ergraute Machthaber seine Grenzen in's Thal des Kabûlflusses hinein erweitern wollte, kam es zum Zusammenstosse mit der afghânischen Bevölkerung dieses Thales und Dost Muhammed. Von der Geistlichkeit gegen die ungläubigen Sikhs aufgestachelt, kämpften die Afghânen mit Erbitterung, unterlagen aber der Übermacht und wurden 1823 von Rundschit Singh unter furchtbarem Gemetzel bis zu den Cheiberpässen verfolgt. Doch sollte das glaubenswüthende Land dem Maharadscha und seinen Freunden, den Engländern, noch schwere Stunden machen. Aufstand folgte auf Aufstand, und die muhammedanischen Glaubenskampf-Fanatiker weihten sich gerne dem Tode, um nur einen Ungläubigen mitzuvertilgen. Im Kampfe bei Dschamrut, am Eingange der Cheiberpässe, sollen 12.000 Sikhs und nicht viel weniger Afghânen geblieben sein. (1836.)

Vom benachbarten Indien aus begünstigten mittlerweile die Engländer, im Einverständnisse mit einer Partei unter den Eingebornen, die 1823 gestürzten Durânis, namentlich einen 1809 vertriebenen, sicheren Schudschâ-ul-Mulk-Schah, einen Sohn des letzten ermordeten Chan's; sie erklärten ihn für den rechtmässigen König von Kabûl, Dost Muhammed hingegen als einen Usurpator und begannen 1838 Krieg gegen Letzteren. Freilich lag dahinter schon die Furcht vor Russland, welches eben damals gegen Chiwa rüstete, und von dem England eine Intervention in Afghânistân besorgte.

Hauptsächlich um diese zu verhindern, begannen die Briten den Krieg, in welchem sie sich mit dem Maharadscha Rundschit Singh [1]), dem alten Erbfeinde der Afghânen, verbanden. Kandahar ward eingenommen. Dost Muhammed musste nach Bâmijân fliehen, und der elende Schattenkönig, Schah Schudschâ, von den Engländern mit so grossen Opfern in's Land gebracht und dem Lande aufgezwungen, hielt am 7. August 1839 seinen Einzug in Kabûl, dessen Felsenschloss, Bala-Hissar, jetzt eine Ruine, ihm zur Residenz diente. Dost Muhammed machte mehrere Versuche, die Engländer und ihren Schützling wieder zu vertreiben, die aber immer unglücklich ausfielen, und

[1]) Er starb schon 1839.

musste zuletzt für seine eigene Person Schutz bei seinen Gegnern, den Engländern, suchen. Aber die Afghânen selbst erhoben sich immer nachdrücklicher gegen den britischen Einfluss; 1841 erregten sie einen neuen Aufstand, und der englische General Robert Sale konnte nur mit Mühe Dschelalabâd erreichen, während auch in Kabûl [1]) am 2. November 1841 die Empörung [2]) so furchtbar und plötzlich ausbrach, dass Schah Schudscha und die britischen Truppen unter General Mountstuart Elphinstone kaum die Citadelle Bala-Hissar und die verschanzten Lager zu erreichen vermochten. Wie hier, so erlitten auch in Kohistân und den umliegenden Bergdistricten die Engländer empfindliche Verluste; die Truppen in Ghasni und Kandahar waren eingeschlossen, der hohe Schnee verhinderte jede offensive Bewegung, und die englischen Truppen liefen Gefahr, überall durch die Überzahl der Afghânen erdrückt zu werden. Ihre Lage in Kabûl gestaltete sich mit jedem Tage bedenklicher, da alle Verhandlungen mit den Afghânen, an deren Spitze ein Sohn Dost Muhammed's, Akbar-Chan, sich gestellt hatte, fruchtlos blieben. Der britische Gesandte in Kabûl, Mac Naghten, wurde bei Gelegenheit einer Conferenz mit Akbar über den Abzug der Truppen ermordet. Zwar kam endlich ein Vertrag zu Stande, welcher den britischen Truppen von Kabûl, unter Zurücklassung von Geisseln, freien Abzug zusicherte, und Akbar escortirte persönlich die am 6. Jänner 1842 aufbrechende Armee, deren Ziel das 90 englische Meilen entfernte Dschelalabâd war, aber ungeachtet des Vertrages waren sie beim Betreten der Gebirgspässe fortwährenden Angriffen ausgesetzt, so dass in Folge dieser und der fürchterlichen Beschwerden des Weitermarsches die kabûlistanische Armee so gut wie vernichtet wurde. Die Wiesengründe und felsigen Thäler von Afghânistân, die trümmer-reichen Gassen seiner Städte und Burgen, sie hatten massenhaft britisches Blut getrunken, und die Niederlage des indobritischen Heeres 1842 war vollständiger als die des Varus im Teutoburgerwalde. Die Engländer sahen ein, dass sie sich in Afghânistân nicht behaupten könnten, und beschlossen daher, es aufzugeben, obwohl nicht ohne zuvor durch einen wilden Zerstörungszug ihre Niederlage gerächt zu haben. Dost Muhammed nahm, von den Engländern frei gelassen,

[1]) Die Bevölkerung von Kabûl besteht zum geringsten Theil aus Afghânen, denn auch der ärmste Afghâne verschmäht Gewerb und Kramladen; darum besteht die Stadtbevölkerung aus Tadschiks, Persern, Indern, Hindkis (d. h. Nachkommen der Hindu). Nicht der schlechteste Theil der Bevölkerung aber sind die Kyzylbasch (d. h. Rothmützen), nämlich die Nachkommen der von Nadir Schah zur Sicherung seiner Herrschaft hier angesiedelten Türken. Zwar ausgeartet, wie so oft die Söhne der Türken im Auslande, stellen diese unter eigenem Oberhaupte stehenden und den Afghânen verhassten Kyzylbasch immer noch eine stattliche Streitmacht vor und könnten von grösstem Nutzen für die Engländer sein, hätten diese nicht von Anfang an eine falsche Politik eingeschlagen.

[2]) Das erste englische Opfer des Aufstandes war der berühmte Reisende, Oberstlieutenant Alexander Burnes, der von dem sein Haus umdrängenden Pöbelhaufen, als er im Gewande eines Eingebornen zu entkommen suchte, in Stücke zerrissen wurde. Ein Mullah, nach Anderen ein Armenier, streckte den bis dahin so übermüthigen Officier mit einem Pistolenschusse nieder. (Siehe über Burnes: J. B. Eyries, Notice sur Alexandre Burnes. Paris. 1842. 8.)

wieder Besitz von seinem Throne. Unter seiner Anleitung schlossen die Afghânen schon 1846 ein Bündniss mit den Sikhs zum Sturze des anglo-indischen Reiches, und die Alliirten lieferten den Briten in Pendschâb mehrere blutige Schlachten. Nach der Entscheidungsschlacht bei Gudscherât am 21. Februar 1849 wurden die Sikhs von den Afghânen preisgegeben. Dost Muhammed floh mit seinem immer noch 1600 Mann starken Heere über den Indus. Die Briten drängten nun wieder durch die Cheilberpässe vor und begannen die Unterwerfung der einzelnen afghânischen Stämme. Mit dem Reiche der Sikhs wurden auch die von Rundschit Singh früher eroberten Theile Afghânistân's dem britischen Reiche einverleibt. Um seiner zweifach bedrohten Stellung zwischen den Briten und den schiitischen Persern ein Ende zu machen, beschloss Dost Muhammed die Freundschaft der Ersteren zu suchen, welche sein kräftiges Reich recht gut als Schutzmauer gegen Russland in Herât und der Bucharei brauchen konnten. Am 30. März 1855 wurde in Pischawer ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Dost Muhammed und den Engländern abgeschlossen, welche Letztere das Wachsen der russischen Macht in Asien schon seit lange im Stillen mit neidischen Blicken beobachteten. In der That war auch in Persien, wo seit dem Regierungsantritte des Muhammed Mirza-Schah, 1834, der englische und russische Einfluss mit einander um den Vorrang stritten, unter dem neuen Herrscher Persiens, Nasr-Eddin-Mirza-Schah, der letztere am Hofe zu Teheran vorherrschend, und England bemühte sich vergebens, durch seinen Gesandten Murray denselben zu brechen. Als in Herât, nach dem Tode des angesehenen Vezirs Jar Muhammed-Chan (31. August 1851), Erbfolgestreitigkeiten ausgebrochen, war der russische Einfluss mächtig genug, um den Schah zu bewegen, sich in die Angelegenheiten des allerdings von Persien abhängigen Herât einzumischen, und Herât war dem Falle nahe, als endlich die englischen Gesandten die Aufhebung der Belagerung erwirkten. Die Perser gingen dabei gegen die Engländer, welche die Candidatur des Prätendenten Dost Muhammed von Kabûl unterstützten, den wichtigen Vertrag ein, die Afghânen nicht ferner zu stören und selbst im Falle von Angriffen zuerst die guten Dienste der Engländer anzurufen.

Nichtsdestoweniger schickte Persien 1855 neuerdings ein Heer gegen Herât, und Dost Muhammed musste trotz seiner heldenmüthigen Vertheidigung den siegreichen Persern weichen; diese nahmen die Stadt sammt der Citadelle und setzten Jusuf, einen Günstling Russlands, als Vasall von Persien zum Könige von Herât ein. Fast gleichzeitig wurde aber auch Persien von England mittels einer wenig gefahrvollen Expedition an seiner Küste angegriffen und nach wiederholten Niederlagen zur Zurückziehung seiner Truppen und zum Frieden genöthigt, welcher am 4. März 1857 von Feruk-Chan als Bevollmächtigtem unter Frankreichs Vermittlung in Paris unterzeichnet wurde, und wodurch England das Recht erwarb, dort, wo sich russische Consulate befinden, auch englische errichten zu dürfen. Die Furcht vor Russland kam wieder in jenem Vertragsartikel zum Aus-

druck, wonach der Teheraner Hof sich abermals verpflichtete, sich fürderhin nicht mehr in die Angelegenheiten Herâts einzumischen und selbst im Falle, wo seine Herrschaft in dieser Provinz bedroht erscheinen würde, keine Truppen dahin zu entsenden, ohne früher die guten Dienste Grossbritannien's in Anspruch genommen zu haben. England wollte um jeden Preis von Herât, dem Schlüssel Hindostâns, Russland fern halten, welches schon einmal, wie man sagt, dem Schah angeboten hatte, die Provinz Eriwan dafür einzutauschen.

Nach dem für Persien, wie nicht minder für Dost Muhammed ungünstigen Ausgange des Herât'schen Feldzuges, wandte der kabûlische Fürst sein Augenmerk dem Landstrich im Süden des oberen Oxus bis an den Hindukuh zu, der bis nach Herât allezeit ein Fechtboden gewesen, auf welchem die kleinen Raubstaaten, nämlich die Chanate Kundûz, Chulum, Balch, Aktsche, Serepul, Schiborgan, Andchuj und Maymene sich herumtummelten. Auf diesem Felde trafen auch die Monarchen von Bochâra und Afghânistân zusammen, welche abwechselnd die kleineren Chanate in Abhängigkeit brachten. Bis zu Anfang unseres Jahrhunderts überwog der Einfluss Bochâra's; seitdem hat aber dieser den Übergriffen der afghânischen Stämme der Duranihs, Siduschis und Barukschis weichen müssen, und Dost Muhammed-Chan gelang es, die sämmtlichen kleinen Chanate, mit Ausnahme von Badachschân und Maymene zu unterwerfen; er bildete aus ihnen seine afghânische Provinz Turkestân und legte in deren Hauptstadt Balch 10.000 Soldaten.

In Herât, auf welches aber Dost Muhammed seine langgehegten Absichten nicht aufgegeben, herrschte indess seit 1857 sein Neffe, Ahmed-Chan, den der Zorn seines Oheims gezwungen, Hilfe in Teheran zu suchen, dem Namen nach zwar gänzlich unabhängig, in Wahrheit aber ein Vasall Persiens, woraus er selbst kein Geheimniss machte. England bemühte sich vergeblich, ihn von Persien zu emancipiren und seinen eigenen Einfluss zur Geltung zu bringen. Ahmed-Chan nahm davon nur wenig Notiz, und England selbst konnte kaum frei handeln, ohne seine Beziehungen zu Dost Muhammed zu compromittiren, der Herât längst als seine Beute betrachtete. Ja, als 1857 der indische Aufstand ausbrach, fand sich das Cabinet zu St. James, trotz des Schutz- und Trutzbündnisses, bewogen, die Neutralität des afghânischen Monarchen durch die exorbitante Summe von monatlichen 10.000 Pfd. St. während der ganzen Dauer des Krieges zu erkaufen, dem Grundsatze huldigend, dass die wahre Ökonomie darin bestehe, sehr gut oder gar nicht zu zahlen. Obwohl aber Dost Muhammed seine Verpflichtungen Indien gegenüber einhielt, benützte er doch die Gelegenheit, um mittels eines kühnen Handstreiches sich Herât's zu bemächtigen.

Die Kandahar-Fürsten im südlichen Afghânistân nämlich rissen Ferrah, die äusserste Provinz Herât's und wichtig wegen seiner grossen Fruchtbarkeit, welche dem centralen Hochplateau von Herât fehlt, von demselben los. Der Sieg, welchen Dost Muhammed sodann über den Kandahar-Chan erfocht, brachte auch diese Provinz zu seinem Reiche. Der unkluge Versuch des

Emir's von Herât, einem so mächtigen Herrscher die Provinz wieder abzunehmen, führte zum Kriege mit Kabûl und brachte England, welches umsonst zu vermitteln suchte, in eine sehr schiefe Lage; einerseits sah es, wie Dost Muhammed allmählich zum Gebieter über ganz Afghânistân sich emporschwang und durch die Unterwerfung der nördlichen Chanate ein mächtiges Reich an den Pforten Indiens begründete, andererseits musste es sich den Vorwürfen Persiens aussetzen, welches, ohnedies schon eifersüchtig auf die Entwicklung, welche das Reich Dost Muhammed's nahm, über Bruch des Pariser Vertrages klagte und Kraft desselben fremde Intervention verlangte [1]. Zu sehr mit der Rebellion in Indien beschäftigt, theilweise auch zufrieden, dass Herât den Persern entgangen, begnügte sich Sir John Lawrence, der Gouverneur von Indien, dem Könige von Kabûl Vorstellungen zu machen, um die sich aber Dost Muhammed nicht weiter bekümmerte.

Der 1863 erfolgte Tod des hochbetagten Dost Muhammed erscheint als ein hochwichtiges Ereigniss in der Geschichte Mittelasiens. Seiner Selbständigkeit ward Herât wohl nicht zurückgegeben, denn der Nachfolger Dost Muhammeds auf dem Throne von Kabul, Schir Ali-Chan, setzte seinen jugendlichen Sohn, Muhammed Yakub Ali, zum Sirdar (Statthalter) daselbst ein, welcher bis zum Siege seiner Sache dort an der Spitze blieb. In Afghânistân selbst begannen sofort die Wirren, von welchen auch gegenwärtig das Land noch zerrüttet wird. Der Emir von Bochâra wollte sofort dieselben benützen und schickte dem Chan von Maymene 10.000 Goldstücke. Beide verabredeten, dass Mozaffer den Oxus überschreiten, und man dann gemeinschaftlich die Afghânen angreifen solle. Aber der hitzige, noch junge Husein-Chan von Maymene begann sofort und allein den Kampf.

Dost Muhammed hatte als Nachfolger seinen Sohn Schir Ali-Chan bezeichnet; diese Wahl weckte aber die Eifersucht seiner älteren Brüder Azim und Afzul, welche ihm gemeinschaftlich die Herrschaft streitig machten. Die Engländer hingegen hielten sich für verpflichtet, Schir Ali's Ansprüche zu unterstützen, so dass ein Thronfolgekrieg in fürchterlichster Gestalt, mit blutigen Schlachten, immerwährenden Empörungen entflammte. Im Jahre 1865 gelang es dem Emir von Kabûl, drei seiner Stiefbrüder auf verrätherische Weise festzunehmen, zugleich aber entstand Zwiespalt zwischen ihm und der ostindischen Regierung, die dem Azim-Chan Zuflucht gewährt hatte. Indess ward Schir Ali's Lage immer bedenklicher, denn ein Theil seiner Truppen weigerte sich, gegen die feindlichen Brüder zu marschiren, während der Emir von Bochâra gegen Balch vorrückte. Im April 1866 war Kabûl selbst von Azim besetzt, während Schir Ali sich in Kandahar befand. Dieser verliess nunmehr Kandahar [2], um Kabûl mit 8000 Mann Infanterie und 20.000 Mann Cavallerie anzugreifen. Obwohl wegen mangelnder Provisionen

[1]) „Kölnische Zeitung" vom 20. März 1867.

[2]) Kandahar ist nur eine Kürzung von Iskandahar (Alexandrien). In der That hiess die Stadt im Alterthume Alexandria, weil sie von Alexander dem Grossen gegründet wurde.

im Lager der Kampf zuerst aufgeschoben wurde, und Schir Ali noch im Mai in Kandahar verweilte, konnte doch die Entscheidung nicht lange auf sich warten lassen. Ende Mai ward er total geschlagen, verlor seine gesammte Artillerie und floh zurück nach Kandahar, um von hier möglicherweise Herât zu erreichen. Während Schir Ali in Kandahar neue Armeen warb, befestigte sich Azim und Afzul's Macht immer mehr. Um jene Zeit war es auch, dass ein Gesandter von Bochâra in Kabûl erschien, um den Beistand der kabûlischen Herrscher gegen Russland zu erwirken. Letztere wollten jedoch Nichts thun ohne vorausgängige Berathung mit der englischen Regierung. Spätere Nachrichten aus Calcutta hingegen besagten, dass ein russischer Gesandter in Kabûl angekommen sei, und Afzul-Chan mit demselben ein Übereinkommen abgeschlossen, den englischen Agenten aber nach Pischawer zurückgesendet habe; in der That dachte man in Bombay wegen dieser Wirren in Afghânistân an die Errichtung eines Observations-Corps an der N.-W. Grenze von Pischawer. Der besiegte Schir Ali hatte sich unterdessen von seinen Niederlagen erholt und traf im September 1866 grossartige Vorbereitungen, um Azim und Afzul in Kabûl anzugreifen, was die beiden letzteren Machthaber veranlasst haben soll, einen Gesandten an die Russen abzuschicken, um deren Beistand zu erlangen. Zwischen den Truppen des Emir's Schir Ali und Afzul-Chan's kam es Ende 1866 und Anfangs 1867 zu drei grösseren Treffen, die jedoch ohne Entscheidung blieben. Erst im Februar 1867 ward Schir Ali von Azim Chan und dessen Neffen Abderrahman, dem Sohne Afzul's, geschlagen und gezwungen nach Herât zu fliehen, in Folge dessen Kandahar in die Hände der Sieger fiel. Schir Ali aber bot den Russen Herât, dem Abderrahman aber, um ihn zum Abfalle von seinen Verwandten zu bewegen, Balch als Preis für ihre Hilfe an. Sicher ist, dass der russische Einfluss in Kabûl immer mehr an Boden gewann. Um die Mitte 1867 dachten die Afghânen sogar daran, Kabûl unter russischen Schutz zu stellen, und im October erkannte der Gouverneur von Herât, Yakub-Chan, Sohn Schir Ali's, die russische Souveränität an. Da starb Afzul-Chan, Vater Abderrahman's, am 10. October 1867, so dass von den Söhnen Dost Muhammeds nur mehr die beiden, sich feindlich gegenüberstehenden Schir Ali und Azim übrig blieben. Es fällt schwer, in dem Gewirre sich widersprechender Nachrichten das Wahre herauszufinden, es scheint aber, dass beide Gegner heimlich um die Gunst Russlands buhlten. England seinerseits, welches 1867 beschlossen hatte, seinen Schützling Schir Ali fallen zu lassen, dafür den Afzul-Chan, den factischen Herrscher Kabûl's, als solchen anzuerkennen, schwankte nach dem Tode desselben, auf wessen Seite es sich neigen solle; denn im März 1868 beabsichtigte der Generalgouverneur von Indien, in Pischawer mit Azim-Chan zusammenzutreffen. Dieser zeigte sich aber ebenso unschlüssig, wie die Engländer, denn während er täglich lange Unterredungen dem britischen Agenten gewährte, schickte er einen Gesandten nach Samarkand, wo derselbe eine Zusammenkunft mit dem russischen Befehlshaber hatte, um freundschaftliche Beziehungen mit dem Czaren anzuknüpfen, und das Ergebniss soll sehr be-

friedigend gewesen sein. Die russische Regierung ergriff übrigens die Gelegenheit, dem englischen Cabinete ein Paroli auf diplomatischem Felde zu bieten, indem es die Welt lange im Unklaren liess, wem von den Beiden, Schir Ali oder Azim es seinen moralischen Beistand gewähren werde. Während Schir Ali seine Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge gegen Kandahar fortsetzte und die Perser einen Theil von Ssistân besetzten, durfte man Azim-Chan für den Schützling Russland's halten, und in England empfand man nicht geringe Freude darüber, als die Dinge für Azim, den die Regierung im Tower zwar als Fürst de facto anerkannt hatte, eine schiefe Wendung annahmen und sich für Schir Ali, den früheren Schützling Englands, günstiger gestalteten. Schir Ali's Sohn, Sirdar-Muhammed Yakub, besetzte nämlich Kandahar und Kelat im Lande der Gildschi.

Abderrahman-Chan seinerseits, der bis dahin treu zu Azim gehalten, der aber seit seines Vaters Afzul Tode wohl selbst nach der Herrschaft strebte, verweigerte nunmehr dem Azim seine Hilfeleistung, so dass dieser allein im April 1868 alle seine disponiblen Truppen, 7000 Mann, sammelte, um Yakub entgegen zu marschiren; dieser aber war im Anzuge auf Ghasna (Ghisni, Ghusna) schon in der nächsten Nähe des Ortes eingetroffen und besetzte bald darauf die Stadt, welche ihm ihre Thore öffnete, so dass er der Besatzung die Zufuhr abschneiden konnte, und Azim nach Kabûl zurückkehren musste, wo dieses Ereigniss eine gänzliche Störung aller Geschäfte hervorrief. Man konnte nunmehr die Sache Azim's, des angeblichen russischen Verbündeten, um so mehr für hoffnungslos erklären, als Azim jetzt Unterhandlungen mit Schir Ali anknüpfen wollte, dieser aber sich dagegen ablehnend verhielt. Abderrahman-Chan, welcher sich zum Entsatze des nunmehr bedrohten Kabûl aufgemacht, wurde bei Maimadschan (wahrscheinlich Maymene, wo im Juni 1868, nach einer Depesche aus Calcutta, sich die Truppen Abderrahman's und Yakub-Chan's gegenüberstanden) geschlagen und zog sich nach Balch zurück. Obwohl später Chulum von Schir Ali-Chan geräumt und von Abderrahman besetzt ward, standen doch Mitte 1868 die Aussichten für Muhammed Azim schon ziemlich verzweifelt, besonders, nachdem sich auf einmal herausgestellt, dass zwischen Schir Ali und den Russen ein Bündniss bestehe, und dessen Sohn Yakub-Chan, der sich wieder an die Spitze der Truppen seines Vaters gestellt, Nani erreicht hatte. Man kann sagen, dass seit der Einnahme von Kandahar und Kelat-i-Gildschi durch Yakub-Chan der Streit sich ganz zu Gunsten Schir Ali's, des rechtmässigen Herrschers entschieden habe. Die englische Regierung hatte ihn, ihren ehemaligen Schützling, theils fallen lassen, theils dennoch begünstigt, während sie Azim-Chan als Fürst de facto anerkannt hatte; ihre Politik ging darauf aus, einen Nebenbuhler gegen den anderen zu unterstützen. Azim-Chan, der trotz seiner Anerkennung dem englischen Einflusse von jeher abgeneigt war, suchte, als seine Sache gefährdet erschien, Schutz bei den Russen, kein Hehl daraus machend, dass nach seiner Ansicht der englische Agent mit all seinen Freundschaftsversicherungen nur bezwecke, Feindschaft zu säen zwischen Kabûl und den Russen. Während

er indessen noch Unterhandlungen pflog, gelang es dem siegreichen Schir Ali mit 5000 Mann, sich mit den Truppen seines Sohnes [1]) in Kandahar zu vereinen, seinen Nebenbuhler, welcher sich zu seinen Truppen nach Ghazna begab, aus Kabûl zu verjagen und in die Stadt selbst einzuziehen. Am 14. August 1868 bestieg er, der rechtmässige Herrscher, den Thron, so dass die Herrschaft über Afghânistân vorläufig wieder in Einer Hand vereinigt wurde. Sein Sohn Muhammed Yakub Ali-Chan ward gleichzeitig zu dessen Erben und als Vezir in Kabûl proclamirt. All dies gelang ihm, wie wenigstens die Ein- und Umwohner Afghânistâns versichern, mit Hilfe russischen Geldes. Derselbe Schir Ali soll auch unter russischer Anleitung einen Vertrag mit Persien geschlossen haben, wonach Herât, die westlichste von den Afghânenstädten, an Persien fiele, welches zu verhindern die Engländer schon zweimal Krieg an Persien erklärt hatten. Gleichwohl haben die Perser neuerdings wieder, und zwar mit Verletzung des Pariser Vertrages von 1857, das Hilmend-Thal besetzt und sich dort zwischen Herât und Kandahar befestigt [2]).

Emir Azim-Chan, der, von allen Truppen verlassen, den Kampf mit Schir Ali aufgegeben, floh nach Balch, wohin sich auch Abderrahman begeben hatte, um mit den Russen zu unterhandeln. Späteren Nachrichten zufolge, hätte Azim-Chan bei den Hezârastämmen Zuflucht gesucht, und Russlands Verbündeter, Schir Ali-Chan von Kabûl, in einem sehr höflichen und versöhnlichen Briefe an Sir John Lawrence den Wunsch geäussert, mit der britischen Regierung in freundliche Beziehungen zu treten; der englische Generalgouverneur erwiderte sofort, England wünsche eine starke Regierung in Afghânistân, gedenke der Freundschaft Dost Muhammeds und sei darauf bedacht, herzliche Beziehungen mit dessen legitimem Nachfolger zu erneuern. Zugleich rieth er dem Emir, seine Gegner mit Milde zu behandeln, und ward im December 1868 eine Zusammenkunft des Vicekönigs von Indien mit Schir Ali in Pischawer beabsichtigt, aus welchem Anlasse daselbst grosse Truppenconcentrirungen stattfinden sollten. Der englische Oberbefehlshaber, General Mansfield, sollte der Conferenz beiwohnen [3]). Auch die indische Presse begrüsste die Nachricht, dass Schir Ali-Chan mit dem General-Gouverneur in freundschaftliche Beziehungen zu treten wünsche, mit Befriedigung. Die „Bombay-Gazette" hoffte, dass man nun, wo Schir Ali den Thron in festen Besitz genommen habe, in Betreff der Grenzverhältnisse bessern Tagen entgegen sehen könne, zumal wenn England sich einer freundlichen Politik gegen die Afghânen befleissige. Die „Times of India" sah in dem Schritte, den der Herrscher der Afghânen gethan, den Beweis, dass von dem Letzteren die englische Politik der Nichteinmischung richtig aufgefasst werde. „Das Einrücken in Afghânistân, fügte sie hinzu, wie es die ministeriellen Blätter seit Jahren empfehlen, würde nur das

[1]) Yakub besetzte auch Chizai im Juli 1868.

[2]) Calcuttaer Nachrichten vom 30. Juli 1868 zufolge, wollten die Perser auch die Stadt Merw besetzen.

[3]) Zufolge Nachrichten aus Bombay, 21. October 1868.

ganze Volk gegen uns in die Waffen rufen, während es uns jetzt als freundliche Vormauer gegen Angriffe von Norden her dienen kann." Indessen bezweifelten doch Einige das Zustandekommen eines intimeren Verhältnisses mit dem afghânischen Herrscher, es sei denn, dass man ihm eine sehr starke Subsidie verspreche, um so mehr, da er wenige Wochen früher in Kandahar Abgeordnete der Perser und Russen empfangen hatte. In der That, wenn auch die indische Regierung suchte, sich mit Schir Ali auf guten Fuss zu stellen, so liess sie es doch dabei bewenden, ihn einfach mit Geld und Waffen gegen seine Nebenbuhler zu unterstützen. Die Zusammenkunft des Vicekönigs mit dem Emir ward vor der Hand auch richtig aufgegeben.

Zum wahren Frieden indess sollte das Land auch jetzt noch nicht gelangen, denn der ehrgeizige Abderrahman dachte nicht an Unterwerfung; im October wurden daher neue Vorbereitungen zum Kriege zwischen Schir Ali und Abderrahman in Afghânistân getroffen, und brach Letzterer mit 8000 bis 10.000 Mann von Balch gegen Kabûl auf. Schir Ali schickte ihm zwei Corps entgegen, die sich bei Bâmijân vereinigen sollten. Hier sollte, einer Nachricht aus Bombay vom 25. November zufolge, eine blutige Schlacht stattgefunden haben und der besiegte Abderrahman zur abermaligen Flucht nach Balch gezwungen worden sein. Doch stellte sich sehr bald die Nachricht als eine Tartarenbotschaft heraus, indem Briefe aus Indien besagten, zuerst dass bis zum 26. November, dann bis 5. December diese Schlacht nicht vorgefallen sei. Die „Bombay-Gazette" hielt aber trotz der officiellen Dementis ihre Nachricht von der Schlacht aufrecht. Vergleicht man die bisher bekannt gewordenen Angaben, so scheint es, dass Abderrhaman im November bei Bâmijân eine Niederlage erlitten hatte, welche ihn zwang, sich in der Richtung nach Balch zurückzuziehen. Auf dem Wege dahin begegnete er dem früheren Emir Muhammed Azim-Chan, der aus Balch mit Verstärkungen heranrückte. Beide Führer theilten sich in die ihnen zu Gebote stehende Kriegsmacht, und Muhammed Azim-Chan zog von Charikar auf Kabûl, während Abderrahman von Bâmijân ebendahin aufbrach. Auch Schir Ali wurde dadurch genöthigt, eine Theilung vorzunehmen, sandte seinen Sohn nach Bâmijân, während er selbst weiter rückwärts Stellung nahm, um Kabûl zu decken, Azim-Chan zu empfangen und Yakub-Chan als Reserve zu dienen.

Mittlerweile hatte der Emir von Maymene zu Gunsten Schir Ali's eine Diversion gemacht und Siri-Pul eingenommen, während die Armeen Schir Ali's und seines Neffen sich sehr nahe gerückt waren. Die lange, selbst in ihren Resultaten vorhergesehene Schlacht fand endlich wirklich am 2. Januar 1869 Statt. Nachdem Schir Ali den Abderrahman bis Ghazna verfolgt hatte, wo er durch Schneefall aufgehalten wurde, griffen am Morgen des 2. Jänner auf der südwestlich von Ghazna (Ghuznee) gelegenen Ebene zwischen Kerabagh und Saidabad die Truppen Schir Ali-Chan's, 25.000 Mann mit 30 bis 40 Geschützen, die verschanzte Stellung des Sirdar Abderrahman-Chân an. Die Letzteren verfügten nur über 15.000 Mann, welche zudem durch frühere

Niederlagen entmuthigt waren und ihre Kampflust um so weniger wieder erlangten, als sie merkten, dass mit der Führung des feindlichen Heeres ihres Gegners siegreicher Sohn, der jugendkräftige Muhammed Yakub-Chân, betraut war. Muhammed Yakub leitete die Schlacht mit grossem Geschick, und um Mittag war Abderrahman geschlagen und auf der Flucht. Er zog sich zurück bis zu einem Orte, der nach dem Sultan Mahmud benannt ist, wo seine verworrenen Truppen ein Nachtlager aufschlugen. Der Feind aber benutzte seinen Sieg durch eine kräftige Verfolgung; Abderrahman und sein Oheim entwichen während der Nacht und liessen die Ihrigen rath- und thatlos. Muhammed Yakub machte einen zweiten Angriff in der Morgendämmerung; die Überfallenen wurden theils versprengt, theils liefen sie zum Sieger über, in dessen Hände alle Geschütze und Vorräthe fielen. Den Flüchtigen ward in den nächsten Tagen nachgesetzt; viele von ihnen wurden gefangen und niedergemetzelt; die beiden entronnenen Anführer haben in den Wazeeree-Hügeln auf britischem Gebiete ein Versteck gefunden. Der Vicekönig erlaubte ihnen dort ihren Aufenthalt zu nehmen, jedoch unter der Bedingung, dass sie eine bestimmte Strecke von der Grenze entfernt bleiben und sich aller politischen Umtriebe enthalten. Jedenfalls steht es fest, dass Schir Ali von diesen Nebenbuhlern Nichts mehr zu fürchten hat. In Kabûl und Dschellalabâd ward der Sieg mit grossartigen Feierlichkeiten und Abfeuern von Ehrensalven begangen; am 16. Jänner 1869 hielt endlich der Sieger seinen festlichen Einzug in Kabûl, stolz darauf, Afghânistân wieder einmal unter Einem Herrscher vereinigt zu sehen. Ibrahim Chan, Sohn des Emirs und Statthalter von Herât, soll um dieselbe Zeit Balch besetzt haben, wohin ein Telegramm aus Calcutta vom 29. December 1868 auch die Russen gekommen sein lässt.

Nachdem nunmehr die Ereignisse eine für Schir Ali so ausserordentlich günstige Wendung genommen, dachte die britische Regierung in Indien, deren Fehler stets war, erst dann Partei für die afghânischen Prätendenten zu ergreifen, wenn sie der englischen Hilfe nicht mehr bedurften, alles Ernstes daran, den Herrscher von ganz Afghânistân als Damm gegen die in Asien immer weiter vordringenden Russen zu benützen. Obwohl der siegreiche Schir Ali, wie man sagt, in Folge eines gegen ihn versuchten Vergiftungsattentates, sein strenges Regiment in Kabûl mit Verübung mehrerer Grausamkeiten begann, trachteten die Briten doch das gute Einvernehmen mit demselben anzubahnen; der Vicekönig Sir John Lawrence war im Jänner 1869 durch Lord Mayo im Amte ersetzt worden, und dieser holte das schon einmal angeregte und verlassene Project einer Zusammenkunft mit dem Emir von Neuem hervor; man beabsichtigte mit ihm einen förmlichen Vertrag abzuschliessen, um an Schir Ali einen Freund und im Falle des Näherrückens der russischen Macht einen Vorposten zu haben. Gegen Ende Jänner 1869 wurde demnach der Statthalter von Pendschâb in Calcutta erwartet, damit er mit der Regierung über die Bedingungen des oberwähnten Vertrages berathe; der Vicekönig wollte dann, ehe er die Sommerfrische

von Simla [1]) aufsucht, sich an die nordwestliche Grenze begeben, um dort mit dem einer Annäherung zur indischen Regierung scheinbar nicht abgeneigten Emir eine Zusammenkunft zu haben. Diese Zusammenkunft fand auch thatsächlich im Frühjahr 1869 zu Umballah Statt und hatte einen die Engländer sehr befriedigenden Ausgang.

[1]) Simla, nicht weit im Osten vom Satladsch, liegt im Himâlaya in 7400 P. F. Meereshöhe und ist eine der berühmtesten Gesundheits-Stationen Ostindiens; es besteht aus etwa 500 zerstreut liegenden, europäisch gebauten Häusern. Der General-Gouverneur hat hier seinen Sommersitz, und die Bevölkerung beträgt daher im Sommer mehr als 20.000, im Winter etwa 2000. Die im tropischen Klima Erkrankten genesen hier sehr bald.

(Schluss folgt.)

Literatur.

Recension.

Die neue Taktik der Fusstruppen, fasslich vorgetragen vom Verfasser der Broschüre „Zur Taktik mit Hinterladern und gezogenen Kanonen". Wien, Verlag von Carl Gerold & Sohn. 1869.

In derselben wird aus den durch die Einführung des Hinterladers modificirten taktischen Principien die Entbehrlichkeit und Schädlichkeit der Linearstellung als Grundformation deducirt, und die Colonnenstellung als Urformation schon beim Zuge anempfohlen. — Dieselben Grundsätze, welche bei der Anwendung der zerstreuten Fechtart zur Geltung zu kommen haben, sollen nach dieser Broschüre einestheils die bisherigen reglementarischen Formen, nach welchen die vordersten 2 Treffenlinien im Gefechte geleitet worden, ersetzen und weitläufige und ungenügende Dispositionen vor dem Gefechte entbehrlich machen, sobald den Abtheilungs-Commandanten der Gefechtszweck definitiv bekannt gegeben wurde.

Über die Carrés und die Doppelreihen-Colonne ergeht sich der Verfasser in wohl begründete kritische Betrachtungen und findet die Sorgfalt, welche man im k. k. Exercir-Reglement den erstern widmet, zu gross, und das Vertrauen, welches man in die letztere sowie in die Compagnie-Colonnen-Linie setzt, um taktische Zwecke zu erreichen, — ungerechtfertigt.

Über die Formation der Brigade-Treffen und die Gefechtsleitung bringt er beachtenswerthe Anhaltspunkte und schliesst mit der Nachweisung: dass die taktischen Neuerungen im Abrichtungs-Exercir-Reglement solange eine ganz unnütze Mühe involviren, — als nicht für die concrete Verwendung der 3 Hauptwaffen neue taktische Principien geschaffen werden, aus welchen dann erst die neuen Normen für die Gefechtstechnik der Special-Waffen zu resultiren hätten. Das Schriftchen ist mit 18 Figuren illustrirt, und zeichnet dasselbe eine ebenso fachmännische als klare Darstellungsweise aus. N.

Neue Bücher.

Doublet de Villers Victor, professeur, Dictionnaire national belge. Bruxelles, 1869. 840 gross Octav-Seiten mit einer Übersichtskarte. Gerold. 3 fl.

Ausführliches, zweckmässig verfasstes alphabetisches Nachschlagebuch über Belgien, gibt genaue Auskünfte über Geschichte, Geographie, Statistik, Kunst, Industrie, Handel etc. des Königreichs im Ganzen und der 2558 Gemeinden im Einzelnen und enthält nebstbei biographische Notizen über alle Berühmtheiten des belgischen Landes seit der ältesten Zeit bis auf unsere Tage.

Hake R. v. Der Gewehrschuss. Mit 13 Figuren. Berlin, 1869. 52 Octav-Seiten. Gerold. 48 kr.

Kurz und gut geschrieben, erläutert die physikalischen und mechanischen Grundbedingungen der günstigsten Flugbahn mit besonderer Berücksichtigung der vergleichenden Waffenkunde; ist ein treffliches Hilfsbüchlein für alle Gewehrtechniker.

Dictionnaire des Postes de l'Empire. 3. édition augmentée etc. etc. publiée sous l'administration de M. Ed. Vandal, conseiller d'état, directeur général des postes. Rennes, 1868. 1918 und 144 und 32 Lex.-Octav-Seiten. Gerold. 10 fl. 80 kr.

Dieses aus amtlichen Quellen geschöpfte, sorgfältig gearbeitete Post-Dictionnaire, mit sämmtlichen Wohnplätzen Frankreichs in alphabetischer Ordnung, erschien zum ersten Mal im Jahre 1859. — Die gegenwärtige Auflage desselben ist in jeder Hinsicht berichtigt und verbessert, gibt die Bevölkerungszahlen der Wohnörter nach dem letzten Census (1866) und bringt im Anhange das Post-Dictionnaire der annectirten Provinzen oder der Departements: Alpes — maritimes, Savoie und Haute Savoie, und das Post-Dictionnaire von Algérie oder der Provinzen Alger, Oran und Constantine.

Schönherr David, Dr. Der Einfall des Kurfürsten Moriz von Sachsen in Tirol 1552. (Separat-Abdruck aus dem Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols. 4. Band.) Innsbruck, 1868. 6 und 144 Octav-Seiten. Seidel. 1 fl.

Das Buch bringt theils nach Originalacten des Innsbrucker Statthalterei-Archivs, theils nach urkundlichen Beiträgen aus dem k. sächsischen Staatsarchiv in Dresden schätzenswerthe Mittheilungen und dabei manche neue Aufklärungen über den verrätherischen Einfall in Tirol (1552) des von Frankreich unterstützten Kurfürsten Moriz von Sachsen gegen Kaiser Carl V. von Deutschland, — ein Unternehmen, das leider nur zu sehr gelang und das für die Macht des Hauses Habsburg und die des deutschen Reichs die schwersten Folgen nach sich zog; denn nun zeigten sich bereits die bitteren Früchte davon, dass Carl V. die Reformation als Nebensache behandelt und nicht zur Förderung der höchsten Reichsinteressen benutzt und verwerthet hatte. Die Reformation war nämlich der Hauptsache nach den deutschen Reichsfürsten überlassen worden, welche auch nicht versäumt hatten, dieselbe sehr gründlich auszubeuten, aber nicht für die höchsten Interessen des Reichs, sondern schnurstracks gegen diese. Der Passauer Vergleich (1552) und der sogenannte Religionsfriede von Augsburg (1555) lähmten die kaiserliche Gewalt vollständig, sicherten und verstärkten dagegen die Macht der deutschen Reichsfürsten, bestimmten dadurch die Fortdaüer der Schwäche des deutschen Reichs und liessen auch noch Frankreich im Besitze seines durch die Benützung deutscher Wirren gelungenen Raubes von Metz, Toul und Verdun.

Eintheilung und Standquartiere der norddeutschen Bundesarmee, sowie die der Südstaaten: Bayern, Württemberg und Baden. Berlin, 1869. 58 Octav-Seiten. Braumüller. 36 kr.

Der Titel bezeichnet den Inhalt, nach amtlichen Quellen gearbeitet, mit namentlicher Angabe der Corps-, Divisions-, Brigade-, Regiments-, Bataillons- und Landwehr-Bezirks-Commandeure.

Eisenbahn-, Post- und Dampfschiff-Cours-Buch. Berlin, 1869. Februar-März. 476 Octav-Seiten mit 2 Übersichtskarten. Gerold. 95 kr.

Bearbeitet nach den Materialien der Postverwaltung des norddeutschen Bundes, enthält die Eisenbahnen- und die bedeutenderen Post- und Dampfschiffverbindungen in Deutschland und den angrenzenden Ländern mit Tabellen der Extrapost-Zahlungssätze und der verschiedenen Geldsorten und Meilen-Masse, — die Bestimmungen über die Benutzung der Telegraphenlinien etc., dann eine Karte der Eisenbahnen in Europa und eine Eisenbahn- und Telegraphen-Karte der Schweiz.

Arneth Alfred Ritter v., Josef II. und Katharina II. von Russland. Ihr Briefwechsel. Wien, 1869. 393 und 34 Octav-Seiten. Braumüller. 5 fl.

Arneth besitzt bereits unvergängliche Verdienste um die Förderung der österreichischen Geschichtswissenschaft; seine gründlichen und geistvollen Arbeiten über Guido von Starhemberg, Eugen von Savoyen, Maria Theresia's erste Regierungsjahre etc., dann die Herausgabe der höchst interessanten Correspondenzen von Maria Theresia und Maria Antoinette, Josef, Leopold und Maria Antoinette, Maria Theresia und Josef etc. fanden in der gesammten literarischen Welt die lebhafteste und wärmste Anerkennung.

Das gegenwärtige Buch bringt den nahezu vollständigen Briefwechsel zwischen Josef und Katharina von Russland aus der Zeit vom 26. Mai 1774 bis 16. Februar 1790 in 181 Stücken und nebstbei im Anhange die Briefe Josefs an den Feldmarschall Grafen Lascy, über seine Reise nach Cherson und der Krim im Jahre 1787. Die Briefe sind sowohl für die Charakteristik Josefs und Katharina's, wie für die Aufklärung der damaligen Zeitereignisse von grosser Bedeutung. Das erste Schreiben Katharina's an Josef vom Jahre 1774 bezieht sich auf die Abgrenzung der von Polen losgetrennten Gebietstheile, und Josefs Antwort darauf ist darum von Wichtigkeit, weil sie als Beweis dienen kann, dass der Kaiser schon im Jahre 1774 von dem Wunsche einer innigeren Annäherung Österreichs an Russland und eines dauernden Bündnisses zwischen beiden Mächten beseelt war. Indessen — so lange Maria Theresia noch lebte, sind es hauptsächlich die persönlichen Beziehungen zwischen Josef und Katharina, welche in ihren Briefen zur Sprache kommen und Gelegenheit zum Austausche der überschwenglichsten Versicherungen gegenseitiger Hochachtung und Bewunderung geben. Kaum war jedoch Maria Theresia vom Schauplatze des Lebens abgetreten, so betrieb Josef mit der ihm eigenen Übereilung die Annäherung an Russland und ermittelte bereits im Laufe des Jahres 1781 mit Katharina brieflich einen förmlichen Vertrag, dessen Abschluss die Kaiserin von Russland mit den lebhaftesten Ausdrücken der Freude und des Glückes begrüsste und mit Recht auch so begrüssen konnte, weil derselbe für das Interesse Russlands sehr günstig lautete.

Die Geschichte der Regierungsepoche Josefs zeigt, dass Russland aus der innigen Verbindung mit Österreich grosse Vortheile gezogen und namentlich vollkommen freie Hand erhalten habe, um die Ausführung seiner Pläne gegen die Pforte ganz ungestört betreiben zu können, — während hingegen Österreich aus der intimen Allianz mit Russland nicht den geringsten Nutzen davontrug und den russischen Fortschritten und Gebietserwerbungen gegenüber nur das leere Zusehen hatte.

Fix Théodore, capitaine d'état-major. La Télégraphie militaire. Avec figures. Paris, 1869. 71 Octav-Seiten mit 1 Tafel. Gerold. 1 fl. 50 kr.

Niccoló Machiavelli. Das Buch vom Fürsten. In's Deutsche übertragen von Alfred Eberhard. Mit Machiavelli's Porträt. Berlin, 1869. 28 und 100 Octav-Seiten. Seidel. 1 fl. 50 kr.

Das Buch „il Principe 1515", als geschichtliches Document zur Charakterisirung der politischen und socialen Zustände Italiens von hohem Interesse, erscheint hier in gewissenhaft genauer Übersetzung mit einer gut geschriebenen biographischen Skizze über Machiavelli.

Richelieu. Paris, 1869. 206 Octav-Seiten. Gerold. 1 fl. 80 kr.

Der Cardinal Armand du Plessis, Herzog von Richelieu (1585—1642), erster Minister unter Ludwig XIII. und einer der gewaltigsten Staatsmänner Frankreichs, hat nicht weniger als 22 Bände Schriften, theils religiösen, theils politischen und geschichtlichen und theils vermischten Inhalts hinterlassen, von denen einige wie „Histoire de la mère et du fils" — „Mémoires sur les évènements de 1610—1638" — „Testament politique" — „Journal du Card. de R." — etc. veröffentlicht worden sind.

Das gegenwärtige Buch ist ein gedrängter Auszug aus den vorzüglichsten Schriften Richelieu's, gleichsam eine Anthologie oder eine Auswahl denkwürdiger und charakteristischer Äusserungen des Cardinals über Religion, Moral, Politik, Souverain, Volk, Stände, Minister, Beamte, Finanzen, Justiz, Gesetzgebung, Künste, Wissenschaften, Unterrichtswesen, Kriegführung u. s. w.

Filek von Wittinghausen Heinrich, k. k. Major. Das Fürstenthum Serbien. Geographisch-militärisch. Wien, 1869. 60 Octav-Seiten mit einer Karte. Gerold. 80 kr.

Eine verdienstliche Schrift, die bestens empfohlen werden kann. Theils nach den „Reisestudien von Kanitz 1868", theils nach eigenen Anschauungen und Aufzeichnungen gibt der Verfasser eine gedrängte, recht gut gemachte historisch-geographisch-statistische Beschreibung und darin sehr schätzenswerthe militärische Notizen über das bezeichnete Nachbarland.

Almanach der österreichischen Kriegsmarine für das Jahr 1869. Herausgegeben mit Genehmigung des k. k. Reichs-Kriegsministeriums von der k. k. Marine-Akademie. 8. Jahrgang. Wien, 1869. 189 Octav-Seiten. Braumüller. 1 fl. 20 kr.

Zweckdienlich verfasst, enthält: Kalender und nautische Ephemeriden, Genealogie des österreichischen Kaiserhauses, Übersicht der europäischen Regentenhäuser, Centralleitung der Kriegsmarine, Personalstand der Kriegsmarine (15. Februar 1869), Marine-Akademie, Flottenstand (57 Nummer, Gattung und Name des Schiffes, Pferdekraft, Geschützzahl, Dimensionen, Tiefgang, Tonnengehalt und Geschwindigkeit in Knoten), Orden und Auszeichnungen, Marine-Stiftungen, Vorschriften über Aufnahme von Zöglingen der Marine-Akademie — von provisorischen See-Cadeten — von Schiffsjungen — und über die Officiersprüfungen, Consulatsbehörden Österreichs im Auslande, Consulatsbehörden des Auslandes in österreichischen Seehäfen, Stand der österreichischen Handelsflotte mit Ende des Jahres 1868 (7963 Schiffe, 343.030 Tonnen, 27.387 Matrosen) Schifffahrtsverkehr im Jahre 1867 etc. und ein alphabetisches Namens-Verzeichniss des Personalstandes der Kriegsmarine.

Reglement über die Geldverpflegung der Armee im Kriege. Berlin, 1869. 206 Octav-Seiten. Gerold. 90 kr.

Das vorliegende Reglement vom 29. August 1868 verändert und vervollständigt in vielen wesentlichen Punkten das Reglement vom 8. Juni 1854, welches somit sammt allen dazu ergangenen, ergänzenden oder erläuternden Bestimmungen aufgehoben wird.

Conférence sur l'emploi des chemins de fer à la guerre et sur la télégraphie militaire. Rapporteur M. Prevost, chef de bataillon du génie. Paris, 1869. 39 kl. Octav-Seiten. Gerold. 18 kr.

Hilse Carl, Dr. beider Rechte und der Philosophie, Docent etc. Die leitenden Grundsätze des heutigen deutschen Militär-Strafverfahrens in ihrer Berechtigung, die Grundlagen eines nothwendigen neuen Militär-Strafverfahrens-Gesetzes abzugeben. Berlin, 1869. 143 Octav-Seiten. Gerold. 1 fl. 20 kr.

Der Verfasser, bereits durch seine Abhandlungen über Militär-Strafverfahren, die in den „militärischen Blättern" erschienen, vortheilhaft bekannt, bespricht in dieser Schrift klar und sachverständig sowohl den heutigen Zustand wie die Umgestaltung des deutschen Militär-Strafverfahrens; er bringt gleichsam den Rahmen und darin die wichtigsten Hauptumrisse, in welchen sich ein künftiges Gesetz zu halten haben wird, und erklärt die Öffentlichkeit, Mündlichkeit und Unmittelbarkeit des Verfahrens, den Wegfall der förmlichen Untersuchung, die freie Beweistheorie und die Freiheit im Vertheidigungsrechte für die nothwendigen Grundlagen eines gerechten Militär-Strafverfahrens.

Mendelssohn Bartholdy Carl, ö. o. Professor der Geschichte a. d. Universität Freiburg. Der Rastatter Gesandtenmord. Mit Benützung handschriftlichen Materials aus den Archiven von Wien und Karlsruhe. Heidelberg, 1869. 63 Octav-Seiten. Braumüller. 72 kr.

Österreich kann nur dabei gewinnen, wenn es seine Vorliebe für das Stillschweigen und seine Scheu vor der Öffentlichkeit ein für alle Mal gänzlich aufgibt, und wenn es dafür sein berühmtes, überaus reiches Staatsarchiv der geschichtlichen Verwerthung auf die liberalste Weise zur Verfügung stellt; denn Österreich hat das Licht der Öffentlichkeit und das Urtheil der Welt am allerwenigsten zu scheuen, weil es immer besser und ehrlicher war als alle seine Gegner und Widersacher. Wie nachtheilig das Stillschweigen wirkt, zeigt z. B. die bisher üblich gewesene Darstellung der Rastatter Katastrophe vom 28. April 1799. Das vollkommene Stillschweigen, das man in Wien über den Gesandtenmord fort und fort beobachtete, trug allein die Schuld, dass diese beispiellose Verletzung des Völkerrechts siebenzig Jahre hindurch der österreichischen Regierung aufgebürdet blieb. Nun aber — da die betreffenden Acten des Staatsarchivs einer historischen Schilderung zu Grunde gelegt werden durften, ist es mit Leichtigkeit möglich geworden, das bisherige Urtheil über die Schandthat völlig zu berichtigen.

Die Ermordung der französischen Gesandten Bonnier und Roberjot (Jean Debry entkam verwundet) geschah nämlich durch französische Emigranten, die als Szekler-Huszaren verkleidet waren; die That war demnach nichts Anderes als eine Folge der Emigrantenpolitik, die Frucht ihres dunklen und verbrecherischen Wirkens und nur der logische Ausdruck jener Emigranten-Bestrebungen, die von Anfang an darauf gerichtet waren, einen eclatanten Bruch herbeizuführen, um Österreich mit der französischen Republik unheilbar zu verfeinden.

Gesetze und Bestimmungen, betreffend das Bundeskriegswesen, zur Ausführung der Artikel 53, 57—68 der Verfassung des norddeutschen Bundes. Mit alphabetischem Sachregister. Berlin 1869. 148 Oct.-Seiten. Braumüller. 76 kr.

Gesetz, betreffend die Quartierleistung für die bewaffnete Macht während des Friedenszustandes, vom 25. Juni 1868. Sammt Anlagen und der Instruction vom 31. Dec. 1868. — Mit Erläuterungen und einem alphabetischen Sachregister von Zur Megede, königl. preussischem Landrath z. D. u. Mitgl. des Reichstages. Berlin 1869. 87 Oct.-Seiten. Braumüller. 64 kr.

Clode Charles M., The military forces of the crown; their administration and government. In two volumes. London 1869. Vol. 1. 596 gr. Oct.-Seiten. Gerold. 15 fl. 96 kr.

Ein werthvolles historisches Werk über die militärischen Einrichtungen Englands von der frühesten Zeit bis auf unsere Tage; — nach amtlichen Quellen sehr fleissig und gründlich bearbeitet, enthält dasselbe die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte aller Zweige des britischen Heerwesens, mit den genauesten Daten über Militär-Organisation, Heerverwaltung, Militär-Gesetzgebung und Justiz, Befestigung, Milizwesen etc.

Heerwesen und Dienst der k. k. Armee. (Linie und Landwehr.) Herausgegeben und bearbeitet von einem Verein von Officieren. Wien und Pesth 1869. In 3 Bänden. 1. Lieferung. 64 Oct.-Seiten. Gerold. 45 kr.

Ein zuverlässiges Nachschlagebuch über alle Punkte der Neugestaltung des Heerwesens und zugleich einen sicheren Rathgeber über alle Zweige des Infanteriedienstes darbringen zu wollen, ist ein verdienstliches und lobenswerthes Unternehmen, dessen Gelingen auf das Wärmste zu wünschen.

Das Werk erscheint in 15 Lieferungen; der 1. Band wird die Gliederung des Heeres, der 2. den praktischen Infanteriedienst, und der 3. die Verwaltung des Heeres und ein alphabetisch geordnetes Sachregister enthalten.

Plankenburg Heinrich; die inneren Kämpfe der nordamerikanischen Union bis zur Präsidentenwahl von 1868. Leipzig 1869. 346 Oct.-Seiten, mit einer Übersichtskarte des Staatengebiets, Plänen des Kriegsschauplatzes etc. Gerold. 3 fl. 60 kr.

Anziehend geschriebene, nach Unparteilichkeit strebende historische Darstellung der grossen politischen Veränderungen, deren Schauplatz die Vereinigten Staaten von Nordamerika seit dem Jahre 1860 bis zur Gegenwart geworden sind, — skizzirt zuerst kurz und gut die dem Secessionskriege vorausgegangenen politischen Kämpfe, die Ursachen des innern Conflictes und dessen Entwicklung bis zum Abfall der Südstaaten, — bespricht hierauf mit fachmännischer Sachkenntniss die wichtigsten Ereignisse des Secessionskrieges vom Bombardement des F. Sumter (11. bis 13. April 1861) angefangen bis zur Katastrofe von Petersburg (28. März bis 2. April 1865), — schildert dann klar und ohne Vorurtheile vom staatsrechtlichen Standpunkte aus die politischen Kämpfe seit der Beendigung des Bürgerkrieges bis zur Erwählung (3. November 1868) des Generals Grant zum Präsidenten, — und gibt als sehr willkommene Beigabe: Die Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit sämmtlichen, bis zum Schlusse des Jahres 1866 rechtskräftig gewordenen Zusätzen und Abänderungen.

Chevalier Michel, La constitution de l'Angleterre. Paris 1869. 72 kl. Oct.-Seiten. Gerold. 60 kr.

Der Verfasser, ein warmer Verehrer der Freiheit nach britischem Muster, gibt hier mit Benutzung der vortrefflichen Schriften „the english constitution" von Bagehot und „die Verfassung Englands" von Fischel eine lichtvolle Schilderung der britischen Verfassung mit besonderer Hervorhebung der wichtigsten Momente ihrer Entwicklungsgeschichte, und ist dabei von der sehr richtigen Meinung geleitet, dass Frankreich, welches bereits achtzig Jahre (1789—1869) hindurch mit der Aufsuchung einer guten politischen Organisation beschäftigt ist, aus einem gründlichen Studium der britischen Verfassung und des damit verbundenen Self-government grosse Vortheile ziehen und Vieles lernen könne.

Bolletino della società geografica italiana. Anno 1. Fasc. 1. 1868. Firenze 1868. 369 gr. Oct.-Seiten mit 2 Karten. Braumüller. 3 fl. 60 kr.

Das 1. Heft einer Zeitschrift, die als Organ der geographischen Gesellschaft zu Florenz in's Leben getreten. Nach dem officiellen Theil, welcher die Statuten, die Zusammensetzung des Vorstandes, die Bildung der Gesellschaft, ihre Arbeiten und Ziele etc. behandelt, folgen einige grössere, sehr brav geschriebene Original-Reiseberichte, hierauf literarische Besprechungen, zahlreiche kürzere Aufsätze und Notizen.

Loynart de, R., Lieut.-colonel d'état-major en retraite; Les frontières de la Prusse. Paris 1869. 67 Oct.-Seiten. Gerold. 95 kr.

Wörtlicher Abdruck der Artikel, die unter dem Titel „les frontières de la Prusse" in den Bänden 14 und 15 des „Spectateur militaire" 1868 und 1869 erschienen.

Wagner Moritz, Ehrenprofessor der Univ. zu München u. a. o. Mitglied der königl. bayr. Akad. d. Wissenschaft. Die Darwin'sche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen. Leipzig 1868. 8 und 62 Oct.-Seiten. Seidel. 72 kr.

Moritz Wagner, der berühmte Geograph und Naturforscher, bringt in dieser interessanten kleinen Schrift einen schätzenswerthen Beitrag zur Lehre von der geographischen Verbreitung der Organismen; er befasst sich darin mit der Frage, inwiefern die Wanderung der Thiere und Pflanzen Einfluss haben kann auf die Bildung neuer Varietäten und Arten, und gibt dabei eine Ergänzung der Darwin'schen Theorie über die Abhängigkeit der Veränderung der

Formen von der Migration derselben, indem er durch Vorführung zahlreicher eigenen Beobachtungen, die er auf seinen Reisen in Europa, Asien, Afrika und Amerika gesammelt, die Beweise liefert, dass in allen begrenzten Gebieten, wo seit den ältesten Zeiten Arten zusammenlebten, ohne dass Einwanderungen Statt fanden, sich die ursprüngliche Form völlig unverändert erhalten hat, was jedenfalls die Abhängigkeit der Veränderung der Formen von der Migration derselben auf das Deutlichste darthut.

Löwenberger von Schönholtz, Major z. D. etc. Alphabetisches Verzeichniss sämmtlicher Städte, Ortschaften etc. des norddeutschen Bundes. Mit Hinzufügung der Verwaltungsbehörden, des Landwehr-Bataillons und Regiments, der Brigade etc. Auf Veranlassung des königl. preussischen Kriegsministeriums, nach den officiellen Angaben der Landwehr-Bezirks-Commandos und mit Benutzung der amtlichen Ortschaftsverzeichnisse der Ober-Post-Directionen. In 2 Bänden. Berlin 1869. 1. Band. 36 und 914 gr. Oct.-Seiten. Gerold. 6 fl. 60 kr.

Überaus mühsame und sehr verdienstvolle Arbeit, — ein wichtiges Nachschlagebuch für sämmtliche Militärbehörden und auch für einen grossen Theil der Civilbehörden des norddeutschen Bundes.

Der 1. Band enthält ein alphabetisches Verzeichniss sämmtlicher Kreise, Ämter etc. des norddeutschen Bundes mit den Rubriken: Bundesstaat, Regierungsbezirk, Provinz oder Amtshauptmannschaft, Brigade, Landwehrregiment, Bataillon, Stabsquartier des Landwehr-Bataillons, — ein Verzeichniss der Landwehr-Regimenter des norddeutschen Bundes mit den Rubriken: Brigade und Stabsquartier, Bataillon und Stabsquartier, Compagnie und Stationsorte derselben, — ein alphabetisches Verzeichniss der Ortschaften mit den Anfangsbuchstaben *A* bis *K*, enthaltend die Rubriken: Ort und nähere Bezeichnung derselben (Eisenbahnen oder Telegraphen-Stationen), Kreis, Amt etc., Landwehr-Bataillon, Regiment, Brigade, nächste Postanstalt, — und einen Nachtrag, enthaltend das alphabetische Ortsverzeichniss des Königreiches Sachsen mit den Anfangsbuchstaben *A* und *B*.

Gerland Georg, Dr. Über das Aussterben der Naturvölker. Leipzig 1868. 10 und 145 Oct.-Seit. Seidel. 1 fl. 50 kr.

Bespricht in fliessender Darstellung die Ursachen (Kindermord, Menschenopfer, Ausschweifungen etc.) des Aussterbens der Naturvölker, ohne dabei zu verschweigen, dass die unersättliche Habsucht und der religiöse Fanatismus der sogenannten civilisirten Völker zur Beförderung dieses Aussterbens sehr vieles beitragen.

Sine ira! Die Darstellung des Gefechts von Kissingen (10. Juli 1866) durch den königl. bayerischen Generalquartiermeisterstab, partiell beleuchtet vom königl. preussischen Obersten Otto von Henning auf Schönhoff, Commandeur des 5. ostpreuss. Infanterie-Regiments Nr. 41. Königsberg 1869. 36 Oct.-Seiten mit 9 Plänen. Gerold. 80 kr.

Klaczko Julian. Les préliminaires de Sadowa. Paris 1869. 140 Oct.-Seiten. Gerold. 1 fl. 50 kr.

Besonderer Abdruck der gut geschriebenen Aufsätze, die unter der Bezeichnung „Etudes de diplomatie contemporaine“ in den Heften vom 15. September und 1. October 1868 der „Revue des deux Mondes“ erschienen.

Die ungarischen Wehrgesetze vom Jahre 1868. Pesth 1869. 136 kl. Oct.-Seiten. Seidel. 1 fl.

Praktisches Hilfsbüchlein, gibt die Gesetzartikel über Wehrkraft, Landwehr und Landsturm, die Circularverordnung des königl. ungarischen Landesvertheidigungs-Ministeriums an sämmtliche Jurisdictionen, über Durchführung der Wehrgesetze, die Vorschrift über Aufnahme und Ausbildung der Freiwilligen, den Amtsunterricht zur Bestimmung der Kriegstauglichkeit und schliesst mit einem alphabetischen Sachregister.

Floto's Handbuch für Officiere und Officier-Candidaten der Infanterie. 2. Auflage. Mit besonderer Berücksichtigung des einjährig freiwilligen Dienstes etc., neu bearbeitet von Hantelmann, Oberstlieutenant z. D. Berlin 1869. 551 Oct.-Seiten. Gerold. 3 fl. 80 kr.

Die 1. Auflage dieses gut gemachten Leitfadens wurde im Jahre 1853 unter dem Titel „Handbuch für Subalternofficiere bei der preussischen Landwehr-Infanterie und für einjährig Freiwillige bei der Linien-Infanterie" veröffentlicht und mit verdientem Beifall aufgenommen.

Die vorliegende 2. Auflage erscheint mit genauer Berücksichtigung der gegenwärtigen Verhältnisse des preussischen Heerwesens in entsprechender Weise umgearbeitet und vervollständigt und kann als eine recht brauchbare Instruction für Infanterie-Officiere über alle Zweige ihrer Berufsthätigkeit bezeichnet werden.

Cannon John, History of Grant's campaign for the capture of Richmond (1864—1865). London 1869. 470 Oct.-Seiten. Gerold. 9 fl.

Aus authentischen Quellen geschöpfte, echt historisch gehaltene Darstellung des berühmten schlachtenreichen Feldzuges von 1864—1865 der grossen Potomac-Armee unter General Grant gegen das kleine Heer der Südstaaten unter General Lee, welcher endlich nach den schwersten Opfern zum Fall von Richmond und zum Schluss des Bürgerkrieges führte, — mit einem gut gemachten Abriss der vorhergegangenen Feldzüge (1861—1863) und vortrefflich gelungenen Skizzen über die gesammten militärischen Leistungen der Generale Grant und Lee.

Hof- und Staatshandbuch des Grossherzogthums Baden 1869. Carlsruhe. 588 Oct.-Seiten. Braumüller. 2 fl. 28 kr.

Brav gearbeitet, ausführlich und gut übersichtlich, — kann als Muster bezeichnet werden, wie ein Staatshandbuch zu verfassen sei, beginnt mit der geschichtlichen Darstellung der Bildung des badischen Staatsgebiets, gibt dann die Verfassung des Landes vom 22. August 1818 mit den durch spätere Gesetze festgestellten Abänderungen und Zusätzen; hierauf folgen: Das grossherzogliche Haus, Hofstaat, Orden, Landstände, Staatsministerium, Äusseres, Justiz, Inneres, Cultus, Handel, Finanzen, Heerwesen (Friedens-Organisation, Rang und Stammliste), Kriegsministerium, statistischer Anhang (Verzeichniss der Gemeinden mit Bevölkerungszahlen, Übersicht der Bevölkerungszahlen für die Bezirke der Verwaltungs- und Gerichtsbehörden etc.), Orts-Register (Bezeichnung der Eisenbahn-Telegraphen-Stationen, Postverwaltungen etc.) und Personen-Register.

Glasenapp G. von; Die Generale der preussischen Armee. Berlin 1869. 324 Oct.-Seiten. Braumüller. 3 fl. 80 kr.

Besondere Ausgabe der kurzen Dienstbeschreibungen, die als Beilagen der „militärischen Blätter" 1868 und 1869 erschienen. Enthält die Generale der preuss. Armee in der Rangsordnung mit Anführung von Name, Charge, Orden, Geburtsjahr und Hauptdaten aus der Dienstzeit und schliesst mit Erklärung der Ordenszeichen, Namen, Register, Angabe einiger Berichtigungen und Veränderungen während des Druckes.

Moselli Alphonse, capit. au 10. rég. d'inf. etc. Ecole militaire, 2. édition. Bruxelles 1869. 208 gr. Oct.-Seiten. Gerold. 1 fl. 80 kr.

Eine ausführliche, sachverständige, sehr beachtenswerthe Schilderung der Militärschule von Belgien mit steter Hinweisung auf die Einrichtungen der Militär-Anstalten von Frankreich, Italien und Holland, — daraus zu entnehmen, dass das kleine Königreich Belgien in seiner vortrefflich organisirten Militärschule eine förmliche Militär-Universität besitzt, die den Vergleich mit den ersten militärischen Hochschulen der grossen Staaten Europa's nicht im mindesten zu scheuen hat.

Torfs M. Louis, membre correspondant à Anvers; Campagnes de Charles-Quint et de Philippe II. (1554—1557). Relations contemporaines traduites du flamand, etc. — Anvers 1868. 92 Oct.-Seiten. Gerold. 1 fl. 20 kr.

Besonderer Abdruck aus dem 24. Bande der Annalen der Akademie der Archäologie von Belgien. Aus dem flämischen Original-Manuscript eines zeitgenössischen Artilleristen geschöpfte Berichte über die bezeichneten Feldzüge, mit historischen und literarischen Erläuterungen und dem Portrait des Herzogs Emanuel Philibert von Savoyen, Generalissimus der Heere Carl's V. von Deutschland und Philipps II. von Spanien in den Niederlanden, — befassen sich zwar nicht mit Politik und Strategie, enthalten aber eine Fülle genauen Details über die Art der damaligen Kriegführung, Disciplin und Sitten der Soldaten, Lagerordnung, Zusammensetzung der Heere etc. und sind dadurch ein willkommener Beitrag zur betreffenden Geschichte des Kriegswesens.

d'Aumale M. le duc; Histoire des princes de Condé pendant les 16ᵉ et 17ᵉ siècles. Paris 1863—1864. Avec cartes et portraits gravés sous la direction de M. Henriquel-Dupont. 1. Band 580 gr. Oct.-Seiten, 2. Band 588 gr. Oct.-Seiten mit 1 Karte. Gerold. 9 fl.

Ludwig Heinrich Josef Prinz von Condé, Herzog von Bourbon, ein unbedeutender, geistesarmer Mann, den man kurz nach der Juli-Revolution in seinem Schlafzimmer auf dem Schlosse St. Leu erhängt fand, war der letzte seines einst berühmten, in der Geschichte Frankreichs hervorragenden Geschlechts; derselbe hatte seinen Pathen Heinrich von Orleans, Herzog von Aumale, den vierten Sohn König Ludwig Philipps, in seinem eigenhändigen Testamente zum Haupterben eingesetzt.

Einzig und allein von dem Wunsche beseelt, eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen, und weit entfernt von jedem Parteigeist und allen Parteianschauungen, bringt nun der Herzog von Aumale nach den zahlreichen Documenten des Condé'schen Familienarchivs eine ausführliche biografische Schilderung der Mitglieder dieses Hauses in der Periode des 16. und 17. Jahrhunderts, und da einige derselben einen wichtigen Antheil an den Staatsangelegenheiten genommen haben, so ergibt sich aus der genaueren Darstellung ihrer Lebensereignisse, die hier nach zum Theil noch unbenutzten Originalquellen durchgeführt erscheint, ein recht schätzenswerther Beitrag zur Aufhellung und Bereicherung der gleichzeitigen Geschichte von Frankreich.

Hilder, Prem.-Lieut. im ostpreuss. Feldartillerie-Regiment Nr. 1; Über militärische Verhältnisse in Schweden. Berlin 1869. 53 Oct.-Seiten. Gerold. 51 kr.

Ein Vortrag, gehalten in der militärischen Gesellschaft zu „Königsberg". Der Verfasser hat während seiner diesjährigen Reise durch Schweden und hauptsächlich während seines Aufenthaltes in Stockholm durch die Zuvorkommenheit der schwedischen Officiere aller Grade die genauesten Daten und Aufschlüsse über die Einrichtung des schwedischen Heerwesens erhalten, die er nun hier in anziehender Weise mittheilt.

Huggins William. Ergebnisse der Spectral-Analyse in Anwendung auf die Himmelskörper. Deutsch mit Zusätzen von M. Klinkerfues. Mit 18 Abbildungen. 2. unveränderter Abdruck. Leipzig 1869. 8 und 83 kl. Oct.-Seiten. Seidel 1 fl. 27 kr.

Huggins, in der gelehrten Welt durch seine sorgfältigen Beobachtungen und scharfsinnigen Combinationen im Gebiete der Astronomie rühmlich bekannt, schildert in dieser kleinen Schrift seine überaus merkwürdigen, schwierigen und anstrengenden Untersuchungen der Himmelskörper mittels des Spectroscops, deren Ergebnisse im hohen Grade interessant und für Erweiterung des Wissens über Mond und Planeten, Fixsterne, Farben der Sterne, Nebelflecken, Cometen etc. sehr wichtig sind.

Bericht des schweiz. Militär-Departements zu dem Entwurf einer Militär-Organisation der schweizer. Eidgenossenschaft. Bern 1868. Entwurf: 53 Octav-Seiten mit 6 Tabellen Bericht: 151 Octav-Seiten mit 10 Beilagen. Gerold. 72 kr.

Enthält den „Entwurf einer Militär-Organisation der schweizer. Eidgenossenschaft und den bezüglichen Bericht vom 1. November 1868 des schweiz. Militär-Departements an den Bundesrath."

Der Gesetzvorschlag umfasst sowohl die Organisation wie die Leistungen der Cantone. Der Bericht behandelt nur die Hauptgrundlagen desselben und geht auf einzelne Punkte nur dann ein, wo wesentliche Änderungen des bestehenden Gesetzes in Antrag gebracht werden.

Charrin, capitaine; De l'emploi d'un abri improvisé expéditif et efficace, pour protéger le fantassin contre les balles de l'ennemi. Le havre-sac pare-balles Paris 1869. 34 Oct.-Seiten mit 1 Tafel, Braumüller. 80 kr.

Besonderer Abdruck einiger Aufsätze, die in den Heften: Jänner, März und April des „Spectateur militaire 1869" (Band 15 und 16) erschienen.

Lüdinghausen gen. Wolff, Ferdinand Br. v., K. preuss. Hauptmann. Organisation und Dienst der Kriegsmacht des norddeutschen Bundes. Zugleich als Leitfaden der „Dienstkenntniss." 4. umg. und verm. Auflage. (Mit einer Lithografie.) Berlin 1869. 400 Oct.-Seiten. Seidel. 3 fl. 4 kr.

Im Jahre 1863 wurde dieser recht praktisch verfasste Leitfaden der „Dienstkenntniss" unter dem Titel „Organisation und Dienst der königlich preussischen Kriegsmacht" zum erstenmal veröffentlicht und beifällig aufgenommen.

In der vorliegenden 4. Auflage (1869) sind alle seit 1863 ins Leben getretene Veränderungen, Neuformationen etc. und die gegenwärtigen Verhältnisse der norddeutschen Kriegsmacht genau berücksichtigt und klar dargestellt.

Prevost F., Commandant du génie, membre de plusieurs sociétés savantes. Etudes historiques sur la fortification, l'attaque et la défense des places, Paris 1869. 401 gr. Oct.-Seiten mit 11 Tafeln. Gerold. 4 fl. 50 kr.

Eine interessante Studie über die Geschichte der Fortification von der Griechen- und Römerzeit bis jetzt, mit Hervorhebung der berühmtesten Fälle des Festungskrieges; zugleich eine gediegen gearbeitete genaue Darstellung, aber gar zu glänzende Lobpreisung der bastionirten Befestigung. Der Verfasser ist Enthusiast für dieses System und übertreibt, wie alle Enthusiasten immer und überall übertreiben.

Die Fortification, auf der Höhe wahrer Wissenschaft angelangt, erklärt als ihren ersten und wichtigsten Artikel, dass der Ingenieur die geistige Fähigkeit, den sicheren Blick besitzen müsse, um aus allen Theorien, Manieren, Systemen und historischen Thatsachen der Befestigung dasjenige herauszufinden und anzuwenden, welches für Bodenformation und sonstige entscheidende Verhältnisse am allerpassendsten ist.

Odiardi E., Des balles explosibles et incendiaires. Avec planche. Paris 1869. 66 Oct.-Seiten. Braumüller. 1 fl. 28 kr.

Wörtlicher Abdruck der Aufsätze, die unter demselben Titel in den Heften: Jänner, Februar und März des „Spectateur militaire 1869" (Band 15) erschienen.

Politisches Handbuch. Staatslexicon für das Deutsche Volk. In 2 Bänden oder 16 Heften. Leipzig 1869. 1. Heft: Aachen-Assekuranz. 80 Seiten in Lexicon-Oct. Gerold. 60 kr.

Dem Werke liegt es fern, gelehrte und strengwissenschaftliche Abhandlungen geben zu wollen; seine Aufgabe sucht es darin, das Wesentlichste aus

den politischen und sozialen Wissenschaften in gedrängter Form vorzuführen und durch populäre Fassung allen Volksklassen zugänglich zu machen.

Das 1. Heft enthält alphabetisch geordnete, kurz und klar geschriebene Artikel über Gegenstände der Politik, des Staats- und Völkerrechts, der Polizei, Rechtspflege, Verwaltung, des Heerwesens, der Volkswirthschaft, des Finanzwesens, Culturlebens, der Geschichte, politischen Geographie, Statistik etc.

Erlach Franz von, Oberstlieutenant im eidg. Art.-Stab. Die Freiheitskriege kleiner Völker gegen grosse Heere. Bern 1868. 682 Oct.-Seiten mit 3 Karten (Tiroler Aufstand 1809, — Waldenserkriege 1689—1690, — polnischer Aufstand 1863—1864). Seidel. 2 fl. 40 kr.

Abgesehen von den kindischen, komisch wirkenden Ausfällen gegen „Kriegsgelehrte" und „Geschichtsgelehrte" und von den vielen hochtrabenden Phrasen über Freiheit — ein interessantes Buch; dasselbe bringt eine ganze Reihe gut gewählter Beispiele über die Kämpfe kleiner Völker für Freiheit und Unabhängigkeit gegen Übermacht und Willkür aus der Geschichte aller Zeiten, von der Verschwörung des Pelopidas in Theben angefangen (378 v. Ch.) bis zum neuesten Aufstand der Polen (1863), dem der Verfasser als Augenzeuge beigewohnt.

Vandevelde, major; La guerre de 1866. Bruxelles 1869. 211 Oct.-Seiten mit 3 Croquis. Gerold. 3 fl. 80 kr.

Besonderer Abdruck aus dem 36. Bande des „Journal de l'armée belge (1869)." Der als Militär-Schriftsteller sehr vortheilhaft bekannte Verfasser bringt hier wieder eine schätzenswerthe kriegsgeschichtliche Studie, die, durch Streben nach Unparteilichkeit, klare Schilderung und verständiges Urtheil ausgezeichnet, jedenfalls zu den besten Arbeiten gehört, die bis nun über den bezeichneten Krieg erschienen.

Das neue Europa. Ein Carton. Zürich 1869. 22 kl. Oct.-S. Seidel. 26 kr.

Träumerei, sieht in der allgemeinen Anwendung des demokratisch-christlichen Princips die Wiederherstellung und Verjüngung des kranken europäischen Continents, — verlangt die Ersetzung des centralisirenden Polizei-Militär- und Beamtenstaates durch den Förderativstaat, die völlige Gleichgiltigkeit des Staates allen Religionen gegenüber, wie in Nordamerika, und die Ersetzung der grossen stehenden Heere durch die Einführung des Milizsystems, wie es in der Schweiz und in Nordamerika besteht, — glaubt die Zeit nahe, wo an die Stelle des jetzigen Adels der Adel der Seele und der Tugend treten wird, welcher allein auf Berechtigung Anspruch hat, weil er allein der wahre Adel ist etc. etc., und schliesst mit der Erklärung, dass das neue Europa weder die Intelligenz der brutalen Gewalt noch die Unfähigkeit von Cretinen an seiner Spitze dulden werde, dass die Zeit des Cäsarenthums mit seinen Prätorianern für Europa vorbei sei, und dass dem demokratisch-christlichen Banner Niemand widerstehen könne.

Wien's ältester Stadtplan aus den Jahren 1438—1455. Herausgegeben vom Gemeinderathe der k. k. Reichs-Haupt- und Residenzstadt Wien. Auf Stein gezeichnet von Alb. Camesina, k. k. Rath, Conservat. für die Stadt Wien u. s. w. Text von Carl Weiss, Archivar und Bibliothekar der Stadt Wien. Wien 1869. 18 Seiten Text in 4. Plan in gr. Fol. Gerold 4 fl. 50 kr.

Der Professor Glax fand im Jahre 1849 in der Kartensammlung des J. M. von Reider zu Bamberg die colorirte Original-Zeichnung eines Planes von Wien, welche, theilweise auf Messungen beruhend, unzweifelhaft in das 15. Jahrhundert zurückreicht. Dieser Fund war nicht blos für die Geschichte Wiens, sondern für die Anlagen der Städte im Mittelalter überhaupt von hervorragender Bedeutung, weil, mit Ausnahme von Venedig, keine andere

Stadt des Continents aus dieser Zeit bisher einen auf Messungen gestützten Plan aufzuweisen im Stande war.

Die vorliegende genaue Copie des nunmehr ältesten Stadtplanes von Wien ist vortrefflich ausgeführt und recht gut erklärt; die Veröffentlichung erscheint im hohen Grade angezeigt, weil der genannte Plan für die Topographie und Geschichte Wiens im Mittelalter einen besonderen Werth besitzt.

Markham Clement R. F. S. A. etc. etc. A history of the Abyssinian expedition. London 1869, 434 gr. Oct.-Seiten mit 5 Karten und Plänen. Gerold. 10 fl. 80 kr.

Bei militärischen Unternehmungen in wenig bekannten Ländern einige eminente Fachgelehrte, z. B. Geographen, Naturforscher etc. mitzunehmen, ist eine sehr vernünftige Sitte. Der vortheilhaft bekannte Geograph Markham, der als amtlicher Geograph dem Feldzug in Abyssinien beigewohnt, bringt hier das Beste, was bis jetzt über diese Expedition erschienen. Nebst der genauen Schilderung der geschichtlichen Thatsachen enthält sein Buch eine sehr schätzenswerthe Darstellung der Marschstrasse des englischen Heeres in Bezug auf Bodenformation, klimatische Verhältnisse, Vegetation und Bevölkerung des Landes, — ausserdem anziehende historische Rückblicke, Höhenmessungen, meteorologische Aufzeichnungen, Thermometer-Beobachtungen, Karten und Pläne etc.

Was Arkolay nicht bedenkt. Militärisch- politische Widerlegung der neuesten Schrift Arkolay's: „Der Anschluss Süddeutschlands an die Staaten der preuss. Hegemomie, sein sicherer Untergang bei einem französisch-preussischen Kriege" etc. etc. von einem norddeutschen Officier z. D. Schleiz 1869 44 Oct.-Seiten Gerold. 31 kr.

Die im Titelblatte angekündigte Widerlegung ist im Texte nicht zu finden; diese Widerlegung wird auch niemals gelingen, weil die Hauptsätze der Arkolay'schen Flugschrift so schlagend richtig sind, dass sie nicht widerlegt werden können. Übertreibungen aus andern Arkolay'schen Büchern heraussuchen und auf Grund derselben wacker darauf losschimpfen, heisst nicht die obenbezeichnete Schrift widerlegen.

Einen deutschen Schriftsteller deshalb schmähen, weil er von der preussischen Zwangsjacke Nichts wissen und lieber wahrhaft frei sein will, ist eine drollige Marotte, und diese fortwährenden, mit Illusionen und Selbstüberschätzung gefütterten Grosssprechereien über Aufgabe, Beruf, Intelligenz, Macht und Stärke Preussens sind bereits so alltäglich geworden, dass sie nur mehr den Eindruck der Lächerlichkeit machen; und was die vielgerühmte Strategie der preussischen Feldherrn in Böhmen betrifft, so ist jetzt, nachdem beide Parteien gesprochen haben, und alle Acten und Verhältnisse ziemlich klar vorliegen, von dieser hochberühmten Strategie verdammt wenig mehr zu sehen, und allmälig wird nun die systematisch hinaufgeschraubte Bewunderung durch die trockene Sprache der Wahrheit verdrängt werden, welche lautet: die strategische Leitung des preussischen Heeres in Böhmen (1866) war nicht um ein Haar besser als jene des österreichischen Heeres, und Preussen verdankt seine Erfolge einzig und allein der grossen Überlegenheit des Hinterladers über die blinde Tapferkeit der Stosstaktik.

Wie einst Moses auf der Spitze des Berges Sinai unter den Schauern der Nähe Gottes kund wurde, nach welchen Gesetzen Israel leben solle: ebenso wurde Wilhelm I. von Preussen auf der Spitze einer brandenburgischen Sandhöhe gleichfalls unter den Schauern der Nähe Gottes kund, dass dem Hause Hohenzollern und den preussischen Junkern die unbedingteste Herrschaft über das ganze Deutschland gebühre. Auf diese Weise ist jede Opposition gegen Preussen eine Sünde gegen Gott.

Noch ein Wort zur Kritik des österreichischen Generalstabs-Werkes über den Feldzug 1866 in den „Militärischen Blättern."

Als wir es unlängst unternahmen, dem kritisirenden Aufsatze der „Militärischen Blätter" über das österreichische Generalstabs-Werk des Feldzuges 1866 in den hauptsächlichsten Punkten zu antworten, haben wir nach der ganzen Art und Weise, in der diese Kritik geübt worden war, wenig Hoffnung gehabt, deren Autor zu überzeugen, denn ihm kömmt es mehr auf gehässiges Beschuldigen als auf Raisonnement, mehr auf Wortklauberei als auf das Wesentliche der Sache an.

Der im Juliheft der „Militärischen Blätter" neuerschienene Aufsatz beweist dies zur Genüge, und wir müssen daher jede weitere Polemik für nutzlos halten.

Was könnte es nützen, wollten wir den Autor darauf aufmerksam machen:

1. es sei viel leichter, ein tadelndes Wort hinzuwerfen, als darauf zu antworten, und es genügten oft Bände nicht, um so „bescheidene" Worte, wie sie von ihm ausgingen, die aber in der That Alles angriffen, erschöpfend zu widerlegen.

2. Es könne, wenn von Zweien, die an einem und demselben Punkte sich treffen sollen, der Eine um 6 Tage früher dort ankömmt, als der Zweite auf einem anderen Wege, — nicht falsch sein zu sagen, dass dieser Jenem n a c h gekommen, und es sei eine reine Malice vom Herrn Autor, wenn er g e g e n ü b e r s o l c h e r L o g i k u n d A n w e n d u n g d e r d e u t s c h e n S p r a c h e nicht anders als rathlos dastehen zu können vermeint.

Es ist uns ganz unerklärlich gewesen, wie der Kritiker auf den Einfall hat kommen können, dem Autor des österreichischen Geschichtswerkes den Gedanken zuzumuthen, dass die beiden bei Görlitz und Landshut supponirten preussischen Armee-Theile für den Einbruch in Böhmen nur eine einzige Strasse (über Trautenau) hätten benützen können.

Nach der von uns hierüber gegebenen Aufklärung glaubten wir hoffen zu dürfen, dass er das in dieser Beziehung begangene Unrecht einsehen und die Sache wenigstens fallen lassen werde.

Er kömmt jedoch wieder darauf zurück, will noch immer nicht verstehen, auch seine Leser überzeugen, dass das österreichische Geschichtswerk wirklich nicht anders als in seiner Weise aufzufassen sei, und gebraucht hiezu das nicht neue Mittel, einen Satz des Werkes nur unvollständig zu citiren.

Das Werk enthält auf Seite 17 und 18 folgende hier u n u n t e r b r o c h e n e Stelle: „Die formelle Kriegserklärung war zwar zur Zeit der Ausfertigung

„der Marschbefehle noch nicht erfolgt. konnte und musste jedoch nach den „Vorgängen am deutschen Bunde und nach den Ereignissen in Deutschland „von preussischer Seite stündlich erwartet werden, und dem raschen Ein-„marsche der preussischen Haupt-Armee von Görlitz und Landshut auf den „das Riesengebirge flankirenden Communicationen über „Reichenberg und Trautenau stand in den allernächsten Tagen „somit Nichts entgegen.

„Die bei Landshut stehenden feindlichen Streitkräfte konnten sich, „nachdem sie an die nahe Grenze vorgeschoben waren, mittels weniger „(1—2) Märsche in den Besitz der Position von Königinhof-Skalic setzen „und, sich dort verschanzend, die über Görlitz nachrückenden Angriffs-Co-„lonnen der eigenen Armee erwarten, — oder von Trautenau aus über „Pilnikau die Verbindung mit denselben in der Linie Jičin-Falgen-„dorf aufsuchen und dann vereinigt die Operationen weiter führen.

„Dass der feindliche rechte Flügel dem Corps des „Grafen Clam mehr als gewachsen, und dass dieser Letz-„tere daher nicht im Stande sein würde, den Prinzen „Friedrich Carl aufzuhalten und die Vereinigung der beiden „feindlichen Heerestheile, welche in der ebenerwähnten Position binnen „längstens 8 Tagen erfolgen konnte, zu verhindern, war vorauszusehen.“

Wir glauben, dieser nicht misszuverstehende Satz sage deutlich, dass man die feindlichen Armeehälften beiderseits des Riesengebirges, u. z. ausdrücklich über Reichenberg und Trautenau, die erstere in der Fortsetzung selbstverständlich über Jičin, im Anmarsche voraussetzte, und ist in demselben nirgends von einer einzigen Anmarschlinie die Rede.

Um das Letztere dem Leser aber dennoch und neuerdings plausibel zu machen, reisst der Herr Kritiker nur den halben Satz des 2. Alinea von: „Die bei Landshut etc. bis erwarten“ heraus und entstellt so den ganzen Sinn.

Er macht sich dann noch, da in dem Werke die über Reichenberg marschirende Armee-Colonne, die erst nach 8 Tagen in die Nähe der anderen gelangen konnte, als nachrückend bezeichnet ist, den Scherz zu sagen: Wir müssen offen gestehen, uns dieser Logik und dieser Anwendung der deutschen Sprache etwas rathlos gegenüber zu befinden. Die Disposition des österreichischen Generalstabes hätte also hiernach an die 1. Armee etwa gelautet: „Die 2. Armee marschirt heute von Landshut auf Königinhof und „Skalic und wird, sich dort verschanzend, die nachrückenden Colonnen der „1. Armee abwarten. Die 1. Armee erhält den Befehl, sofort der 2. Armee „nachzurücken.“

Der Herr Kritiker bezweifelt dann, dass die 1. Armee aus diesem Befehle hätte entnehmen können, sie habe über Jičin abzumarschiren. Wir bezweifeln dies nicht nur, sondern verneinen es, — andererseits aber glauben wir, dass, wenn der Befehl gelautet hätte: Die 1. Armee erhält den

Befehl, sofort der 2. Armee über Jičin nachzurücken, General Voigts-Rhetz ganz ausser Zweifel gewesen wäre über das, was er zu thun hätte.

Was sollen solche Spässe, wie sie hier der Herr Kritiker seinen Lesern auftischt? Wir sind wirklich erstaunt, dass die „Militärischen Blätter“ einem solchen Autor ihre Spalten öffnen.

3. Eine das psychologische Moment charakterisirende Stelle kömmt im österreichischen Generalstabs-Werke allerdings vor, u. z. da, wo sie nothwendig und durch vorliegende Schriftstücke auch erweislich war, nämlich an den Tagen vor der entscheidenden Schlacht.

4. Haben wir nirgends behauptet, die preussische Armee sei von der österreichischen überall wissenschaftlich geschlagen worden, wohl aber, dass diese, bei angemessener Führung, factisch nicht nothwendig habe unterliegen müssen. —

Was könnte es nützen, wollten wir den Autor darauf aufmerksam machen:

5. Es seien die Reformen, die man in der Organisation und Administration der österreichischen Armee vornimmt, u. z. im Zusammenhange mit der grossen politischen Reform, die sich im ganzen Reiche im Sinne unserer Zeitrichtung vollzieht, noch kein Beweis, dass diese Armee in ihrem Zustande vom Jahre 1866 die preussische Armee nicht hätte schlagen können, und es brauche noch keine Selbstüberschätzung zu sein, wenn wir an die Besiegbarkeit der preussischen Armee durch die österreichische in dem Zustande, in dem beide zur Zeit des Krieges waren, glauben.

6. Es sei, wenn man in der preussischen Armee seit dem Kriege beinahe Nichts geändert oder verbessert habe, dies noch kein Beweis, dass da Nichts zu ändern oder zu verbessern sei. Ein Stoss auf das von der Zeit kaum mehr geduldete preussische System, — und man wird auch dort finden, dass die Dinge nicht so sind, wie sie sein sollten, gerade so, wie man dies einst nach Jena und Auerstädt gefunden hat.

Was könnte es nützen, wollten wir näher ausführen:

7. Die preussische Armee-Geschichte sei nicht reicher an Siegen und an Ehren als die österreichische, und eine Armee, die, wie die preussische, inmitten der grössten Weltbegebenheiten gewöhnlich Gewehr beim Fuss bleibt und sich nur in den günstigsten Gelegenheiten, sei es dann aber auch gegen den Bundesgenossen von gestern, zum Kriege erhebt, habe kein Recht, auf die Niederlagen einer Armee zu deuten, die, wie die österreichische, beinahe unausgesetzt kämpft. Die Siege des Prinzen Eugen werden uns allerdings natürlicher, da uns der Autor erinnert, dass der grosse Feldherr immer ein ganz namhaftes preussisches Hilfscorps bei sich gehabt habe. Dagegen wüssten wir aber nicht, dass Österreich über Custoza und Lissa mehr Lärm gemacht habe, als (wie) Preussen über seine Siege in Böhmen [1]).

[1]) Wir sind so frei, diesen kleinen lapsus auf Seite 7, wo unser Herr Gegner das Wort „wie“ für „als“ gebraucht, zu corrigiren. Ähnliche Sprachschnitzer kommen im Aufsatze öfters vor und geben uns die Überzeugung, dass wir es mit keinem übertrieben grossen Kenner seiner Muttersprache zu thun haben.

Was die Intelligenz der Italiener anbelangt, so haben wir in unserem Aufsatze durchaus nicht von einer früheren Blüte ihrer Kunst und Wissenschaft, sondern von dem, wie sonst, so auch jetzt hoch intelligenten Zustande des ganzen Volkes gesprochen. — Die geistigen Vorzüge dieser Race sind so weltbekannt, dass es überflüssig wäre, sie näher zu beweisen.

8. Wird uns auch der Autor, bei seiner überhaupt ungläubigen Art, endlich kaum glauben wollen, wenn wir ihm sagen, dass bei der Veröffentlichung der „berüchtigten" Depesche des Grafen Bismark (wir haben Nichts dagegen, wenn er der Depesche des preussischen Ministers diese eigenthümliche Bezeichnung geben will) der österreichische Generalstab durchaus nicht so naif war, als er ihn hinzustellen beliebt.

In Wahrheit hat die österreichische militärische Zeitschrift in ihrem Aprilhefte d. J. durchaus nicht geleugnet, dass der österreichische Generalstab sich seiner Handlungsweise wohl bewusst war, als er die Depesche in das Feldzugswerk aufnahm.

Bekanntlich sind in dem Werke die politischen Vorgänge, die dem Kriege vorausgingen, ihn begleiteten und schlossen, berührt, so weit dies zum Verständnisse der ganzen Situation nothwendig war.

Nach Schilderung der Kriegsereignisse, aus denen Preussen unbedingt als Sieger hervorging, waren die Friedensbemühungen zu erzählen. Es war anzugeben, dass Frankreich Propositionen machte und Preussen selbe annahm. Nach dem Wortlaute dieser Propositionen stand, mit Ausnahme von Schleswig-Holstein, kein Ländererwerb für Preussen in Aussicht. — Nicht aufgeklärt durch die „Depesche", hätte nun der Leser nothwendig über so viel Selbstverleugnung von Seite des Siegers staunen, später aber vollends perplex werden müssen, da er erfährt, dass Preussen nach factischem Friedensschlusse, bei dem auch von keinem anderen Ländererwerb als Schleswig-Holstein die Rede war, doch ganze Königreiche annectirte. Indem die Depesche, an der sonst gar Nichts lag, die aber die eigentliche Denkweise einer der unterhandelnden Regierungen klar legte, aufgenommen ward, erhielt die ganze Situation das unumgänglich nothwendige Licht. Die Wichtigkeit der Depesche ward also, gerade vom politischen Standpunkte, durchaus nicht übersehen, und der Kritiker hätte die dem kaiserlichen Generalstab so bereitwilligst zugedachte Schmeichelei daher besser für sich behalten können.

Die Geschichte des Pferdes.

Eine kulturhistorische Studie von **F. Ps.**

(Fortsetzung.)

III.

Die europäischen Pferderacen [1]).

So wie das Pferd in Athen, in Sparta und Rom die Ideen über Ritterdienst, Adel und Ritterstand geweckt hatte, eben so verdankt ihm das übrige Europa die Entstehung und fernere Bedeutung des Ritterthums, dessen Symbol und Werkzeug, dessen einziges Mittel und wesentliche Bedingung es war; es schuf jenes Wort, welches — wie Löffler sagt — „im Herzen wiederhallt, wie der Schall zweier gegeneinander geschlagenen Eisenstücke, wie die eherne Stimme der Schlachten; ein Wort, welches an allen Ruhm, an alle Ehre und an alle Tugenden erinnert; ein Wort, dessen Zauberklang die Welt sechs Jahrhunderte lang geblendet hat und noch jetzt auf die neuere Gesellschaft einen herrlichen Widerschein wirft: Das Ritterthum — dessen Ziel Ehre und Ruhm war, das Mitleid mit dem Unglück hatte, das mit seiner Kraft den Schwachen schützte und der Schönheit huldigte; die heilige und fromme Vereinigung auserwählter Männer, wie sehr auch irdische Leidenschaften ihren glänzenden Schild besudelt haben mögen, sie war nichtsdestoweniger die schönste und mächtigste politische Einrichtung, welche die Menschen jemals organisirt haben. Das Ritterthum mit den kabbalistischen Bruderschaften einiger Burgherren verwechseln, welche die Gesetze desselben verleugneten, heisst den Fluss, der seine Ufer befruchtet, mit dem reissenden Bergstrom verwechseln, der sie verwüstet. Das Ritterthum befreite die Welt aus der Barbarei und gründete die Königreiche des neueren Europa's: es verkündete Gleichheit vor dem Gesetze und setzte Widerstand der Unterdrückung entgegen; das wahre Ritterthum erfand die Ehre, den Erstgebornen der modernen Civilisation, jenes den alten Völkern unbekannte Gefühl, das heute noch in der Brust des Edlen lebt."

Das Ritterthum entstand in einer Zeit der Bedrückung und Beängstigung, in einer Zeit der Gefährdung fast aller Menschenrechte, aus dem begeisternden Ideale der Ehre, ohne andere Nahrung, als deren eigenes unerschöpf-

---

[1]) Diese Abhandlung ist nach den neuesten Werken von Löffler, Villeroy, Heinze, Schlieben, dann nach Baumeister, Hering (Youatt) und der Geschichte des Kriegswesens im Auszuge bearbeitet.

liches Feuer; seine Wirkungen, seine Segnungen und Missbräuche erstreckten sich Jahrhunderte lang durch fast alle Länder Europa's, und es lebt noch heute in vielfachen Formen und Abstufungen fort. Kriegszucht, strenge Selbstverleugnung, Soldatentrotz, Demuth und ein Heroismus sondergleichen begleiteten es durch alle Perioden, doch nicht, ohne dann und wann durch manche Laster getrübt zu werden. Merkwürdig durch eine erhabene Einfalt, durch eine beispiellose Selbstverläugnung in der ersten Periode seines Entstehens, entartete es im Laufe der Zeit und ging dann mit schnellen Schritten seiner Auflösung entgegen, die noch durch äussere Einwirkungen beschleunigt werden sollte. Aber es steht als ein grosses Denkmal da, dass nur die Herrschaft der Ideen über seine Gefühle dem Menschen Würde verleiht.

Durch den Lehnsverband, welcher ein auf Grund und Boden beruhendes Verhältniss erschuf, wurden zugleich die Anfänge sowohl zur Kriegsverfassung dieser Zeit, als auch zu jedem andern bürgerlichen Verhältnisse gelegt. Mit dem Lehen war das Waffenrecht, mit der Ertheilung desselben das Kriegsrecht verbunden. Daher war den Hintersassen nur erlaubt, im Reichsdienste und zur Landfolge verwandt zu werden. Selbst gemeinen Freien, freien Landsassen, blieb es kaum verstattet, mit den Waffen in der Hand für ihren Fürsten zu streiten.

Da bei derartigen Verhältnissen der Unterschied des Vermögens offenbar eine grosse Rolle spielen musste, so kam auch der Reiterdienst sehr bald ganz besonders in Gebrauch, welcher auch nebstbei noch durch die heimischen wie auswärtigen Verhältnisse sehr rasch ausgebildet wurde.

Da man zu Anfang des zehnten Jahrhunderts ein Pferd mit 30 Joch Landes, ja sogar, wie Beispiele zeigen, mit einem Talent bezahlte, so trieb diese ausserordentliche Theuerung desselben die Grossen an, im Dienste zu Pferde allein Ehre zu suchen; andererseits machten die Einfälle der Ungarn und Polen es dem deutschen Reichsoberhaupte zugleich erwünscht, jenen Völkern eine zahlreiche Cavallerie entgegen zu stellen, weshalb wir auch im Laufe eines Jahrhunderts die ganze bewaffnete Macht Deutschlands zu Pferde finden und tapfer drein schlagen sehen; auch war das Reisen auf ungebahnten Wegen, das Tragen schwerer Waffen und Rüstungen und besonders das sich schnell von einem Orte zum andern Begeben nur durch das Pferd ermöglicht.

Die Geschichte aller heroischen Zeiten betrachtet das Pferd als unschätzbar werthvoll, und so wie die homerischen Gedichte, rühmen auch alle Sagen den Muth der Männer zugleich mit jenem ihrer Pferde.

Die Fürsten und Vornehmen Deutschlands befanden sich schon früh gerne zu Pferde; anfangs wünschten sie dies auch von den ihnen zunächst Stehenden, später aber verlangten sie es geradezu.

Dass die Ritter alle Aufmerksamkeit und Sorgfalt vorzüglich der Zucht und Dressur ihrer Pferde zuwandten, erhellt aus dem Umstande, dass die Urkunden aller Könige und Fürsten ausführliche Vorschriften und Gesetze über diese wichtige Angelegenheit enthalten.

Der gewöhnliche Inhalt der Urkunden aller Lehensherren in Deutschland, England und Frankreich während des Mittelalters lautete: „Ich verleihe allen Rittern, welche ihre Ländereien mit dem Helme und dem Schwerte vertheidigen, den unbesteuerten Besitz aller Länder, welche sie anbauen, zu dem Zwecke, dass sie sich Waffen und Pferde für unsern Dienst und zum Schutze des Vaterlandes anschaffen."

Dies war wohl die goldene Zeit der Pferde, und wie unter den Zelten der Araber lebten sie hier, von der Hand der Knappen und Stallmeister gepflegt, von dem Herrn und der Herrin geliebkoset, ein glückliches Leben in den Burgen der Ritter.

Den König Chlodowig rettete sein gutes Pferd in der mörderischen, entscheidenden Schlacht mit den Westgothen. — König Theodorich führte schon Reitergeschwader gegen die Thüringer, und die Chroniken erzählen, dass König Guntchram's Heerführer allein mittels ihrer Reiterei König Gundobald's Heer angriffen, zur Flucht nöthigten und endlich ganz aus dem Felde schlugen.

Der ganze Reichthum der Franken bestand in einem Pferd, einer Lanze und einem Thurm. Bei den Galliern war, so wie bei den Römern, bei welch' Letzteren nur den Patriciern die Benutzung eines Pferdes gestattet war, der Besitz eines solchen ein kostbares und heiliges Recht. Um das Pferd drehte sich während der langen Dauer von acht Jahrhunderten das eigentliche Leben Europa's und seine Geschichte.

Die Gestüte, welche die Könige unter der Aufsicht der Marschälle hielten, und worin auch Privatleute nicht nachstanden, beweisen hinlänglich, welch' grossen Werth man schon damals darauf legte, gut beritten zu sein.

Schon in den urgermanischen Zeiten entwickelte sich durch die sich nach und nach steigernde Vermehrung der berittenen Edelleute, welche der Wunsch, sich in der Nähe des Königs oder seines Stellvertreters zu befinden, zu Ross gesetzt hatte, die Idee einer Art Corporation, durch deren spätere Ausbildung das Kriegswesen nach Innen und Aussen umgeschaffen wurde.

Es war eine uralte germanische Sitte, den Jüngling feierlich wehrhaft zu machen, und wurde dieser für das Privat- und öffentliche Leben eines Kriegsvolkes höchst wichtige Act stets mit Glanz und Festlichkeiten umgeben; die Chroniken jener Zeit verweilen auch mit Wohlgefallen bei der Schilderung der Aufzüge, die stattfanden, als z. B. Karl der Grosse, Ludewig der Fromme, Friedrich I. u. a. ihre Söhne wehrhaft machten. Bei dieser Gelegenheit wurden den jungen Fürstensöhnen Schild- und Waffenträger vom höchsten Range beigegeben. Später setzten die ausgezeichnetsten Fürsten eine Ehre darein, Königen den Schild vorzutragen und sie mit ihrem ganzen Gefolge zu begleiten.

Diese Sitte, welche sich durch die stürmischen Ereignisse bis auf Karl's Zeit fortgepflanzt hatte, scheint zur weitern Ausbildung des Begriffs der Corporation wesentlich mitgewirkt zu haben, und entsprangen aus selber natürlich Verhältnisse, die bei den fortwährenden kriegerischen Beziehungen die

Ansichten über Genossenschaften ausbilden mussten, deren Glieder zu einander in steten Beziehungen standen.

Treue, Hingebung und Aufopferung für den Fürsten, diese erhabenen, schon in dem Charakter des Deutschen liegenden Tugenden, fanden in solchen Verhältnissen eine schöne Heimat. Die Vereinigung aller germanischen Vorzüge und Fehler mit der vermittelnden Religion der Liebe war die Seele dieses echt kriegerischen Bündnisses der Ritterschaft.

Die von der Religion gelehrte Liebe verschmolz in dem kräftigen, phantasiereichen Zeitalter bald mit der zarten Geschlechtsliebe und hob und verfeinerte diese, wenn gleich die Deutschen es in der Galanterie nie so weit brachten, als die Engländer, Spanier und Franzosen.

Diese Empfindungen, geleitet durch Muth, Tapferkeit und Stolz auf die adeliche Art der Vorfahren, erzeugten Thaten, wie sie nur bei der damaligen inneren Verfassung der Staaten und bei dem herrschenden Geiste möglich waren: kriegerisch und romantisch, wie das ganze Zeitalter selbst.

So entstand das Ritterwesen aus dem innersten germanisch-christlichen Leben und vervollkommnete sich rasch durch feste Formen zu einem Orden von adlichen Männern, der für die Gestaltung des Kriegswesens durch das selbem eingehauchte eigenthümliche Leben äusserst wichtig werden musste. Durch ihn entwickelte sich das Ideal kriegerischer Ehre und Vollbürtigkeit, nach welchem Alles strebte, und wodurch das Waffenhandwerk zur Kunst umgestaltet wurde.

Zur Erlangung der Ritterwürde bedurfte es vor Allem einer tadellosen Abstammung von einem Rittergeschlechte durch drei Generationen. Nur die Machtvollkommenheit des Kaisers oder Königs konnte hievon eine Ausnahme bewirken, — was die Franzosen jedoch als ihrer Nation unwürdig erachteten.

Die späteren Verordnungen (1394), dass Niemand ein Ritterpferd (eigenes Pferd) haben solle, der nicht Wappengenoss sei, führten in Deutschland den Gebrauch der Wappen erst auf Schilden, dann in Siegeln mit Schildern, als Abzeichen der Ritter herbei.

Um Ritter zu werden, musste der Ritterbürtige, in Schild und Wappen Geborne, vom siebenten Jahre an als Junker den Dienst erlernen. Wenn er seine Wehrhaftmachung als Knappe durch eine lange Prüfungszeit in der Umgebung eines bekannten Ritters erlangt hatte, wurden ihm des Ritters Waffen und Pferd anvertraut: er führte dann dessen Schlachtross, trug ihm Schild und Lanze und band und hütete die Gefangenen. Dadurch war er ein Ritterlicher oder Edelknecht geworden. Eine treue Pflichterfüllung und die geschickte Handhabung der Waffen ermächtigten ihn, jedoch nicht vor dem einundzwanzigsten Jahre, um die Ritterwürde zu werben, wovon nur die Söhne der Fürsten allein eine Ausnahme machten.

Ritter ward er durch den Ritterschlag, welchen jeder Ritter einem adlichen Knappen ertheilen konnte. Dies geschah selbst während des Gefechtes. Als der Graf von Suffolk bei der Belagerung von Jargeau sich an Guil-

laume von Renaud ergeben musste, fragte er ihn, ob er Ritter sei. Als dieser es verneinte, sagte er zu ihm: „Nun ehe ich mich ergebe, ernenne ich Dich dazu“, worauf er ihn zum Ritter schlug und mit dem Schwerte umgürtete.

Der Ritterschlag war mit den feierlichsten Ceremonien verknüpft, und waren diese mit wenigen Abänderungen in Frankreich, Spanien, England, Deutschland, Italien und selbst im Norden zu fast allen Zeiten dieselben. Das Gepränge, ausgenommen wenn die Festlichkeit im Kriege, auf einem Schlachtfelde etc. vollzogen wurde, fand wo möglich, und besonders wenn ein Vornehmer diese Ehre nachsuchte, in Gegenwart eines königlichen oder fürstlichen Hofes Statt.

Das Lehn- und Ritterwesen hat seine Anfänge in Deutschland, in England und im Königreich Jerusalem, seine strengsten Formen aber haben beide durch die Franzosen erhalten.

Es ist bemerkenswerth, dass die Titel, welche die adelichen Classen des neueren Europa's führen, dem Namen des Pferdes oder den Beschäftigungen, die ihm gewidmet waren, entlehnt sind; so stammt das Wort *„Chevalier“* von dem französischen *cheval; écuyer* von dem lateinischen *equus;* „Cavalier“ von dem spanischen *caballo; Marquis,* Maréchal und Marschall von dem celtischen und deutschen March (Pferd); *connétable* von dem lateinischen *comes stabuli,* Oberstallmeister; *Duc,* Anführer der Reiterei u. s. w.

Die Schlachtpferde der Ritter waren Pferde von hohem Wuchse und vereinigten Kraft mit Schönheit; es waren stolze Thiere, welche den Stempel des Vollbluts an sich trugen; sie hatten athletische Formen, welche nothwendig erschienen, um die starken, mit eisernen Rüstungen und schweren Waffen belasteten Männer zu tragen; es war die Urform des normännischen Pferdes aus Contentin und Merlerault; es war auch das mecklenburgische Pferd, der spanische Klepper aus den grasreichen Gegenden Andalusien's; es war das englische Jagdpferd und das normännische und mecklenburgische Kutschenpferd. Seit dem zehnten bis vierzehnten Jahrhunderte finden sich Abbildungen von diesen Pferden auf den alten Münzen der Könige, auf den Urkundensiegeln und besonders auf den berühmten Teppichen der Königin Mathilde, an deren Genauigkeit, trotz einiger tadelhafter Stellen in der Zeichnung, man nicht zweifeln kann.

Man weiss aus der Geschichte, welchen Werth die Ritter auf den Besitz dieser Pferde legten, die jedoch, wie schon erwähnt, selten und im Preise sehr hoch waren, so zwar, dass der Eine wegen Mangels eines guten Pferdes nicht auf dem Waffenplatze erscheinen konnte; der Andere seine Güter verpfändete, um sich ein gutes Ross zu verschaffen. Der besiegte Ritter musste sein Pferd dem Sieger geben, denn es war der schönste Preis und fast der Zweck des Sieges.

Karl der Grosse hielt Roland erst dann für unbesiegbar, als er ihn im Besitze eines guten Pferdes sah; auch bestand das kostbarste Geschenk, das die Könige einem Ritter machen konnten, in einem Streitrosse.

Man erzielte im Mittelalter die besten Schlachtpferde durch die Kreu-

zung der arabischen und andalusischen Reitpferde mit den kräftigen Stuten, der deutschen, englischen und französischen Race.

Die Gestüte der grossen Grundbesitzer und der reichen Abteien waren zum Zweck der Fortpflanzung mit orientalischen und spanischen Pferden versehen.

Das Pferd des Ritters wurde am Kopf, auf dem Rücken und an den Füssen geharnischt, d. h. es war mit einer ledernen oder eisernen Rüstung bedeckt, welche es gegen die Hiebe und Stösse des Feindes schützte.

Der Harnisch war ein Recht, das nur dem Adel vorbehalten war, und galt als unterscheidendes Kennzeichen des Ritters; auch ist die Sitte, die Pferde mit Harnischen zu versehen, schon im frühesten Alterthume entstanden, denn man findet geharnischte Pferde auf den ältesten Denkmälern.

Im Frieden und bei öffentlichen Festlichkeiten bediente man sich statt der Harnische seidener und wollener Decken, welche das Wappen des Ritters enthielten. Der Sattel der Ritter, welcher von Buchenholz war und dem Saumsattel unserer jetzigen Landleute glich, war verziert und hatte kostbare Schabraken und Pelzdecken; der reich ausgeschmückte Zügel deutete auf den hohen Rang des Ritters.

So wie bei den Römern, hingen auch hier Glöckchen, theils an einem besondern Halsbande, theils an dem Zügel und vervollständigten nicht nur die Rüstung des Pferdes, sondern gaben auch, nach dem Ausspruche des Troubadours Arnold von Marson, dem Ritter Vertrauen und flössten dem Feinde Schrecken ein.

Nebst den Streitrossen waren im Mittelalter noch die Paradepferde, die Klepper oder Arbeitspferde und die Saumthiere oder Packpferde besonders beliebt.

Das Paradepferd, lat. Paraveredus — im Französischen „Palefroi“ — gab dem Worte „Palefrenier“ — Stallmeister — seinen Ursprung. Einst hatte der Titel „Palefrenier du roi“ eine hohe Wichtigkeit, nun aber hat zwar nicht der Name, wohl aber die Sache an ihrer Bedeutung viel verloren. Ehemals war nämlich das Amt, die Pferde zu pflegen, wirklich nur den vornehmsten Herren vorbehalten, und in England putzen und striegeln noch jetzt grosse Herren nicht selten selbst ihre Pferde. Löffler meint, dass wir nur aus Eitelkeit und Trägheit gegenwärtig diese edle Gewohnheit verschmähen und Beschäftigungen, welche einen sehr hohen Grad von Kenntniss und Einsicht erfordern, für blosse mechanische Handarbeit halten.

Das Paradepferd war ein leichtes und zierliches Thier, das besonders den Damen als Reitpferd diente, und auch bei dem festlichen Einzuge der Könige und Fürsten in die Städte und bei Ritterspielen figurirte.

Alle arabischen und orientalischen Pferde, welche die Kreuzritter mit nach ihrer Heimat brachten, waren Palefrois; auch erhielt man sie aus Spanien, aus dem Limousin und aus Navarra; ferner lieferte Lothringen, sowie die Bretagne und die Normandie ausgezeichnete Thiere dieser Race. Sie waren so wie die arabischen Pferde meistens grau; mit zunehmendem

Alter wurden sie weiss; trotzdem man ihnen aber ausschliesslich diese Farbe zuschreibt, hatten sie auch selbstverständlich andere Farben, wie wir unter andern im Lancelot finden, wo Tristan einen Stallmeister fragt, ob er eine Dame auf einem schwarzen Palefroi habe reiten sehen.

Da der Pass- oder Zeltergang besonders den Damen sehr bequem war, so gewöhnte man die Palefrois zuweilen an denselben.

Der Klepper war im Mittelalter das Urbild des heutigen Postpferdes, untersetzt und stark, mehr oder weniger plump, mehr oder weniger ausgezeichnet, mehr oder weniger brauchbar, dessen gewöhnlicher Dienst darin bestand, die geharnischten Männer von einem Orte zum andern zu tragen, während das Schlachtross erst im Augenblicke des Gefechtes gebraucht wurde. Dessenungeachtet bediente man sich auch derselben zur Feldarbeit und zum Ziehen der Basternen.

Diese waren eine Art Wagen, welche die Franken bei einem gallischen Volke, die Bastern genannt, kennen lernten und nach deren Namen benannten. Sie wurden mit Pferden oder Ochsen bespannt und dienten den Frauen zu Reisen oder kleinen Lustfahrten. Clotilde hatte auf einer Basterne das Schloss ihres Oheims verlassen, um sich mit Chlodowig zu vermälen, und die Tochter Theodorichs wurde von einer mit jungen Büffeln bespannten Basterne in die Maas geschleudert.

Die Klepper standen einerseits zwischen dem Schlachtpferd und dem Paradepferd und andererseits dem gewöhnlichen Saumpferd; sie waren zu manchen Zeiten sehr theuer, und einige wurden sogar eben so theuer bezahlt wie die Schlachtrosse selbst, deren Stelle sie vertraten.

Zwischen den Schlachtpferden und den Kleppern bestand gewöhnlich ein grosser Unterschied, da die ersteren einen kurzen und geschwinden Gang haben mussten, daher nur regelmässig im Schritt, Trab und Galop gingen, während die letzteren zum Passgang abgerichtet waren, da man auf selben mit schwerer Rüstung schnell und bequem reisen wollte.

So wie in Griechenland und Rom, war auch im Mittelalter der Passgang sehr gebräuchlich und nothwendig, da der Trab bei der steifen Haltung der Kriegsleute unausführbar und das Pferd des Nordens zum langen Gehen im Galop gewöhnlich nicht befähigt war. Diese Gangart, welche besonders in England erst spät durch den Trab verdrängt wurde, brachte man den Pferden mittels Dressur und Anwendung von mechanischen Mitteln, wie z. B. Fesseln, Stricke etc. bei und war in Folge der Zeugung in manchen Ländern erblich geworden. Jetzt findet man die Passgänger noch sehr stark im südlichen Europa vertreten, und man betrachtet sie nur noch als Überbleibsel der ehemaligen, von den Rittern so sehr geschätzten Klepper.

Die besten Klepper wurden in Deutschland, England und in der Bretagne gezüchtet; übrigens hatten alle Länder ihre Klepper, und man hatte damals sogar die Erfahrung gemacht, dass das eingeborne Pferd den Strapatzen und Einwirkungen der Jahreszeit besser widerstand, als das eingeführte.

Unter den mittelalterlichen Racen stand das Lastpferd auf der niedrigsten Stufe und musste, da es zu jener Zeit noch keine bequemen Strassen und Canäle, keine Frachtwagen, sondern blos die Schiffe auf dem Meere als Transportmittel gab, Gepäck und Kaufmannsgüter von einem Ende Europas zum andern tragen; auch diente sein Rücken zum Befördern des reitenden Boten, so wie des gesammten Kriegsbedarfes.

Der letzte Nachkomme des Saumpferdes ist ein kleines, trauriges und mageres Pferd, welches wir am Rande der Wälder Kohlen tragen, oder den Reisenden auf schwindelnder Höhe über schroffe Felsen schaffen sehen.

Dem Ritterthume des Mittelalters verlieh jenes Kampfspiel, welches man mit dem Namen „Turnier“ belegte, einen ganz besonderen Glanz. Der Ursprung der Turniere ist unbekannt; sie gehören zu jenen Einrichtungen, die ohne historisches Datum bei jeder neuen Ära aus den Trümmern entschwundener Institutionen erstehen.

Löffler ist der Ansicht, dass, trotzdem die meisten Geschichtschreiber behaupten, dass die Turniere in Frankreich entstanden seien, selbe nichts Anderes sind, als eine modificirte Erneuerung jener Reiterspiele, die so alt sind wie die Welt, und die von Egypten nach Griechenland, von Griechenland nach Italien verpflanzt, von den Römern später trojanische Spiele — *ludicrum Trojae* oder *lusus Trojanus* — genannt wurden und in der Geschichte des oströmischen Reiches eine grosse Rolle spielten.

Virgil gibt uns die erste Beschreibung eines solchen. Es wurden dabei von einem in drei Abtheilungen getheilten Reitergeschwader verschiedene Evolutionen ausgeführt, welche den Einzelkampf, wie den geschlossenen Angriff, Flucht und friedliches Vernehmen ausdrückten und die Geschicklichkeit der jugendlichen Reiter, wie die Eleganz der Pferde zu zeigen Gelegenheit boten.

Nach Virgil wirkten hiebei 39 Knaben in drei Touren mit, während zur Zeit, als Sulla, der Wiederhersteller der Aristocratie, welcher dieses Spiel wieder aufbrachte und seine Ausführung ausschliesslich dem römischen Adel zuwies, nur noch zwei Abtheilungen zu 18 Reitern und einem Führer gebildet worden zu sein scheinen.

Cäsar und die ersten fünf Kaiser feierten es häufig; später kam es aber derart ausser Gebrauch, dass es sogar mit der ganz verschiedenen Pyricha verwechselt wurde, welcher, wie unseren Ballets, stets ein historischer oder mythologischer Stoff zu Grunde lag.

Das Spiel wurde von jungen Knaben zwischen 5 und 11 Jahren, und von älteren bis 14 Jahren geritten, welche sammt ihren Anführern von besonderen Lehrern eingeübt wurden. Augustus bewaffnete diese Knaben mit einem Helm und zwei Wurfspiessen.

Andere militärische Manöver wurden schon frühzeitig im Circus ausgeführt; dahin gehört die in der Kaiserzeit erwähnte *Pyricha militaris*, auch *armatura* genannt, welche sowohl zu Fuss als zu Pferde durchgeführt wurde, und wahrscheinlich auch das von Tacitus erwähnte *ludicrum Oscum*.

Aus diesen Reiterspielen und ihrer weiteren Ausbildung also scheinen — wie Löffler sehr richtig bemerkt — die späteren Turniere hervorgegangen zu sein; denn so gross auch die Vorliebe für die Wagenrennen in Rom, Byzanz, Antiochien und sogar in den nordischen Provinzen war, da noch Kaiser Julian im Jahre 361 zu Bonnmünster in Slavonien, Theodorich in Rom und Chilperich 716 zu Paris zum Entzücken des Volkes dergleichen veranstalteten, so musste doch der Wagen der Lanze weichen, da er ganz unzeitgemäss geworden war, und die Kirchenversammlungen ausserdem diejenigen mit dem Banne bedrohten, welche an Spielen im Circus thätigen Antheil nehmen würden. Jene Geschichtschreiber, welche die Anekdote von dem Araber erzählen, der, mit zwei Lanzen kämpfend, von einem Ennuchen am Hofe des Theophilus besiegt wurde, scheinen — wie derselbe Autor bemerkt — hiebei nichts Bemerkenswerthes gesehen zu haben, als eben die beiden Lanzen des Arabers; was den Kampf selbst, als den wahren Vorläufer der Turniere betrifft, so scheinen sie ihn nur als einen gewöhnlichen Theil der Circusspiele zu betrachten.

Nun lebte Theophilus um das Jahr 830, daher vierzig Jahre früher, ehe Ludewig der Fromme die Turniere in Frankreich im Jahre 870 einführte. Übrigens waren die Turniere schon lange vor dieser Zeit ein Lieblingsschauspiel der Mauren in Spanien, denn schon Isidorus, Bischof von Sevilla, welcher zu Ende des 6. Jahrhunderts lebte, beschreibt dergleichen Kämpfe, welche von Reitern auf weissen Pferden zu Ehren des Mars ausgefochten wurden.

Zu seiner vollsten Wichtigkeit gelangte dieses Kampfspiel aber unstreitig in Frankreich. Auch die Deutschen nahmen es schon früh an, und Heinrich der Vogelsteller führte es im Jahre 930 in seinem Reiche ein. Das erste wirkliche Turnier in Deutschland wurde von diesem Kaiser auf dem Werder in Magdeburg, das letzte 1489 in Worms vom rheinischen Adel veranstaltet.

Die während dieser Zeit in Deutschland abgehaltenen 36 Turniere wurden von Hans Sachs besungen und von Georgius Ruxnerus beschrieben und mit Holzschnitten illustrirt.

Wilhelm der Eroberer begünstigte das Turnier in England, wo es schon während der sächsischen Periode bekannt war. Gottfried von Preuilly, der im Jahre 1066 starb, entwarf das Reglement der Turniere und wurde deshalb von einigen Geschichtschreibern irrthümlich als der Erfinder derselben bezeichnet.

Das Wort Turnier stammt von dem lateinischen *torneamentum* und erinnert an die von Virgil beschriebenen trojanischen Spiele, wobei der junge Julus die Gänge und Irrgänge des Labyrinthes von Kreta darzustellen suchte.

Da die Turniere die eigentliche Kriegsschule jener Zeit vorstellen, so ist auch ihr grosser Nutzen nicht zu bezweifeln. Die Ritter lernten bei diesen gefährlichen Spielen angreifen und sich vertheidigen, fest zu Pferde sitzen, dem Gegner rasch ausweichen und die Lanzenstösse und die Schwerthiebe

unerschrocken aushalten; auch boten sie das Mittel, die Verdienste und Race verschiedener Pferde kennen zu lernen.

Ein Schlachtross, welches sich in mehreren Waffenspielen ausgezeichnet hatte, erwarb sich dadurch jenen idealen Werth, welchen sich die Pferde der Wüste durch eine Reise nach Mekka und unsere jetzigen Pferde durch die Siege auf der Rennbahn erwerben.

Später arteten die Turniere vielfach aus; viele Ritter erlitten hiebei den Tod, und es erfolgten nun Verbote gegen dieselben von geistlichen und weltlichen Fürsten. Papst Innocenz II. verbot sogar mit echt pfäffischer Bosheit das ehrliche Begräbniss der in einem Turnier gefallenen Ritter. Dessenungeachtet dauerten dieselben fort, namentlich in Frankreich, wo erst eine Abnahme derselben eintrat, als Heinrich II. in Folge einer im Turnier erhaltenen Wunde sein Leben einbüsste.

Trotzdem man sich bei den Turnieren nur unschädlicher Waffen bedienen sollte, waren sie öfters so blutig, dass sie Schlachten glichen. Im Jahre 1175 kamen in Sachsen sechzehn Ritter um's Leben, und in einem Turnier zu Nuys endigten zweiundvierzig Ritter und eben so viele Knappen auf dem Kampfplatze.

In letzterer Zeit waren die Turniere nur mehr eine durch die Macht der Gewohnheit erhaltene Einrichtung und bildeten zugleich den Übergang zu den prachtvollen und weniger gefährlichen Caroussel's, die den veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen angepasst waren.

Die Erfindung des Schiesspulvers und die hiedurch eingetretenen Änderungen in der Kriegführung hatten den Turnieren vollends allen Werth und Bedeutung benommen, da die Kraft und der Muth einiger Ritter nicht mehr das Schicksal der Schlachten entschieden; sie verschwanden daher eben so, wie die Wagenrennen bei den Alten mit der überlebten Sitte aufhörten, auf Wagen zu kämpfen, und wie die abscheulichen und grausamen Gladiatorenkämpfe abgeschafft wurden, sobald die Römer auf die Handhabung des kurzen Schwertes, dem sie tausend Jahre hindurch so viele und grosse Siege verdankten, keinen Werth mehr legten.

In einigen Ländern bestanden die Turniere etwas länger, als in dem übrigen Europa. So liess die Kaiserin von Russland eines im Jahre 1766, und die Gräfin Orloff ein anderes in Moskau im Jahre 1811 abhalten; eben so wurde ein solches im Jahre 1814 vor den Kaisern von Österreich und Russland, sowie vor vielen andern beim Wiener Congresse versammelten Fürsten gehalten; die britische Excentricität versuchte das letzte im Jahre 1840 zu Eglington und machte sich hiedurch ausgezeichnet lächerlich. Der noch nutzbare Theil der Turniere, die Reiterspiele, verschwanden nicht mit selben.

Der oft blutige Kampf, Mann gegen Mann, wurde durch Schulreiten, durch Ringelreiten und andere Übungen ersetzt, welche einestheils zu den prachtvollsten und anziehendsten Schauspielen gehörten, und andererseits der Jugend die Gelegenheit boten, sich im Reiten und Fechten gründlich auszubilden.

Das Wort „Caroussel" wird einestheils aus dem Lateinischen *currus*, und aus dem Celtischen und Germanischen *karre* abgeleitet, anderseits aber dessen Wurzel in dem Italienischen *carro*, *carozza*, und dem Französischen *carosse* gefunden.

Diese Benennung bezog sich ursprünglich auf jene alten Festspiele, bei welchen Wagen und Reiter prunkten und im Verlaufe der Zeit die Pracht des Orients, die Reichthümer des römischen Reiches und die Galanterie der maurischen Völker entwickelt wurden.

Das Caroussel wurde unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. aus Italien nach Frankreich eingeführt, um an die Stelle der Turniere zu treten und einen Glanz auf die moderne Reitkunst zu werfen, welche durch sie auch wirklich im höchsten Grade vervollkommnet wurde.

Es war dies ein noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts an den meisten europäischen Höfen beliebtes Ritterspiel, bei welchem man sich nach Art der alten Ritter kleidete und in verschiedene Parteien, in der Regel in verschiedene Nationalitäten theilte, welche in prächtigen Aufzügen zu Pferde sich nach dem hiefür eigens hergerichteten Platze oder Reithause begaben und daselbst verschiedene Reiterkünste ausführten. Die hiebei üblichen Reitübungen waren: Das Pfahlreiten oder Quintanrennen — der Kampf zu Pferde — das Ringrennen oder Ringelreiten — das Kopfreiten und die Foule oder Fola. —

Der Pfahl war ein Automat, welcher einen geharnischten Mann vorstellte, der auf einem Zapfen ritt. Traf ihn der Angreifer nicht genau auf die Stirne oder das Herz, so drehte sich derselbe mittels eines Mechanismus schnell um und schlug seinen Gegner mit der flachen Säbelklinge, mit einer Pritsche oder auch mit einem mit Erde gefüllten Sacke auf den Rücken.

Es wurde nach diesem Manne mit einer Lanze gestochen, die an der Spitze ein Eisen in Gestalt einer Krone trug, und deren Schaft an mehreren Stellen eingesägt war. Die Pointe des Spieles war, den Mann — Faquino genannt — so in's Gesicht zu treffen, dass er sich nicht drehte, die Lanze mit den Zacken der Krone an selbem stecken blieb und zugleich zerbrach.

Die Italiener hatten noch ein comisches Caroussel, wobei nach Figuren geworfen und gestochen wurde, welche die vier Elemente vorstellten. Ward die die Luft vorstellende Figur richtig getroffen, so öffnete sich ein Behältniss, und es wurde eine Schaar von Vögeln frei, die eiligst davonflogen. Beim Treffen der Feuerfigur entzündete sich eine Raketengarbe; dem Wassermanne entfuhr ein Wasserstrahl aus dem Munde; dem getroffenen Postamente, welches die Erde vorstellte, entsprang ein Hase oder Fuchs.

Zum Vergnügen der Damen fanden auch Schlitten- und Phaëtonrennen Statt, wobei ein Herr das Gefährte lenkte, während die Damen von selbem aus Alles das durchführten, was die Herren zu Pferde thaten.

Das Pfahlreiten stammt aus dem frühesten Alterthume, denn die Römer kannten es schon, bei welchen es Pfahlspiel hiess; in mehreren Gegenden Frankreichs nannte man es Jaquemard, welches eine geharnischte Figur

von Holz war, die einen Schild trug, in die Erde gesteckt war, und nach welcher geschossen wurde.

Trotzdem die Italiener den Pfahl in die Caroussels eingeführt zu haben scheinen, so war er doch schon sehr früh bei den deutschen Rittern gebräuchlich, wo sich die Jugend mit selbem in der Handhabung der Lanze und im Reiten übte. Im Romane der vier Söhne Haimons lässt Karl der Grosse den Ritter Reinald gegen den Pfahl kämpfen, bevor er ihn empfängt.

In gewissen Gegenden wird seit undenklichen Zeiten an einem gewissen Tage des Jahres ein Pfahl in die Erde gesteckt und darauf ein Kasten gesetzt, der sich auf einem Zapfen dreht; die jungen Leute bewaffnen sich mit hölzernen Lanzen und rennen zu Pferde so lange gegen denselben, bis er zerstossen ist.

Das Kopfreiten soll deutschen Ursprunges sein, wenigstens war es in Deutschland sehr gebräuchlich; es besteht darin, dass im vollen Rennen verschiedene hölzerne Köpfe — meist von Türken oder Mohren — die auf die Erde gestellt oder auf Pfähle gesteckt sind, mit der Lanze oder dem Schwerte aufgespiesst werden, oder dass nach selben mit der Lanze gestochen, mit dem Wurfspeere geworfen, mit dem Degen gehauen oder mit dem Pistol geschossen wird.

Die Kämpfe zu Pferde wurden mit der Lanze oder mit dem Schwerte ausgeführt. Nachdem aber hierbei mehrere Fürsten schwer verwundet oder gar getödtet worden, so schaffte man den Kampf mit der Lanze ab, behielt aber die übrigen Kämpfe bei den Caroussels und den militärischen Übungen bei. Das Ringelrennen oder Ringelreiten ist eine der schönsten und vortheilhaftesten Übungen des Caroussels und besteht darin, dass man einen auf einem Pfahle hängenden Ring abzustechen sucht.

Die Ritter thaten dies noch überdies unter Ausführung verschiedener Reitfiguren und unter verschiedenen Gangarten.

Es ist wohl einleuchtend, dass diese Übung von dem Pferde eine grosse Gewandtheit und von dem Reiter eine äusserst sichere und ruhige Hand verlangt.

Die Foule oder Fola ist der Prüfstein des vollkommenen Reiters; in selber lassen die Reiter ihre Pferde nach dem verschiedenen Takte der Musik gehen und führen mit ihnen Tänze auf, wie es die Sybariten, die Mauren und die Italiener thaten.

Einen matten Abklatsch des einst so prachtvollen Schauspiels einer gut ausgeführten Fola geben uns heute die Vorstellungen der aus den ruhmreichen Erinnerungen der Nationen Kapital schlagenden Kunstreiter, welche aber auch nicht im Entferntesten geeignet sind, uns einen Begriff geben zu können von dem prunkvollen Aufwande des Alterthums und dem Enthusiasmus unserer Väter für diese Schaustellungen.

Zu den berühmtesten Reiterschauspielen in Frankreichs neuerer Zeit gehört das Caroussel im Jahre 1662, welches auf dem Platze zwischen dem Louvre und den Tuilerien stattfand, der von ihm auch seinen Namen erhielt.

Ludwig XIV. veranstaltete dieses Fest, welches von der Erinnerung an seine Siege und von dem Glanze seiner Krone verherrlicht wurde.

Dichtkunst, Musik und Malerei vereinten sich hier mit der Reitkunst, um die Feste des Alterthums und die ritterlichen Spiele der Mauren in Granada und Cordova zu verdunkeln.

Einer der Grossen dieses eleganten und gebildeten Hofes, der durch seine Tapferkeit und seine Talente berühmte Charles Perault, lieferte dessen Beschreibung in einem Werke, das noch immer als das schönste Meisterwerk der französischen Typographie gepriesen wird.

Mestre de camp *(praefectus castrorum)* war der Herzog von Grammont, derselbe, welcher beim Übergange über den Rhein sich zuerst in den Fluss gestürzt hatte. Die Platzhalter und die Angreifenden waren in fünf Quadrillen getheilt, deren jede eine Nation darstellte. Jede Nation hatte einen Führer *(imperator propositus)*; der König befehligte die Römer, der Bruder des Königs die Perser, der Prinz von Condé die Türken, der Herzog von Enghien die Araber und der Herzog von Guise die Amerikaner. Der König strahlte an der Spitze seiner Quadrille nicht nur durch sein prachtvolles Costüm, sondern auch im vollen Glanze seiner eigenen Majestät.

Hinter den Marschällen d'Estrées, du Plessis, de Villeroy, d'Aumont, folgten die Gesandten und Minister der fremden Höfe.

Jeder Kämpfer trug ein Sinnbild mit seiner Devise, aus welchem jener galante und kriegerische Geist, der letzte Abglanz des Ritterthums, hervorleuchtete.

Es ist bekannt, dass dieses Fest durch die ungeheuren Summen, welche es kostete, eine Goldquelle für den Verkehr von Paris wurde. Der König wagte es wegen der Finanzzustände nicht, mit Colbert darüber zu sprechen, während dieser gewandte Minister, welcher schon Alles Gute, das daraus entspringen würde, berechnet hatte, sich den Anschein gab, als stimmte er dem Feste nur aus Gehorsam bei. Als einige Tage darauf der König mit banger Besorgniss das Blatt mit den Auslagen aus den Händen seines Ministers zu empfangen wähnte, reichte ihm dieser eben so gute Hofmann, als grosse Finanzminister anstatt dessen die Liste der Einnahmen, welche Paris hiebei gemacht hatte, und welche ein überaus günstiges Resultat ergaben.

Wien hat viele derlei Prunkspiele gesehen. Unter den Festlichkeiten, deren Schauplatz die Residenz nach der Befreiung Prag's von den Franzosen — 1742 — war, zeichnete sich ganz besonders das am 2. Jänner 1743 abgehaltene Frauen-Caroussel aus, welches von der Kaiserin Maria Theresia in Person angeführt wurde.

Gerade sechzig Jahre später fand ein grosses Caroussel von Cavalieren und Officieren Statt, welches noch zwei Mal wiederholt wurde, und zwar das zweite Mal zum Besten der Armen.

Wie früher erwähnt, wurde auch dem Congresse am 23. November und 5. December 1814 dieses prächtige Schauspiel geboten, wo vierundzwanzig Ritter ein Stechen aufführten. Die den Rittern zugetheilten Damen

sahen von einer eigenen Gallerie aus den Spielen zu und wurden dann im feierlichen Zuge in den kleinen Redoutensaal geleitet, wo getafelt wurde.

Den Schluss machte ein überaus glänzender Maskenball im grossen Redoutensaale.

Die drei Caroussels, deren Vorführung in die letzte Zeit fällt, sind noch in der Erinnerung aller derjenigen, die sich für derlei Schauspiele interessiren. Es ist das Caroussel, welches im Jahre 1853 vor dem Könige von Preussen zumeist von Officieren der Cavallerie-Central-Equitation in der kaiserlichen Reitschule geritten wurde; dann jenes, welches der Kaiser im Jahre 1862 bei Gelegenheit des hundertjährigen Jubelfestes der Neustädter Militär-Akademie in der dortigen Reitschule veranstalten und von den Zöglingen des letzten Jahrgangs ausführen liess, und endlich das, welches im Monate März 1863 zum Besten zahlreicher, unter dem Einflusse der unverschuldeten Noth leidenden Erwerbloser veranstaltet wurde.

Die Allerhöchste Theilnahme, welche Seine Majestät der Kaiser gleich Anfangs dem humanen Unternehmen zuwandte, indem nicht blos die k. k. Hofreitschule zur Benützung überlassen, sondern auch in anderen Beziehungen dem Unternehmen eine grossmüthige Unterstützung gewährt wurde, liess den menschenfreundlichen Gedanken unter den günstigsten Voraussichten zur Wirklichkeit werden.

Der prächtige Saal der Winter-Reitschule war auf das Glänzendste durch dichte Ketten von Gasflammen beleuchtet, welche längs der Balustraden hinliefen; die Pfeiler trugen Fahnen und Waffenschmuck. Die Galerien zeigten das glänzendste Publicum einer Elite-Vorstellung; in den ersten Reihen befanden sich fast nur Damen, der Hoftrauer wegen in Schwarz gekleidet, aber von Juwelen strahlend.

An dem Caroussel nahmen Theil:

Als Ritter: Ihre k. Hoheiten die durchlauchtigsten Herren Erzherzoge Ludwig Victor, Albrecht, Wilhelm und Leopold, nebst sechsundzwanzig Cavalieren.

Als Saracenen: Der Herzog von Württemberg, der Prinz von Baden, nebst weitern achtundzwanzig Edelleuten.

Im Zuge erschienen als Ritter mit ihren Damen:

Erzherzog Albrecht und Fürstin Auersperg,
Erzherzog Ludwig Victor und Gräfin Bucquoi,
Erzherzog Wilhelm und Fürstin Hohenlohe-Trautmannsdorff,
Erzherzog Leopold und Baronin Stauffenberg,
Fürst Kinsky und Gräfin Claudine Hohenstein,
Fürst Auersperg und Gräfin Hohenstein.

Als Saracenen mit ihren Sultaninnen:

Herzog von Württemberg und Fürstin Kinsky,
Prinz von Baden und Fürstin Fanny Liechtenstein,
Fürst Georg Lobkowitz und Gräfin Nako,
Fürst Egon Taxis und Fürstin Helene Taxis,

Fürst Paul Metternich und Gräfin Erdödy,
Fürst Trautmannsdorff und Gräfin Hoyos.

Als Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin in der Hofloge Platz genommen hatten, öffneten sich die Schranken vor dem Thore am entgegengesetzten, nämlich dem östlichen Ende des Saales, und die Herolde, von dem Reichsbannerträger geführt, eröffneten den Zug; die Musikbande, 36 Mann stark, folgte, dann 24 berittene Lanzenknechte, hierauf die sechs Ritter- und sechs Saracenen-Paare, endlich in je zwei Zügen, geführt von FML. Graf Grünne, GM. Fürst Emerich Thurn und Taxis, Major Fürst Schwarzenberg und Rittmeister Fürst Egon Thurn und Taxis, 24 Ritter und 24 Saracenen.

Den 24 Lanzenträgern entsprachen 24 Beduinen zu Pferde; 2 Bannerträger und 2 Rossschweifträger zu Pferde, 4 Lanzen- und Schildträger, 4 Pfeil- und Schildträger, 38 Knappen und 12 Beduinen zu Fuss als Führer der Damenpferde, waren theils in dem Zuge vertheilt, theils beschlossen sie denselben.

Das ganze Arrangement des Caroussels hatte unter der Oberleitung Sr. Excellenz des Oberstallmeisters FML. Grafen Grünne der Oberstlieutenant Graf Török übernommen.

Der Zug bewegte sich gerade auf die Hofloge zu, um vor dem Kaiser — dem Turnierherrn — die Banner und die Degen grüssend zu senken, und umkreiste dann, sich theilend und sich wieder vereinigend, mehrmals den fast ganz von Menschen und Pferden angefüllten Raum.

Nachdem die Damen abgestiegen und zu ihrer Tribüne geleitet worden waren, kehrte der Zug zum Ausgange zurück, und die Spiele nahmen ihren Anfang:

Zuerst Touren der Lanzenknechte und Beduinen, dann Quadrille von 16 Rittern; Quadrille von 16 Saracenen; Quadrille der Herolde; Caracole und Kopfstechen von 12 Rittern und 12 Saracenen; Waffentanz von 12 Rittern und 12 Saracenen; Touren von 9 Ritter- und Saracenen-Paaren. Der Auszug fand in derselben Ordnung wie der Einzug Statt.

Das Schauspiel hatte von 8 bis fast 10 Uhr gedauert. Sämmtliche Manöver wurden mit einer Sicherheit und Eleganz ausgeführt, die allgemein bewundert wurden.

Die Costüme blendeten nicht allein durch Pracht und Reichthum, sondern sie befriedigten zugleich auch durch Schönheitssinn, durch Geschmack und historische Treue.

Die Ritter trugen das Costüm der Kreuzfahrer, unter ihnen die durchlauchtigsten Herren Erzherzoge kenntlich durch den Helmbusch von Pfauenfedern; die Sarazenen über den prächtigen orientalischen Gewändern den weiten, weissen Beduinenmantel.

Die Damen hatten es verstanden, die kleidsamen Trachten des Mittelalters und des Orients sich in der glücklichsten Weise anzueignen. Man nennt fabelhafte Ziffern für den Werth an Edelsteinen und Stoffen, welchen an diesem Abende die Reitschule in sich schloss.

Besonders verdient hervorgehoben zu werden, dass für den Standpunkt der Reitkunst in Österreich nicht allein die eminenten Leistungen der Cavaliere und Damen bezeichnend sind, sondern auch die Productionen der Stallmeister, Wachtmeister etc. etc., welche als Herolde, Lanzenknechte und Beduinen sich wohlverdienten Beifall erwarben.

Ein Reichthum von Pferden der edelsten Racen, wie er bei diesem Carousssel vorhanden war, lässt sich so leicht nicht wieder finden.

Ein besonders hohes Gewicht legten die Fachmänner darauf, dass die alte, hochedle, spanische Schule, welche seit einigen Jahren zu verkümmern gedroht hatte, gleichsam durch dieses Fest wieder in ihre traditionellen Rechte eingesetzt wurde; das Volk aber jubelte hoch auf im berechtigten Stolze über dieses Schauspiel, weil es ihm zeigte, wie die kaiserlichen Prinzen und die Glieder der ersten Familien des grossen Reiches miteinander wetteiferten, um durch ihre persönlichen Leistungen die Noth der Armuth lindern zu helfen.

So pomphaft auch alle die früheren Ritterspiele von den Zeitgenossen geschildert werden, so ist es dennoch Thatsache, dass keines von allen an Grossartigkeit diesem Caroussel gleichkam.

Im Allgemeinen sind diese Schauspiele auch schon sehr selten geworden. Ausser dem Ringelstechen, welches die preussischen Stände bei Gelegenheit der Huldigung in Königsberg im Jahre 1840 aufführten, lässt sich ausser den in Österreich abgehaltenen keines anführen.

Es gehört eben dazu eine wirkliche Aristocratie, welche mit dem Geblüte auch den adelichen Sinn, die ritterlichen Traditionen und den Besitz überkam, und die es versteht, die ererbte ausgezeichnete Stellung sich auch persönlich zu erwerben und zu erhalten [1]).

Die bisher erwähnten Leistungen der Pferde genügten dem Menschen trotz ihrer Vielseitigkeit und Nützlichkeit noch keineswegs; sie mussten auch noch in der Religion und in den Geheimnissen der Dämonologie eine grosse Rolle spielen.

In den heiligen Hainen hielt man weisse Rosse, welche zu keiner profanen Arbeit herangezogen werden durften; aus ihrem Schnauben und Wiehern wurde geweissagt. Alle Götter dachte man sich zu Pferde, und selbst in der nordischen Mythologie, welche auf einem anderen Felde und in späterer Zeit blühte, finden wir das Pferd von den Göttern unzertrennlich.

Das Pferd Odins — Sleipnir — ein Schimmel, war achtfüssig, womit man seine besondere Schnelligkeit andeuten wollte, und trug Hufeisen, die zum Staunen des Schmiedes, welcher sie anfertigte, von selbst unter der Arbeit eine colossale Grösse annahmen und doch passten.

Die weisse Farbe der Götterpferde deutet auf die edle Zucht, da weiss die geschätzteste Farbe war, und die oft vorkommende Benennung derselben nach ihrer Mähne zeigt, welche Pflege man dieser Zierde angedeihen liess. So

---

[1]) Nach einem Artikel der Wiener Zeitung.

finden wir Skinfaxi, das Glanzmähnige, Gullfaxi, das Goldmähnige, Hrimfaxi, das Thaumähnige.

Bei den deutschen und nordischen Völkern finden wir den Gebrauch der Sporen, bei den Rittern des Sagenkreises des Wladimir die goldene Geissel, wie heute noch bei den Slaven die Knute; auch wurde das Pferd bei allen Völkern des Südens und des Nordens als das Symbol des Krieges betrachtet.

In allen alten bretagnischen Volks-Liedern werden die Heerführer mit Seepferden und mit Kriegspferden verglichen.

„Ich sehe das Seepferd kommen, welches das Ufer erzittern macht.“

Das Pferd wurde auch zu den Mysterien der Druiden benützt. „Als Eubagius das Schlangenei holen wollte, bestieg er ein schnelles Ross. Als er an dem Orte angekommen war, wo die scheusslichen Würmer den Talisman bereiteten, stieg er vom Pferde ab und wartete auf den Augenblick, wo das Ei von dem giftigen Hauche der Schlangen in die Luft gehoben wurde.

„Sofort fängt es Eubagius, ehe es wieder auf die Erde fällt, in einer köstlichen Leinwand auf, ergreift sein Ross und entflieht eiligst, von den Schlangen verfolgt, die nicht eher ihn verlassen, als bis zwischen ihnen und ihm ein Fluss liegt.“

Die christliche Religion hat es nicht verschmäht, das Pferd in die Legenden der Heiligen aufzunehmen.

Die Ritter des Himmelreiches sind: der heilige Georg, der Schutzpatron Englands; der heilige Jacob von Matamores, der Schutzpatron Spaniens. der heilige Michael, der Schutzpatron der Normandie; der heilige Paul und der heilige Mauritius, der berühmte Anführer der thebanischen Legion. Fast alle haben Ritterorden gehabt, die nach ihnen benannt wurden und unter ihrem Schutze standen; so war in Frankreich der Orden des heiligen Michael lange Zeit einer der edelsten Orden.

Johannes, der Einsiedler von Pathmos, lässt in der Offenbarung den Engel des Todes zu Pferde sitzen; auch sagt der Mann Gottes: „Und ich sah auch Pferde im Gesicht, und diejenigen, die darauf sassen, hatten feurige und schwefelige und gelbe Panzer, und die Häupter der Pferde waren wie die Häupter der Löwen, und aus ihrem Munde ging Feuer und Rauch und Schwefel.“

Die Legende eines italienischen Heiligen erzählt: „Als einstmals ein Lehnsmann aus Versehen ein schönes Pferd seines Herrn getödtet hatte, wurde er auf Befehl des Letzteren in den Kerker geworfen und in Ketten gelegt.

„Der Heilige ging zu dem Herrn und bat ihn, den armen Gefangenen wieder frei zu lassen, aber er konnte Nichts erlangen. Hierauf machte er das Pferd wieder lebendig und gab es seinem Herrn wieder.“

Bewegte sich das Pferd auch häufig unter den Heiligen, so konnte es doch nicht umhin, auch bei grausigem Höllenspuke mitzuwirken. So ist das schwarze Pferd der Leonore und sein höllischer Galop wohl hinreichend

bekannt, eben so das schwarze Pferd, auf welchem nach der griechischen Ballade der Geliebte der Arete reitet. Wem wäre wohl die Sage von dem wilden Jäger, dessen Gefolge auf lauter schwarzen Pferden ritt, unbekannt?

Zu jeder Zeit standen die schwarzen Pferde in dem Verdachte, besondere Lieblinge des Geistes der Finsterniss zu sein. Ein schwarzes Pferd galt ehemals als ein verhängnissvolles Thier, welches seinem Herrn Unglück bringen musste. Wie viele Geschichten von schwarzen Pferden lassen sich aufzählen, auf welchen Teufel, Besessene, Verdammte und bisweilen Belzebub selbst ritten.

Wer kennt nicht das Abenteuer des Pferdehändlers auf dem Berge Eldon, den Walter Scott ein schwarzes Ross an einen ehrwürdigen Greis verkaufen lässt, der ihn dann um Mitternacht in seinen grossen Stall führte, worin viele Pferde standen, die alle regungslos waren. Neben jedem Pferde stand ein ebenso regungsloser Krieger. „Alle diese Männer," sagte der Greis, „werden am Tage der Schlacht bei Sheriffmoor aufwachen."

Wer hat nicht geschaudert bei jener merkwürdigen Geistergeschichte, die Oderic Vital erzählt, und die sich im zehnten Jahrhundert zugetragen haben soll. Wie unheimlich muss es dem armen Priester zu Muthe gewesen sein, als er jener Schaar Teufel und Verdammter begegnete, welche alle auf schwarzen riesengrossen Pferden ritten.

Waren die schwarzen Pferde in der Gewalt des Teufels, so wurden die weissen Pferde hingegen von den Engeln geritten. So oft Gabriel oder Michael in den Legenden auftreten, reiten sie immer auf einem weissen Pferde.

Die weisse Farbe wurde auch als ein Zeichen der Ehre und des Vorzuges betrachtet.

Im Alterthum wurde von allen Völkern für die religiösen Feste stets ein weisses Pferd gewählt; wollte man Geschenke machen, oder musste man Tribut zahlen, so geschah dies auch mit weissen Pferden.

Eben so war es im Mittelalter der Fall. Die Päpste und die Kaiser zeigten sich öffentlich nur auf weissen Pferden.

Der König Johann ritt bei seinem Einzuge in London ein prächtiges weisses Pferd, während der schwarze Prinz neben ihm auf einem schwarzen Paradepferde sass.

Auf weissen Pferden ritten auch die verhängnissvollen Töchter Odin's; die Araber verherrlichen das weisse Ross in ihren Liedern, und auf einem weissen Pferde gewann Napoleon die Schlachten von Marengo, Austerlitz und Jena.

Wir müssen hier noch jener Zaubermärchen der lieblichen Feen der schottischen Berge und der bretagnischen Thäler erwähnen, in welchen des Pferdes gedacht wird. Wenn die Pferde auf der Weide am Morgen feuchtes Haar und heissen Athem hatten, so glaubte man, dass sie während der Nacht von Feen geritten wurden. Ihre Mähne ist gelockt und in zierliche Zöpfe geflochten, — das hat die Hand der Feen gethan. Die ganze Nacht haben sie

sich mit den Pferden lustig und fröhlich auf den lichten Plätzen grosser Wälder getummelt.

Die bekanntesten Pferdenamen, die wir aus der Geschichte und den Romanen kennen lernen, sind folgende: Abscher, Pferd des Antar; Babieca, Pferd des Cid; Broiford und Flori, Pferde des Dänen Eger; Belche, Pferd des altdeutschen Helden Dietleib; Viellantin, Melanie und Bride d'or, Pferde Roland's; Falke, das Pferd Dietrichs von Bern u. s. w., — dann den Hippogryfen, den Ariosto in der Luft fliegen lässt; das hölzerne Pferd Kroppart's, Königs von Ungarn; das hölzerne Pferd, auf welchem Peter aus der Provence die schöne Magelone entführte, und welches mittels eines Zapfens, den es auf der Stirne hatte, gelenkt wurde; es hiess Clavilegne oder Chevillard.

Malambruno schickte es dem Ritter von La Mancha, und als der gute Sancho es ritt, erschien ihm die ganze Erde nicht grösser als ein Senfkorn, und die Menschen, die darauf herumliefen, nicht grösser als Haselnüsse.

Kambustan, König der Tartarei, hatte ein broncenes Pferd, auf dem er durch die Luft ritt, und das er mittels eines Zapfens lenkte, welcher dem Pferde im Ohr stak.

Pacolet, welcher auch ein hölzernes Pferd war, wurde von Valentin, dem Neffen des Königs Pipin, geritten.

Die berühmte Rosinante diente dem loyalsten der Ritter, dem Don Quixote, als Schlachtross, und die Stute Alfana hatte keinen andern Fehler, als den, dass sie todt war.

Aber das berühmteste aller Pferde war der bekannte Bayard; nie gab es, noch wird es je ein so ausgezeichnetes Pferd geben, mit Ausnahme des Bucephalus, des Pferdes Alexanders des Grossen.

Wer kennt die Geschichte der vier Söhne Haimons nicht?

Wer hat nicht in seinem Leben ein Mal diese tapferen Ritter mit dem Drachenhelm und den Schnabelschuhen gesehen, die stolz auf dem etwas langen Rücken Bayards ritten?

Ein Wald im Brabantischen soll nach dem berühmten Bayard den Namen „Maerdael“, d. h. Rossstall erhalten haben. In diesem Walde sieht man noch die Krippe des herrlichen Pferdes, so wie einen sehr grossen Stein, den es mit seinen Füssen so heftig geschlagen hat, dass man noch jetzt die Spuren davon sieht.

In der Nähe des Waldes liegt das Dorf Eygenhoven d. h. Wohnstätte des Pferdes.

Das Wappen dieses Dorfes enthält den Bayard, auf welchem die vier Söhne des Haimon reiten.

Die Erinnerung an zwei berühmte Rosse ist in der Geschichte auch mit dem letzten Tage der gallischen Nationalität verknüpft: das Pferd Cäsars mit Menschenfüssen weissagte seinem Herrn, dass er die Herrschaft der Welt haben würde; Vercingetorix ritt, mit einer glänzenden Rüstung angethan, auf einem prächtigen Rosse vor das Zelt Cäsars und überbrachte ihm selbst das Schwert, das so lange den Sturz seines Vaterlandes verzögert hatte.

Wie die Pferde des Pallas und des Hippolyt, so empfanden auch die Pferde der Ritter Trauer über den Tod ihrer Herren. In dem bretagnischen Gedichte Lez-Breiz ist das Pferd des Ritters an seinem Grabe geblieben. Marie von Frankreich hat diesen Gedanken in dem Liede Gradlon-Meur entwickelt.

Auch bei den nordischen Völkern finden wir, wie bei Homer und in den indischen epischen Gedichten, dass die Pferde Leid und Freud mit ihren Helden theilen, im Glücke stolz, im Unglück traurig sind, den Kummer tragen und sich des Sieges freuen, ja selbst Thränen vergiessen und wie der Hengst Dulcefal des Menschen Rede verstehen.

Das spanische Pferd.

Das schöne Iberien hat schon im grauen Alterthum den civilisirten Nationen vielfältigen Stoff zu poetischem Aufschwunge gegeben; hier erhoben sich die Säulen des Herkules; hier bewachten Drachen die goldnen Äpfel der Hesperiden; hier gab es grosse Heerden von Stuten, welche, vom Winde geschwängert, Fohlen gebaren, die ihres Vaters Schnelligkeit erbten.

Selbst die grössten Schriftsteller Rom's, Plinius, Varro, Columella und Älian sprachen von dieser Allegorie, wie von einer streng wahrhaften Sache, und Virgil verewigte sie in seinem Gedichte „Georgica."

Diese Fabel lässt sich durch die Vermischung der Stuten mit wilden Pferden, oder durch das Vorhandensein ungezählter Heerden erklären.

Spanien hatte einen ungeheueren Reichthum an berühmten Pferden, welche weniger durch Ausdauer, als durch Schönheit und Schnelligkeit sich lange Zeit zunächst jenen der Barbarei und Arabiens im Range erhielten. Besonders berühmt waren die asturconischen Pferde wegen der Eigenschaft, den spanischen Tritt oder wenigstens eine Art Pass sehr leicht zu erlernen.

Der Verkehr zwischen Spanien und Afrika war stets ein lebhafter, wenn auch mitunter ein blutiger; hieraus ergab sich auch die Abstammung des spanischen Pferdes in gerader Linie von Afrika. Das ursprüngliche spanische Pferd war das arabische Pferd selbst, welches nach Europa versetzt worden war und sich hiebei ein wenig verändert, aber nicht verschlechtert hatte.

Während der Jahrhunderte, welche zwischen der Entdeckung Iberien's durch die Phönizier und dem Einfalle der nordischen Barbaren verflossen waren, hatte sich dieses Land rasch auf den Gipfel seines Ruhmes emporgeschwungen und sein Pferd dahin mit sich genommen.

Es wurde dieses ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und eines wohlverdienten Rufes, welcher durch Jahrhunderte ungeschmälert blieb.

Strabo stellt die Pferde der Celtiberier in Bezug auf Schnelligkeit den parthischen Pferden gleich, eine Eigenschaft, die man ganz besonders an ihnen rühmte, und welche die Römer bewog, die zu den Spielen des Circus bestimmten Pferde vorzüglich aus Spanien zu holen.

Eben so schätzte man die Gelenkigkeit ihrer Glieder, die Leichtigkeit ihrer Bewegungen und ihren gemessenen Schritt.

Die Geschichtschreiber und Dichter rühmen einstimmig die Eigenschaften dieser herrlichen Pferde, mit denen damals ein ausgebreiteter Handel getrieben wurde. Im Allgemeinen hatten sie graues Haar und waren getiegert.

Die ausgezeichnetsten Pferde waren von Kalpe; schnell, kräftig, majestätisch, erinnerten sie an die berühmten numidischen Pferde jenseits der schmalen Meerenge, von welchen sie abstammten. Diese vortreffliche Race traf man in ganz Bätica an, welches Asturien, Galizien und Andalusien umfasste, und stammen von ihr die im Mittelalter so berühmt gewordenen Klepper *(genêts)* ab.

Spanien wurde auf den Münzen durch ein springendes Pferd dargestellt.

Als Abu Bekr der Nachfolger Muhammed's, die kriegerischen Araber zu den Fahnen rief, um den Glauben des Alcorans auszubreiten, die Erkenntniss des wahren Gottes zu fremden Völkern zu bringen und selbe zugleich zinsbar zu machen, so erblickte man von der nördlichen Spitze des Belis am Euphrat bis zur Meerenge Babelmandeb auf der Südseite, von Bassora am persischen Meerbusen auf der Ostseite bis nach Suez und dessen Umgegend am rothen Meere gegen Westen, zahllose Schaaren, welche diesem Rufe aus eigenem Antriebe, ohne Disciplin und Zucht, ohne Waffen und Kleidung, aber voll Eifer und religiösen Feuers und mit dem frohen und sicheren Vertrauen auf die glücklichen Erfolge der ersten Kriege des Propheten und dessen glänzende Verheissungen folgten.

Ohne von der Kriegskunst die geringste Kenntniss zu haben, zogen sie den grossen Wegen nach; stellte sich ihnen ein Feind entgegen, so ward er angegriffen; verschloss ihnen eine Festung den Weg, so ward sie erstürmt. Durch Gebet bereiteten sie sich zur Schlacht vor, und häufig hielt der Anführer noch eine Anrede. War man glücklich, so verfolgte eine schnelle Reiterei den flüchtigen Feind und machte Alles nieder, was aus der Schlacht entronnen war. Drang man nicht durch, so wiederholte man zwei, drei, ja sechs bis acht Tage lang solche Anfälle. Gewöhnlich jedoch siegte man den ersten Tag, denn der Prophet war gewohnt des Abends zu siegen.

Ihrem tollkühnen Muthe und der Schnelligkeit, mit der sie ihre Siege erfochten, konnten die zahlreichsten Heere und die stärksten Plätze nicht widerstehen.

Schon in den ersten Jahren gestalteten sie ihre Heere in Reitertruppen um, und der Islam, welcher im Jahre 623 in der Schlacht bei Bedr nur zwei Reiter gehabt hatte, zählte dieselben bald nach Hunderttausenden.

In weniger als zwanzig Jahren huldigten Arabien, Palästina, Egypten und der grösste Theil von Persien den Nachkommen des Propheten.

Als dieses Volkes Feldherr, Tarik Ben Zeid, an der Spitze von vierhundert auserlesenen Reitern die Küsten Spaniens im Jahre 711 recognoscirt hatte, war er endlich mit einem grösseren Heere auch dahin übergesetzt, verbrannte sodann seine Schiffe und durchzog ungehindert das Land von

Algezira und Sidonia und verbreitete Schrecken bis zu den Gestaden der Guadiana.

Alarichs Nachfolger, durch die Lage des Landes sich sicher wähnend, sass sorglos auf Spaniens Throne; die Mauern der Städte waren zerfallen, der Adel und die Bürger des Krieges unkundig; nirgends waren Waffenvorräthe. Roderic erschien daher nur ungerne in Waffen, und nur ungerne folgten ihm die verweichlichten Grossen, als plötzlich der Kriegsruf von den Gestaden des Mittelmeeres herüber erschallte.

In den Ebenen von Guadalete — das heutige Xeres bei Cadix — wurde die Sache der Gothen unwiderruflich entschieden. Hier trafen die beiden Heere auf einander (19. bis 26. Juli 712). Unter ihren Fusstritten, sagen die arabischen Schriftsteller, seufzte und erbebte die Erde. Unter den Streichen Tarik's fand der Beherrscher der Gothen sein Ende. Des Königs Fall war das Zeichen zur Flucht für die Christen; drei Tage dauerte die Verfolgung, worauf sich dann die Araber nach allen Seiten im Lande verbreiteten und jenes Spanien in wenig Monaten überschwemmten, das — wie Gibbon sagt — im roheren und minder geordneten Stande zweihundert Jahre Rom's Waffen widerstanden hatte.

Der hohe Werth, welchen die alte Welt auf die celtiberischen Pferde legte, wuchs noch seit dem Einfall der Araber in die Halbinsel. Der gelehrte Pferdekenner von Morris sagt hierüber: „Als die Mauren im Jahre 711 Spanien eroberten, fanden sie theils die berühmte iberische Race vor, welche seit Jahrhunderten bei den römischen und griechischen Wettrennen den Sieg davon trug, und theils jene Reiterei, welche sich so oft mit der Tapferkeit der Römer gemessen hatte. Die gothische Race, die spanischen Racen, die aus arabischen oder aus afrikanischen Pferden abstammten, hatten nach einander grosse Modificationen erfahren. Es gab also damals in Spanien erstens einheimische Pferde, nordische Pferde und endlich Pferde, die aus der Kreuzung dieser beiden Gattungen entstanden waren.

Die Mauren besassen Spanien siebenhundert Jahre lang; während dieser Jahrhunderte, indem sie beständige Kriege mit den Christen führten oder in Handelsverbindungen mit ihnen standen, wurden durch die Kampfmethode beider Völker neue Kreuzungen nöthig. Die Mauren mussten darauf denken, ihren Pferden die Kraft des Widerstandes zu geben, die erforderlich war, um den Angriff der starken Schlachtrosse der christlichen Reiter auszuhalten; diese mussten ihren Pferden die grosse Schnelligkeit zu geben suchen, wodurch sich die Pferde ihrer Feinde auszeichneten.

Diese Kreuzungen, welche von den christlichen und maurischen Fürsten mit Kenntniss und Geschmack geleitet wurden, hatten die andalusische Race zur Folge, deren Ruf und Werth unbestreitbar sind. Auch einige unserer besseren Racen stammen daher.

Die Araber, welche sich in Spanien niedergelassen hatten, standen vier Jahrhunderte lang an der Spitze der ganzen civilisirten Welt, und das Andenken an die glänzenden Turniere und Ringelreiten der Mauren von Granada

und Cordova hat sich bis jetzt noch in dem Gedächtnisse der Völker ein Plätzchen bewahrt.

Aus diesen kriegerischen Festen der Araber und den mehr barbarischen aber kräftigen Spielen der Männer des Nordens entstanden die Gebräuche jenes romantischen Ritterthums, deren poetische Traditionen uns Roman und Geschichte bieten.

Während dieser glänzenden Periode widmete das edle Pferd alle seine Kräfte dem Ruhme und den Vergnügungen der Menschen, erhielt aber hiefür auch von diesen eine fast unglaubliche Anerkennung seiner Leistungen und eine Werthschätzung, von welchen die Geschichte mehrere hervorragende Beispiele uns aufbewahrte; so verkaufte ein Maure die Stadt Botam an das Kloster Lorvan für eine trächtige Stute.

Die Chalifen Abderrahman III. und Almansor errichteten grossartige Gestüte und liessen aus der Barbarei und aus Syrien die schönsten orientalischen Pferde kommen; auch machte im zehnten Jahrhundert der Grossvezier Abdelmalek-ben-Scheid dem Chalifen Abderrahman III. ein Geschenk von fünfzehn arabischen Pferden.

Von Almansor lesen wir, dass er 600.000 Mann Infanterie und 200.000 Mann Cavallerie auf den Beinen gehabt habe. Die Cavallerie scheint die Blüte des Heeres gewesen zu sein und zeichnete sich besonders durch ihren ungestümen Angriff aus. Die leichte Cavallerie war grösstentheils mit Mauleseln beritten.

Die Bewaffnung der Reiterei bestand aus einem Panzerhemde, einem leichten stählernen Helme, einem mit Leder überzogenen Schild, einem kurzen Speer und krummen leichten Säbel. Das Fussvolk, fast ohne Schutzwaffen, war nur mit Speeren versehen. Die Christen dagegen, besonders die Ritter, waren ganz in Stahl gepanzert, wie wir die Ritter dieser Periode bei allen andern Völkern finden.

Unter Almansors Regierung mussten die Wali's und Kadi's jährlich zweimal gegen die Christen, einmal im Frühjahr und einmal im Herbste, zu Felde ziehen. Sie hatten zu diesem Behufe die Rabiten (Grenzritter), die ein sehr strenges kriegerisches Leben führten, sich freiwillig stets in Waffen befanden und das Gelübde abgelegt hatten, die Grenzen gegen die christlichen leichten Truppen (Almogawaren) zu vertheidigen, zu ihrer Verfügnng.

Unverdrossen, in allen kriegerischen Übungen gewandt, geschickt und unermüdlich, durften sie nicht fliehen und mussten den Tod der Flucht vorziehen.

Die Schlachten der spanischen Araber trugen ein ganz anderes Gepräge, als die ihrer afrikanischen Landsleute. Vor denselben fanden häufig Zweikämpfe Statt, bei welchen sich die ganze Zartheit des Benehmens der christlichen Ritter auch bei den Mauren offenbarte; doch waren bei selben die Christen den Heiden gewöhnlich überlegen.

In der Schlacht an der Osma — einer der blutigsten, die je auf spanischem Boden geschlagen wurde — vermochte Mustafa, Almansors Unterfeld-

herr, seinem Herrn nur drei Ritter im ganzen Heere zu nennen, die es im Zweikampfe mit einem kastilianischen Ritter aufnehmen konnten. Seine Behauptung wurde auch durch folgende Begebenheit bestätigt:

Ein junger Spanier nämlich erschien wohlbewaffnet vor dem feindlichen Heere und forderte einen Moslim zum Zweikampfe heraus. Zwei Saracenen-Ritter, welche die Ausforderung angenommen hatten, wurden nach einander von dem Christen unter dem grössten Beifallsgeschrei seiner Landsleute getödtet.

Höhnend frug er hierauf, ob nicht ein Dritter da sei, der mit ihm kämpfen wolle, und als sich dieser fand, erlag auch er nach kurzem Kampfe dem Degen des tapferen spanischen Ritters.

Triumphirend kehrte dieser zu den Seinen zurück, jedoch nur, um das Pferd zu wechseln und von Neuem das vorige Spiel zu wiederholen. Sein Ross war mit dem Felle eines wilden Thieres bedeckt, dessen Tatzen an der Brust des Pferdes in einem Knoten verschlungen herabhingen, und die wie Gold glänzten.

Almansor jedoch hatte den Seinen verboten, einen neuen Kampf anzunehmen. Als sich aber Mustafa, der tapfere Unteranführer, selbst hiezu erbot, erhielt er von Almansor die Genehmigung dazu.

Als er nun gegen den Castilianer ansprengte, frug ihn dieser, wer er unter den Moslims sei? — Da schwang der Saracene die Lanze und entgegnete: Hasa Ginsi, hasa Nasbi (das ist mein Geschlecht, das mein Stammbaum). Beide Ritter kämpften dann mit grosser Geschicklichkeit, bis endlich der Castilianer bei einer Wendung seines Pferdes durch seinen Gegner vom Pferde gestochen wurde. Der Kopf des Castilianers, den er vom Rumpfe trennte, verbürgte den Moslims den Sieg ihres tapfern Feldherrn.

Was die Anlage zu Schlachten anbelangt, so findet man darin nicht selten viel Geschicklichkeit und Plan. Als Almansor im Jahre 995 an den Ufern des Duero, zwischen Alcocer und Longa, gegen Garcias in Waffen stand, durfte er der Stärke der feindlichen Stellung wegen nicht sonderliche Vortheile hoffen. Er gab daher seinem Vordertreffen den Befehl, nach einigen lebhaften Angriffen gleichsam den Anstrengungen des Feindes zu weichen. Das Mitteltreffen erhielt denselben Befehl.

Als nun, wie sich die arabischen Schriftsteller ausdrücken, die christlichen Schaaren wie losbrechende Bergströme unter fürchterlichem Geschrei von den Bergen herabstürzten, um die Saracenen zu verfolgen, da warf sich die Reiterei der Reserve und der beiden Flügel auf die Christen, und obwohl sie verzweifelt fochten, so brachte sie doch dieser unvermuthete Angriff in Verwirrung, und verursachte eine grosse Niederlage. Garcias wurde schwer verwundet und gefangen.

Das Merkwürdigste hiebei ist, dass Almansor durch einen seiner Dichter die Resultate der Schlacht gerade so, wie sie ihm der Sieg gewährte, schon vor derselben hatte besingen lassen, — ein herrliches Mittel, um die Phantasie seiner Saracenen recht aufzuregen.

Bei diesem muslimischen Heere Spaniens hatte sich manche Sitte ihrer Väter erhalten; so das allgemeine und inbrünstige Gebet zum Propheten vor der Schlacht, und das Abspeisen des ganzen Heeres nach einem erfochtenen Siege.

Almansor pflegte dabei von Zelt zu Zelt zu gehen, und da er ein so ausserordentliches Gedächtniss besass, dass ihm die Namen fast aller Soldaten bekannt waren, so nannte er die, welche sich am meisten ausgezeichnet hatten, mit Namen und lud sie zu seiner Tafel, wo er sie mit Auszeichnung behandelte.

Übrigens hatte das Kriegswesen der Araber in Spanien zur Zeit des Hadschibs Almansor seinen Culminationspunkt erreicht. Fünfzig Siege, die er erfochten, beurkunden hinlänglich seinen persönlichen Ruhm und seine Einsicht.

Was aber die Araber höher stellt, als alle andern gleichzeitigen Völker, ist: dass sie damals schon die Kriegskunst als eine Wissenschaft betrachteten, welche ein Feldherr erlernen müsse.

Vom Schlachttage zu Guadalete bis zu dem Tage, wo Boabdil, der letzte König von Granada, auf dem Berge Padul über den Verlust des schönen Landes bittere Thränen weinte, waren sieben Jahrhunderte verflossen, und während dieses langen Zeitraumes wetteiferten Könige, Emire, Chalifen und Sultane in der Veredlung der Pferde und in der Gründung von Gestüten, deren Spuren noch immer in dem Blute der gegenwärtigen Pferde zu erkennen sind.

Frankreich und England versuchten ihre ersten Kreuzungen mit spanischen Pferden.

Die Geschichtschreiber behaupten, dass das spanische Schlachtross, der prächtige andalusische Klepper, weder von einem Pferde des Alterthums, noch der neuen Zeit übertroffen wurde; von hohem Wuchse, mit einem majestätischen Halse, dicken Kopfe und breiten Gliedern, besass es zugleich die Schnelligkeit und Gelenkigkeit des südlichen Pferdes und die Kraft, Zahmheit und Geduld des nordischen. Solleysel rühmt sowohl seine Figur, seine stolzen Bewegungen, wie seinen Muth; er versichert Pferde gesehen zu haben, die trotz der Wunden, aus welchen ihnen die Eingeweide heraushingen, ihren Reiter mit eben solchem Stolze hinweg und in Sicherheit brachten, als sie in die Schlacht gegangen waren.

Gegenwärtig sind aber die spanischen Pferde leider sehr zurückgekommen, und Spanien selbst erkennt an, dass seine Pferderacen seit langer Zeit ausgeartet sind.

Das gewöhnliche spanische Pferd hat nichts Besonderes mehr; die Hufe und Schenkel sind zwar gut, allein die Vorhand ist schwer, und trotzdem ist der hintere Theil der Brust nicht genug entwickelt.

Es hat einen gebogenen, zu grossen Kopf, hoch aufgesetzten, schön gebogenen Schwanenhals, einen etwas starken Leib, eine lange runde Kruppe mit nicht zu hoch angesetztem Schweife, welche zu viel Ähnlichkeit mit der

eines Maulthieres hat, starke Schultern, kräftige Vorderschenkel, hohe Unterfüsse, stark gerundete Ober- und breite Unterschenkel der Hinterfüsse und häufig lange, durchtretende Fesseln; durch die kurzen Vor- und Oberarme und längeren vorderen Schienbeine wird sein erhabener stolzer Gang erzeugt, welcher es so vorzüglich zum Schulpferd befähigt.

Zur Verschlechterung der spanischen Racen haben verschiedene Ursachen beigetragen, wie z. B. das Abnehmen der Pferdeliebhaberei in der Nation unter den christlichen Königen, welche auf die Zegris und Abencerragen folgten; die Vernachlässigung des Ackerbaues und das Gold der neuen Welt, welches das Volk träge machte; ferner wurden von den Königen, namentlich von Carl III. fremde Pferde eingeführt; so die neapolitanischen, welche den spanischen Pferden zwar einen hohen Wuchs gaben, aber den ursprünglichen Charakter benahmen; endlich gewann sogar der Esel und das Maulthier bei dem faulen Volke die Oberhand.

Um diesem Übelstande abzuhelfen, verbot Alphons dem ganzen Adel — aber erfolglos — das Reiten der Maulthiere.

Die Pferde von Estremadura und Granada, besonders aber die andalusischen, werden gegenwärtig noch am meisten geschätzt.

Berenger, auf dessen Urtheil man sich verlassen kann, beschreibt ihre Vorzüge und Fehler folgendermassen: „Der Hals ist lang und gebogen, etwas dick, aber mit einer schönen fliegenden Mähne versehen; der Kopf mag ein wenig zu plump sein, die Ohren sind lang, die Augen gross und voll Feuer. Die Brust ist breit, die Schulter etwas beladen, der Bauch häufig zu gross, und die Lende etwas zu nieder, dagegen sind die Rippen gehörig gerundet und die Kruppe ist rund und muskulös; die Schenkel sind gut gebaut, und die Sehnen frei liegend, der Gang ist frei und thätig, ihre Haltung stolz und edel; überdies besitzen sie ein vorzügliches Gedächtniss und sind neben ihrem Muthe ausserordentlich folgsam.

Zu den besten spanischen Gestüten zählte man jenes der Karthause zu Xeres. Lange Zeit hindurch erfüllte der Ruf dieses Gestütes, von dem man gegenwärtig nur mehr Ruinen sieht, ganz Europa, denn in diesem Kloster züchtete man die berühmtesten andalusischen Pferde, wovon die Gegend von Xeres noch heutigen Tages kostbare Reste besitzt.

In dem Gestüte von Aranjuez, welches den Königen von Spanien gehörte, und dessen Filiale das Gestüt von Cordova ist, züchtete man Pferde, die unter dem Namen *Hacas de la Reyna* (Passgänger der Königin) bekannt sind und durch ihre Gelenkigkeit, durch die Feinheit ihrer Glieder, die Schönheit ihrer Formen, durch ihren runden Kopf und durch die eigenthümlich hellgelbe Farbe ihrer Haare, die sich seit vielen Generationen gleich geblieben ist, dem Gestüte einen grossen Ruf erworben haben.

Es ist gegenwärtig Spaniens vorzüglichstes Gestüt; in den letzten Kriegen hatte es viel gelitten, hat aber seit einigen Jahren seinen Ruf wiedererlangt. Es besitzt mehrere Hundert schöner Stuten und zahlreiche Hengste, von denen einige englisches Vollblut sind. Es steht unter der Aufsicht des

Herzogs San Carlos, dessen Ideen Spanien befolgen muss, wenn es seiner spanischen Pferderacen Wiedergeburt feiern will.

Trotz den vorhandenen, sehr guten Gesetzen und Vorschriften zur Beförderung der Pferdezucht, thun die Spanier aber sehr wenig für ihre Pferderacen. Blos in den Königreichen Cordova, Sevilla, Granada, Murcia und in der Provinz Estremadura macht man eine löbliche Ausnahme davon, indem man sich hier der Pferdezucht mit vieler Fachkenntniss widmet und hiebei von dem glücklichen Umstande unterstützt wird, dass die localen Verhältnisse zum Gedeihen der Pferderacen ungemein beitragen; andererseits geniessen diejenigen, welche sich dieser edlen Beschäftigung widmen, grosse Vortheile und Belohnungen. So darf z. B. der Besitzer von zwölf Zuchtstuten und drei Hengsten wegen Schulden nicht verhaftet werden und ist von Einquartierung, Abgaben, Requisitionen, von Vormundschaften und endlich von allen Lieferungen für die Armee befreit. Wer sechs Stuten besitzt, geniesst nur einen Theil dieser Begünstigungen u. s. w. Bei solchen Prärogativen verdiente eine Nation, die so für ihre Interessen sorgt, wohl mit Recht durch Jahrhunderte hindurch den Vorrang vor vielen andern Nationen in Bezug auf Pferdezucht.

An mehreren Orten Spaniens sind neuerer Zeit Wettrennen in's Leben getreten, welche jedoch weder zeitgemäss noch allgemein genug sind. Bei den Stiergefechten, welche als Nachahmung der ehemaligen Circusspiele in Spanien allen Revolutionen widerstanden haben, ist das Pferd nicht der Held, sondern leider das Opfer, das die Rolle jenes unglücklichen Gladiators spielt, der zu Cäsar sagte: „Willig sterbend grüss ich Dich."

In Andalusien bestehen Gesellschaften, welche Maestranza heissen und Reitkunst und Pferdezucht zum Zwecke haben. An gewissen Tagen führen ihre Mitglieder in rothen goldverbrämten Kleidern und mit den Farben ihrer Schönen geschmückt, auf Pferden mit vergoldeten Hufen reitend, Spiele aus, welche an jene der Mauren erinnern, auch stechen sie nach dem Ringe oder nach dem Pfahle.

Die spanischen Pferdevereine haben die Devise angenommen:

„*Pro republica est, dum ludere videmur.*"

(Unsere Spiele haben die Wohlfahrt des Staates zum Zweck.)

Sie ist so schön, dass sie es wohl verdiente — meint Löffler — die Devise des Sports aller Nationen zu sein; auch gibt sie das Zeugniss, dass in den Herzen der Söhne Iberiens noch immer die alte Liebe zum Pferde wurzelt. In Spanien füttert man die Pferde mit Strohhäcksel und etwas Gerste. Als die französische und englische Cavallerie während des Krieges in Spanien stand, wurden ihre Pferde durch die schnelle Veränderung des Futters sehr geschwächt, und eine grosse Sterblichkeit brach unter ihnen aus; allein nachdem sie diese Fütterungsweise gewohnt worden waren, stellten sich die Kräfte und das Feuer wieder ein, und die Sterblichkeit hörte ganz auf.

Eine Anekdote, welche von dem Muthe des spanischen Reiters und seines Pferdes Zeugniss gibt, erzählt Löffler, wie folgt:

„Unter den schönen Ruinen, welche Spanien bedecken, bemerkt man einen verfallenen Aquäduct, der dazu bestimmt war, das Wasser von der Brücke von Armantera nach Tarragona zu leiten. Dieser Aquäduct, der aus einer Doppelreihe von Arkaden besteht und einer der am besten erhaltenen ist, zeichnet sich durch die schönen Reliefs seiner Schwibbogen aus. Oben auf dem Aquäduct lief eine einfache, mehr oder weniger tiefe, aber sehr enge Rinne.

Ein Reiter hatte eine Wette gemacht, dass er auf dieser Rinne in ihrer ganzen Länge reiten wollte; er hatte jedoch nicht bemerkt, dass sie gerade an der Stelle, wo das Thal darunter sehr tief ist, von einer breiten Bresche unterbrochen war. Als das Pferd an dieser Stelle angekommen war, konnte es nicht umkehren, und es wäre ein Schimpf für den Reiter gewesen, wenn er abgestiegen und zu Fuss zurückgegangen wäre. Er gab seinem Pferde die Sporen; dieses schwang sich über die Kluft, vollbrachte den Sprung und gewann die Wette.

Es gab eine Zeit, wo auch das portugiesische Pferd sehr berühmt war. Der römische Geschichtschreiber Justinus vergleicht auch seine Schnelligkeit mit jener des Windes; dagegen sagt Berenger, welcher zu einer Zeit lebte, als der Ruhm der spanischen Pferde noch nicht verklungen war, Folgendes: „Die portugiesischen Pferde stehen in keinem Ansehen und sind von denen des Nachbarlandes Spanien so verschieden, wie Schlehen von Trauben.“

Er erklärt dies mit der Bemerkung, dass man in Portugal mehr für Rindvieh-, Maulthier- und Eselszucht eingenommen gewesen sei und vorgezogen habe, die wenigen Luxuspferde, deren man bedurfte, aus Spanien zu beziehen.

Die Regierung beabsichtigte jedoch hierin eine Änderung zu bewirken und hat hiezu in den Vierziger Jahren eine genügende Anzahl von andalusischen und Berber-Pferden bestimmt.

Die spanische Reitkunst rivalisirte lange Zeit mit der italienischen und französischen Schule.

Durch die Kämpfe mit den siegreichen Mauren hatte die Kriegskunst der Spanier ein doppeltes Gepräge erhalten. Während sie einerseits dem tapfern Verhalten und Dreinschlagen ihrer Ahnen treu geblieben waren, hatten sie andererseits eine Leichtigkeit und Gewandtheit im Kriege erlangt, in der sie es allen gleichzeitigen christlichen Völkern zuvorthaten. Durch die letztere, welche sie mit einer Ausdauer und Fähigkeit verbanden, wie man sie nur hie und da bei den Deutschen findet, waren sie den Franzosen besonders furchtbar geworden.

Selbst die Deutschen, an deren Seite sie über 50 Jahre lang fochten, deren Kämpfe und Siege sie immer theilten, oft vorbereiteten und entschieden, betrachteten die ringfertigen und behenden Hispanier mit einem an Bewunderung grenzenden Erstaunen.

Die schwere Reiterei der Spanier war ziemlich auf demselben Fusse wie die französische organisirt, nur dass sie in geringerer Zahl beim Heere

vorhanden war. Gewöhnlich waren ihre Homme d'armes-Geschwader stark mit Italienern untermengt, welche sich nicht nur in den niederen, sondern auch in den höheren Stellen befanden.

Oft besser beritten als die Franzosen, mit vortrefflichen Waffen versehen, in Stahl gehüllt, wie jene, fochten sie ganz so wie sie; nur wurden sie von den französischen Rittern beschuldigt, nicht immer in ganz ritterlicher Weise im Kampfe vorgegangen zu sein, öfters ihre Streiche und Stiche mehr gegen die Pferde, als gegen die Reiter geführt zu haben. Sonst stritten sie mit diesen nicht allein um den Sieg, sondern auch um den Preis der Stärke, Gewandtheit und ritterlicher Sitten.

Sehr oft fochten sie im Zweikampfe auf einem geebneten Platze oder in Schranken für die Ehre ihres Königs, ihres Landes und ihre eigene.

Dies waren die *combats en champs clos*, in denen die französischen und spanischen Ritter um den Vorzug ritterlicher Tugend und Sitte kämpften, von denen Ariost die Gemälde seiner Helden entlehnte — der Tummelplatz, wo unter Imbrecourt, Aubigny, La Palice, Montoison, Fontrailles und Bayard, diesem Vorbilde der französischen Ritterschaft, die Ritter dieses Reiches mit den Hispaniern unter Pedro Navarro, Pedro de Perez, Cordova, Leyva, Pescara, Alva u. A. um die Palme des Sieges und ritterlicher Gewandtheit rangen.

Hier hatte die Ritterschaft ihren Culminationspunkt erreicht, von da an trat ein anderes Element an dessen Stelle, und ihre blühenden Schaaren unterlagen dem Geiste der Zeit, der sich in neuen, kräftigeren, wenn auch nicht immer in poetischeren und edleren Formen offenbarte.

Ganz anders war es mit der spanischen leichten Reiterei, den *genetajos*, welche die gefürchtetsten Gegner der Franzosen waren. Statt der eisernen Schilde und Rüstungen der Ritter hatten sie meistens linnene Schutzwaffen und Schilde von Leder, welche von oben nach unten schmal zugingen; hiebei führten sie dünne Lanzen, mit welchen sie, sich in den Bügeln — *stapedus* genannt — hoch aufrichtend, von oben nach unten stachen.

Überall anprellend, selten stichhaltend, aber stets wiederkehrend, unermüdlich, vortrefflich mit Bogen und Pfeil umgehend, erneuerten sie hier die Kämpfe, wie sie solche mit den Mauren gefochten hatten, eine Kriegsart, die auf diesem Schauplatze eben so neu war, als sie überraschend wirkte.

Das spanische Fussvolk war schon im Jahre 1485 auf einen regelmässigen Fuss nach dem nicht besonders zu empfehlenden Muster der französischen Infanterie gesetzt worden. In Quadrillen zu fünfzig Mann getheilt und für grosse Bewegungen in tercias von fünfhundert bis zweitausend Mann gebildet, entwickelte es sich durch die 150 Jahre, durch welche es fast nicht vom Kampfplatze kam, zum ausgezeichnetsten Fussvolke, welchen Ruhm es, die Vortrefflichkeit der Deutschen und Schweizer in sich vereinend, durch eine strenge Disciplin zusammengehalten und von vortrefflichen Officieren angeführt, auch durch lange Zeit behauptete.

Es bestand meist aus Leuten, welche, ihrer Vergehen wegen von der

spanischen Erde verwiesen, fast immer in Ketten nach Sicilien und Italien gebracht wurden; sie waren grösstentheils von unansehnlicher kleiner Gestalt und wurden von den Zeitgenossen *nains bazanès* und *bisognosi* genannt. Waren sie jedoch in den älteren Banden eingetheilt, so fuhr in sie gleichsam ein neuer Geist, der sie gehorsam, tapfer, ehrbegierig und zu den besten Stützen der Siege Ferdinands, Carls V. und Philipps II. machte.

„Ich wollte lieber Löwen zähmen als diese Leute", sagte Gonzal Fernandez Aghilar de Cordova, ihr Oberhaupt, aber er zähmte sie. Er schuf jene unüberwindliche Verbindung spanischer, italienischer und deutscher Fussknechte, die so lange der Schrecken der Feinde gewesen, welchen damals der schwärmerische Muth der französischen Ritterschaft erlag, und denen vom messinischen Phar bis zu den Gestaden des Nordmeeres Niemand widerstehen konnte.

Das spanische Fussvolk war, ganz im Widerspruche zu dem deutschen, französischen und schweizerischen, mit einer kurzen und dünnen Lanze als Hauptwaffe versehen; ein leichtes Schwert, öfters nur ein Dolch ermöglichte, nach etwaiger Zersplitterung der Lanze, das Nahgefecht fortzusetzen. Diese Lanzenträger waren mit einer Anzahl von Gewehrschützen untermengt, welche im Gebrauch ihrer Scopete besonders gewandt waren.

Der Choc der Massen war unwiderstehlich, und selbst bei nachtheiligen und unglücklichen Gefechts-Verhältnissen flösste die Ordnung dieser Infanterie durch ihre Tapferkeit und ihren Gehorsam dem Gegner die grösste Achtung ein.

Nächst Gonzalvez von Cordova kann der sinnreiche, erfinderische, verschlagene Pedro Navarro als Schöpfer der spanischen Infanterie-Taktik dieser Periode, nämlich zur Zeit Ferdinands des Katholischen, betrachtet werden. Ein gründlicher Kenner der Kriegskunst seiner Zeit, wusste er die Stärke der Infanterie noch durch allerhand künstliche Vorkehrungen zu erhöhen.

Auch die Artillerie, der Ferdinand bereits im Jahre 1485 eine geregelte Form gegeben hatte, hielt sich auf gleicher Höhe mit der Infanterie und Cavallerie und wurde durch den eigenthümlichen Geist, welchen ihr Navarro eingehaucht hatte, eine würdige Genossin der beiden andern Waffen; man findet ihrer in Belagerungen und Schlachten gleich ausgezeichnet erwähnt.

An der Spitze der spanischen Armee, welche Ferdinand nach Sicilien gesandt hatte, und die Anfangs freilich nur 1200 Pferde und 8800 Mann zählte, stand Gonzal Fernandez Aghilar de Cordova, der grosse Capitän. Er hiess deshalb so, weil die Spanier in ihrer Neigung zu hyperbolischen Benennungen, sein Heer die grosse Armada nannten.

Er war in den Kämpfen mit den Mauren gebildet, unermüdlich, voller Einsicht, nie verzweifelnd, unerschöpflich in List und Anschlägen, von der glänzendsten Tapferkeit; mit allen schönen Gefühlen prunkend, aber arglistig und heuchlerisch, ohne Treue und Glauben, war er stets der bereitwilligste Vollführer der Treulosigkeiten eines wortbrüchigen Herrn und spottete frech

der Heiligkeit der Eide. In allen Feldherrnkünsten stand er jedoch unbedingt höher als Alle, die mit ihm oder gegen ihn fochten.

Durch die strengste Disciplin zügelte er seine Schaaren und beherrschte sie durch eine magische Kraft, welche er auf die Gemüther der Soldaten ausübte, die er zu den kühnsten und entscheidendsten Thaten mit sich fortriss; mit der väterlichsten Sorgfalt sorgte er für sie und belohnte die Tapferkeit Einzelner mit fürstlicher Freigebigkeit; er stand aber auch keinen Augenblick an, die Feigen oder Ungehorsamen mit eigener Hand zu tödten.

Er ging in der Ertragung von Beschwerden und Mühseligkeiten allen Andern voran, er war im Glücke nicht zu ermüden, im Unglücke nicht zu erschöpfen oder niederzubeugen und wurde so zur Seele dieser Schaaren, die unter den mannigfaltigsten Verhältnissen beinahe durch anderthalb Jahrhunderte mit gleichem Geiste den Kampf fortführten.

Ausser dem römischen hat kein Heer so anhaltend, ausdauernd und stets erfolgreich gefochten; — es bedurfte erst mehrerer Generationen der schlechtesten Regenten, um die schönen Grundzüge des Charakters zu vernichten, welchen Gonzalvez im Heere geschaffen hatte.

Ihm würdig zur Seite standen Navarro, der erfindungsreichste Soldat seiner Zeit, Leyva, Pescara, Alva, die Farnesen u. A., an deren Namen sich unzählige Erinnerungen aus jener Periode knüpfen, und die theils Leiter, theils Theilnehmer der grossen Begebenheiten waren, welche Aller Blicke nach dem schönen Spanien zogen.

(Fortsetzung folgt.)

Kurze Erwiderung auf den Aufsatz: „Über die Eintheilung einer Escadron in Abtheilungen für den Winter“

in Nr. 10 der „Allgemeinen Darmstädter Militär-Zeitung“ vom 6. März 1869.

Von dem Wunsche beseelt, auch für rein cavalleristische Angelegenheiten den Sprechsaal der Militär-Zeitungen etwas mehr benützt zu sehen, gestattet man sich eine kurze Beleuchtung des eben bezeichneten Aufsatzes [1]).

Etwas Neues in der Hauptsache sagt der Herr Verfasser, wie er selbst zugibt, nicht. Die vorgeschlagene Classeneintheilung besteht, unseres Wissens, ungefähr in allen Staaten, welche ihrer Reiterei die Remonten im Herbste überweisen. — Neu ist aber die gleichsam als Einleitung vorausgeschickte Bemerkung, „dass der einzige Zweck des Bahnreitens im Winter der sei, dass sich der Cavallerist sein Pferd zureite.“ — Mindestens ebenso wichtig scheint es zu sein, dass während des Winters die Leute das Reiten erlernen.

Der Herr Verfasser basirt seine Reflexionen auf die in der norddeutschen Reiterei fest gehaltene Eintheilung einer Escadron in eine Remonten-, eine zweite, erste und eine Recruten-Classe. Selbstverständlich sollen die Reiter, welche in diesem Winter in der ersten Reit-Classe reiten, den kommenden Winter wo möglich befähigt sein, in der zweiten Classe zu reiten, und wenigstens ein Theil der diesen Winter in der letzteren Classe Reitenden soll die Qualification erlangen, das Jahr darauf zur Remontenreiterei verwendet werden zu können. Diese stufenweise Ausbildung der Mannschaften einer Escadron kann man aber gewiss nur während der Winterarbeit und durch diese erzielen.

Viel eclatanter noch ist dies der Fall bei den Recruten, welche während des Winters lediglich lernen und sich gewiss nicht ihre Pferde

---

1) Für jene Leser, denen die „Allgemeine Darmstädter Militär-Zeitung“ nicht zur Hand, geben wir hier zur Ergänzung des von dem Herrn Verfasser der Erwiderung Citirten, eine Skizze des ganzen Artikels. Darin wird im Wesentlichen vorgeschlagen: Die alten Remonten von den Unterofficieren, Capitulanten und schon ausgebildeten Reitern reiten und sie diesen auch im Sommer zum Exerciren zu lassen. Für die Recruten suche man gut durchgerittene, nicht struppirte alte Pferde aus; was dann noch von alten Pferden vorhanden ist, vertheile sich auf die Abtheilungen zweiter und eine Abtheilung erster Classe. Die zweite Classe besteht aus den Pferden der letzten jüngeren Jahrgänge und den besten Reitern (nicht Unterofficieren) der Escadron. Was weder als Recrutenpferd, noch als zweite Classe-Pferd passt, bildet die erste Classe. Jeder Mann hat im Sommer das Pferd, welches er sich im Winter zugeritten, zu behalten, und das so nachtheilige Tauschen der Pferde beim Beginne des Frühjahrdienstes fällt weg. Die hie und da üblichen Unterofficiers-Abtheilungen auf alten durchgerittenen Pferden, weil sie eben das Tauschen der Pferde unausbleiblich machen, erscheinen demnach zum mindesten gänzlich überflüssig.

D. R.

zureiten sollen! — Richtig scheint demnach die besprochene Behauptung nur in Bezug auf die Remonten-Classe zu sein.

Vollständig einverstanden sind wir mit dem Herrn Verfasser darüber, dass es richtig und nothwendig ist, dass der Unterofficier das junge Pferd, welches er während des Winters zureitet, auch im Sommer zur Exercirperiode behalte. Abgesehen davon, dass er mit mehr Fleiss und Interesse dressiren wird, wenn er weiss, dass er zunächst die Früchte seiner Bemühungen geniessen soll, so ist es auch gewiss logisch, wenn der beste Reiter das schwierigste oder doch am wenigsten durchgerittene und mit der Truppe vertraute Pferd reitet. — Ebenso begegnen sich unsere Ansichten mit denen des Herrn Verfassers darin, dass die Herstellung einer Unterofficiers-Classe auf alten durchgerittenen Pferden, welche nur auf die Production eingeschult wird, bei der heutigen kurzen Dienstzeit als grundfalsch und zum alten Cavallerie-Zopf gehörig zu betrachten ist. Was uns aber nicht ganz einleuchtet, ist, warum der Herr Verfasser nicht statuirt, dass die Unterofficiere trotzdem auf durchgerittenen Pferden mit gebogener Hinterhand reiten sollen? „Das Remontenpferd," heisst es in dem Aufsatz, „wird während des ersten Winters von den jüngsten Unterofficieren, Capitulanten und guten Reitern zweiter Classe angeritten bis zum Schluss des Winterdienstes, wo dann die Remonten sämmtlich von Unterofficieren zur Dressur übernommen werden." Die Unterofficiere dressiren also während des Sommers und Herbstes die Remontenpferde, und dieselben sollten, unserer Ansicht nach, wenigstens in der zweiten Hälfte des kommenden Winters so weit in der Dressur vorgeschritten sein, dass sie im Hals und in der Hinterhand gebogen sind.

Zu einer kurzen Schlussbemerkung nöthigt uns noch die Anmerkung sub [1]). Das Anreiten der Remontepferde auf Decke ohne Begleitung von alten Pferden, welches lebhaft empfohlen wird, erscheint uns doch bedenklich; man wird unter unseren jungen, kurz dienenden Unterofficieren nicht allzu viele finden, welche befähigt sind, den aus Übermuth oder Schmerz begangenen Unarten eines rohen Pferdes auf Decke erfolgreichen Widerstand zu leisten. Hat aber das junge Pferd seinen Reiter erst ein Paar Mal abgeworfen, so wird es gewiss geraumer Zeit bedürfen, um dasselbe wieder in Gehorsam zu bringen.

Zur Beseitigung des Sattelzwanges, den mehr oder weniger jedes junge Pferd zu überwinden hat, ist es uns stets als praktisch erschienen, die Remontepferde, wenigstens während der ersten vierzehn Tage, ehe sie bestiegen werden, Reitern auf ruhigen, alten Pferden zur Hand zu geben und auf diese Weise $^1/_4$—$^1/_2$ Stunde abzutraben. Dann wird aufmarschirt und aufgesessen, und gewiss wird nur im allerseltensten Falle noch ein Pferd Schwierigkeiten im Rücken bereiten.

A.

---

[1]) Sie lautet: Hierbei ist das Anreiten auf Decke ohne Begleitung von alten Pferden sehr zu empfehlen. Nach vierzehntägigem Reiten auf Decke nimmt jede Remonte den Sattel willig an.

Beiträge zur Geschichte des österreichischen Heerwesens. 1805.

1. Regulirung des Fuhr- und Packwesens bei der Infanterie und Cavallerie.

In diesem Jahre wurde das Fuhr- und Packwesen der Infanterie und Cavallerie reorganisirt, und die bezüglichen Anträge unterm 18. August 1805 für die Zukunft genehmigt.

Die Beweggründe, welche diese Verminderung forderten, wurden aus den Erfahrungen des französischen Krieges geschöpft, „in welchem der Feind alle Feldzüge fast ohne alles Regiments- und Armee-Proviantfuhrwesen, und ebenso auch ohne Zelte machte, bei der Infanterie aber allen Officiers die Pferde versagte“.

„Wenn man noch hinzu setzt“, heisst es in der Motivirung, „dass bei der französischen Armee keine Zelte, mithin auch keine Wagen oder Tragthiere für Zelte und nicht einmal für Kochgeschirre zu sehen waren, so ist es einleuchtend, dass wegen der Überhäufung an ärarischen Fuhr-, Pack- und überflüssigen Reitpferden die Feldzüge bei den k. k. Armeen kostspieliger sein mussten, und überdies die Behendigkeit der Bewegungen dadurch sehr erschwert wurde.

Die Möglichkeit, in Ländern, die so reich an Hilfsquellen wie Italien und Deutschland sind, den Krieg mit weit minder ausgedehnten Vorsichtsmassregeln zu führen, als sie z. B. der Mangel an den meisten Bedürfnissen in einem Kriege gegen die Pforte erheischte, ist unwidersprechlich, und doch wurde der französische Krieg in Hinsicht auf die in Frage stehenden Gegenstände ganz nach dem im vorhergehenden Türkenkriege bestandenen, für diesen allerdings aus sehr guten Gründen angenommenen Systeme geführt, — ein Irrthum, welcher nun durch den bald erfolgten Übergang aus dem Türkenkrieg in den französischen und durch die Unruhen, die während des kurzen Zwischenraumes selbst in Ungarn und den Niederlanden Statt hatten, entschuldigt werden kann“.

Um jedoch in einem so wichtigen Gegenstande mit vorsichtiger Mässigung vorzugehen, so wollte man nicht das französische Beispiel in seinem ganzen Umfange annehmen, sondern begnügte sich damit, den Gepäcks-Train um beiläufig die Hälfte herabzumindern.

Es wurden folgende Verminderungen vorgenommen:

Regiments-Proviant-Wagen: Das Ausmass bestand in 1 4spännigen Wagen für jede Compagnie oder Escadron.

Von nun an erhielt jede Division der Infanterie und Cavallerie blos Einen solchen Wagen. Dieser kann 1200 Brodportionen laden; mithin wird eine Compagnie oder Escadron von 150—200 Köpfen auf 3 oder 4 Tage Brod unmittelbar beim Regimente mit sich führen können.

Die übrigen Regimentsfuhrwerke, nämlich 1 4spänniger Cassawagen, 1 2spännige Feldschmiede und 1 2spänniger Stabswagen wurden beibehalten.

Armee-Proviantfuhrwesen: Für dasselbe waren 71 Transports-Divisionen à 50 4spännige Wagen ursprünglich beantragt, und diese Anzahl auf 40 Divisionen herabgesetzt, was genügte, um einen Vorrath an Brod und Hafer auf 3 oder 4 Tage für die Armee fortzuschaffen.

Die Armee konnte daher ihre Verpflegung auf 8 Tage mit sich führen, wenn man annimmt, dass jeder Mann auf 2 Tage das Brod bei sich trägt.

Zelt-Tragthiere: Die Zelte wurden nur für die Hälfte der Mannschaft auf Tragthieren fortgeschafft. Die Infanterie-Division erhielt demgemäss 24 Zelte, welche auf 3 Tragthieren verladen wurden. Die andere Hälfte sollte biwakiren oder Hütten bauen.

Eine Cavallerie-Division erhielt 18 Zelte grösserer Gattung und gleichfalls 3 Packthiere.

Für Kessel und Casserole wurden jeder Infanterie-Division 2 Packpferde bewilligt.

Anstatt 170 eiserner Backöfen wurden für die Armee bloss 60 beantragt.

Der Subalternofficier erhielt anstatt 2 blos 1 Pferd- und 1 Brodportion, dagegen wurden für die Officiere jeder Compagnie 2 Packpferde mit einem Knecht zur Fortbringung ihrer Bagage, deren Gewicht 75 Pfund nicht überschreiten durfte, bewilligt.

Um aber den Hang sich Reitpferde zu halten möglichst zu beschränken, wurde das Relutum einer Pferdeportion mit 10 Gulden bemessen.

Bei der Armee in Italien konnte diese Trainregulirung nicht sogleich vorgenommen werden. Die Regimenter hatten bis zur Einlangung der Packpferde extra 2 Proviantwagen zurückzubehalten und mit den ausgemessenen 10 Proviantwagen einstweilen auch die Zelte zu führen.

Die Regimenter hatten daher nachstehende Pferde und Wagen:

	Fuhrwesen mit Geschirr				Artillerie			Pferde
	4spänn. Wagen		Feldschmiede	Stabs-Wagen	3pfd. Kanonen	Munitions-Karren	Bagage-Wagen	Ärarische
	Deckel	Leiter						
Nach dem Armeebefehl	1	10	1	1	6	6	3	78
Zur Fortbringung der Montur	1	—	—	—	—	—	—	4
Für die Feld Requisition bis zur Ankunft der Packpferde	—	2	—	—	—	—	—	8
Summe . . .	2	12	1	1	6	6	3	90

Jene Regimenter, welche noch keine ärarischen Pferde hatten, versahen sich mit Wart-Knechten und Pferden, die das Land beistellte.

Ein Cavallerie-Regiment von 8 Escadronen hatte 1 Deckelwagen, 4 Leiterwagen, 1 Feldschmiede, 1 Stabswagerl.

Durch die Verminderung der Fuhrwerke bei den Regimentern war auch eine Verminderung des Gepäcks bedingt, und die Truppen angewiesen, die Packrequisiten, alle nicht dringend nothwendige Montur und Rüstung, so wie die überzähligen Feldrequisiten an die Monturs-Commission, die überzähligen Feuergewehre an die Zeughäuser abzugeben, weil es bei der geringen Anzahl von Proviant-Wagen unthunlich wäre, von allen diesen etwas mitzuführen, und weil dem Armee-Commando daran liege, die Regimenter von Allem, was ihnen lästig ist, zu befreien. 10. September 1805.

Die Kittel mussten bei jedem Kriege in die Monturs-Commissionen abgegeben werden; es ward den Truppen jedoch gestattet, $^1/_3$ derselben zum Ausflicken der Monturen beizubehalten.

An Bandagen erhielt jedes Regiment:

125 einfache, 125 doppelte Binden, ebensoviel einfache und doppelte Compressen, ferner 2 blecherne grosse und kleine Schienen und 15 Pfund Charpie.

2. Änderungen in den Exercir-Reglements.

General Graf Grünne beschäftigte sich im Jahre 1804 mit Verbesserung des Cavallerie-Abrichtungs- und Exercir-Reglements. Die Stellung in 3 Gliedern wurde bei der Reiterei aufgehoben, und das neue Reglement trat im April 1805 in Wirksamkeit.

Gleichzeitig hatte sich eine aus Generälen und Stabsofficieren zusammengesetzte Commission mit Vereinfachung der Evolutionen der Infanterie beschäftigt, wobei alle blos ceremoniellen, folglich zwecklosen Handgriffe hinweggelassen wurden. Der GM. Mack stellte die Resultate der Berathungen zusammen, welchen am 20. Juni 1805 die Genehmigung ertheilt wurde. Die Bataillone von 6 Compagnien wurden aufgehoben, und die 20 Compagnien eines Regiments, die bisher 3 Bataillone und 1 Grenadier-Division bildeten, in 5 Bataillone, jedes zu 4 Compagnien, eingetheilt. (1. August 1805.)

Ein Linien-Bataillon hatte 4 Compagnien zu 3 Mann hoch.

Als neu wurde eingeführt die Formirung der Reserve aus dem 3. Glied; dagegen eine grosse Zahl unnützer Hand- und Extragriffe abgestellt.

Das Niederfallen des 1. Gliedes bei den Chargirungen unterblieb, ebenso die Chargirung im Avanciren mit dem obliquen Schritt. Im Avanciren und Retiriren hatten die Chargirungen nur mit dem ganzen Bataillon zu geschehen. Aus dem Carré wurde nicht mehr mit Pelotons, sondern mit Halbcompagnien gefeuert.

Als die grösste Abtheilung, mit der noch eine Schwenkung zulässig sei, wurde die Division festgesetzt — die Schwenkungen rückwärts ohne zu umkehren abgestellt.

Das Vergrössern und Verkleinern der Abtheilungen sollte, anstatt successive, gleich in der beabsichtigten Stärke, z. B. aus Zügen in Halbdivisions oder ganze Divisions ausgeführt werden. Die übrigen Bewegungen blieben die im Jahre 1769 vorgeschriebenen.

3. Pionnier-Vorschrift.

Die Pionnier-Compagnie rückte zu 2 Mann hoch aus.

Bei einer rechts rangirten Compagnie waren blos 60 Mann armirt, und formirten die zwei ersten Züge des rechten Flügels; daran schlossen sich 105 Arbeiter in 4 Zügen, und am linken Flügel 15 Zimmerleute. Bei einer links rangirten Compagnie in der Division ging die obige Rangirung vom linken gegen den rechten Flügel. Die Zimmerleute und Arbeiter waren mit Pionnier-Werkzeugen ausgerüstet, überdies erhielt jede Compagnie 1 Wagen zur Fortbringung eines Vorrathes.

Beim Stab befand sich der Pionnier-Park, welcher alle Proviant- und Compagnie-Wagen, ferner die Reparaturs-Werkstätten und den Laufbrücken-Park enthielt.

Die Laufbrücken-Wagen enthielten das Material, um Wassergräben bis zu 27 Schuh Breite rasch zu überbrücken; sie wurden nach Bedarf den verschiedenen Colonnen zugetheilt.

Eine Brücke konnte in der Zeit von $5\frac{1}{2}$ Minuten hergestellt sein, wenn an den Ufern Nichts herzurichten war.

Als Regel wurde bestimmt, dass keine geschlagene Laufbrücke stehen bleibe, da sie nur zum augenblicklichen Gebrauch gehöre, und gleich durch Landbrücken ersetzt werden müsse.

Jede Brücke war zu ihrer Schonung mit Wasen oder Erde zu belegen.

Eine Brücke bestand aus 5 Balken von 30 Schuh Länge, an den beiden Enden $5^{1}/_{2}$ Zoll breit und dick, in der Mitte aber 9 Zoll dick; ferner aus 2 Schliessbalken, den Deckpfosten, 14 Schuh lang, $11^{5}/_{8}$ Zoll breit und $1^{1}/_{2}$ Zoll dick.

Die Balken hatten an den Enden viereckige eiserne Ringe, durch welche die Heftpflöcke geschlagen wurden.

Das Material für eine Brücke befand sich auf einem 6spännigen Wagen.

Der Stand der Fuhrwerke zählte:

22	Laufbrückenwagen	6spännig.
2	Vorrathslaufbrückenwagen	"
3	Rüstwagen	4spännig.
3	Leiterwagen	"
2	Feldschmieden	"
2	Kohlenwagen	"
	Summa	194 Pferde.

Zur Schlagung einer Brücke waren erforderlich: 1 Gefreiter und 12 Mann, und mit der Reserve für 22 Brücken 344 Köpfe.

War ein Hinderniss von einer grösseren Breite als 27 Schuh zu überbrücken, so dienten Böcke als Unterlage, deren Füsse von 3 verschiedenen Längen waren, wobei man sich noch durch eine entsprechende Abgrabung der Ufer helfen konnte, um eine horizontale Fahrbahn zu erhalten.

4. Eintheilung und Ausrüstung der Armee in Italien.

Die Armee in Italien zählte im September 1805 4 Divisionen oder 8 Brigaden mit 13 Grenadier- und 59 Fusilier-Bataillonen und 16 Escadrons. Bei 2 Brigaden befand sich je 1 leichtes Cavallerie-Regiment eingetheilt.

Die Infanterie-Regimenter zählten 4 Fusilier- und 1 Grenadier-Bataillon; 2 Regimenter formirten 1 Brigade; die Grenadiere befanden sich bei ihren Regimentern.

Im Laufe des October wurde die Armee ansehnlich verstärkt, und dieselbe in einen rechten und linken Flügel und in ein Centrum eingetheilt.

Nach der Ordre de bataille vom 18. October 1805 erscheinen bei jeder Infanterie-Brigade 1 3pfündige Batterie, bei den Cavallerie-Brigaden aber keine Geschütze eingetheilt.

Sämmtliche Regimenter waren mit Liniengeschützen und Munitionskarren versehen. Ausserdem waren 180 2spännige Karren und 33 4spännige Wagen mit Munition als Unterstützungs-Reserve zunächst der Armee aufgestellt.

Zu Palmanuova befand sich der grosse Artillerie-Park.

Der Positionskrieg blieb noch die vorherrschende Idee, daher bei Caldiero und Bevilacqua die Stellungen verschanzt, und diese nebst einigen andern Punkten in Südtirol mit 54 Geschützen armirt wurden.

Das Pionnier-Bataillon führte 13 kleine und 2 grosse Laufbrücken mit sich. — Der Ponton-Train zählte 100 Pontons, die mit allen Brückenrequisiten und vollständiger Bespannung versehen waren; letztere wurden einstweilen zu Naturalien-Transporten verwendet.

Haupt-Magazine befanden sich in Padua, Vicenza und Venedig mit Filialen zu Tavernelle und Este; noch weiter vorwärts waren kleinere Consumtions-Magazine angelegt, aus welchen die Regimenter mit ihren Rüstwagen und eigenen Fuhren ihren Bedarf an sich zogen.

In Trient befand sich das Haupt-Magazin für Südtirol.

Der Vorrath in allen diesen Magazinen wurde für einen 4monatlichen Bedarf bemessen, und der Abgang aus den rückwärts angehäuften Vorräthen durch Nachschub ersetzt.

Zu Villach wurde das Haupt-Vorrathsmagazin für Tirol und Italien seit den ersten Truppenbewegungen beständig unterhalten.

Gleiche Vorsichtsanstalten waren in Triest und Fiume getroffen. Von diesen Orten aus wurden nach allen Richtungen gegen die concentrirte Hauptarmee hin Filiale angelegt. Diese konnten im Venetianischen, bei plötzlichem Rückzuge, auf den Canälen nach Venedig geschafft und so dem Feinde entzogen werden.

Zum Transport der verschiedenen Armeebedürfnisse bestand ausser den Proviantfuhrwerken bei der Truppe noch gedungenes Fuhrwesen, theils von Privaten, theils ständisches verschiedener Kronländer, deren jedes eine eigene Entreprise für sich ausmachte; ferner 4 Muli-Trains für die im Lessinischen Gebirge aufgestellten Truppen.

5. Dislocation.

Des Armee-Hauptquartiers und der Armee-Reserve-Anstalten unmittelbar vor Ausbruch der Feindseligkeiten.

Hauptquartier in Padua, später in S. Stefano.

Artillerie-Direction in Palmanuova.

Artillerie-Munitions-Parks: eine Abtheilung in Padua, eine zweite zu Treviso.

Geschütz-Reserve-Parks: eine Abtheilung in Montebello, die andere in Lonigo.

Feldärztliche Direction mit der beweglichen Feld-Apotheke im Armee-Hauptquartier.

Feldspitäler befanden sich in den grössern Orten im Rücken der Armee, und zu S. Angelo, zwischen Codroipo und Valvasone, ein Officiers-Feldspital.

Armee-General-Commando in Vicenza.

Feldpost in Lonigo.

Fuhrwesens-Depot in Palmanuova.

Monturs-Commission (Depot) in Venedig.

Zeughaus in Venedig.

Verpflegs-Magazine (Fassungs-Magazine) in Verona, Montebello, Vicenza, Montagnana, Este, Legnago, Padua und Venedig; später wurde für das Centrum der Armee auch in Villanuova ein Magazin errichtet.

Armee-Schlachtvieh-Depots: in Mestre; vom 14. October ab war für den linken Flügel der Armee in Monselice, und für den rechten Flügel und das Centrum in Montebello ein solches Depot aufgestellt.

Das Pionnier-Corps wurde in Görz errichtet. Es zählte 2 Bataillons oder 8 Compagnien; jede Compagnie zu 154 Mann.

Die Stabs-Infanterie formirte 3 Bataillons à 4 Compagnien mit dem Stand wie die Infanterie.

Die Stabs-Dragoner, 3 Divisionen à 2 Escadronen.

6. Geschäfts-Ordnung im Hauptquartier.

Alle Administrations-Gegenstände wurden in folgende 4 Abtheilungen vertheilt:

I. Ministerial-Kanzlei: Vorstand GM. Graf Grünne.

Alle Vorträge und Berichte an Se. Majestät; Correspondenz mit dem Hofkriegs-Rath und den Länderstellen; Verfassung der Proclamationen; Erledigung aller an den Generalissimus gerichteten Privatschreiben; Correspondenz mit den Alliirten und mit dem Feinde — alle Beförderungs- und Gnadensachen — die Verwendung und Verrechnung des geheimen Fonds; — endlich blieb ausschliesslich dieser Kanzlei übertragen, alle im Allgemeinen einlaufenden Piecen den übrigen Administrations-Branchen zuzutheilen.

II. Operationskanzlei: Vorstand FML. und General-Quartiermeister Baron Zach.

Alle Geschäfte, so auf Operationen der Armee Bezug haben; Kundschaftwesen, die Führung des Operations-Journals, Länderaufnahme und Situationszeichnungen, Sammlung und Registrirung der militärischen Acten.

Der älteste Oberst des General-Quartiermeister-Stabes ist Director der Operationskanzlei, zugleich Brigadier des General-Quartiermeister-Stabes, des Pionnier-, Pontonnier- und Tschaikisten-Corps. Ferner besorgt derselbe die Regulirung der Quartiere und die Marschordnung der Bagage im Hauptquartier, zu welchem Ende ein Ober-Quartiermeister, die Stabs-Fouriers, Ober- und Unter-Wagenmeister, Boten und Botenpferde an ihn angewiesen werden.

III. Detail-Kanzlei: Vorstand: General-Adjutant Oberstlieutenant Piccard.

Stand- und Diensttabellen, Frührapporte, Armee- und Corps-Befehle, Kundmachungen, Ausfertigung von Pässen, Schutz- und Geleitsbriefen. Dem General-Adjutanten liegt ob, alle wahrgenommenen Unordnungen sowohl im Dienste, als im Exerciren, in der Verpflegung und Conservation des Mannes und des Pferdes abzustellen. Zur Beihilfe in diesen verschiedenen Dienstverrichtungen werden ihm die Flügel-Adjutanten zugegeben. Er hat die Aufsicht über alle Fremden, die ohne seinen Erlaubnissschein weder im Lager noch im Hauptquartier geduldet werden, über alle Handelsleute, Marketender und Wirthe, über das richtige Mass, Gewicht und Qualität ihrer Waaren und Victualien — mit einem Worte über die Polizei des Hauptquartiers, wozu der General-Gewaltige nebst Ober- und Unter-Profossen an denselben angewiesen werden. Ohne Vorwissen des General-Adjutanten darf keine öffentliche Handlung stattfinden; Alles was im Dienst dahin commandirt wird, hat sich bei demselben zu melden. Ferner hat er das Recht, alle in der Nähe der Armee liegenden Magazine, Spitäler, Transportshäuser zu visitiren. Er besorgt die genaue Führung des im Reglement befohlenen Journals und referirt dem Generalissimus über alle Meldungen, die auf das Innere des Dienstes Bezug haben. Endlich hat auch das Stabs-Infanterie- und Stabs-Dragoner-Regiment die Armeebefehle durch den General-Adjutanten zu erhalten.

IV. Armee-General-Commando. Der Verweser desselben, zugleich General-Director aller Verpflegs-Geschäfte, ist FML. Baron Skal.

Sein Wirkungskreis umfasst folgende Unterabtheilungen:

1. Commissariats-Casse-Transports-Montur- und Auswechslungsgeschäft.
2. Verpflegs-, Fuhr- und Packwesen.
3. Lieferungen und Praestationen.
4. Landes-Commissariat.
5. Sanitäts-Anstalten.
6. Rechtspflege.

Die Truppen waren in obigen Angelegenheiten direct an das Armee-General-Commando angewiesen und dieses befugt, über die obangeführten Gegenstände mit dem Hofkriegsrath, mit den Hof- und Länderstellen, Ständen, Alliirten und selbst mit dem Feinde die erforderliche Correspondenz zu pflegen.

Das Genie-Corps wurde in Rücksicht seiner wissenschaftlichen Verwendung und Dienstleistung direct an das Armee-Commando, in ökonomischer Rücksicht aber, wie alle übrigen Branchen der Armee, an das General-Commando angewiesen.

7. Besondere Notizen über den inneren Dienst und die Verpflegung.

Generalstab. Vom 12. October angefangen hatten alle Stabs- und Ober-Officiere des Generalstabes und die Stabsparteien sich täglich Früh um 7 Uhr in der Operationskanzlei einzufinden, um bei den vorkommenden Arbeiten gegenwärtig zu sein. Sämmtliche Generalstabs-Officiere waren angewiesen, bei einem Alarm ihre Pferde satteln zu lassen und sich unverweilt bei der Operationskanzlei einzufinden, um die weiteren Befehle zu erhalten. Sollte aber der General-Quartiermeister oder dessen Stellvertreter nicht mehr anwesend sein, so hatte jeder für sich denselben nachzureiten.

Der Ober-Wegmeister, dann die Unter-Wegmeister mit den landeskundigen Boten aber hatten sich sogleich in das Lager zu verfügen und dort ebenfalls die weitern Befehle abzuwarten.

Jeder Officier des Generalstabs, der irgendwo detachirt stand, musste ein Journal führen.

Da die Polizei in den Ressort des Generalstabes gehörte, so lag es diesem ob, geeignete Individuen zum General-Gewaltigen, Stabs-Profossen und auch den Freimann und dessen Knechte in Vorschlag zu bringen.

Commissariat. Da nicht so viele Kriegs-Commissäre vorhanden waren, um jeder Division einen zuzutheilen, so wurden einstweilen (25. September) zu Lonigo, Montebello, Vicenza, Padua und Este solche aufgestellt, an welche die Regimenter nach Massgabe, wie selbe ihnen näher standen, in allen Rechnungs- und sonstigen ökonomischen Geschäften sich zu wenden hatten.

Zur Anweisung der Vorspann an die Truppen wurden eigene kreisämtliche Commissäre, und zwar für den rechten Flügel zu Caldiero, für das Centrum zu Bonifacio und Cologna aufgestellt.

Zur Abholung der Naturalien sollte sich immer der Wartpferde, so weit selbe zulangten, bedient, die Vorspannswagen zur Aushilfe aber nur in dringenden Fällen von den Commissären abverlangt werden.

Das Pionnier-Corps wurde in Görz zusammengestellt und hiezu alle jene Unterofficiere und Gemeine, welche im vorigen Feldzuge bei diesem Corps bereits gedient hatten, von den Regimentern abgegeben. Es zählte 2 Bataillons oder 8 Compagnien, zusammen 1232 Mann.

Die Handlanger, welche an die Artillerie von der Infanterie abgegeben wurden, erhielten, anstatt des Feuergewehrs einen Säbel; die Feuergewehre wurden regimentsweise sortirt und im Zeughaus zu Palmanuova aufbewahrt, damit, sowie der erste Transport Recruten oder Urlauber durch Palma oder Udine passirte, diese Waffen wieder zu den Regimentern gelangen möchten.

Bagageordnung. Um grössere Ordnung auf Märschen zu erzielen, durfte nur die Hälfte der Officiere per Division reiten, die anderen hatten in ihrer Eintheilung nach der Vorschrift zu Fuss zu marschiren; die übrigen, welche reiten wollten, neben oder hinter der Division anzuschliessen.

Nach einer durch den General-Gewaltigen bei den Bagagen zu Vicenza und Montebello veranstalteten Untersuchung war gemeldet worden, dass die meisten Regimenter eine übermässige Anzahl Commandirter dahin abgeschickt hätten. Es ward demnach festgesetzt, dass von nun an mit den Proviant- und Cassa-Wagen kein Officier, sondern der Regiments-Auditor mit dem Pro-

fossen, dann 1 Corporal, 1 Gefreiter, 3 Gemeine, ferner mit den Packpferden 1 Führer mit 2 Gemeinen zurückgeschickt werden dürfen; insolange den Generalen die 4 Gemeinen der Stabs-Infanterie nicht zugetheilt werden könnten, hätten selbe ihre Wagen mit jenen der unterstehenden Regimenter zurückzuschicken, ohne dass die Wachen vermehrt werden dürften. (20. October.)

Den Generälen und Stabsofficiers ward zwar die Ansichziehung der Packkalesche bewilligt, „da aber hierlands die Wege für die Fuhrwerke theils zu schlecht, theils auch so schmal sind, dass bei angehenden Operationen selbes hinderlich wäre, so haben auch gesammte Generäle und Stabsofficiers sich zur Fortbringung ihrer Bagage mit Tragthieren zu versehen, indem bei angehenden Feindseligkeiten das Fuhrwerk aller Art auf die angewiesenen Plätze zurückgeschickt werden muss, wodurch dieselben in die unangenehme Lage versetzt würden, durch mehrere Wochen und vielleicht Monate auch das Nöthigste zu entbehren.“ (14. October.)

Briefpost. Damit die für Officiere und Mannschaft häufig vorhandenen Briefe durch die Postämter zur Abgabe kommen können, wurde die Einleitung getroffen, dass die Briefe der in und nächst Verona und in der Stellung von Caldiero sich befindlichen Truppen nach Vicenza, für die bei Bevilacqua stehenden aber nach Padua geschafft werden. Die Dislocation der Regimenter wurde den Postämtern bekannt gegeben. (10. September.)

Zweckmässiger ist es, wenn umgekehrt die Feldpost täglich dem Armee-Comd. jene Regimenter, für welche Briefe vorhanden sind, bekannt gibt, und diese Regimenter sodann in Armee-Befehl hievon verständigt werden, wie dies 1799 bei der Armee in Deutschland üblich war.

Alle Befehle und Meldungen gingen stets durch die Commandanten der Flügel und des Centrums; da aber die Armee-Befehle, bevor sie vom Armee-Commando an die Compagnien gelangten, wenigstens 5mal dictirt werden mussten, so entstanden häufig Irrthümer, Auslassungen, die den Sinn entstellten, und Zeitverlust.

Post. Vom 1. October wurde durch die k. k. Hofkammer eine Journal-Post von Trient über Brixen nach Villach eingerichtet, welche mit der Journal-Post von Venedig nach Wien in Verbindung gesetzt wurde, desgleichen eine solche Post von Brixen nach Innsbruck und Roveredo, ferner von Linz über Wels und S. Johann nach Innsbruck und von Wels nach Ried.

Wegbezeichnungen. Die Regimenter hatten im Bezirk ihrer Cantonnirungen durch die betreffenden Ortsobrigkeiten auf allen Kreuzstrassen und da, wo von den Hauptstrassen Wege abgehen, Säulen mit Benennung des Ortes, wohin der Weg führt, aufzustellen.

Schanzarbeiten. Hiezu wurden stets ganze Abtheilungen, bei Caldiero mehrere Bataillone verwendet. Von jedem Bataillone wurden die Artillerie-Unterofficiere und Kanoniere mitgenommen; die Bataillons-Commandanten und Officiere hatten gleichfalls gegenwärtig zu sein. Die Ablösung geschah alle 5 Tage, und jeder Mann erhielt täglich 5 kr. Zulage.

Beute. Alles eroberte feindliche Geschütz, Fahnen, Cassen und alle Beute-Pferde, ferner die Anzahl der Mannschaft, welche dem Feinde abgenommen, waren mit den vorgeschriebenen Consignationen und mit der Beschreibung der Pferde nach Farbe, Geschlecht und Zeichen jederzeit in das Hauptquartier sogleich einzuschicken. Die Truppen-Commandanten, bei denen Beute-Pferde gemacht wurden, waren dafür verantwortlich, dass diese Beute-Pferde nicht gegen andere vertauscht, oder davon einige zurückbehalten würden. Dagegen können die Regimenter jene Officiere, welche durch ihre Mittellosigkeit oder durch Verlust eines Pferdes ohne ihr Verschulden oder vor dem Feind, einen billigen Anspruch auf ein Beute-Pferd haben, beim Armee-Commando in Vormerkung bringen. (24. October.)

Das Fleisch wurde durch die Morosinische Entreprise in allen Marsch- und Cantonnirungs-Stationen aus den daselbst errichteten Fleischbänken zu 9 Kreuzer per Pfund, später im September zu 10 Kreuzer per Pfund geliefert.

Jedes Regiment hatte einen Fleischhauer und einen Traiteur, nebstbei für jedes Bataillon oder Cavallerie-Division aber einen Marketender aufzunehmen, deren jedem 2, dem Traiteur aber 4 Pferd-Rationen gegen den systemmässigen Vergütungs-Preis täglich verabfolgt werden konnten. Namen und Geburtsort dieser Individuen mussten dem Armee-Commando angezeigt werden, um ihnen die Pässe ausstellen zu können.

Marketender und Fleischhauer hatten für 30 Fourage-Portionen nicht den Reluirungspreis von 10 fl., sondern blos 6 fl. zu zahlen.

Wenn von den Regimentern einzelne Bataillone auf eine solche Strecke entfernt waren, dass solche nicht mehr Gelegenheit hatten, das ausgehauene Fleisch beim Regimentsstab abzuholen, mithin eine eigene Schlachtung einführen mussten, so konnten derlei Bataillone nach der im vorigen Kriege 1800 bestandenen Beobachtung auf die Zeit dieser ihrer Entfernung vom Regiment einen Fleischhauerknecht mit monatlich 7 fl. Gehalt aufnehmen und diesen Betrag im Fleisch-Journal verausgaben. (20. October).

Die Cavallerie erhielt sehr oft, anstatt Hafer Spelz oder Kukuruz. Bei der Fütterung mit Kukuruz hatte das Tränken der Pferde später als gewöhnlich zu geschehen.

Die Armee hatte sich immer dergestalt zu verpflegen, dass die Truppen nie über 4 und nie unter 2 Tage verpflegt waren; der Fleischvorrath bestand bei den Regimentern auf 14 Tage.

In diesem Feldzuge wurde die Heuportion für alle Officiers- und Prima-Plana-Pferde mit 10 Pfund bemessen.

Wartknechte, welche vom Lande beigestellt waren, erhielten täglich 8 kr. und 1 Brod-Portion, die Pferde 1 Fourage-Portion.

Für die auf der Streu befindlichen Pferde der gefangenen Officiere wurde die Verabreichung der charaktermässigen Pferd-Portionen vom Tage ihrer Gefangenschaft unentgeltlich durch 3 Monate bewilligt, um hiedurch entweder Zeit zu gewinnen, ihre Ranzionirung bis dahin zu bewirken, oder das Schicksal der Gefangenen wenigstens zum Theil dadurch zu erleichtern, dass während dieser Zeit die Pferde um einen ihrem Werth angemessenen Preis könnten veräussert werden.

Verpflegung während des Rückzuges. Auf dem ganzen Rückzuge fehlte es nie an Lebensmitteln, stets waren sie im Ueberfluss vorhanden, und sehr oft wurde Wein in so grossen Quantitäten ausgetheilt, dass die Soldaten noch ihre Zeltflaschen damit füllen konnten. Das Verpflegs-Commissariat ging der Armee voraus und requirirte gegen Quittungen die nöthigen Lebensmittel, welche sodann in grösster Ordnung vertheilt wurden. Die Truppen brachen jedesmal mit Tagesanbruch auf, marschirten bis gegen Mittag, machten dann Halt und fanden den nöthigen Proviant auf dem Lagerplatz. Nach einigen Stunden wurde der Marsch fortgesetzt bis 8 oder 9 Uhr Abends, wo das neue Biwak bezogen wurde.

Zelte wurden erst beim Eintritt der rauhen Witterung, und nachdem die Armee den Praewald erreicht hatte, aufgeschlagen.

Da beim Rückzug die Hauptmasse der Armee nur eine einzige Strasse benützen konnte, so wurde das Gepäck stets vorausgesendet, — die Proviantwagen zu den Orten, wo die Lebensmittel von der Intendanz angesammelt worden waren, von wo sie den Proviant in die Lagerplätze überführten. Wenn dennoch einzelne Truppen nicht regelmässig verpflegt wurden, so lag dies zumeist an eigener Nachlässigkeit.

„Von der Verpflegs-Direction kömmt die wiederholte Klage vor, dass die Regimenter ihre Naturalien weder auf die bestimmten Tage, noch zur bestimmten Zeit abfassen; dieses ist um so nothwendiger, da keine stehenden Magazine in den gegenwärtigen Umständen bestehen können, und aus Saumseligkeit der Proviant-Officiere und sträflicher Nachsicht der Truppen-Commandanten gegen dieselben, die Truppen mit der Verpflegung aufliegen. Wenn daher künftig ein Regiment seine Naturalien an dem bestimmten Tag nicht abfassen wird, so werden selbe auf Unkosten der Regiments- und Bataillons-Commandanten mit Postpferden zugeführt werden.“ Körmend 7. December.)

Lagerdienst. Den zum Lagerausstecken bestimmten Officieren mit der nöthigen Mannschaft, denen sich die Tragthiere mit den Kesseln, die Marketender und die Fleischhauer anzuschliessen hatten, wurden durch General-Stabsofficiere ihre Lagerplätze angewiesen. (6. November.)

Bei der Armee, und wenn selbe in mehrere Corps getheilt wird, bei jedem Corps haben 1 General und 2 Stabsofficiere den Tag zu halten; „der General hält sich während der 24 Stunden immer im Centro des 2. Treffens, einer der Stabsofficiere am rechten, ein anderer am linken Flügel des 1. Treffens auf. Alle Befehle werden aus dem Hauptquartier an den Generalen vom Tag geschickt werden. Bei jeder Lagerveränderung müssen die übrigen Generale gleich nach bezogenem neuem Lager ihre Quartiere dem Generalen vom Tag bekannt machen. Die Ablösung geschieht täglich um die Mittagstunde. Wenn die Armee beisammen ist, werden dieselben von hier aus commandirt; ist die Armee aber in Corps eingetheilt, welche entfernt von einander lagern, so commandirt dieselbe täglich der Corps Commandant.“ (8. November.)

Einiges über geistige und moralische Truppenzustände.

In Bezug auf Zusammengehörigkeit, Vertrautheit, Anhänglichkeit und Kameradschaft.

Das sicherste und natürlichste Bindemittel zur unverbrüchlichen festen Haltung einer Truppe ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit, innerhalb welcher Vertrautheit, Anhänglichkeit und Kameradschaft zur vollen Entwicklung gelangt sind.

Der dem Truppendienste sich Widmende wird bald gewahr, welchen Werth er in diese moralischen Factoren legen kann, denn vielfältig äussern sich ihre Wirkungen zu gedeihlichen Leistungen, die mit Hingebung und Aufopferung verbunden sind. Doch ist der Besitz dieser Kräfte nicht schon mit dem Zusammenkommen und Kundgeben eines Willens oder einer Autorität gegeben. Er muss erworben werden, ist Folge einer gewissen Dauer des Zusammenlebens und Wirkens, wobei man sich kennen und schätzen gelernt und es zu einem gegenseitigen leichten Verständniss gebracht hat.

Je einfacher der Soldat in seinem Kulturzustande ist, desto überwiegender ist das ihn an Andere fesselnde Band, die mit Anhänglichkeit verknüpfte Gewohnheit. Letztere kann ihn bis zum höchsten Grade der Hingebung und Aufopferung stimmen, wozu oft andere Mittel aus Mangel an Fassbarkeit und Verständniss für ihn fehlschlagen. Es ist auch begreiflich, dass das erste Gefühl eines solchen Soldaten bei seiner Berührung mit neuen Kameraden und ungekannten Vorgesetzten das der Unheimlichkeit und Verlassenheit ist. Durch den Verlust der alten Kameraden und angewohnhnter beliebter Vorgesetzten fühlt er sich eines Trostes und einer Belebung in der Erfüllung seiner schweren Standespflichten bis zur Erlangung der Vertrautheit mit den Neuen beraubt.

Diese natürliche psychische Erscheinung verdient eine ganz besondere Würdigung und Beachtung. Man vermeide, soviel als möglich, den Wechsel unter Mannschaften und Vorgesetzten, insbesondere dann, wenn der Vortheil der Vertrautheit und Anhänglichkeit gerade zur grössten Geltung gelangen soll.

Das Bedürfniss einer engern Zusammengehörigkeit innerhalb der Mannschaft selbst ist naturgemäss in hohem Grade vorhanden. Der Geist und das Gemüth einfacher Soldaten haben mindere Beweglichkeit und einen kleineren Spielraum, worin man selbe ganz zum Aufleben bringen muss, um jene Regungen herbeizuführen, welche die Quelle der Selbstverleugnung und Aufopferung in Zeiten der Noth und der Gefahren werden. Man stelle

Kameradschaften, den taktischen Rottenpaaren entsprechend, auf; halte sie unter allen Umständen nach Möglichkeit fest und weise ihnen die Sorge unter sich für die kleinen Bedürfnisse an. Die so zusammengestellten Kameraden werden unmittelbare Schicksals- und Lebensgenossen, und die daraus erwachsene gegenseitige Theilnahme wird ihnen zum Trost und Sporn in Leid und Freud, im Bluten und Sterben gereichen.

Die Nichtbeachtung solcher Kameradschaftspflege befördert eine gewisse Apathie, unter welcher jene Gefühle ersticken, die sonst heitere Ausdauer und begeisterten Todesmuth erzeugen können.

Blos aus Pflichtgefühl oder in Begeisterung für die Sache kämpfen und sterben nur höher gebildete Krieger. Die noch uncultivirte Masse thut es mehr unter dem Einflusse der Macht einfacher natürlicher Empfindungen: aus vertrauensvoller Anhänglichkeit und inniger Kameradschaft; sie folgt dem Gebote verehrter Vorgesetzten und dem Beispiele braver Kameraden. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Vertrautheit, der Anhänglichkeit und der Kameradschaft wird insbesondere durch das Lagerleben befördert. Abgesehen von der dabei ermöglichten besten Schulung für den Krieg, belebt sich unter dem ständigen, engen Beisammensein und der hiebei hervorgerufenen, andauernden Sorge für alle Bedürfnisse unter einander, die Masse sowohl im Grossen wie im Kleinen in einer Weise, wie es in einem anderen Verhältnisse nie der Fall ist, und die Grundbedingung zur Entwicklung obberührter Bindemittel, die nähere und innigere Bekanntschaft, wird dadurch rasch gewonnen.

In Bezug auf moralische Vorbereitung für den Krieg.

Es besteht leider auch eine Maxime in Beziehung auf die Vorbereitung für den Krieg, welche wahrlich nicht zur höchsten Anspannung des Muthes und zur grössten Ausdauer desselben dienen kann. Es ist das Streben, sich selbst und der Mannschaft die Gefahren des eigentlichen Kampfes durch Vorspiegelung leicht zu erringender Resultate über einen schlechtweg unterschätzten Gegner zu bemänteln, um mehr Zuversicht für den ersten Anlauf zu gewinnen, in der Voraussetzung, dass, einmal im Kampfe begriffen, jede, auch die nicht vorausgesehene Gefahr überwunden werde. Eine verderbliche Maxime. Man frage sich nur: wer stärker in den Kampf geht? Jener, der sich vollkommen auch für das Schlimmste vorbereitet hat, oder jener, der sich nur der glücklichsten Chance zugewendet. Beseelt jenen nicht der ganze, diesen oft nur der halbe Muth? — Liegt Steigerung des letzteren in Noth und Gefahr so ganz in der Hand? Und wem eröffnet sich die Möglichkeit eines Sieges mehr? Jenem, der seinen Gegner höher, oder Jenem, der ihn minder, als die Wirklichkeit erheischt, schätzt? Bleibt dieser dadurch nicht leicht an Mitteln und Anstrengungen zurück, wodurch schon von vornherein der Erfolg für ihn verwirkt ist? Warum also den Kampf nicht in's Auge

fassen, wie er sich am schwierigsten und blutigsten vergegenwärtigen lässt? Warum sich nicht auch auf den Tod vorbereiten, wo ihm entgegengegangen wird?

Fahneneid und Kriegsgesetze weisen den Soldaten zur Todesverachtung an. Was natürlicher als die Anforderung, im Kriege mannhaft zu streiten, zu bluten und zu sterben. Allein nicht blos in Manifesten und Aufrufen verkünde sich dieser Wille; er leuchte und blitze hervor in jeder Begegnung des Vorgesetzten mit seinen Untergebenen und werde steter Gedanke Aller, bis das blutige Werk vollbracht ist.

In solcher Willensäusserung liegt keine vorzeitige Herabstimmung der Gemüther. Im Gegentheile: sie muss und wird als Sporn zum energischen, ausdauernd todesmuthigen Handeln dienen. Indessen Vorgesetzte, welche selbst im Momente einer schon eingetretenen Spannung für den Kampf an Kleinigkeiten hängen, ihren Blick mehr auf diese, als in's Auge des Soldaten richten, in eitler Ausstattung und in unwesentlichen Formen, und nicht in der belebten, entschlossenen Willensstimmung des Letzteren ihre hauptsächliche Befriedigung suchen, versündigen sich an der übernommenen Aufgabe auf eine unverantwortliche Weise, denn sie vernichten damit den wirksamsten Factor zur Entscheidung im Kriege.

In Bezug auf Andachtübung.

Andacht, die Erhebung der Seele zu Gott, der tröstende Abschluss mit dem hiesigen Leben vor Gefechten und Schlachten und überhaupt im Kriege, sind mächtige Hebel zur todesmuthigen Hingebung und Aufopferung; doch sehen wir sie gegenwärtig wenig in Anwendung gebracht. Es gibt immer geeignete Ruhemomente, wo Andachtsübungen und religiöse Tröstungen stattfinden können. Man versäume sie nicht. — Der Masse der Soldaten sind sie ein Bedürfniss, — und nach feierlichen Andachtsübungen fühlen sie sich gewiss innerlich gestärkt und gehen herzhafter in die Gefahr hinein. Auch biete man den Feldgeistlichen die Gelegenheiten, den schönsten und erhebendsten Theil ihrer Berufspflichten vor und auf den Schlachtfeldern auszuüben.

In Bezug auf allgemeines Verständniss.

Wenn man nach den Gründen forscht, warum die Massentaktik oft zum offenbaren Nachtheile zur Anwendung gelangte, so findet man nebst der zur hohen Geltung gekommenen Ansicht, die Entscheidung durch wuchtiges Stürmen zu suchen, auch zwei Gründe darunter, wovon der eine auf einer gewissen eitlen Schwäche, der andere auf einer wahren Einsicht der Führer beruhten. Während die einen über Alles stets gebieten wollten, weil sie sich nicht zum Zugeständniss einer auch nur theilweisen Selbständigkeit ihrer Untergebenen aus überspannter Autoritätsliebe herbeilassen wollten, vermissten die Anderen jenes Verständniss bei ihren Untergebenen, so dass

sie das selbständige Auftreten derselben scheuten und selbst auf die Gefahr einer Unzulänglichkeit lieber Alles in eigener Hand behielten. Waren nun die Motive wie immer beschaffen, zu guten Resultaten führten sie nicht. Es ist eine Unmöglichkeit im Kriege, insbesondere bei der gegenwärtigen Beschaffenheit derselben, gute Erfolge zu erringen, ohne öfteres selbständiges Wirken, selbst der kleinsten Abtheilungen; hiezu muss jedoch das Verständniss über die Absichten und gemeinschaftlichen Ziele vorhanden sein. Wie ist aber ein solches allgemeines Verständniss zu erlangen? Nur durch angemessene Vorbildung und Schulung, u. z. durch Voranstellung der letzten gemeinschaftlichen Ziele bei Übungen und Leistungen was immer für einer Art. Mögen letztere noch so klein sein, immer muss das gemeinschaftliche grosse Ziel dabei im Auge bleiben, um zu dessen Erreichung unter allen Umständen und Verhältnissen die Orientirung zu finden.

Versuchte man bei den üblichen schriftlichen taktischen Aufgaben der Truppen-Officiere grössere gemeinschaftliche Ziele voranzustellen, so wurde man aus den Ausarbeitungen gewahr, wie wenig Verständniss ob Mangels an Auffassung des Ganzen in den angewiesenen Theilleistungen sich aussprach, weil das tiefere Nachdenken und die speciell strengere Anwendung allgemeiner Vorschriften eine ungewohnte, ungeübte, anstrengendere Sache war.

Und wie bei den schriftlichen Ausarbeitungen, so beurkundete sich bei den praktischen Übungen der Mangel an richtiger Auffassung von Disponirungen, weil Überblick und rasche Nutzanwendung von Regeln nicht angeeignet waren.

Wie kann aber ein Commandant mit Zuversicht disponiren, wenn er schon von vorhinein befürchten muss, nicht verstanden zu werden? Also unverdrossene, fleissige, entsprechende Übungen und Schulungen zur Erlangung eines allgemeinen Verständnisses für letzte Ziele stellen sich als eine Hauptsache dar. Aber nicht nur bei der Truppe unmittelbar dienende, sondern auch alle anderen Armee-Organe sollen solche Kriegskenntnisse besitzen, dass sie ein Verständniss für alle Lagen im Kriege inne hätten, um nach Umständen auch selbst eine Orientirung zum selbständigen entsprechenden Handeln zu finden.

In Bezug des Wollens und Wirkens für Berufszwecke.

Inwiefern Wissen und Können, Intelligenz und Leistungsfähigkeit unter den leitenden Organen aller Abstufungen hinreichend vorhanden sind, darüber sollte man mit Hinblick auf die umfangreichen militärischen Bildungs-Anstalten und sonst bei den Truppen vorhandenen Schulen in keiner Beunruhigung leben — denn den meisten sind doch nur einfache Wirkungssphären zugewiesen, und für die wenigen Spitzen dürfte es bei guter Wahl an hiezu Befähigten nicht fehlen. Anders verhält es sich mit dem Wollen, der im Streben und Wirken leitenden Moral, dem wahren gedeihlichen Verwerthungstriebe des Wissens und Könnens. Über das Wollen lässt sich nicht gebieten. Es ist

etwas äusserlich Unfassbares und schwer zu Überwachendes, da es tief innerlich im Individuum liegt wie das Gewissen, welches demselben allein den wahren moralischen Massstab für seine eigenen Handlungen angibt. Mit dem Vollzug eines Auftrages ist nicht immer das gedeihliche Wollen ausgesprochen. — Welch grosser Unterschied besteht in Leistungen zwischen solchen, welche schon formmässig genügen, und jenen, die den abgesehenen Zwecken, nämlich der Sache selbst, vollkommen entsprechen.

Man frage sich nun, ob das Wollen in jener Spann- und Triebkraft, wie es das Sachinteresse, die reine Berufsliebe erfordern, in hinreichendem Umfange auch immer vorhanden ist? Man wird es sich eingestehen müssen, dass es oft vermisst wird, da leicht das Wollen für Selbstzwecke das Wollen für Fachzwecke unterdrückt. Es wäre ein Glück, wenn mit dem ersteren auch das letztere immer zusammenfiele! Allein mit der Widmung für Fachzwecke gelangt man nicht immer direct und rasch zum Lohne; im Gegentheile erfordert sie der Erfahrung nach meistens viel Selbstverläugnung, Mühe und Aufopferung. Was Wunder, wenn solche nicht zuversichtlich im entsprechenden Masse und Umfange auftritt, und das eigentliche gemeinschaftliche grosse Ziel nicht erreicht wird.

Eine ausdauernde opferwillige Durchführung des Kriegsberufes bewirken nur jene, die, getragen von dem Gefühle der Zusammengehörigkeit, der Vaterlandsliebe, der Pflichttreue und Ehrliebe — ihren ganzen Willen und ihre ganze Kraft zum Gedeihen desselben einsetzen.

Blosser Ehrgeiz, das Streben nach Titeln, Orden, materiellem Wohl vermögen allein keine dauernden grossen Erfolge zu begründen; denn selbstverständlich kann solches Streben en masse nicht Befriedigung finden, wobei die wenigen Befriedigten — gleich den Genusssüchtigen — immer neuer Reizmittel bedürfen, die ihnen nicht immer geboten werden können, und die vielen Unbefriedigten in Unwillen, Neid und Lethargie verfallen.

Man suche in der Anstrebung und Erreichung des gemeinschaftlichen grossen Gutes seine Befriedigung und erlange die Selbst- und öffentliche Werthschätzung nach dem Masse der bezüglichen erspriesslichen Thätigkeit, wie immer die Sphäre derselben beschaffen sein mag.

Auszeichnung, ergiebigen Lohn in Ehren und Stellen vergebe man für äussere deutliche Verdienste und bewährte Befähigung. Die Zufriedenheit der ihrer Pflicht nicht minder treu und standhaft nachkommenden, jedoch minder hervorragenden Diener wird damit gewiss nicht gestört, im Gegentheile nur gehoben; doch ungerechtfertigte Begünstigungen, etwa aus Zufall und Laune, schädigen die Gesinnungen der Masse, weil so der Massstab für Selbst- und öffentliche Werthschätzung und der wahre moralische Boden des Beruflebens verloren gehen.

In Bezug auf Duzkameradschaft.

Man sollte glauben, dass die jetzt übliche Duzkameradschaft auf das gedeihliche Wollen innerhalb des Beruflebens einen förderlichen Einfluss

nehme. Einer näheren Beobachtung und Prüfung unterzogen, ergeben sich bedeutende Bedenken dagegen. Die Duzkameradschaft unter oft sehr verschiedenen Chargen-Graden schon bei erster Begegnung im Leben hat keine andere natürliche Folge, als eine scheinbare, äusserliche Vertrautheit, welche die Geselligkeit vielleicht befördert, aber für den Dienst ganz gewiss keinen Vortheil bringt. Naturgemäss nivellirt das angewendete Du die Person der Person, aber nicht Stellung der Stellung, Autorität der Unterordnung gegenüber, und es entsteht eine Unklarheit und Verwirrung der gemachten und empfangenen Eindrücke in dieser Art Verkehrsverhältnisse, wodurch Störendes, selten etwas Gedeihliches zum Vorschein kommt. Der Befehl mit Du hat nicht das Gebietende, und die Zurechtweisung und Belehrung nicht das Wirksame und Überzeugende, wie bei einer charaktermässigen Ansprache, so wie eine duzende Entgegnung gegenüber Autoritätsäusserungen gar leicht linkisch und verletzend wird.

Dem feineren Sprachgebrauche nach wird das gegenseitige Duzen nur unter Nahverwandten und sehr intimen Freunden gebraucht, wobei das richtige Verständniss und Verhältniss bewahrt werden können. Aber ein Duzen aus eingeschlichenem Gebrauche unter einander sonst nicht bekannten Personen führt leicht zu Missverständnissen und Taktlosigkeiten in Ausbeutung einer vermeint erlangten intimen Beziehung.

Ernst, Würde einerseits, Bescheidenheit und Fügung andererseits, begegnen und entwickeln sich in dieser Sprachweise nur selten. Gewisse Behäbigkeit und Ungebundenheit, die etwa den Personalinteressen, aber zumeist den Fachzwecken gar nicht zu Gute kommen, wären unter sonst harmlosen Umständen noch annehmbare Folgen des Duzens, wenn sich nicht anderweitig leicht weit wesentlichere Nachtheile daraus ergeben würden.

Es wäre daher räthlich, das Duzen aus eingeschlichener Gewohnheit aufzulassen und es wieder der Erwerbung durch wirklich geübte Freundschaft und Kameradschaft anheim zu stellen.

In Bezug des Verkehrs zwischen Vorgesetzten und Untergebenen.

Im Militärstande, wo Autorität und Unterordnung in so vielfältiger Weise sich berühren, und die dienstlichen mit den ausserdienstlichen Sphären in einander wachsen, ist eine strenge Scheidung und Bestimmung der bezüglichen Verhältnissgrade nicht leicht gefunden, und es werden fortwährend hierin besondere Erwägungen und Beachtungen erfordert. Immerhin bildet aber die gegenseitige Achtung die Grundlage jeder Art gegenseitigen Verkehrs. Der Vorgesetzte beurkunde sie immer in einer angemessenen würdigen Ausübung seiner Autorität, der Untergebene in einer bescheidenen, vertrauungsvollen Beachtung dieser letzteren, unter stets schicklicher und reger Unterordnung.

Der aufgetretene Anspruch zu einer gewissen Gleichstellung zwischen Vorgesetzten und Untergebenen in ausserdienstlichen Verhältnissen ist kein

Binde- sondern ein Zersetzungsmittel für eine gute, gedeihliche, gemeinschaftliche Haltung.

Das Haschen nach Beliebtheit auf der einen, und die Forderung nach Ungebundenheit auf der anderen Seite, sind nicht das Ergebniss von Überzeugung und Berechtigung, sondern weit mehr von Laune und unreifen Stimmungen. Es käme sonst auch nicht dahin, dass man es als eine Versündigung im Umgange ansähe, wenn ausser der Zwangsstunden des Dienstes über Gegenstände des Berufslebens gesprochen würde.

Die blos passive Ausübung des Dienstes kann wohl den Berufszwecken nie genügen; denn nur da, wo actives Interesse, ein unermüdliches Wirken und Fortschreiten Platz greift, tritt wahrer Erfolg ein. Dazu können nie zu viel Zeit, zu viel Mittel und Wege aufgeboten werden. Der Vorgesetzte benütze auch die geringste Veranlassung zur Belebung des Berufstrebens durch anregenden Meinungsaustausch, — vor Allem aber durch überzeugende Rede und durch That; er meide es hingegen, durch unnöthiges Selbstthun die Wirkungssphäre seiner Untergebenen zu beschränken, verlange aber entsprechende Resultate; er sei entschieden streng gegen Berufsvernachlässigungen, dulde keine Verletzungen des Ehr- und Pflichtgefühls und halte das innere und öffentliche Soldatenansehen mit wärmstem Eifer aufrecht. Wenn er inspicirend auftritt, darf er sein Hauptartheil nicht nach Äusserlichkeiten bestimmen, — es nicht auf angenehme Eindrücke allein abgesehen haben; seine Aufgabe ist zu ernst und zu bedeutungsvoll, als dass er nicht auf das wesentlich Wichtigste sein Augenmerk richten sollte, um immer dahin das wahre allgemeine Interesse zu lenken und dafür zu erhalten. Im Lobe sei er vorsichtig; Nichts ist und war für einen gedeihlichen Erfolg schädlicher als schmeichelhafte Worte über Verdienste, die entweder leicht oder aber gar nicht wirklich erworben wurden. Und je umfangreicher und verantwortlicher seine Wirkungssphäre ist, desto mehr muss ihn das Fachinteresse über Personalinteressen hinweg leiten, will er an seine Thätigkeit sicheren Erfolg fesseln.

Bei Würdigung und Behandlung der Individuen sollte kein anderer Massstab als jener nach dem Werthe der wirklich erspriesslichen Berufsthätigkeit angelegt werden.

Schlusswort.

Man begnüge sich nicht mit dem leicht Sichtbaren des Formwesens und dem sonstigen äusseren Scheine, sondern beachte auch das schwerer Fassbare und nur mühsam zu Prüfende des geistigen und moralischen Theils der Truppenzustände, denn nur bei angemessener Pflege und Entwickelung des letzteren wird die Militär-Maschine mit jenen Triebkräften ausgestattet sein, welche deren beste und höchste Verwerthung ermöglichen.

Hantken v. Grudnik.

Über die Verwendung der Artillerie bei Friedens-Manövern.

Es ist eine sehr bekannte und täglich sich wiederholende Thatsache, dass man die Artillerie bei Friedens-Manövern, wo der Gegner nicht körperlich gefährlich werden darf, oder es wenigstens nicht werden soll, sehr oft auf unpassende und ihrer Bestimmung zuwiderlaufende Weise behandeln und verwenden sieht.

Wenn wir den Gründen dieser sonderbaren Erscheinung nachforschen, so entdecken wir, dass sie tief im Wirrsale der ungeklärten Begriffe über diese Waffe verborgen liegen und es auch insolange bleiben werden, bis der Schutt dieser Unkenntniss nicht gänzlich hinweggeräumt sein wird.

Wir stellen nun — anscheinend freilich sehr verwegen — in Wirklichkeit aber dennoch mit aller Bescheidenheit und weit davon entfernt, wie Meister Arkolay als unbesiegbarer, wuthschnaubender, blutdürstiger Kämpe in der Arena zu erscheinen und tollkühn die ganze Welt in die Schranken zu fordern, ganz einfach die Frage, ob es wohl schon recht Viele versucht haben, diese unleidlichen, der Artillerie so schädlichen Irrthümer und Begriffsverwirrungen zu zerstreuen und die klare, lautere Anschauung über ihre Verwendung bei derlei Friedensstudien zu Tage zu fördern.

In Österreich scheint uns dieses Feld noch wenig betreten, daher sprosst und wuchert auf demselben noch üppig das Unkraut der Nichtbeachtung, der Zurücksetzung dieser Waffe, und hie und da blüht auch, wie die gemeine Klatschrose auf wüster Haide, ihr gegenüber die tollste Selbstüberschätzung und der wuchtigste Eigendünkel auf dieser geistigen Steppe.

Wie sehr dieser böse Umstand dem Zwecke der Friedensübungen entgegenwirkt, wie sehr zum Theile Zeit, Geld und Mühe hiebei nutzlos verschwendet werden, und wie nachhaltig die hier in Scene gesetzten kleinlichen Nergeleien einen Misston unter den verschiedenen Waffen selbst erzeugen, kann Niemanden verborgen bleiben, der da wirklich sehen und beobachten will.

Es ist nicht genug, so und so viel Artillerie unter seinem Befehle zu haben, über welche man frischweg verfügt; es ist nicht genug, sie in hastiger Eile hierhin und dorthin zu jagen, sie bald auf einen Berg zu hetzen, bald wieder in das Thal herabzuschleudern, sie bald auf grosse, bald auf kleine Distanzen schiessen zu lassen; es ist nicht genug, ihr schliesslich über Alles und Jedes, was sie that, thun wollte oder wohl gar thun musste, entweder die härtesten, ungerechtfertigtesten und deshalb von ihr auch doppelt so bitter empfundenen Vorwürfe zu machen oder ihre besten Leistungen im günstigsten Falle mit erhabener Geringschätzung todtzuschweigen; es ist nicht genug,

dass man sich der selbstgemachten Überzeugung hingebe, diese Waffe und ihre Verwendung vollkommen zu verstehen und sie tadellos leiten zu können, sondern man muss dies auch durch ihre richtige Verwerthung wirklich zu beweisen vermögen, man muss zu zeigen im Stande sein, dass man ihre Eigenschaften genau kenne, ihre Vorzüge auszunützen und ihre Mängel abzuschwächen verstehe.

Bei der bestehenden Gewohnheit, dass, ausser der Artillerie selbst, sich Niemand um die Bedeutung dieser Waffe kümmert, bei dem vorherrschenden Aberglauben, dass Jedweder, der — wenn auch als Letzter im Classenrange — irgend einer ärarischen Bildungsanstalt glücklich entkam, eine ausgemachte militärische Grösse sein müsse, bei dem eben sich blähenden Intelligenzschwindel, wo man mit Gemeinplätzen aus Zeitungen und den hohlen, hochtrabenden Redensarten irgend einer faulen Broschüre hochnasig um sich wirft, in dieser Zeit der beginnenden Allwissenheit ist es selbstverständlich, dass man über eine so unbedeutende Kleinigkeit, wie z. B. die Verwendung der Artillerie bei Friedensmanövern ist, vollkommen gleichgiltig hinausgeht.

Eigentlich ist es ja auch gar nicht nöthig, dass man daran denke; denn man lässt sie eben einige Male daher und dorthin fahren, schickt ihr von allen Seiten möglichst widersprechende Befehle zu, streitet sich auch manchmal ein Bischen um das Recht herum, ihr diese Befehle zukommen lassen zu dürfen, man schleudert endlich vernichtende Blitze nach dem Haupte desjenigen Artillerie-Commandanten, welcher sich als nicht hinreichend von der Grossartigkeit und Richtigkeit der getroffenen Verfügungen erbaut erweist, — und die kindleichte Aufgabe ist glänzend gelöst.

So verfliesst ein Manövertag nach dem andern, ganz gleich von Anfang bis zu Ende, und wenn nach Schluss der Übungen der Artillerie-Officier bei sich prüfend Einkehr hält und fragt, was er hiebei gewonnen habe, so muss er sich's nur offen zugestehen, dass es hauptsächlich die Überzeugung ist, dass man seine Waffe noch immer zu sehr geringschätze, um sie genügend zu studiren, und dass man immerhin nicht wisse, dass sie bei Friedensübungen eine andere Verwendung erheische als im Kriege.

Die Grundsätze der Verwendung der Artillerie im Felde, welche schon seit längerer Zeit bei allen Artillerien so ziemlich dieselben sind, erleiden nämlich beim Scheingefechte einige Änderungen, welche demjenigen geläufig sein müssen, dem eine leitende Rolle in dem gekünstelten Kriegsspiele zufällt, widrigenfalls durch deren Unkenntniss der Grund zu nutzlosem Gedrille und zwecklosem Umherfahren der Artillerie auf dem unblutigen, aber um so mehr dornenvollen Schlachtfelde geboten wird.

Wir wollen zur Rechtfertigung der hier aufgestellten Behauptungen selbe eingehender beleuchten und durch unsere erworbenen langjährigen praktischen Erfahrungen gebührend unterstützen.

Wer kann wohl leugnen, dass den blinden Schüssen einer selbst sehr gut aufgestellten Artillerie gegenüber die Truppen stets von einem an Raserei — um nicht zu sagen an unedlen Hass — grenzenden Heldenmuthe und von



dem schönsten, opferwilligsten, hingebendsten Geiste beseelt sind, was sich aber bekanntermassen im Angesichte scharfschiessender Geschütze um Vieles — sehr Vieles — ändert.

Wer hat nicht schon erlebt, dass der „Gegner im Czako", jeder Zoll ein Held, nicht abzubringen war von der selbstmörderischen Idee, geradenwegs auf die feindlichen Mündungen loszugehen und deren Gedröhne durch das eigene Gebrülle zu übertönen?

Wer hat nicht schon gesehen, dass bei solch' strahlenden Grossthaten die Kanoniere, welche dem argtollen Treiben mit herzlichem Gelächter zusahen, bei ihren Geschützen durch den in die Batterie eingedrungenen, wuthschnaubenden Feind mit dem Bajonnete oder Kolben ganz ernstlichst angegriffen und sogar Hand an die Officiere und Batterie-Commandanten gelegt wurde?

Sollten diese Zeilen jenem Angreifer der Höhe nächst Isola di Malo zufällig in die Hände gerathen, welcher im Mai 1866 sich hier bei einem solchen friedlichen Kriegs-Schauspiele unsterblich machte, so dürfte er dem obigen Verfahren noch ergänzend beifügen, dass man bei solchen Gelegenheiten sich nicht scheuen dürfe, Thore und Thüren erbrechen, Zäune und Hecken niederreissen und Mauern überklettern zu lassen, um nur ganz sicher der Artillerie habhaft zu werden und sie dann mit edlem Kriegereifer nach Herzenslust misshandeln zu können.

Hätte man in dem unmittelbar darauf folgenden Feldzuge überall mit solcher Berserkerwuth gegen die feindliche Artillerie gerast, wie man es hier gegen die eigene that, so würde man jedenfalls mehr als 14 Kanonen erobert und gar keine verloren haben.

Wir wollen im Interesse der Ausbildung und Festigung des moralischen Halt's der Truppen sehr gerne zugeben, dass dieselben durchaus nicht daran gewöhnt werden sollen, jedem Kanonenschusse scheu aus dem Wege zu gehen und die Wirkung der Artillerie in's Fabelhafte zu überschätzen; aber in demselben Interesse erscheint es uns auch nöthig, so viel Schätzungsvermögen dieser Wirkung der Infanterie und Cavallerie systematisch beizubringen, dass sie hiedurch befähigt werde, die gegnerische Artillerie wirklich zu bewältigen, ohne sie eben — wie Meister Petz seine Opfer — an der eigenen Brust mit herkulischem Drucke zermalmen zu wollen.

Woher soll aber dieses Bewusstsein, diese Würdigung und Kenntniss der Erfolge einer scharf feuernden Artillerie kommen, wenn man die Mannschaften blos daran gewöhnt, selbe auf Grund des Blindfeuers beim Manöver für unbedeutend oder gar nichtssagend zu halten.

Die nächste Folge dieses unrichtigen Gebahrens ist die, dass der Soldat — der dies überhaupt jetzt meistens nur dem Namen, aber nicht seiner erhabenen Bestimmung nach ist — im wirklichen, blutigen Kampfe derart alle Fassung und ehrenhaftes Selbstbewusstsein verliert, dass er lieber, trotz einer Ratte, nasse Gräben durchwatet, Hauptwälle erklettert und im adamitischen Costüme, blos mit dem schützenden Czako auf dem Kopfe, — wie Thatsachen

beweisen — breite Flüsse überschwimmt, bevor er sich entschliesst, auf der Höhe der eigenen Batterien den Dauerlauf einzustellen und unter ihrem schützenden Feuer dessen verheerende Wirkung kennen zu lernen, weil ihm eben nie die Gelegenheit geboten wurde, den Feigling abzustreifen und wieder zum Ehrenmanne zu werden.

Solche, dem Fluche der Lächerlichkeit und der Verachtung verfallende Beispiele von Angst und Schrecken sollten doch wohl als geeignet erscheinen, den forschenden Blick nach den Gründen und Ursachen hinzuziehen, welche stark genug sind, solche Schmach und Schande auf das eigene Haupt zu häufen.

Würde den Truppen die Gelegenheit geboten, die Wirkung der Artillerie bei den Schiessübungen durch die eigene Anschauung schätzen zu lernen, so würde auch ein ganz anderes Urtheil über ihre Wichtigkeit in der Armee bestehen.

Dieses Mittels hat sich auch die brave schweizerische Artillerie gegen die Arkolayschen Haschischesser mit derart gutem Erfolge bedient, dass zur Stunde — wie wir soeben einer sehr geschätzten Mittheilung mit der grössten Befriedigung entnehmen — der krankhafte Fanatismus bereits die Krise durchgemacht hat, und der Verlauf des Übels ein dem gesunden, kräftigen Verstande dieses Kernvolkes entsprechender und mithin vollkommen beruhigender ist.

Wir glauben daher, dass es auch in Österreich der Mühe lohnen müsste, dort, wo dies durchführbar ist, die Truppen den Batteriefeuern anwohnen und über ihre Bedeutung Erfahrungen sammeln zu lassen.

Es wäre dies eine praktische Studie von unberechenbarem Werthe, welche für den Officier und Mann von ganz gleicher Wichtigkeit sein und auf dem Schlachtfelde gewiss ihre Früchte tragen und verhüten würde, dass man Lächerlichkeiten von solchem Kaliber begehe, wie jene war, dass man mitten im Feldzuge durch ein pomphaftes Telegramm den angsterfüllten Völkern mittheilte, dass auf dem Schlachtfelde das Unglaublichste geleistet werde, indem die 8pfündigen Geschütze noch auf 4500 Schritte wirklich träfen, was man nie für denkbar gehalten hätte.

Das oberflächlichste Blättern in irgend einem artilleristischen Buche hätte verhindert, dass man der Welt ein solch' arges Schauspiel von grober Unwissenheit gab; auch bestehen so viele Instructionen, Vorschriften, Lehrbücher u. dgl. Behelfe über Artillerie, dass jede Entschuldigung hiefür ganz von selbst entfällt.

Überhaupt ist nicht zu übersehen, dass das Interesse, welches das Officiers-Corps einer Armee an den wissenschaftlichen Experimenten und Fortschritten der technischen Waffen nimmt, der Gradmesser seines Culturzustandes ist.

Über ausserordentlichen Eifer in dieser Richtung dürfen wir uns wohl noch nicht beklagen, trotzdem die Cavallerie — diese arg verkannte Cavallerie — hievon eine sehr löbliche Ausnahme macht.

Wir hatten vor wenigen Tagen erst wieder die Gelegenheit, uns von dem wissenschaftlichen Streben und dem echt militärischen, ritterlichen Appell des Officiers-Corps dieser Waffe die erfreulichste Überzeugung zu verschaffen, und rathen recht dringend an, dem schönen Beispiele so zahlreich als möglich zu folgen.

Da es unbedingt schlecht wäre, der Truppe die Idee beizubringen, dass es unmöglich sei, eine Batterie zu stürmen, indem dies doch wirklich und sogar, wie wir kürzlich erst zu sehen die Gelegenheit hatten, mit dem besten Erfolge geschieht, so handelt es sich hier hauptsächlich darum, dieselbe durch die ihr bekannte Gefahr dahin zu vermögen, dieses Wagestück mit Berechnung und nicht mit blinder Tollheit, mit List und Ausnützung des Terrains und nicht mit Ausserachtlassung aller Regeln und Vorsichten durchzuführen.

Die Friedens-Manöver haben bekanntlich den Zweck, sowohl den Führern die Gelegenheit zu bieten, sich in der richtigen Leitung der Massen zu üben, so wie den Truppen ihr gegenseitiges schulgerechtes Ineinandergreifen anschaulich und geläufig zu machen.

Dieses Gefechtsbild hat aber einen sehr veränderlichen Charakter und wechselt im Verhältnisse zu den erreichten Erfolgen mehr oder weniger rasch und häufig. Da die Artillerie aber durch ihre Bewaffnung den ausgiebigsten Erfolg herbeiführen soll, so hat sie auch den grössten Antheil an den Scenen und Verwandlungen, welche sich auf dem Gefechtsfelde abspielen.

Wie soll man aber diesen Einfluss bei einem Friedens-Manöver anschaulich machen? wie soll man dem Gegner beweisen, dass er bereits vor längerer Zeit erschossen und mithin in dem Augenblicke, wo er ganz wacker stürmt, eigentlich mausetodt sei?

Es ist dies der Schemenkampf der Hunnen und Römer bei Mondenschein. Keiner aus der Heldenschaar will zurückbleiben. Jeder sucht seinem verhassten Gegner nochmals und immer wieder den unschädlichen Tod zu geben.

Wer aber will solch' gefeiten Schaaren gegenüber behaupten, dass die Artillerie überhaupt treffe, oder wohl gar bestimmen, was sie treffe? Wer wird die Todten und Verwundeten ausscheiden, wer sie zum Zurückbleiben bestimmen? wer wird nachweisen, welches der beiden Heere den grösseren, entscheidenderen Verlust erlitten habe, mithin wahrscheinlich das geschlagene sei, wer wird — ohne sichtlichen Erfolg — zwischen zwei tapfern Führern, welche beide den Sieg für sich in Anspruch nehmen, den salomonischen Urtheilsspruch zu fällen im Stande sein?

Bei so elastischer Anwendung von breitspurigen Grundsätzen, wie sie dieser friedliche Krieg besitzt, ist wohl der Schiedsrichter nur auffallend groben Fehlern gegenüber in der Lage, ein bündiges Urtheil zu sprechen; in allen andern Fällen bleibt sein Machtspruch Ansichtssache, dessen Werth und Wahrheit ziemlich zweifelhaft bleibt und immer nur durch den Erfolg allein erwiesen werden könnte.

Hiedurch erklärt sich wohl die grause Mähr', die von Mund zu Mund die Runde macht, dass es vorgekommen sein soll, dass das hehre Kriegsspiel schliesslich öfter schon in ganz gewöhnlichen unritterlichen Zank und Hader zwischen den Führern und ihren Richtern umschlug.

Diese Schwäche der Kriegshelden ist so alt wie der Krieg selbst und reicht daher so weit hinauf, dass ihre Wurzel in der Schöpfung selber liegt.

Der Mensch mit seiner angebornen Eitelkeit und dem ungemessenen Eigendünkel kann unmöglich glauben, dass er gefehlt habe, wenn nicht tonnenschwer die Folgen der von ihm begangenen Fehler auf sein Haupt niederschmettern. Die gütige Natur hat ihn aber mit derart hartem Schädel begabt, dass der wuchtige Schlag ihn nur augenblicklich betäuben, und auch nur in diesem Zustande zu einem aufrichtigen Geständnisse seiner Missgriffe bewegen kann, welches er aber alsbald mit frecher Stirne widerruft, sobald die wohlverdiente Beule, die er sich naseweis geholt, nicht mehr allzu brennend schmerzt.

Dies Alles ist zwar menschlich, aber keineswegs edel und soldatisch gedacht und gehandelt.

Treten schon all' diese misslichen Erscheinungen bei vorausbekannter Disposition ein, wie werden sie sich erst gestalten, wenn diese nicht — wie man vor Kurzem es noch liebte — schon einige Tage vor dem Manöver zum Memoriren hinausgegeben werden.

Hier wachsen dann die dort begangenen Versehen zu ganz tüchtigen Fehlern an, und werden die Truppen selbst und die Schiedsrichter einen sehr schweren Stand haben, den Absichten der Führer folgen und den getroffenen Anordnungen gerecht werden zu können.

Für die Artillerie sind die Augenblicke der beginnenden oder bereits blühenden Rathlosigkeit und des verlorenen geistigen Halt's bei einem Manöver ganz besonders die gefährlichsten, weil es in solchem Falle zu den beliebtesten Auskunftsmitteln gehört, mit verhängten Zügeln auf irgend einen Artillerie-Commandanten loszusprengen, ihm mit grösster Wichtigthuerei ausserhalb der menschlichen Gehörweite irgend Etwas zuzurufen und dann spornstreichs wieder davon zu reiten.

Verblüfft sieht der arme Commandant der eiligst davon flatternden Erscheinung nach, er versucht ihr allenfalls auch ein Stück zu folgen, um eine Verständigung anzubahnen, aber vergebens — der schlaue Diener seines Herrn ist schon weit fort und lässt ihn mit der trüben Überzeugung zurück, dass die nächste Zukunft böse Dinge für ihn gebären werde.

Er macht daher ergebungsvoll auf gut Glück irgend eine Bewegung, denn er weiss eben, dass nicht von ihrer Richtigkeit, sondern von den anderweitigen, ihm und seiner Waffe ferne stehenden, sich so eben abwickelnden Verhältnissen Lob oder Tadel abhängt.

Was folgt aber aus dieser Erfahrung?

Aus ihr geht die weise Lehre hervor, dass der Artillerie-Führer im Frieden noch viel weniger als im Kriege es versäumen dürfe, sich an der

Seite des Truppen-Commandanten aufzuhalten, und zwar auch während des Feuers seiner Batterien, da deren Erfolg lediglich nur durch die Ansicht des Letzteren bestimmt und die Bewegungen hieraus abgeleitet werden.

Vor Allem muss der Führer der Artillerie davon in Kenntniss gesetzt werden, ob der unternommene Angriff ein gelungener oder verunglückter sein, und wann die eingehaltene Defensive in die Offensive übergehen werde; man muss ihm jene Objecte bezeichnen, welche durch die Artillerie hauptsächlich zu beschiessen sind, und muss den Hauptangriff der Truppen so leiten, dass er auf einem von der Artillerie innerhalb der Entfernung von 2000 Schritten kräftig bearbeiteten Punkte durchgeführt werde.

Es ist einleuchtend, dass alle die Gefechtsmomente, welche sich im Kriege durch das Zusammenwirken der verschiedenen Waffenerfolge von selbst ergeben, aber hier nur durch geschickte, wohlüberlegte, auf vielseitiges militärisches Wissen gegründete Voraussetzungen festgestellt werden, dem Artillerie-Führer schon aus dem Grunde auch mitzutheilen sind, um die Batterien im wichtigsten Augenblicke nicht erst von weiter Ferne herbeiholen zu müssen, sondern denselben das rechtzeitige Entgegenkommen und die schleunige Durchführung der ergehenden Befehle zu ermöglichen, was im Kriege, wo man den Erfolg der Manövers sehen und beurtheilen kann, sich ganz von selbst ergibt.

Auf beschränktem Gefechtsterrain und auf Exercirplätzen, wo ohne Gegenseitigkeit manövrirt und blos die Darstellung der normalen Gefechts-Chablone für die drei vereinten Waffengattungen angestrebt wird, ist es ganz unmöglich, artilleristische Unwahrheiten zu vermeiden.

So wird man des geringen Raumes wegen und um doch die Artillerie nicht fortwährend auf einer Stelle stehen zu lassen, von ihrer Portée ganz absehen und dieselbe öfter nur um ganz kurze Entfernungen vor- oder zurücknehmen; auch wird man sie hie und da, um ihre Beweglichkeit zu erproben oder zu üben, Stellungen einzunehmen zwingen, welche im Kriege nie benützt werden würden; man wird sie überhaupt gerne allerhand Kunststücke machen lassen, die wohl sonst ganz entfallen müssen; man wird auch sogar diesem taktisch-artilleristischen Unsinne hie und da von Seite zweideutiger Grössen entschieden Weihrauch streuen sehen, weil diese eben das Wahre von dem Falschen, das Echte von dem Surrogate nicht zu unterscheiden verstehen.

In solchen Fällen ist es nöthig, um der Truppe von der Verwendung der Artillerie und dieser selbst von ihrem Verhalten nicht falsche Begriffe beizubringen, denselben die Supposition, die von den Regeln abweichenden Theile der Ausführung und die hiezu bestimmenden Gründe mitzutheilen; auch sind alle Gefechts-Momente und Bewegungen, welche unter den obwaltenden Umständen anders durchgeführt wurden, als wie es vor dem Feinde geschehen wäre, zu bezeichnen, und die Art ihrer regelrechten Ausführung zu erörtern.

Hieraus ersieht man aber, dass das Exerciren nach vorausbekannter Supposition und Disposition in gewissen Fällen für die Belehrung der Truppe

sehr vortheilhaft ist, daher auch unter derlei Verhältnissen nicht nur beibehalten, sondern sogar nicht versäumt werden solle.

Als einen sehr grossen, die richtige Auffassung der Manöver beeinträchtigenden Übelstand müssen wir den Umstand bezeichnen, dass sich die Truppen um ihre eigene Artillerie im vollsten Sinne des Wortes eben so wenig kümmern, wie um die feindliche. Sie rücken vor, sie stürmen und attakiren wohlgemuth darauf los, unbekümmert, ob der Gegner bereits hinreichend erschüttert sei oder nicht, und dies Alles unmittelbar vor den Mündungen ihrer Artillerie; ganze Regimenter ziehen an ihrer Front vorüber, ohne auch nur im Entferntesten daran zu denken, dass sie im vollen Feuer steht. —

Das ist schon mehr als Heldenmuth, das ist Tollkühnheit, — um es nicht noch ganz anders zu bezeichnen.

Diese im Frieden eingerissene und auch sehr häufig mit Absichtlichkeit zur Schau getragene Gleichgiltigkeit und Nichtbeachtung der Artillerie trägt jedoch im Kriege die schönsten Früchte. Es retiriren da die Truppen nicht nur allein gerade auf die Mündungen ihrer eigenen Geschütze los, wie unzählige Beispiele der Kriegsgeschichte beweisen, sondern sie gehen auch, was noch weit sonderbarer ist, selbst beim Avanciren mitten durch die Geschütz-Intervalle vor.

Dies scheint unglaublich, aber lässt durch die Thatsache sich beweisen, dass im Jahre 1866 bei Cà di Sole ein ganzes Regiment im Vorgehen über zwei in Feuer stehende Batterien hinwegmarschirte und nicht eher wich, als bis der sie befehligende Stabsofficier dem Commandanten des Regiments versicherte, ohne alle Rücksicht sein unterbrochenes Feuer wieder aufzunehmen, falls nicht allsogleich seine Front geräumt werde.

Endlich machte man „Doppelreihen rechtsum" und verzog sich aus den Batterien.

Eine fernere Sonderbarkeit ist es, dass man sich mit dem Gedanken durchaus nicht befreunden kann, dass die Artillerie für gewöhnlich nicht gegen die Artillerie des Gegners, sondern auch gegen die andern Truppen schiesst; diese nehmen daher selbst dann nicht die geringste Notiz von ihr, wenn auch die durch sie erlittenen Verluste naturgemäss schon äusserst empfindsame geworden sein müssten.

So beschoss z. B. im Jahre 1868 bei einem Manöver an den moorigen Ufern des Gradascza-Baches die Artillerie eine Infanterie-Colonne, welche sich auf einer Strasse zurückzog, die links vom Gebirge, rechts von einem Sumpfe eingeschlossen war. Diese Colonne trabte gutmüthig weiter, ohne die sie hart bedrängende Artillerie auch nur eines Blickes, geschweige denn eines Schusses zu würdigen.

Schliesslich wurde das Feuer der Artillerie von massgebend sein sollender Seite gerügt und ausstellend bemerkt, dass selbe in's Blaue schiesse, da doch die feindliche Artillerie schon längst abgefahren sei!

Ist es auch im Allgemeinen schwer, bei einem Manöver, welches der

Phantasie und den willkürlichen Annahmen unbeschränkten Spielraum gewährt, jenes Zielobject herauszufinden, welches die eine oder andere Artillerie-Abtheilung beschiesst, so sollte wenigstens dort, wo die Bodengestaltung und die sonstigen Gefechtsverhältnisse hierüber keinen Zweifel entstehen lassen, das Bestreben, die Truppe zu belehren, die Commandanten anregen, die sich hiezu bietende Gelegenheit nicht unbenützt und theilnahmslos an sich vorüberziehen zu lassen.

Stammt auch bei manchem Soldaten einerseits der angelernte und für löblich gehaltene Stolz auf seine Waffe, welcher ihn verleitet, sich selbst für weit besser zu halten als alle andern Glieder der Armee, aus der ursprünglich guten Absicht, den sogenannten Corpsgeist zu heben, so kann es andererseits doch keine guten Folgen haben, ihn blos mit diesem einseitigen Begriffe bis zum Bersten vollzustopfen und ihm in der Zauberlampe des Krieges ewig nur sein eigenes, ruhmgekröntes Bild zu zeigen; denn gar zu bald dürfte es sich herausstellen, dass dieser leicht erworbene, sich selber angedichtete Ruhm eine nur etwas ernste Probe eigentlich zu bestehen gar nicht vermag.

Es wäre daher nach unserer Ansicht viel besser, jeder Waffe, nachdem man in ihr das Vertrauen zur eigenen Kraft und Wirksamkeit rege gemacht und befestigt hat, stets nachzuweisen, dass ihre Leistungen nur im innigsten Verbande mit den beiden andern Waffengattungen jenen Höhepunkt von Erfolg erreichen können, welchen man mit dem Worte „Sieg" bezeichnet.

Die Eifersüchteleien, Reibereien und Gehässigkeiten, wie sie jetzt bei den Manövern zwischen den verschiedenen Waffen in Scene gehen, könnten dann nimmer vorkommen; der Gedanke der engsten Zusammengehörigkeit und jener echt ritterliche Soldatengeist, welcher heutzutage leider immer nebelhafter wird, würden alle Truppengattungen beseelen, verbinden und zu jener moralischen Stärke erheben, ohne welche wir auch in der Zukunft vergebens nach siegreichen Erfolgen auslugen werden.

Dieser Geist muss aber von oben ausströmen! Von dort her muss der Anstoss zu jener erneuerten Verbrüderung im Heere kommen, von deren einstigem Bestehen das zwar noch übliche, aber jetzt bedeutungslos gewordene Wörtchen „Du" in der Ansprache Zeugniss gibt.

Der Klang des Wortes ist wohl noch derselbe geblieben, nicht aber das Echo der Herzen, durch die nunmehr anstatt der alten, treuherzigen Kameradschaftsliebe — allerhand böser Spuk mit schrillem Misston zieht. — Fort ist der geistige Kitt, mit dem Radetzky Österreichs schönes Heer zusammenhielt! verloren nun dies Bindemittel, vergessen wie das wundervolle Cement der Römer! entschwunden ist das stolze, männliche Selbstbewusstsein, der thatkräftige Wille, die heitere Lebenslust, — entschwunden, wenn vielleicht auch nicht für immer — so doch für unsere Ära, die stark im Argen liegt.

Man bemüht sich zwar, den klaffenden Leck zu übertünchen, den die Armee aus wilder Brandung sich geholt; ein kräftiger Mann mit scharfem

Aug' und treuem Willen steht am Ruder und sucht das Wrack dahin zu steuern, woher ihm noch Hilfe und Rettung winkt; aber der Rumpf ist gar zu ungelenk und träge, seine Fugen bersten, und stöhnend legt sich der Riesenbau auf die tückische Welle hin, als sehnte er sich – des Kampfes selber müde — nach baldigem Untergang.

Dem beliebten Systeme der Selbstverhimmelung gegenüber mag diese herbe Wahrheit wohl wie Unkenruf ertönen; nach all' dem vielen Manna, mit dem wir uns bisher gespeist, schmeckt sie wohl wie Teufelsdreck; aber das Alles hält uns nicht zurück, sie laut hinaus zu rufen in die schwüle, schwarze Gewitternacht; denn gleiche sie dem Krächzen des Raubvogels am Hochgericht, oder töne sie wie Sphärenklang, so bleibt sie doch ewig die gold'ne, treue Wahrheit — die beste Rathgeberin und Freundin in der Noth.

Sie reisst zwar mit rauher Hand den Lacken von der fauligen Wunde, sie gibt aber auch die Mittel an, sie rasch und gut zu heilen; mit flammenden Zügen verzeichnet sie die Fehler unserer Vergangenheit, und mit dem reizlosen, knöchernen Finger weist sie dräuend nach uns'rer Zukunft hin!

O hört doch also ihre warnende Stimme, folgt endlich ihrem wohlgemeinten Rath!

Gleiche Berechtigung, gleiche Behandlung für alle Waffen! gleiche Anerkennung für ihre guten, gleichen Tadel und Belehrung für ihre fehlerhaften Leistungen! keine Bevorzugung irgend eines Theiles der Armee, irgend einer Kaste in der Kaste! Schonung des jeder Waffe eigenthümlichen edlen Stolzes und Hebung ihres zuversichtlichen Vertrauens in die eigene Kraft und in jene der andern Waffen! Anerkennung des Verdienstes, Talentes und wahren Werthes durch Verwendung des Besitzers an richtiger Stelle! Verpönen alles eitlen hohlen Wesens, das wohl ganz hübsch auf Parketten tänzelt, aber blöd und träge vor dem Feinde schleicht! Beleben des Ehrgeizes durch öffentliche Anerkennung geistiger Thätigkeit und wissenschaftlichen Strebens, Brandmarkung des Hochmuthes, der Geckenhaftigkeit und Unwissenheit! Entfesselung des frohen Muthes und frischen, heitern Sinnes, durch die Entlastung von geisttödtendem Geldmangel sind jene Mittel, die, wenn im Frieden richtig angewandt, der Armee auf dem Schlachtfelde immerhin noch eine Zukunft sichern können, welche ihr erneuert die einst gewohnten Lorbeern um die sodann wieder mit stolzem Selbstbewusstsein gehobene, geistvollere und veredelte Stirne zu schlingen vermag.



Fortificatorische Studien.

(Hiezu Tafel Nr. 18.)

I. Über die Bedeutung der Festungen in der Jetztzeit.

Seit 1806 sind die Festungen in Misscredit gekommen, und das Jahr 1866 hat auch nicht dazu beigetragen, deren Ansehen zu heben. Allzuleicht wird über den Nutzen, welchen das italienische Festungsviereck den Österreichern, Comorn den Ungarn gewährt hat, hinweggegangen. Wenn nun nicht wegzuleugnen ist, dass die Bedeutung der Festungen seit Vauban eine Abschwächung erfahren hat, so ist doch eben so wenig das völlige Ignoriren der Festungen zu rechtfertigen, und der Zweck dieser Zeilen ist, zur Klärung des Verhältnisses beizutragen.

Vom Anfange des 18. Jahrhunderts an ist eine bedeutende Umgestaltung des Kriegswesens vorgegangen. In der bezeichneten Periode wurden kleine Heere zu Erreichung verhältnissmässig kleiner Ziele — kleiner Ländergewinnste — in's Feld gestellt, während seit Anfang des 19. Jahrhunderts fast nur grosse Heere aufgestellt waren, deren Aufgabe fast immer die Vernichtung des Gegners gewesen ist. Bei den Kriegen mit kleinem Kriegszwecke spielte fast durchweg die Besetzung und Behauptung eines streitigen Grenzstrichs eine Hauptrolle, und naturgemäss gewann der Krieg um Festungen in den betreffenden Gegenden besondere Bedeutung. Die Festungen und die Heere, sowohl die des Angreifers als die des Vertheidigers, waren klein, und fast immer absorbirte der Krieg um die Festungen alle beiderseits vorhandene Kraft. So war es natürlich, dass die Festungen ganz ausserordentlichen Einfluss auf die Kriegführung erlangten.

Im Anfange des 19. Jahrhunderts fanden sich auf allen Kriegstheatern eine grosse Zahl meist kleiner Festungen vor, immer aber waren auch die grössten Festungen mit Besatzungen versehen, deren Stärken nur einen kleinen Bruchtheil des Feldheeres ausmachten, und daher von dem Angreifer mit einem entsprechenden Theil der Feldarmee in Schach zu halten waren. So kam es denn, dass die vorhandenen Festungen nur wenig oder fast gar nicht respectirt wurden und nur unbedeutenden, selten ernstlichen Einfluss auf die Operationen gewannen. Für den Vertheidiger, der alle seine Festungen, früheren Anschauungen gemäss, besetzt hielt und durch die Summe der vielen kleinen Besatzungen doch das Feldheer ernstlich geschwächt hatte, resultirten daraus fast nur Nachtheile, anstatt der gehofften Begünstigungen, und die im Eingang citirten Fälle, wo der Nutzen greifbar gewesen, finden häufig genug unzureichende Würdigung. Hier und da geht man so weit, den

Festungen nur im localisirten Kriege Einfluss einzuräumen, und will für Vernichtungskriege alle Kraft der Abwehr in der Feldarmee concentriren. Dies ist denn wohl zu weit gegangen.

So lange man Krieg führen wird, wird derjenige, welcher wegen numerischer und moralischer Schwäche zur Defensive gezwungen ist, das Terrain zu potenziren bestrebt sein, um Stand zu halten — wie zeither, so lange man eben Krieg geführt hat. Die Potenzirung des Terrains wird eine verschieden starke sein, je nach der Zeit und der strategischen Lage. Vorbereitete Terrainpotenzirungen, Festungen, wird es aber zu allen Zeiten geben, denn die Nothwendigkeit, die muthmasslichen Kriegsschauplätze des Staates für ungünstigen Gang der Operationen etc. in Friedenszeiten einzurichten, ist unabweisbar. In den Festungen wird man daher immer vorbereitete Schlachtfelder zu sehen haben und an diese nur im Allgemeinen die Forderung stellen müssen, dass sie als solche auch wirklich Benutzung, beziehentlich Beachtung erzwingen. Der Vertheidiger sucht die Festung im Rückzuge auf oder basirt auf dieselbe seine Vertheidigung, weil er in derselben directen Schutz, Unterstützung verschiedenster Art findet; weil die Defensive damit zum Stehen kommt; weil er sich die Freiheit der Bewegung, welche im freien Felde nur Eine Richtung haben würde, wahren will; weil er die Möglichkeit erlangen will, unter günstigen Verhältnissen dann, wann es ihm wünschenswerth ist, zu schlagen. Der in der Offensive befindliche Gegner dagegen soll gezwungen sein, den bei der Festung befindlichen Feind aufzusuchen, einmal wegen der Wichtigkeit der vom Feinde innegehaltenen Terrainlage für das ganze Kriegstheater, und das andere Mal wegen der Gefahr, die durch Beiseitelassung des Festungsrayons für weitere Operationen entstehen würde.

Diejenige Festung, welche im modernen Kriege für den Vertheidiger die oben bezeichneten Unterstützungen gewähren soll, muss gross und umfänglich sein, damit das Feldheer wirklich auch durch sie gedeckt werde; sie muss eine reiche Stadt umfassen, sie muss ein wichtiger Strassen-, Eisenbahnen- und Flussnetzknoten und mit Terrainverstärkungen derart versehen sein, dass auch wirklich die zur Defensive zwingende Schwäche Ausgleichung finde. Eine all dem entsprechende Festung wird für das betreffende Kriegstheater als Schwerpunkt angesehen werden dürfen, und entscheidet deren Besitz zugleich über den des Kriegstheaters selbst, denn es concentrirt sich in ihr die Hauptmasse der vorhandenen activen und passiven Vertheidigungsmittel des in der Defensive befindlichen Gegners.

Der offensive Feind wird nothwendigerweise auf eine moderne Festung der beschriebenen Art, die Schwerpunkt des Kriegstheaters der strategischen Lage und Besatzungsstärke nach ist, besondere Aufmerksamkeit richten müssen und dieselbe zum Operationsobjecte zu nehmen gezwungen sein. Nur in denjenigen Fällen ist der Gegner in der Lage, sich vom ernstlichen Festungsangriffe zu dispensiren, wenn die Festung mit sehr schwachen activen Kräften versehen, oder wenn die Übermacht des Heeres so bedeu-

tend ist, dass nur ein relativ kleiner Theil der disponiblen Kraft durch die Einschliessung und Beobachtung der Festung abgezogen würde.

Der Einfluss der Festungen auf die Operationen wird verschieden ausfallen nach der Lage derselben, die mehr oder weniger dem Schwerpunkte des Kriegstheaters entspricht, nach der glücklichen Combination gegebener defensiver und offensiver Elemente, im Terrain mit künstlichen Verstärkungsmitteln, nach den beiderseitigen Stärkeverhältnissen. Die Lage der Festung auf dem Kriegstheater sowie im Terrain ist ebenso wie deren technische Ausstattung ein Gegebenes, und lässt sich durch Nachschöpfungen nur wenig ändern.

In gewissem Sinne ist dies auch mit den Stärkeverhältnissen der Fall, und nur die Art, wie der Vertheidiger seine Kräfte verwendet, namentlich durch Stärkung der moralischen Elemente die Erweiterung der Wirkungssphäre der Festung innerhalb des Rahmens der gegebenen linearen und Terrainverhältnisse erstrebt und die taktische Defensive mit offensiven Rückschlägen verbindet, ist im Stande, den Einfluss der Festung zu alteriren. Die Grösse der Wirkungssphäre der Festung ist daher als ein variabler Factor anzusehen, dessen Maximalwerth in der Hauptsache von der Intelligenz der Führung und den vorhandenen moralischen Elementen, und dessen Minimalwerth vom Schussbereiche der Armirung abhängt.

Die strategische Lage beider Gegner im Allgemeinen und die sonstigen Verhältnisse der Festung — geographische Lage, vorhandene Befestigungen, Besatzungsstärken, moralische Elemente in derselben — stehen in der mannichfaltigsten Wechselbeziehung zu einander und verändern den von der Festung zu leistenden Einfluss auf den Krieg bis in's Unendliche Eine Minimalleistung wird sich einer Maximalleistung gegenüber aufstellen lassen, und zwar wird die Minimalleistung der zeitweilige Schutz vorhandener activer und passiver Streitmittel gegen den Angriff des Gegners sein, während hierzu ein nur unbedeutender Einfluss auf die Operationen, durch Abziehung eines Beobachtungs-Corps vom Feldheere, tritt. Die Maximalleistung ist nach den früher bezeichneten Forderungen zu construiren und besteht in der Erfüllung aller derselben. Schutz und Unterstützung jeder Art für vorhandene active und passive Streitmittel für längere Zeit, Freiheit der Operationen derselben unter taktisch günstigen Verhältnissen und Absorption des ganzen feindlichen Offensivheeres würden sich zu einem Erfolge, zu einer Maximalleistung zusammenfinden.

Solche Maximalleistung ist natürlich für jede bestehende Festung ein unerreichbares Ideal, dem manche der Vorbedingungen fehlen. Die älteren Festungen gewähren fast nur Schutz für geringe Heeresabtheilungen, verschwindend kleine Bruchtheile der modernen Heere, und haben selten eine grössere Wirkungssphäre als die der Schussbereichgrenze. Der Geist der Festungsvertheidigung ist aber wohl im Stande, auch bei diesen Festungen einen erhöhten Einfluss auf die Operationen zu bewirken, und das Heraustreten aus der lediglich passiven Vertheidigung, Versuche zu offensiven

Rückschlägen werden wenigstens dazu führen, dass ein Ignoriren dieser Festungen nicht zulässig ist. Wäre Theresienstadt 1866 nur stärker als mit 7000 Mann besetzt gewesen, so würde es sich schon fühlbar gemacht haben, denn der nothwendige Geist der Vertheidigung war unverkennbar vorhanden. Die neuen deutschen Festungen fast durchweg, allerdings mehr oder weniger, kommen ihren Vorbedingungen nach einer Maximalleistung näher, und die Neubauten der Franzosen, Lyon, Metz, Strassburg, Lille, stehen nicht hinter den deutschen Schöpfungen zurück. Die neueren Festungen sind meist gross, strategisch günstig gelegen, an Fluss- und Communications-Netzpunkten, und fast immer mit verschanzten Lagern versehen. Wenn sich auf dieselben eine active Vertheidigung stützen muss, so lässt sich recht wohl eine bedeutende Einwirkung der Festung auf den Gang der Operationen erwarten. Die Meinung, dass von Olmütz aus eine bedeutsamere Einwirkung auf die Operationen 1866 erwartet werden durfte, ist gerechtfertigt, und der Hinweis auf die nordamerikanischen Operationen um Chattanoga, Vicksburg, Atlanta, Richmond kann nur dazu führen, anderen Verhältnissen, als dem Unwerth der Festungen überhaupt, den unbedeutenden Einfluss von Olmütz zuzuschreiben.

Für Festungen, welche durch ein verschanztes Lager den Operationen einer Armee als Stützpunkt dienen können, hat man den Namen „Armee-Festung“ neu geschaffen, und ist derselbe ganz entsprechend. Namentlich der Lage nach ist Mainz die bedeutendste deutsche Armee-Festung, und nur ist zu bedauern, dass das zugehörige verschanzte Lager noch nicht die betreffende Ausdehnung erfahren hat. Ulm, Rastatt, Coblenz, Cöln sind Armee-Festungen; Posen, Königsberg und die innern preussischen Festungen können nur bedingungsweise diesen Namen beanspruchen, da ihnen Lagerforts fehlen.

In noch höherem Masse ist eine Festungsgruppe geeignet, die Vortheile offensiver und defensiver Natur, die sich in einem von Flüssen begrenzten oder an einem Flusslaufe gelegenen Terrain vorfinden, zu Gunsten der activen und passiven Vertheidigung für eine Armee ausbeuten zu lassen. Eine Festungsgruppe, welche zwischen sich einen freien Raum lässt, an dessen Eckpunkten die Festungen liegen, ist am vortheilhaftesten, da der in diesen Raum gedrungene Gegner durch allseitiges Decken ernstlich geschwächt wird. Eine an einer Fluss- und Sumpf- oder Strombarrière mit Brückenköpfen liegende Reihe Festungen ist jedoch dann, wenn diese befestigte Fluss- etc. Linie sehr schwer zu umgehen und schwer zu überschreiten ist, auch ganz schätzbar.

Aus dem Vorstehenden entwickelt sich nun die Ansicht, dass die Festungen der Jetztzeit nur dann einen bedeutenden Einfluss auf Operationen äussern, wenn sie als Armee-Festungen oder Festungsgruppen in günstiger geographischer und taktischer Lage und mit solchen Besatzungen, der Zahl und dem Geiste nach, versehen sind, dass sie den Minimalwirkungskreis beträchtlich über den Geschützertrag hinaus zu erweitern vermögen. Dass

bei all dem die strategische Lage im Grossen Veranlassung sein kann, einer solchen Festung, weil zu entfernt, auf einem Nebenkriegstheater gelegen, den erhofften Einfluss zu entziehen, ist zweifellos, und allein die Action der Vertheidigung derselben vermag hierin Änderungen herbeizuführen. Aber auch der Nachtheile, welche hierbei auftreten, ist zu gedenken. Der Gegner wird die Festung, wenn irgend möglich, nur beobachten, und zwar hierfür solche Truppen — Ersatz- und Landwehr-Corps — verwenden, denen er Aufgaben der Feldarmee nicht gern zumuthen will, und denen er in rein defensivem Sinne die gestellte Aufgabe der Beobachtung zuweist. Angriffe der mobilen Besatzungstruppen gerathen leicht in ungünstige Verhältnisse, da ihnen meist der Angriff verschanzter guter Stellungen zufällt, oder bei Operationen auf einem Nebenoperations-Felde der Festung leicht Gefährdung des Rückzuges nach der alleinigen Basis (der Festung) erwächst. Allzuweites Entfernen ist daher nie zu erwarten, ausser es ist eine Hauptarmee oder ein starkes Corps, die zu Feldoperationen vorschreiten. Diese Verhältnisse weisen darauf hin, dass, wenn möglich, alle Festungen moderner Art mit möglichst starken mobilen Besatzungen versehen werden möchten, und dies, mit Berücksichtigung der allgemeinen Öconomie, zwingt dazu, die Zahl der Festungen auf das Möglichste zu beschränken. Die Jetztzeit verlangt also: Wenige, aber starke und stark besetzte Armee-Festungen.

II. Die Mittel der Festungsvertheidigung.

Die Mittel der Festungsvertheidigung sind:

1. Feuerwaffenwirkung,
2. Wirkung des Gefechts mit der blanken Waffe,
3. Vervielfältigung und Erschwerung der feindlichen Annäherungs-Arbeiten durch bauliche Anlagen;

in weiterer Ausführung somit

ad 1. α. Fernartilleriekampf;
β. Nahfeuergefecht durch Artillerie und Infanterie;
ad 2. Ausfälle in verschiedenem Massstabe und an verschiedenen Orten:
α. zwischen den Vorwerken und darüber hinaus,
β. auf dem Glacis,
γ. innerhalb der Werke;
ad 3. α. Minengalerien,
β. fortificatorische Chicanen verschiedener Art.

Alle diese Mittel führen zu Zeitgewinn, und dieser ist ja allein durch die Festungsvertheidigung zu erreichen.

Die verschiedenen fortificatorischen Systeme und Manieren legen auf das eine oder das andere Mittel besonderen Werth und lassen sich darnach verschieden charakterisiren. In neuerer Zeit wird auf active Vertheidigung grösserer Werth gelegt, und das Fernhalten des Feindes vom Kern der

Festung angestrebt, weshalb das Fernartilleriegefecht und der Ausfallkrieg besondere Begünstigung bei den Festungsanlagen erfahren haben. Die neue Fortification will wo möglich in allen Stadien des Kampfes die Artillerie der Vertheidigung trotz der räumlichen Einengung dem Angriffe überlegen machen und durch das überlegene Feuergefecht, welches durch Ausfälle in möglichst grossem Massstabe unterstützt werden soll, die feindliche Annäherung aufhalten. Das abgeänderte Polygonalsystem nach Montalembert, mit einer Fortslinie, gibt diesem Streben Ausdruck, und ist dasselbe durch wenn möglich nur frontal zu fassende, mächtige Wall- und Etagenbatterien charakterisirt.

Dieser Art der Vertheidigung steht das System gegenüber, welches dem Fernkampf weniger, dagegen dem Nahkampfe auf dem Glacis ganz besondere Wichtigkeit beilegt und dadurch, dass dieses Glacis unter mächtigem Kreuzfeuer gehalten wird, jenes Ziel zu erreichen anstrebt. Diesem Systeme entsprechen die Tenaillensysteme und diejenigen Bastionärmanieren, welche grosse Ravelins im Hauptgraben, oder an den Fuss des Glacis vorgeschobene Ravelins oder Lunetten etc. anlegen: Cormontaigne, Coehorn, Choumara, Carnot, Noizet, Haxo, Bousmard, Chasseloup, Schule von Mezières. Es sind somit die Bastionärsysteme, die der Nahvertheidigung grösseren Werth beilegen, und mag dahier gleich die Bemerkung gemacht werden, dass bei Kenntniss der gezogenen Geschütze dieselben jedenfalls wenig Boden gewonnen haben dürften.

Der Ausfallkrieg findet auf dem Glacis besonderen Vorschub bei denjenigen Systemen, welche an den Glacisfuss vorgeschobene Werke, Ravelins und Lunetten haben; es ist dem offensiven Elemente eine besondere Bahn vorgeschrieben worden — hinter den Werken seitlich vorwärts, — und wenn auch mehr Erfolg zu erwarten als vom Ausfallkriege, der allein vom gedeckten Wege ausgeht, so muss doch die Möglichkeit grösserer Ausfälle für viel beschränkter anerkannt werden, als bei dem Polygonalsystem mit Fortgürtel. Jedenfalls aber findet der Ausfallkrieg mehr Begünstigung, als bei rein polygonalen oder bastionären Fronten. Bousmard — Chasseloup.

Die Manieren der bastionären Befestigung, welche Ravelins bedeutender Grösse im Hauptgraben haben, — Cormontaigne, Coehorn, Haxo, Choumara, Noizet, Carnot, — legen dem Ausfallkriege in grösserem Massstabe wohl Werth bei, beschränken denselben jedoch dadurch, dass derselbe nur vom bedeckten Wege aus statthaben und sich schwerlich in grösseren Dimensionen geltend machen kann. Alle älteren Manieren — bis zu Vauban — sind der gleichen Bemerkung unterworfen, nur haben dieselben noch weniger dem Ausfallkriege Vorschub geleistet und mehr auf die passive Vertheidigung Werth gelegt.

Der Nahkampf um die eigentlichen Festungswerke selbst, nicht allein um das Vorterrain mit Einschluss des Glacis, wird bei den verschiedenen Werken der verschiedenen Manieren und Systeme auch mit charakteristischen Unterschieden geführt. Sieht man zuvörderst vom Minenkriege ab,

der bei allen Systemen gleiche Anwendung finden kann, so hat man vorzugsweise Rücksicht genommen und die Festungsanlage danach eingerichtet, entweder

auf nahe Feuerwirkung, — oder
auf kleinen Ausfallkrieg innerhalb der Werke, — oder
auf fortificatorische Chicane.

Bei dem Polygonalsystem ist vorzugsweise die Feuerwirkung auch für Nahkämpfe gesteigert worden, und dies durch Mauerhohlbau — Caponnièren, Casematten — herbeigeführt, da das Etagenfeuer hinter einander liegender Werke — Wurffeuer — im Nahkampfe selten von Ausdauer sich gezeigt hat. Dasselbe ist bei den Tenaillenfronten — Montalembert — der Fall, und auch bei allen Bastionärmanieren ist mehr oder minder glücklich Feuerverstärkung erstrebt worden. Diese Nahfeuerwirkung ist allerwärts zunächst gegen die Krönung das Glacis gerichtet, gegen Anlage der Contre- und Breschbatterien, und geht von dem bedeckten Weg — Cremaillèren — den Waffenplätzen und deren Reduits, den Ravelins mit Reduits, den Bastionsfacen und Flanken und Grabentenaillen aus. Zweifelsohne ist die combinatorische Leitung des Feuers von den verschiedenen Werken der Bastionärfronten aus eine schwierige und daher oft misslingende Sache.

Der kleine Ausfallkrieg stützt sich auf die Waffenplätze des gedeckten Weges oder die Reduits desselben, sodann auf die Reduits der Ravelins, die Grabentenaillen, die Reduits (Cavaliere) der Bastione. Die Wirkung desselben wird wesentlich von dem moralischen Verhalten der Garnison bestimmt, werthet somit für die Jetztzeit, wo weder Religionshass, noch Nationalhass, noch Furcht um Leib und Leben im Allgemeinen grossen Einfluss auf Besatzungen haben, nicht sehr hoch und ist als wohl benutzbares, aber herabgekommenes Vertheidigungsmittel anzusehen. — Coehorn excellirte in dieser Richtung.

Fortificatorische Chicanen sind verschiedener Art. Fasst man den Begriff in weitem Sinne, so lassen sich alle Anlagen, die eine Verlangsamung, ein instanzenweises Fortschreiten des Angriffes erzwingen, darunter rechnen, somit die Anlage des Grundrisses derart, dass die Bastionsaillants nicht mit den Ravelinsaillants gleichzeitig in der Nähe angegriffen werden können, dass dem Logiren auf dem Glacis die Wegnahme des bedeckten Weges mit Waffenplätzen und Reduits vorangehen muss, dass das Ravelin und dann dessen Reduit, darauf die im Hauptgraben liegenden Werke (Contregarden, Couvrefacen, Grabenglacis etc.), sodann die Bastionsfacen, die Abschnitte im Bastion etc. genommen werden müssen. In diesem Sinne sind die Anlagen des gedeckten Weges in Cremaillèren, von Waffenplätzen, resp. mit Reduits, von Reduits im Ravelin, in den Bastionen (Cavaliere), Mittelpunkt-Reduits (Chasseloup) als fortificatorische Chicanen zu bezeichnen, und dabei hervorzuheben, dass alle diese Mittel activer Natur sind, deren Ausnutzung im Nahkampf zu geschehen hat, und daher von der Güte der Besatzung abhängig ist. Diese fortificatorischen Chicanen sind nie durch Ein System, resp.

Eine Manier zugleich erfüllt; deren jedesmalige Combination ist dem betreffenden System eigenthümlich, das durch seine linearen Verhältnisse die mehr oder minder vollständige Ausnutzung der gehäuften Werke gestattet. Werthung hienach ist somit zugleich Werthung des Systemes, und so lassen sich denn Coehorn, Cormontaigne, Bousmard, Choumara, Chasseloup, Haxo als eine aufsteigende Reihe aufstellen. Wird fortificatorische Chicane im engeren Sinne gefasst, so will man darunter begreifen: Anlage des Glacis mit Vorgraben und des doppelten Glacis, des bedeckten Wegs in Terrassen (Speckle) oder nur 1 Fuss über dem Wasserspiegel (Coehorn); Abschnittsgräben zwischen hoher und niederer Bastion- oder Ravelinface (Coehorn) nur 1 Fuss über Wasserspiegel; Anlage gemauerter Reduits in den aus- und einspringenden Waffenplätzen (Schule von Mezières, Bousmard, Chasseloup, Couvreflanken der Altniederländer) die genommen und weggesprengt werden müssen, um Contre- etc. Batterien anzulegen, verengter Raum für Contre- und Bresch-Batterien, Abschnitte in den Ravelinfacen mit Flanken — Choumara, Bousmard — Führung der Ravelin- und Bastionsflankenfeuerlinie in anderer Richtung als die Mauerflucht, schmale Couvrefacen und niedere Bastionsfacen, die keine Geschützaufstellung für Contre- und Breschbatterien zulassen und Wegsprengung oder Breschung verlangen (Generalcouvreface Montalemberts, Choumara's Ravelins und Bastionen), Grabenglacis-Anlagen nach Choumara, Reversgalerien in den Gräben (Choumara, Coehorn, Montalembert). Abschnitte mit Gräben an den Facen in Bastionen, Polygonen, Ravelins und Tenaillen etc. Meistentheils sind auch die zur Deckung des Mauerwerks der Bastionsfacen, Courtinen etc. gegen Fernfeuer angelegten Grabenmasken als chicanös zu bezeichnen. Die fortificatorische Chicane im engeren Sinne stellt sich darnach als passiver Natur dar. Fortificatorische Chicane im engeren sowohl wie im weiteren Sinne findet sich vorzüglich in Bastionärsystemen, und bezeichnet Entwickelung der letzterwähnten Art zugleich die Entwickelung des Bastionärsystems überhaupt. Eine bastionäre Festung vertheidigt sich durch Kreuzfeuer auf dem Glacis, zwingt den Angreifer zu einer instanzenmässig, langsam fortschreitenden Annäherung und zum Angriff der im gedeckten Weg, dem Ravelin, dem Graben und dem Bastion gehäuften Vertheidigungsmittel. Die beste (neue) Bastionärmanier wird durch Ravelins bezeichnet, die wegen ihres weiten Vorspringens wohl gutes Kreuzfeuer abgeben können, auch den Angriff gegen die Bastionen aufhalten, dafür aber auch dem concentrischen Angriff ausgesetzt sind. Stärke ist somit durch eine unläugbare Schwäche nach anderer Richtung hin wieder aufgehoben. Im neueren Kriege und somit auch im Festungskriege meint man grosse Hartnäckigkeit im Örtlichkeitskampf nicht beanspruchen zu sollen, weil die dieselben tragenden moralischen Eigenschaften etc. dem modernen Soldaten mehr oder weniger abgehen. Deshalb verspricht man sich von den fortificatorischen Chicanen in weiterem Sinne, die fast durchweg active Vertheidigung voraussetzen, viel weniger, als von denen im engeren Sinne, die passive Vertheidigungsmittel sind. Man ist der Meinung, dass von den pas-

siven fortificatorischen Chicanen der ausgedehnteste Gebrauch, und von denen der ersten Gruppe vorzugsweise nur von jenen, die die Verstärkung des bedeckten Weges erzielen, Anwendung zu machen sei.

Für den Nahkampf — zwischen Glaciskamm und Hauptwall — combiniren sich die Vertheidigungsmittel, Feuergefecht, Ausfallkrieg und fortificatorische Chicane, bei den verschiedenen Bastionär- und Polygonalmanieren in verschiedener Weise. Bei den neueren Bastionärformen dominirt die fortificatorische Chicane, und nur bei Choumara, Haxo, Chasseloup, Bousmard findet auch das Feuergefecht die zur Schaffung einer Überlegenheit nöthige Unterstützung, während im Allgemeinen das Umgekehrte bei den Polygonalfronten zu finden ist. Bastionärsysteme sind überhaupt für diese Periode der Vertheidigung in einer eigenen Lage. Die Bastions- und Grabentenaillenflanken wirken so gut wie gar nicht gegen das Aussenfeld, sondern treten erst in Thätigkeit zur Vertheidigung der Krone des Glacis und des Hauptgrabens; es ist somit ein mit grosser Kunst ausgestatteter, dem Fern-, Wurf- und Schussfeuer nicht oder kaum entzogener, wichtiger Theil der Front lediglich zur Ausnutzung im nächsten Kampfe disponirt (der Fernkampf der hohen Flanke, falls wirklich intact, ist nur Ergänzung der Ravelinface), während doch dessen Erhaltung zu solchem Zwecke sehr zweifelhaft erscheint.

Dieselbe Function, wie die Bastionsface, erfüllt bei dem polygonalen Tracé die niedere Caponnière, welche letztere geschützt ist, intact und deshalb leichter überlegen bleibt, auch den Hauptwall in seiner Wirkung nicht schwächt. Es ist für Schreiber dieses keinem Zweifel unterworfen, dass Caponnièren-Flankirung resp. Etagenfeuer für die Nahvertheidigung günstiger als Bastions-Flankenfeuer ist, und ist der Umstand, dass durch Anbringung von Mauergeschützständen in den Grabentenaillen mit Scharten à la Haxo, mit Mauerscharten-Masken, ein überlegenes, sicheres Etagenfeuer angestrebt wird, nur eine Bestärkung in dieser Ansicht.

Dem kleinen Ausfallkriege im Hauptgraben etc. soll, soweit angängig, durch die Construction Vorschub geleistet werden, bei Bastionär-, gleichwie bei Polygonal-Systemen, damit dieses Mittel auch nach Umständen Anwendung finden könne.

Die Bedeutung des Kranzes von Kreuzfeuer auf dem Glacis bei Bastionär-Festungen ist wohl überschätzt worden. Knüpfen wir an Früheres an, so ist dazu dem weit vorspringenden Ravelin, oder dem vorwärts gelegenen Ravelin die Hauptrolle zufallend. — Jedes derartige Werk wird aber umfassend angegriffen werden können, so dass seine Kraft für eigene Vertheidigung absorbirt, und nur eine sehr geschwächte frontale Feuerbestreichung von der Bastionsface aus erübrigt wird. Man hält die weit vorspringenden Ravelins, selbst nach Choumara, für leicht durch Artillerie zu bekämpfen, daher den Gürtel des Kreuzfeuers auf den Glacis bei Bastionärfronten von allzu kurzer Dauer und diese Vertheidigungsform für schwächer, als die rein frontale einer gut angelegten Polygonalfronte.

Das Resumé wird nun dahin abgegeben werden müssen, dass die Bastionärfronten:

1. Im Allgemeinen, ein Fernfeuergefecht führen, das schwächer als von der Polygonalfront aus ist, ein Kreuzfeuergefecht führen auf dem Glacis, das kurz dauert und dann einem schwachen Frontalfeuer Platz macht, ein Nahfeuergefecht (im und am Graben) führen, das bei neueren Anlagen wohl gut concipirt ist, aber ebenfalls nicht Dauer verbürgt, dass mithin Polygonalfronten durchweg bessere Feuerwirkung abgeben, als Bastionärfronten;

2. dass Bastionärfronten nur mittelgrosse und kleine Ausfälle — gleich den polygonalen Fronten — zulassen, dass jedoch nur eine Festungslinie mit detachirten Forts als ein vorgeschobenes und vorbereitetes Schlachtfeld angesehen werden kann;

3. dass Bastionärfronten in der Vertheidigung ihre Hauptstärke im langsamen Ringen um chicanös fortificirte Werke finden, die sehr hohe Anforderungen an die moralischen Kräfte des Vertheidigers stellen. Die Bastionärmanieren lassen sich mithin durch fortificatorische Chicane charakterisiren und können als solche fortificatorische Werke bezeichnet werden, die in der Jetztzeit im Ganzen dem Geiste der Kriegführung und Soldatenausbildung nicht, ebensowenig wie den vorauszusetzenden moralischen Elementen entsprechen. Es ist möglich, dass unter gewissen Verhältnissen von einer bastionären Festung durch die Summe der an den einzelnen Werken gewonnenen Haltezeiten eine längere Belagerungsdauer als bei Polygonalsystemen herauskommen kann. Jedoch muss man die Complicirtheit der Anlage, die Schwierigkeit der Ausnützung aller Mittel hervorheben, die solche schöne Resultate zu den seltensten Erscheinungen machen werden. Eine Bastionärfortification gut zu vertheidigen, fordert viel grössere Beeiferung, taktische Intelligenz bei Führern und Soldaten, grössere Kunst, als eine polygonaltracirte Festung, die, in ihren Formen einfach, in der Hauptsache durch Feuergefecht vertheidigt wird.

Die in neuester Zeit stattgefundene allgemeine Einführung gezogener Geschütze und schnellfeuernder Hinterladungsgewehre hat dem Feuergefecht zu einer ganz enormen Bedeutung verholfen, die im Festungskriege, welcher stabile Objecte bietet, vollste Berechtigung hat. Es dürfte auch wohl jetzt allerwärts der letzte Zweifel an der Vortrefflichkeit der polygonalen Befestigungsform, eben weil dieselbe dem Feuergefechte möglichsten Vorschub leistet, geschwunden sein.

Die deutschen, im Polygonalsystem ausgeführten Fortificationen, entsprechen leider nicht mehr im Allgemeinen und in ihren Details den jetzt zu stellenden Forderungen. Dieselben sind klein, zeigen viel Mauerhohlbau: auf den Wällen: als Capital und Hohltraversen; in den Gräben: als Caponniéren, Casematten etc.; im Innern: als freistehende Reduits, und sind horizontal und vertical häufig nicht ausreichend defilirt, da nur auf kleine Schussweiten (circa halb so gross als jetzt) und kleinere Einfallswinkel Rücksicht genommen wurde. Es lässt sich somit im Allgemeinen erwarten, dass durch den Fern-

artilleriekampf des Angriffs nach kurzer Zeit die Mittel der Festung zum Fernartilleriekampfe sowohl als zum Nahkampfe aufgebraucht, die vorhandenen Deckungen in Trümmerhaufen verwandelt sind, und Nichts mehr als der Ausfallkrieg, der Minenkrieg und der nahe Feuerkampf, sowie der Kampf mit der blanken Waffe (gegen den Sturm), also im Ganzen nur Mittel des Nahkampfes erübrigen. Diese Mittel sind nicht zu unterschätzen, denn so lange der Muth des Vertheidigers einerseits, andererseits aber auch die Vorräthe an Munition und Lebensmitteln, sowie die Sicherheit gewährenden Räume aushalten, wird, selbst bei reducirter Sturmfreiheit, wegen des Schnellfeuers der Hinterlader die gewaltsame Einnahme des Forts nicht grosse Chancen haben.

Man hat nun neuerdings an den neueren Festungen Um- und Correctionsbauten vorgenommen, wodurch dem Mauerhohlbau wohl grössere Deckung verschafft, jedoch nicht diejenige Disposition getroffen wurde, welche für jetzt die Eignung zu mächtigem und aushaltendem Fernartilleriekampfe geschaffen hätte. Den Nutzen jener Umbauten vermag man nicht hoch anzuschlagen, da er, ausser soweit er die Sicherung der Besatzung und ihrer Vorräthe betrifft, nur in der Stärkung des Nahkampfs besteht, den man durch die neue Infanteriebewaffnung an sich schon für stark genug hält. Die nothwendigsten Ergänzungen, nämlich solche, die zum Fernartilleriegefecht befähigen, sind häufig an den vorhandenen Festungen etc. nicht ohne totalen Umbau auszuführen, und dieser wird seiner Kostspieligkeit wegen unterlassen, und erwartet man durch provisorische Schöpfungen und durch die Activität mit dem Spaten vorkommenden Falles dem Angriffe im Fernartilleriegefecht die Wage halten zu können.

Die etwa herzustellenden fortificatorischen Neubauten werden im Allgemeinen wohl die bei den neuen deutschen Befestigungen massgebenden Grundsätze adoptiren, jedoch den veränderten Verhältnissen Rechnung tragen, so dass aus derselben Wurzel ein weiterer Trieb erwächst, daher als die „moderne Befestigung" bezeichnet werden kann. Da durch die Eisenbahnen alle Transportschwierigkeiten überwunden sind, und für den Belagerer alle Beschränkung in den Angriffsmitteln der Qualität und Quantität nach geschwunden ist, so muss der Neubau auf monströse Kaliber Rücksicht nehmen. Die Schutzbauten müssen, wenn möglich, für Verhältnisse geschaffen sein, die weitere technische Fortschritte im Geschützwesen erst herbeiführen werden. Der Wettkampf zwischen Geschütz und Panzerung ist für die Marine noch nicht abgeschlossen, und lässt sich das Ende auch gar nicht absehen. Es ist daher räthlich, dass die Festungs-Artillerie und die Fortification um so mehr von einer Betheiligung an diesem wechselnden Überbieten absieht, als dieselbe in solidem Erdbau ein billiges und dauerhaftes Mittel für Deckungen besitzt und durch entsprechend gewählte Formen für Mauerbauten sich Deckung verschaffen kann. Im Allgemeinen wird man daher dem Erdbau huldigen müssen, ohne in Einzelfällen auf das Mittel des Panzerschutzes zu verzichten.

Die Mittel, welche die moderne Fortification ausnützen muss, sind der Fernartilleriekampf und der Ausfallkrieg. Dem Nahkampfe wird nur untergeordnete Berücksichtigung zu Theil, und spielt bei demselben der Minenkrieg, der kleine Ausfallkrieg und Infanterie-Schnellfeuer die Hauptrolle, während von der fortificatorischen Chicane nur diejenige mit passiver Natur zu einer Nebenrolle mit herangezogen wird. Die Detailausführung der nach obigen Auseinandersetzungen vorzugsweise in Erde herzustellenden Werke hat ganz besonderes Augenmerk auf Sicherung der Besatzungsmannschaften während der Ruhe und der mannigfachen Vorräthe Rücksicht zu nehmen. Schliesslich ist noch der gesicherten Verbindung mit den Neben- und den Hauptwerken zu gedenken; so lange diese Verbindung leicht und sicher vorhanden, ist von einer Isolirung des Einzelwerks keine Rede, und dasselbe kann aus dem grossen Reservoir der ganzen Festung seine mannigfachen Material- etc. Ergänzungen beziehen: seine Mittel sind, wenn auch nur relativ, unerschöpflich. Eisenbahnen sind ein wichtiger Factor für die Verbindungen in den Festungen.

III. Formen der modernen Befestigung.

Die allgemeine Form einer modernen Festung wird nach den bisherigen Erörterungen die eines Kernwerks mit einem darum gelegten Gürtel von Forts sein, also der Form im Grossen nach mit der sogenannten neudeutschen Befestigung übereinstimmen.

Die Stärke der beiden Theile, des Kernes und der Fortslinie, kann verschieden gehalten sein: entweder der Kern oder die Fortslinie stärker, je nachdem man auf die Vertheidigung des einen oder andern dieser Theile den Hauptaccent legt. Ist die Linie der vorgeschobenen Forts einer modernen Festung genommen oder nur durchbrochen, so ist die Möglichkeit, die minimale Wirkungssphäre derselben zu erweitern, abgeschnitten, und die Activität in der Vertheidigung wesentlich erschwert. Ausserdem ist stets mit dem Herandrängen des Vertheidigers an das Kernwerk eine bedeutende physische, noch mehr aber moralische Schwächung desselben verbunden, die nur in den Fällen, wenn Religions- und Nationalhass, Furcht um Leib, Leben und Eigenthum eine Wiederaufrichtung der gesunkenen moralischen Kräfte in Aussicht stellen, noch auf eine langdauernde, hartnäckige Vertheidigung hoffen lässt. Die beste, frische Kraft der Vertheidigung, die Fülle der materiellen und sonstigen Hilfsmittel, ungeschwächt durch Krankheiten und Verluste der Besatzung, kann an der vordersten Linie der Forts entwickelt werden. Es ist daher die Fortslinie als der stärkste, das Kernwerk als der schwächste Theil der Befestigung anzulegen.

Das Kernwerk wird durch eine sturmfreie, polygonal oder bastionär geführte Umwallung mit Graben ausreichend stark sein, und ist die Zufügung einer Citadelle nur dann wünschenswerth, wenn innere politische Schwierigkeiten etc. befürchtet werden müssen.

Die Forts nun sind möglichst stark, und jedes einzelne zu einem selbständigen Werke zu machen. Über die Grösse der Forts gehen die Ansichten noch weit auseinander, und man hat Forts mit 100, und solche mit über 1000 Mann Besatzung. Da die Armirung mit gezogenen Geschützen die Wirkungssphäre der Forts bedeutend erweitert und die Wirkung des Feuers selbst intensiver gemacht hat, so dass die Unterstützung collateraler Werke in vielen Fällen entbehrt werden kann, so ist es jetzt möglich, durch ein starkes Werk zuweilen ein ganzes Operationsfeld in Beherrschung zu nehmen. Forts, denen solche Aufgaben zufallen, bedürfen natürlich einer unbestrittenen Selbständigkeit, und die Besatzung derselben steigert sich auf 1000 bis 1500 Mann. Alle anderen Forts, denen nur eine geringe Wirkungssphäre je nach den Terrainverhältnissen zufällt, werden kleiner und schwächer gehalten. Die Frage, ob eine permanente zweite Fortslinie hinter jene erste stärkste Linie zu legen, um Terrainfalten unter Feuer zu nehmen, Intervalle zu schliessen etc., ist unter Bezugnahme auf das Terrain von Fall zu Fall zu entscheiden. Im Allgemeinen aber werden sich aus der Fortslinie der vollen Ebene im Terrain Fortsgruppen herausbilden, deren jede ein Operationsfeld deckt und je nach Umständen aus einem oder mehreren, gleich oder verschieden grossen, vor oder nebeneinanderliegenden selbständigen Werken zusammengesetzt ist. In der Wirklichkeit wird man es in der Regel mit Fortsgruppen zu thun haben.

Die Entfernung der vorgeschobenen Forts von dem Kernwerke ist absolut nicht festzusetzen, sondern richtet sich nach der Entfernung der im Operationsfelde vor dem Kernwerke gelegenen Terrain-Abschnitte, die der Freiheit der Bewegung wegen festgehalten werden müssen. Die Rücksicht auf Sicherheit vor dem feindlichen Feuer im Kernwerke (Lager), sowie auf die vom Kernwerke zu gewährende Unterstützung durch Feuer, wirkt erst in zweiter Linie auf diese Entfernung ein, doch dürfte der Abstand der Forts vom Kern nicht unter der halben Geschützportée, 2500 Schritt, gesetzt werden.

Der Abstand der Forts unter sich ist absolut eben so wenig zu fixiren, denn die kleinen Forts dürfen weniger weit von einander entfernt angelegt werden als die grösseren; auch sind jedesmal die Terrainverhältnisse etc. von massgebendem Einfluss. In der vollen Ebene kann die Entfernung der kleinen Forts mit circa 250 Mann Besatzung vom Nebenfort bis 1500 Schritt, die der grösseren, bis mit 1500 Mann Besatzung, von einander 3000 bis 3500 Schritt betragen, ohne dass die seitliche Unterstützung des Nebenwerks aufgehoben und ein ungefährdetes Hindurchgehen durch die Intervalle möglich würde. Für kleinere Forts wird eine Unterstützung durch eine zweite Linie allerdings sehr wünschenswerth.

8 grössere Forts oder 16 kleinere Forts schliessen einen Umfang von circa 24000 Schritt ein, dessen Durchmesser circa 8000 Schritt, circa eine geografische Meile beträgt. Die Besatzungsstärke der Forts käme dann auf circa 8000, resp. 4000 Mann; nur ist der Unterschied zu beachten, dass die

Besatzung der kleinen Forts gar nicht, die der grösseren dagegen ohne Gefährdung durch Überrumpelung auf weniger als die Hälfte gemindert werden kann. Aus den grösseren Forts mit circa 1000 Mann, soweit dieselben nicht direct angegriffen sind, lassen sich füglich per Fort 600 Mann heraus- und zur Verwendung im freien Felde zusammenziehen. Werden für die Besatzung des Kernwerks, welches einen Umfang von mindestens 9000 Schritt haben wird, 6000 Mann gerechnet, für Nebenwerke im Aussenterrain 2000 Mann veranschlagt, so erhält man eine Gesammtbesatzung von 16.000 Mann, von denen circa 10.000 Mann bei Beginn der Belagerung als mobile Besatzungstruppen Verwendung finden können. Bei der Anlage kleiner Forts könnte vielleicht die Besatzungsstärke auf 12.000 Mann gemindert werden, doch würden von diesen nur circa 6000 Mann zu Ausfällen in grösserem Style zusammengezogen werden können. Für die Anlage grosser Forts spricht auch noch der Umstand, dass es leichter ist, acht tüchtige Commandanten für die Forts als sechzehn und mehr herauszufinden.

Die Anlage der Forts im Detail muss unter genauer Berücksichtigung der Terrain- und sonst einschlagenden Verhältnisse erfolgen. Hauptsache ist, dass ein jedes Fort eine mächtige, nur durch förmlichen Angriff bezwingbare Batterie darstelle, dass also vorerst auf grosse Feuerfront, wo möglich mit Herstellung eines Etagenfeuers, und dann, bei vollständiger Wahrung der Bedingungen für Sturmfreiheit, Sicherung der Besatzung und Vorräthe, diejenigen fortificatorischen Dispositionen getroffen werden, die durch besondere Anstrengung im Nahkampfe volle Ausnützung finden können.

Die polygonale Form mit ihrer grossen Feuerfront entspricht den gestellten Forderungen besser als die bastionäre Form, und sind daher auch die Forts in polygonaler Form auszuführen. Ob die Front gerade, ein wenig auswärts oder einwärts gebrochen wird, ist vom Terrain abhängig zu machen. Die Hauptform des Forts wird jedoch fast immer die eines unregelmässigen Fünfecks mit nach vorn gekehrter Spitze sein.

In den Hauptforts würden Mittel-, eventuell Eckcavaliere anzulegen sein. Mauertraditoren sind gezogenen Geschützen gegenüber zu vermeiden, doch ist, wie für jedes selbständige Werk, ein entsprechend grosses Reduit anzuordnen, das wenigstens Wurffeuer auf das Aussenterrain abzugeben vermag, das Innere des Forts unter Feuer hat und bei einem Angriffe des Revers die Dienste eines Cavaliers leistet. Die weitere Ausstattung begreift: breite, mit Hohltraversen versehene Wälle, mit breiten Brustwehren, eventuell auch mit Panzerthürmen, abgerücktes niederes Revêtement des Hauptwalles, tiefen Graben mit Lunette, gemauerte Contrescarpe mit Minen, und resp. Reversgalerien; niedere Grabenvertheidigung mit Mittel- und Revers-Schulter-Caponnièren, Revers-Casematten zu Wohnräumen etc. im Hauptwalle und den Cavalieren, Hangars auf und unter dem Hauptwalle (mit Aufzügen etc.), Schienengeleise auf den Wallgängen nach den Hangars etc. Der bedeckte Weg wird bei den grösseren Forts als derjenige Theil behandelt, an dessen Vertheidigung die etwa zum Nahkampfe reservirten Kräfte gesetzt werden sollen;

wird derselbe daher mit Waffenplätzen, Reduits und Traversen versehen. e Reduits in den Waffenplätzen des gedeckten Wegs sind in solcher Weise disponiren, dass dieselben die Anlage der Contrebatterien erschweren, nselben im Wege liegen und mithin auch als fortificatorische Chicane wirk- m werden. Als fortificatorische Chicane passiver Art wird die Anlage eines orglacis empfohlen, welches circa 100 Schritt vor dem bedeckten Wege egt und sich auch vor den Flügeln des Forts hinzieht. Siehe beiliegende kizze. (Tafel Nr. 18.) Bei Vereinfachung der Befestigung, der billigen Her- tellung wegen, würde am Kernwerke die Citadelle ganz weggelassen, uch an die Stelle des Walls mit Graben eine crenelirte Mauer mit Graben gesetzt werden können. In den Forts könnte gestrichen werden: 1. das Reduit, 2. der Revers mit Wallgang etc., an dessen Stelle ein Graben mit crenelirter Mauer ohne bedeckten Weg tritt; 3. die Spitzcapomière und die Revers-Schulter-Caponnièren, an deren Stelle Galerien in der Contrescarpe, resp. Schulter der Escarpe für Infanterie-Vertheidigung zu treten hätten; 4. die hohe Escarpenmauer; 5. der Waffenplatz mit Reduit im ausspringenden Winkel; 6. Haupt-Wallgang und Brustwehr könnten an den Flanken um einige Fuss schmäler gemacht werden; einige Hohlräume etc. unter den Wällen könnten in Wegfall kommen. Durch diese Massregeln wird die Eignung für den Fernkampf gar nicht, die Sturmfreiheit und Sicherheit des Unterkommens nur unwesentlich, und nur die Disposition für den Nahkampf ernstlich alterirt.

Zur Verbindung der einzelnen Forts unter sich und mit dem Kerne der Festung sind aussen Strassen, Gürtel- und radiale Eisenbahnen zu disponiren (Antwerpen). Der Vorschlag, die Gürtelbahn in den Kehlgräben der Forts und möglichst im Einschnitte zu führen, verdient alle Beachtung, da durch dessen Ausführung die überraschende Concentration von Geschützen zu lateraler Wirkung etc. ermöglicht wird.

IV. Die Taktik der Festungs-Vertheidigung.

Eine moderne Festung, in der vorbeschriebenen Art ausgeführt, bietet der Vertheidigung: Das Mittel der Ausfälle

a) im grossen Style zwischen den Forts und darüber hinaus;

b) im mittleren Massstabe auf dem Glacis, unter Vorbrechen aus den Waffenplätzen des bedeckten Weges;

c) bei der Vertheidigung des bedeckten Weges selbst.

Das Mittel der starken Fernfeuerwirkung.

Das Mittel der guten und intacten Nahfeuerwirkung und Grabenvertheidigung, durch die Caponnièren, die Galerien und vom Walle aus

Das Mittel der fortificatorischen Chicane auf dem Glacis (Vorgraben), am bedeckten Wege, beim Grabenübergange (Reversgalerien).

Das Mittel des Minenkrieges.

Das Mittel der inneren Abschnitte (Cavaliere und Reduits).

Diese Mittel gehörig auszunützen ist, wenn man die einfachen linearen Verhältnisse der Werke überblickt, weniger Sache der Kunst und des Wissens, als vielmehr Sache des Charakters, der Energie, des Triebes zur activen Vertheidigung.

Der Ausfallkrieg im grossen, im mittleren oder im kleinen Massstabe (für welchen letzteren die Vertheidigung des bedeckten Weges vor Danzig, 1807, mustergiltig ist) fällt in der Hauptsache der Infanterie zu, und nur bei den grossen Ausfällen finden auch die anderen Waffen Verwendung. Diese grossen Ausfälle sind als selbständige, zwischen festen Stützpunkten der Forts, also auf vorbereiteten Schlachtfeldern gelieferte Gefechte anzusehen und fallen der Zeit nach vorzugsweise in die Periode der feindlichen Logirung, ehe wesentliche Erfolge feindlicherseits errungen worden sind, und richten sich gegen bestimmte Objecte, deren Wegnahme und zeitweilige Besetzung etc. der Vertheidigung günstige Chancen verschafft. Doch auch in späteren Perioden sollen noch grössere Ausfälle unternommen werden, selbst dann, wenn die Fortslinie bereits durchbrochen ist, und dann deren Richtung gegen die feindliche Flanke gerichtet ist. Sowohl bei den Ausfällen im grossen als bei denen im kleineren Massstabe sind Veranstaltungen zum Festhalten des eroberten Terrains etc., wodurch allemal erst der Sieg constatirt wird, und seine moralischen Vortheile erlangt werden, zu treffen, und dürfte sich die Ausrüstung der fechtenden Infanterie mit Schanzzeug, so dass sofort mindestens Schützengräben hergestellt werden können, empfehlen.

Wenn sich nun schon in der planmässigen Disposition grosser Ausfälle der Gedanke ausspricht, das Logiren des Feindes im Vorterrain, und zwar mit der blanken Waffe, zu erschweren, resp. zu hindern, so ist derselbe Gedanke womöglich noch entschiedener zur Durchführung gegen das artilleristische Logiren, gegen den beginnenden förmlichen Angriff zu bringen. Gegen die ersten Batterien und feindlichen Belagerungsarbeiten, die unfertig und mangelhaft sind, muss das Fernfeuergefecht mit der grössten Entschiedenheit und mit der vorhandenen, möglichst gesteigerten artilleristischen Überlegenheit geführt werden. Es müssen die Wälle, die Cavaliere dicht mit Geschützen besetzt werden, und auch in dem bedeckten Wege und seinen Waffenplätzen wenigstens über Tags gezogene Feldgeschütze zur Aufstellung gelangen. Gegen die ersten Belagerungsbatterien ist die Vertheidigungs-Artillerie entschieden überlegen, und diese Überlegenheit muss ausgenützt werden; sicherlich wird bedeutend an Zeit gewonnen. So weit und so lange sich der Fernartilleriekampf, natürlich mit Rücksicht auf die Mittel des Vertheidigers, auf gleicher Höhe zu halten vermag, so lange wird von einer Annäherung des Gegners keine Rede sein können. Die Gegenstände des Artilleriekampfes sind vorzugsweise Batteriebauten, nur ausnahmsweise Sappentêten, da gegen diese, wenn sie gut, d. h. 5—6 Fuss unter dem Niveau geführt werden, kein Erfolg zu erwarten ist.

So lange der Fernfeuerkampf dauert, wird, vom Ausfallkriege abgesehen, ausser dem gefährlichen Sicherheitsdienste in weit vorgeschobenen

Schützengräben, der Infanterie keine ernstere Rolle zugetheilt werden können. Der Nahfeuerkampf aber bringt der Infanterie zum Feuergefecht recht lohnende Aufgaben, und um so grössere, je mehr die Vertheidigungs-Artillerie auf einige wenige Geschütze reducirt ist. Das Infanterie-Schützenfeuer vom bedeckten Wege und dem Wallgange aus liirt sich in dieser Periode mit dem Wurffeuer aus glatten Mörsern, und sind von diesen grosse Batterien 7 bis 10pfündiger Mörser auf den Wallgängen, oder besser noch im Graben oder auf dem Rundengange etc. am Hauptwalle zu etabliren. Das Mörserwurf- und Infanterie-Schützenfeuer sind, ausser einigen noch intact gehaltenen Kartätschengeschützen, voraussichtlich die einzigen Mittel der Festung, welche zur Unterstützung des Kampfes der Caponnièren gegen die Contrebatterien in's Spiel gesetzt werden können.

Je reicher die Artilleriedotirung gemacht werden kann, um so zäher wird das Ringen der Wall-Artillerie gegen die ersten Batterien des Belagerers, und muss, so lange die Verhältnisse irgend gestatten, die Überlegenheit derselben streitig gemacht werden.

Aber selbst bei geringeren Mitteln an Artillerie oder dann, wenn die Formen der Fortification (wie bei älteren bastionirten und polygonalen Festungen) einer Überlegenheit im Feuergefecht nicht Vorschub leisten, wird sich diese Zähigkeit und Ausdauer, wenn auch mit bescheideneren Zielen, zeigen können. Es wird nämlich die Festungs-Artillerie wo möglich täglich und überraschend, mit momentaner Überlegenheit, den Artilleriekampf mit einzelnen feindlichen Batterien und Objecten aufzunehmen suchen.

Die bedeutendste Ergänzung für Führung des Fernfeuerkampfes wird der Spaten liefern. Vorgehen und Festsetzen im Vorterrain ist seitens des Belagerers nur dann ausführbar, wenn er eine Überlegenheit des Feuers erlangt hat. Früher oder später kommt er auch immer dazu, schon wegen der relativen Unerschöpflichkeit seiner Mittel, nach Qualität und Quantität, und des zur Verfügung stehenden Raumes. Das Streben des Vertheidigers geht nun dahin, dem Angriffe artilleristisch die Balance zu halten; die Vertheidigung concentrirt ihre Mittel an Artillerie auf der Angriffsfront und sucht sich durch eigenen Batteriebau neben dem Fort die Ergänzung an Aufstellungsraum zu verschaffen, welche ihr benöthigt. Der Bau von Contreapprochen in grossem Massstabe, ähnlich wie ihn die Russen bei Sebastopol ausgeführt haben, — eine neue Festung zur alten hinzu — wird überall da vorgenommen werden müssen, wo die vorhandenen Werke für den Fernartilleriekampf nicht genügen. Sämmtliche ältere Festungen, sofern sie nur die nöthigen artilleristischen Hilfsmittel haben, finden im Spaten ihre nothwendige Ergänzung.

Eine etwas schwierige Aufgabe ist die Leitung der Artillerie im Fernfeuergefecht. Die Concentrirung des Feuers verbürgt allein Erfolge, und alle vorhandenen Geschütze müssen ein Object gleichzeitig bearbeiten: Wall- und Cavalier-Batterien, Batterien im bedeckten Wege, in den Contreapprochen, in vorübergehenden Aufstellungen, die mit Hülfe der Gürtelbahn überraschend genommen werden, in den Collateralwerken. Auf die Möglichkeit der Beobach-

tung der ersten Schüsse von jeder Batterie — Einschiessen — ist Bedacht zu nehmen. Zweckmässige Concentration des Feuers dürfte als „Feueroffensive" bezeichnet werden können.

Die übrigen, der Vertheidigung zur Verfügung stehenden und aufge zählten Mittel, als active Vertheidigung des Glacis, des bedeckten Weges etc., Minenkrieg etc. kommen nun, je nach den Umständen, und zwar in der zeither als gut und zweckmässig anerkannten Weise zum Spiel. Zum Nahkampfe gegen Sturmangriffe auf Breschen finden Mitrailleurs und Infanteristen mit Schnellfeuergewehren etc. Verwendung.

Die vorstehenden Ausführungen betonen vorzugsweise die active Vertheidigung und deren Mittel, nämlich die Ausfälle und die Feueroffensive. Je weniger die Besatzung zum Feldkriege, ihrer Stärke, ihrem inneren Werthe nach geeignet ist, um so mehr Bedeutung für das Fernhalten des Gegners gewinnt der Artilleriekampf, die Feueroffensive. Alle Erfolge der Artillerie jedoch sind vorübergehend und an sich keine eigentlichen Siege. Die Ausfälle in entsprechendem Massstabe vermögen aber die Feuererfolge durch den Kampf mit der blanken Waffe zu ergänzen und weiterzuführen. Die herrschenden Verhältnisse bestimmen, in welcher Weise der Feuerkampf mit dem Ausfallkriege zu combiniren ist.

Wenn es sich um die Vertheidigung einer älteren bastionirten oder polygonalen Festung handelt, so werden wohl im Grossen und Ganzen die im Vorstehenden enthaltenen Grundzüge auch zur Anwendung kommen, doch mit recht bedeutenden Modificationen. Die Mittel der Vertheidigung, auf welche der Hauptwerth zu legen gewesen, der Fernfeuerkampf und der Ausfallkrieg sind bei den bastionirten Festungen wesentlich abgemindert, bei den polygonalen Festungen älterer Art ebenfalls einigermassen geschwächt vorhanden. Der Ausfallkrieg der bastionirten Festung wird daher im Allgemeinen nur im kleinen Massstabe wirksam werden, und was den Fernfeuerkampf betrifft, so möchte ein ernsteres Ringen um die Überlegenheit mit den ersten Batterien des Angriffs ganz unthunlich, und nur zeitweilig „partielle Feueroffensive" möglich sein. Fehlt der Kranz detachirter Forts, so ist von Contreapprochen nicht gross die Rede, und zu erwarten, dass nach Kurzem die Mittel des Fernartilleriekampfes erschöpft sind. Günstiger stehen allerdings polygonale, mit Forts versehene, sogenannte neudeutsche Fortificationen da, weil dieselben dem Ausfallkriege Vorschub leisten und die Anlage von ergänzenden, provisorischen etc. Batterien für den Fernfeuerkampf erleichtern; doch werden die Mauerbauten etc. der Forts verhältnissmässig rasch, rascher als früher erwartet werden durfte, zerstört, und damit eine Schwächung der Feuerwirkung, der Sicherung der Besatzung und theilweise Zerstörung der Vorräthe eingetreten sein. Der Conservirung der Mittel ist deshalb mehr Aufmerksamkeit als früher zuzuwenden. Im Allgemeinen werden somit dem Fernartilleriekampfe bescheidenere Dimensionen, als wohl wünschenswerth, gegeben werden müssen.

Bei dem Nahkampfe älterer Festungen werden wegen der eingetretenen

Zerstörungen vielfach die geplanten Mittel auf dem bedeckten Wege, im Graben, nicht mehr verwendbar sein; aber es steht zu erwarten, dass die Sturmfreiheit in der Hauptsache noch erhalten worden ist, und der Feind zum Nahangriff gezwungen wird, welcher durch die mit Hinterladern versehene Infanterie, wenn auch nur von Schützengräben im Glacis und auf dem Hauptwalle aus, sehr erschwert werden kann. Die Zähigkeit im Nahkampfe wird allerdings mehr als früher von der Umsicht in Erhaltung der Mittel und von den moralischen Elementen abhängig sein, und dürfte, nach dem Unterliegen im Fernkampfe, die Aufgabe der Vertheidigung vorzüglich in Veranstaltungen zur Sicherung der Besatzungs-Infanterie und der Vorräthe und deren Conservirung für den Nahkampf gefunden werden, mithin eine Periode relativer Unthätigkeit in den Vertheidigungsplan aufgenommen werden müssen.

V. Die Taktik des Angriffs.

Die ersten Acte des Angriffs gegen eine Festung sind strategischer Natur und gegen die Verbindungen derselben mit dem Hinterlande zu richten. Sind die Verbindungswege in den Besitz des Angreifers gekommen, somit die Festung isolirt, auf sich selbst und ihre Hilfsmittel beschränkt, so erfolgt der eigentliche taktische Angriff. Derselbe ist gegen eine Festungsfront, oder mehrere dergleichen, oder gegen eins oder mehr Forts gerichtet.

Der taktische Angreifer hat die Aufgabe, unter möglichster Deckung zu thunlichster Vermeidung von Verlusten und Rückschlägen, sich dem Vertheidiger so weit zu nähern, dass mit Erfolg der Kampf mit der blanken Waffe behufs Einnahme der feindlichen festen Objecte und Vernichtung der letzten feindlichen Kampfmittel durchgeführt werden könne. Die Annäherung zum Kampfe mit der blanken Waffe ist immer nur zu erreichen, wenn mindestens eine theilweise Vernichtung der feindlichen passiven und activen Streitmittel vorhergegangen ist. In sehr vielen Fällen wird es zu diesem Äussersten nicht kommen und allein die von fern her erreichte Schädigung der Vertheidigungsmittel genügen, das Object, die Forts etc. zu erlangen, so dass der Kampf nur ein solcher gegen die Mittel bleibt. So lange jedoch die activen Streitmittel, die Kämpfer selbst, nicht den Dienst versagen, sind Kämpfe um die einzelnen Objecte mit der blanken Waffe unvermeidlich, deren Ausfall aber umso sicherer zu Gunsten des Angriffs, je gründlicher der Kampf gegen die Vertheidigungsmittel geführt wurde. Der Fernfeuerkampf mit gezogenen Geschützen ist im Stande, die gewünschte Gründlichkeit zu leisten, und als Hauptangriffsmittel zu behandeln.

Der Fernfeuerkampf des Belagerers hat vor dem des Vertheidigers den relativ unbegrenzten Nachschub an Mitteln, der Qualität und Quantität nach, sowie in fast allen Fällen den Vortheil der umfassenden, räumlich unbeschränkten Aufstellung voraus. Es wird daher im Ganzen dem Angreifer leicht fallen, eine Überlegenheit an Artillerie (der Zahl und dem Kaliber nach) zu ent-

wickeln, zumal die Eisenbahnen die Transportschwierigkeiten auf ein Minimum herabdrücken, und ausserdem die Feuerwirkung gegen die Flanken des Vertheidigers zu richten. Die Flankenfeuerwirkung ist seitens des Angriffs, so lange nicht gezogene Mörser in die ersten Batterien eingestellt werden können, in möglichst ausgedehnter Weise anzustreben, auch wenn die betreffenden Flankenbatterien nicht als eigentliche Ricochet- und Enfilirbatterien bezeichnet werden können.

Ist der Angriff nun in die Lage der Feuerüberlegenheit über den Vertheidiger gekommen (frontal, flankirend und vertical), so ist der Erfolg derselben, welcher in einer mindestens theilweisen Vernichtung der activen Streitmittel, der Geschütze und deren Deckungen besteht, zunächst abzuwarten. Nach dem Erfolge und unter dem Schutze der aufrecht erhaltenen Feuerüberlegenheit sind erst die gedeckten Annäherungswege bis zur schliesslichen Öffnung der letzten passiven Deckungen des Vertheidigers vorzutreiben. Es ist unter gewissen Verhältnissen möglich, die Deckungen des Vertheidigers schon von den ersten Batterien aus zu zerstören; doch niemals ist diese Zerstörung so gründlich und ausreichend, um auch den Endzweck, auch nach Munitionsvergeudung, erreichbar zu machen. Die Artillerie wird aus diesen Gründen, sowie um zeither nicht erreichbare Ziele zu fassen, auch um durch die Annäherungswege zum Theil maskirtes Schussfeld wieder zu gewinnen, sich immer zu näheren Batterieaufstellungen veranlasst sehen. Die neuen Artillerieaufstellungen stehen natürlich mit den Fortschritten der Annäherungsarbeiten in innigster Wechselbeziehung. Der Fernartilleriekampf geht nach und nach zum Nahfeuerkampfe über.

In der vollen Ebene wird die Etablirung der ersten Batterien selten näher als auf 2000 Schritt Entfernung von den Festungswerken statthaben können. In coupirtem Terrain kann man näher herangehen und sucht man natürlich mit den ersten Batterien (Demontir-, Demolir-, Wurf-, flankirenden Batterien) so nahe als nur irgend zulässig an die feindlichen Werke heranzukommen.

Da erst durch Minderung der Schussweite um 4—700 Schritte eine wesentliche Steigerung der Geschosswirkung etc. der gezogenen Geschütze bemerkbar wird, so wird man die jeweilig nächste Geschützaufstellung auch um diese Entfernung den feindlichen Werken näher legen. Die zu nehmenden Geschützaufstellungen werden sich daher im Allgemeinen auf 2000, 1500, 1000, 500 Schritt und auf Fuss und Kamm des Glacis festsetzen lassen. Die artilleristische Hauptarbeit, das Demontiren, wird auf 2000 Schritt mit gezogenen Zwölfpfündern, das Demoliren jetzt mit gezogenen Vierundzwanzigpfündern ausgeführt; auf nähere Entfernungen kommen auch gezogene Sechspfünder zum Demontiren, und gezogene Zwölfpfünder zum Demoliren. Die Verwendung schwererer Kaliber als gezogene Vierundzwanzigpfünder zum Demoliren von Brustwehren etc. dürfte zu empfehlen sein. Der Schutz der ersten Batterien erfordert besondere Vorkehrungen, und dürften vor allen Vorbrustwehren, circa 15 Fuss vor der eigentlichen Batteriebrustwehr, gute Dienste thun.

Der Bau der gedeckten Annäherungswege ist der neuen Festungsarmirung gegenüber sehr schwierig und aufhältlich geworden, und sind die Sappen bis nahezu 6 Fuss unter den Bauhorizont einzusenken und häufiger als früher einzudecken.

Da die Artillerie einem activen Gegner gegenüber niemals genügen wird, die Sicherung der Annäherungswege und Batterieaufstellungen zu bewirken, der Angriff sich vielmehr auf hartnäckige Nahkämpfe, Ausfälle gefasst machen muss, so ist den Massregeln zum Schutz der Tranchéen eine gesteigerte Ausdehnung zu geben. Die Vorschläge Rüstow's, der die Beseitigung der Parallele vorschlägt, um Streifen nicht coupirten Terrains zwischen den Batterieaufstellungen zur tactischen Entwicklung der zur activen Abwehr von Ausfällen vorgehenden Reserven zu haben, sind jedenfalls zu beachten. Nächst diesen allgemeinen, die active Vertheidigung der Annäherungswege bezweckenden Anordnungen, ist die passive Vertheidigung derselben soweit thunlich zu verstärken, und hat die Ausstattung der Flügelschanzen und der Flügelbatterien mit Hindernissmitteln zur Erlangung bedingungsweiser Sturmfreiheit, mit Vorkehrungen zu gedeckter Unterkunft starker Tranchéewachen, mit ausgedehnten Einrichtungen der Schlangen, Batterien und Tranchéen zur Infanterie- und Kartätschgeschütz-Vertheidigung (Verbaue in den Tranchéen für Geschützflankirungen) stattzufinden. Einrichtungen, um das Vorbrechen der Tranchéewachen zu erleichtern, sind natürlich ebenfalls zu häufen.

Der Nahkampf, dessen Zone von der mittleren Gewehrportée bis zum Kampfe Mann gegen Mann angenommen wird, eröffnet der Infanterie eine bedeutende Thätigkeit. Neben der Sicherung gegen Ausfälle und ausser partiellen Sturmangriffen, hat sie ein beständig zu unterhaltendes Feuergefecht, von Tranchéen und Schützengräben aus, zu übernehmen und mittels desselben die Wiederherstellung der durch die Angriffs-Artillerie erlangten Zerstörungen passiver Deckungen zu hindern, den Artilleriekampf der Festung zu erschweren und überhaupt die feindlichen Werke von Vertheidigern möglichst zu säubern. Der Artillerie fallen in dieser Periode Aufgaben im directen oder indirecten Demoliren und Breschiren zu — soweit dieses noch nöthig oder nicht dem Mineur überlassen wird. An die Stelle des Flankenfeuers tritt jetzt das ausgiebige Verticalfeuer aus Mörsern (500 Schritt und weniger). Die geringe Treffsicherheit dieser Geschütze und der nur zufällige Erfolg im Einschlagen nur leidlich hergestellter Eindeckungen ist Ursache, dass man den glatten Mörsern grösseren Kalibers auf grösseren Entfernungen, von 500—1200 Schritten, nur die Aufgabe der allgemeinen Beunruhigung zuweisen kann, was sich ziemlich ebenso gut durch die Granaten der gezogenen Geschütze erreichen lässt. In dem Nahkampfe verwendet man grosse Batterien kleiner 7—10pfündiger Mörser, deren Wirkung grosse Verluste des Vertheidigers in den ungedeckten Aufstellungen im bedeckten Wege und auf den Wällen sein werden.

Befindet sich unter dem Glacis des Forts ein Minensystem, so ist noth-

wendigerweise auch der Angreifer zu Führung des unterirdischen, chicanösen und aufhältlichen Krieges gezwungen. Meistentheils wird auch dem Mineur der Niedergang vom Vorglacis auf das Hauptglacis, sowie auch die Grabendescente zufallen. Der Durchbruch der Contrescarpe kann allerdings auch durch Geschützfeuer hergestellt werden. Nach der Beseitigung des Flankenfeuers wird der gehörig durch die Artillerie vorbereitete und durch diese, sowie durch in Schützengräben logirte Infanterie unterstützte Sturmangriff auf die Bresche des Erdwalls zu erfolgen haben. Der Sturm ist immer eine gefährliche Operation, und um so gefährlicher, als jetzt der Vertheidiger Schnellfeuer abzugeben vermag. Es wird sich daher unter Umständen nöthig machen, mehrere Breschen herzustellen und diese gleichzeitig überraschend anzugreifen. Das Logiren auf dem Erdwall, bald möglich mit Kartätschgeschützen, der Angriff auf Abschnitte, Reduits etc. sind dann die weiter vorzunehmenden Operationen.

Bei aller vorhandenen artilleristischen und numerischen Überlegenheit ist der förmliche Angriff einer Befestigung eine lange mühselige Arbeit, und daher jede Gelegenheit zu deren Abkürzung auszunützen. Grosse Erfolge der Artillerie, in ihren ersten Aufstellungen, dispensiren häufig von mehreren der geplanten successiven Geschützaufstellungen (Parallelen). Fehler des Gegners, Schwäche desselben, fordern zu Handstreichen, zum Übergang vom förmlichen zum gewaltsamen Angriff, ja zum Überfall auf. Da derartige Operationen, wenn sie missglücken, sehr empfindliche Rückschläge äussern, so sind die Vorbereitungen zu denselben mit grösster Umsicht zu treffen, und in der Ausführung die verwendeten Truppen, Infanterie Feldartillerie, mit der grössten Rücksichtslosigkeit zu benutzen.

Der Angriff gegen eine bastionirte oder ältere polygonale Festung wird dieselben Grundsätze wie vorstehend adoptiren müssen. Die Hauptarbeit leisten die gezogenen Geschütze im Fernkampfe; erst nach dem Erfolge geht der Angriff näher heran. Die Aufgabe ist eine leichtere, als gegen moderne Festungen, resp. Forts, da die Escarpe etc. vielfach sichtbar, Mauerhohlbau auf den Wällen vorhanden, Magazine ungeschützt im Inneren stehen, für sichere Unterkunft der Besatzung nicht ausreichend gesorgt ist. Zertrümmerung der Geschütze, Öffnung der Wallbrustwehren, Vernichtung der Flankenfeuer, theilweise Aufhebung der Sturmfreiheit, Alles dies kann der Fernkampf zu Wege bringen. Tritt dazu Schädigung der Ernährungsfähigkeit, so ist es möglich, dass ein Nahkampf gar nicht nothwendig wird; man darf jedoch nie, trotzdem man gegenüber älteren Festungen zu diesen Erwartungen Veranlassung hat, den Calcül darauf gründen und hat den Nahkampf als Schluss des Angriffs und den Bau der gedeckten Annäherungswege als unvermeidliche Vorbereitung dazu anzusehen. Jedenfalls aber hat man Veranlassung, auf Kürzungen im Gange des Angriffs — Weglassung von Parallelen, flüchtige Sappe etc. — planmässig Bedacht zu nehmen.

Anton Freiherr von Herzinger,

k. k. Feldmarschall-Lieutenant,

k. k. wirklicher geheimer Rath — Ritter des eisernen Kron-Ordens II. Classe und des Leopold-Ordens — Besitzer des Militär-Verdienst-Kreuzes mit der Krone und des Armee-Kreuzes — Grosskreuz des kaiserlich russischen St. Annen-Ordens mit der Krone und den Schwertern — Oberst-Inhaber des 52. Linien-Infanterie-Regiments — Ehrenbürger der Stadt Temesvár etc. etc. etc.

Nekrolog.

Feldmarschall-Lieutenant Anton Freiherr von Herzinger wurde im Jahre 1798 zu Stuhlweissenburg in Ungarn von bürgerlichen Eltern geboren.

Bei Ausbruch des französischen Befreiungskrieges trat er am 18. August 1813 zu Pesth als Privat-Cadet in das damalige Fürst Esterházy 32. Linien-Infanterie-Regiment ein, welches bald darauf nach Böhmen zur Armee abmarschirte.

An der Schlacht bei Leipzig nahm er keinen unmittelbaren Antheil, da das Bataillon dem Hoflager Seiner Majestät des Kaisers Franz I. zugetheilt war.

Im November 1813 zum Fähnrich avancirt, machte er die Belagerung von Belfort, das Gefecht von Clerey und die Affaire bei Fontainebleau mit, worauf seine Beförderung zum Unterlieutenant erfolgte.

Hierauf wohnte er den Gefechten von Macon, St. Georges des Reneins, Villefranche im Monate März 1814, und endlich am 20. desselben Monats der Einnahme von Lyon bei, bei welcher Gelegenheit Herzinger durch eine Gewehrkugel am rechten Fussgelenke schwer verwundet wurde.

Durch eine geschickte Operation und den nachherigen Gebrauch der Bäder war er alsbald so weit hergestellt, dass er bis zur Rückkehr Napoleons von der Insel Elba den leichten Garnisons-Dienst versehen konnte.

Bei den nun folgenden Kriegsereignissen des Jahres 1815 betheiligte sich Herzinger auch bei der Einnahme des Fort de l'Ecluse, marschirte in das Lager von Dijon, hierauf nach St. Amour, von wo sein Regiment nach vierjähriger Abwesenheit in seine Heimat nach Pesth am 6. Jänner 1816 zurückkehrte.

Herzinger, 1823 nach Wien übersetzt, avancirte 1828 zum Oberlieutenant und im April 1831 bei Errichtung der Landwehr zum Capitän im Baron Trapp 25. Infanterie-Regimente, wo er schon im darauffolgenden Jahre zum wirklichen Hauptmann vorrückte und nach Prag in Garnison kam.

Hier verehelichte er sich 1835 mit dem Fräulein Franziska Heyde, Tochter des k. k. Gubernialrathes und Stadthauptmannschafts-Adjuncten Josef Heyde.

1836 zum Grenadier-Hauptmann übersetzt, avancirte er 1837 zum überzähligen Major im Kaiser Alexander Infanterie-Regimente Nr. 2, von wo er als wirklicher Major und Commandant des 3. Bataillons im Hoch- und Deutschmeister 4. Infanterie-Regimente nach Korneuburg übersetzt und 1841 zum Oberstlieutenant des in Gratz liegenden König Wilhelm der Niederlande 26. Infanterie-Regiments ernannt wurde.

Im Jahre 1844 ward Herzinger nach zurückgelegter ununterbrochener dreissigjähriger, tadelloser Dienstzeit in den österreichischen Adelstand mit dem Ehrenworte „Edler von“ erhoben.

Im selben Jahre erfolgte seine aussertourliche Beförderung zum Obersten und Regiments-Commandanten des Herzog von Wellington 42. Infanterie-Regimentes, welches in Theresienstadt garnisonirte.

Während seines Aufenthaltes daselbst trat im Jahre 1845 die grosse Überschwemmung ein, die so viele Bewohner des Leitmeritzer Kreises in's Elend stürzte, und wobei Herzinger, unterstützt von seinem Officierscorps und der Mannschaft des braven Regiments, die Rettung der Unglücklichen und die Verbesserung ihres traurigen Loses durch Geld und andere ihm zu Gebote stehende Mittel zu bewerkstelligen suchte, wofür er nicht nur den Dank der betreffenden Gemeinden, sondern auch die Allerhöchste Anerkennung Seiner Majestät erntete.

Im Jahre 1846 kam er mit dem Regimente nach Prag, von wo er mit 3 Bataillons und 400 Mann Artillerie- und Genie-Truppen nach Rastadt beordert wurde. Jedoch schon in Stuttgart erhielt er den Befehl, mit den 3 Bataillons nach Bregenz zu marschiren, um wahrscheinlicherweise gegen Italien in Verwendung zu kommen.

Nach vierzehn Tagen erhielt Herzinger den Befehl, das Landwehr-Bataillon, 8 Tage später das 3. Bataillon nach Tirol abzusenden, mit dem 1. Bataillon sammt Stab und einer Division des 1. Jäger-Bataillons über den Bodensee in das Grossherzogthum Baden, und zwar nach Constanz zu überschiffen, von dort über Donaueschingen zu marschiren und die hie und da compromittirten Einwohner mit Hilfe der badischen Gendarmerie einzuziehen.

Nach einem Monat ungefähr wurden diese Abtheilungen wieder nach Bregenz zurücküberschifft.

Hier erhielt Herzinger im October 1848 seine Beförderung zum General mit dem gleichzeitigen Befehl, sich nach Wien zur Übernahme einer Brigade bei der kurz zuvor daselbst eingerückten Armee des Feldmarschalls Fürsten Windisch-Grätz zu verfügen.

Nach seinem Scheiden aus dem Regimente Wellington erhielt er mehrere Abschieds-Adressen, welche durch ihre eben so schöne als herzliche Sprache den Beweis liefern, wie sehr er von seinen Untergebenen geachtet und geliebt worden war.

Von jetzt an berufen, in einer höheren Sphäre zu wirken, wurde ihm alsbald die schöne Bestimmung zu Theil, sich als Qua-Divisionär an den Kämpfen in Ungarn zu betheiligen.

Während die k. k. Armee unter Feldmarschall Fürst Windisch-Grätz Pesth wieder besetzt hatte, war die Gefahr entstanden, dass die Ungarn einen Entsatz Comorns versuchen würden. Um dies zu vereiteln, wurde unter Herzinger's provisorischem Commando eine neue Division gebildet, welche sich bei Neuhäusel concentriren sollte, um von hier aus nach Umständen gegen Comorn, Gran, Ipolyságh und in allen oberen Thälern selbst bis nach Schemnitz zu operiren, hiebei aber immer Neuhäusel als Pivot der Bewegungen zu betrachten.

Am 11. April langte Herzinger mit seiner eigenen Brigade an der Neutra an, während die anderen Truppen der neu zu bildenden Division noch auf dem Marsche dahin waren. Er erkannte bei seinem Eintreffen die Wichtigkeit der Behauptung der Granlinie, um den Entsatz von Comorn durch den 30 bis 35000 Mann starken Gegner verhindern zu können.

Herzinger rückte daher mit den zwei ihm einstweilen verfügbaren Brigaden an die Gran, um dem Feind den Übergang über diesen Fluss, insbesondere bei Kálna streitig zu machen.

In Folge der Weisungen des Feldmarschalls versammelten sich am genannten Flusse 5 Brigaden unter Herzinger's Commando, eine 6. stand in Gran selbst. Die Brigade Theising war erst im Anzuge gegen Neutra begriffen.

Bei Kálna, wo der Übergang des Feindes immer wahrscheinlicher wurde, standen nunmehr 3 Brigaden, während Herzinger mit 2 Brigaden bei Kémend blieb. Durch diese Aufstellung konnte man die obere Gran bis zu einer Bewegung der Hauptarmee behaupten.

Indessen wurde Feldmarschall Fürst Windisch-Grätz abberufen, und Herzinger erhielt nun den Befehl, die nach Kálna disponirten 3 Brigaden bei Gran zu concentriren.

Die Wichtigkeit seiner Stellung erkennend, machte Herzinger wohlbegründete Gegenvorstellungen, und erst nachdem er zum 3. Male denselben Befehl erhalten hatte, leistete er Folge.

Der Feind benützte sofort diese Entblössung des Übergangspunktes, indem er auf das rechte Granufer überging, was sonst leicht hätte verhindert werden können.

Zu dieser Zeit übernahm der neu ernannte Corps-Commandant Feldmarschall-Lieutenant Wohlgemuth das Commando aller an der Gran versammelten Truppen, worauf auf Befehl des neuen Armee-Ober-Commandanten, Feldzeugmeisters Baron Welden, das nunmehrige 4. Armee-Corps wieder nach Kálna in Marsch gesetzt wurde.

Das kriegsgeschichtliche Werk „der Winterfeldzug des Jahres 1848 und 1849 unter Ober-Commando des Feldmarschalls Fürsten Windisch-Grätz“ führt Seite 502—503 ganz klar und deutlich an, in welch' misslicher Lage sich damals Herzinger, sowie auch die andern an der Gran versammelten Brigaden befanden, indem ihnen die widersprechendsten Befehle und Instructionen gleichzeitig aus Wien, Ofen und Pesth zukamen.

Am 18. April cotoyirte Herzinger mit der ihm unmittelbar unterstehenden Brigade die linke Flanke des Corps bis Cseke, wo er um 12 Uhr Nachts ankam und in Erfahrung brachte, der Feind habe die Gran übersetzt und biwakire mit dem ganzen Corps unter Commando Görgey's und Damianich's bei Nagy-Sárló.

Im Begriff, am 19. den Marsch nach Bese fortzusetzen, um sich mit dem Gros des Corps zu vereinigen, kam um 10 Uhr Vormittags an Herzinger der Befehl, mit der Brigade in die rechte Flanke als Reserve zu marschiren oder zu trachten, dem Feinde in der Richtung gegen Endröd (Nagy-Sárló) in die Flanke zu fallen. Herzinger zog das Letztere vor, da er als Reserve am rechten Flügel nicht zu rechter Zeit ankommen konnte. Ohne zu zögern, marschirte er mit der Brigade durch das Dorf Fako Vezekény, auf dessen Höhen Herzinger, durch den nahen Kanonendonner von dem Engagement der Schlacht überzeugt, seine Brigade, bestehend aus 3 Bataillonen Infanterie, 1 Division Cavallerie und einer 6pfündigen Fussbatterie, zum Angriff formirte und gegen den feindlichen rechten Flügel vorrückte. Auf diesen Angriff nicht gefasst, wich der Feind rasch und weit zurück, entwickelte aber bald darauf eine bedeutende Übermacht, welche Herzinger zwang, dem Feinde jeden Schritt Bodens streitig machend, sich wieder zurückzuziehen und eine Aufstellung zu nehmen, welche er jedoch, vom Feinde umgangen, bald wieder verlassen musste. Gleichzeitig erhielt Herzinger vom Corps-Commando den Befehl, sich zurückzuziehen, da das Gros ebenfalls bereits im vollen Rückzuge gegen Kémend begriffen sei. In Folge dessen brach er das Gefecht ab. Weil er durch das plötzliche Eingreifen in das Gefecht und durch seinen nachherigen hartnäckigen Widerstand die Aufmerksamkeit der feindlichen Hauptmacht auf sich lenkte und so dem schwer bedrängten Gros Zeit verschafft hatte, sich zu sammeln, wurde ihm für diese That von Seiner Majestät mittels Ordens-Diplomes im Mai 1849 das Ritterkreuz des Leopold-Ordens allergnädigst verliehen.

Herzinger erhielt hierauf den Befehl, nach der Insel Schütt abzurücken, wo er kraft der vom Corps-Commandanten ertheilten Weisungen den Oberbefehl über die 3 daselbst befindlichen Brigaden übernahm und die sogleiche Vorrückung gegen Comorn anordnete, welche bis P. Olcsa geschah, wo man mit dem Feinde in nächste Berührung kam.

Am nächsten Tage wollte er nach Aranyos vorrücken, wurde jedoch durch Feldmarschall-Lieutenant Burits im Commando abgelöst und erhielt den Befehl, definitiv das Commando einer Truppen-Division beim 4. Corps (Brigade Jablonovsky und Theising) zu übernehmen und nach Tyrnau oder Szered abzugehen. In Diosseg angelangt, fiel ihm die Aufgabe zu, den Anmarsch der Russen und der aus Galizien eintreffenden Verstärkungen zu sichern; er traf hiezu sogleich die nöthigen Dispositionen und entsendete auch ein Streif-Commando, um die Verbindung mit der Truppen-Division des Feldmarschall-Lieutenants Vogl herzustellen.

Die Hauptarmee hatte indessen die Offensive wieder ergriffen; Her-

zinger erhielt den Befehl, die Waag zu überschreiten und Trentschin zu besetzen. In Folge dessen verliess am 16. Mai die Division ihre Aufstellungen bei Tyrnau und Szered, und rückte stromaufwärts gegen Trentschin, welches am 22. ohne Schwertstreich in Besitz genommen wurde.

Inzwischen trafen die Russen ein, und Herzinger musste seinen am 26. fortgesetzten Marsch wieder einstellen, weil die bisher ergriffene Offensive aufgegeben und die Truppen mehr bei Pressburg concentrirt werden sollten. Er kam nach Freistadl, um diesen Ort im Falle eines feindlichen Angriffes bis auf's Äusserste zu vertheidigen, da die Ungarn nach dem Falle Ofens sich wieder in der Nähe der Waag in stärkeren Abtheilungen zeigten.

Trotz aller Vorsichtsmassregeln bewerkstelligte der Feind dennoch seinen Hauptübergang aus der Schütt, wo nur die schwache Brigade General-Major Pott stand; und um die Gefahr zu beseitigen, durch den Rückzug dieser Brigade die Waaglinie zu verlieren, wurde Herzinger mit 3 Grenadier-Bataillons, 3 Escadronen Kürassieren und 1½ Batterie nach Diosseg disponirt, wo ihm zur Verstärkung der Brigade Pott und zur Sicherung der rechten Flanke die operative Leitung nach eigenem Ermessen übertragen wurde.

Nach einer Mittheilung des General-Majors Pott dessen äusserst gefahrvolle Lage erkennend, brach er noch am 16. Juni nach Mitternacht gegen Perca auf und langte noch zu rechter Zeit um 10 Uhr Vormittags alldort an, um der Brigade Pott beizustehen und auch den ersten Sieg der Österreicher bei Beginn des 2. Feldzuges in Ungarn zu erringen.

In dem Momente nämlich, als General-Major Pott vom Feinde in Zsigard angegriffen wurde, traf er in Pered ein, begab sich sogleich nach Zsigard und übernahm als ältester General das Commando.

Die Brigade Pott erhielt den Auftrag, den Ort zu halten, bis der Feind durch die eigene Brigade Herzinger in der linken Flanke angegriffen werden würde. Ein heftiges Geschützfeuer des Feindes gegen den rechten Flügel zwang Pott, hinter Zsigard zurückzuweichen, in Folge dessen der Feind einen Theil des Ortes besetzte.

Der Rückzug dieser Abtheilung veranlasste Herzinger, den Moment zu benützen, dem Feinde mit seiner Brigade in die linke Flanke zu fallen. Hiedurch wurden die unter Commando Aszboth's stehenden 7 Bataillone, 8 Escadronen und 32 Geschütze gezwungen, den Rückzug anzutreten, was auch ein 2. unter Commando Knezich's herannahendes Corps zum Umkehren bewog.

Die Verfolgung konnte wegen Erschöpfung der eigenen Truppen nicht fortgesetzt werden, und man musste sich mit dem dem Feinde beigebrachten Verluste und den bisher eroberten 3 Geschützen begnügen. — Mit Recht kann man dem General-Major Herzinger das glückliche Resultat dieses Gefechtes zuschreiben, da nur durch sein rechtzeitiges Eintreffen und Eingreifen in das bereits engagirte Gefecht es der Brigade Pott ermöglicht wurde, der grossen Übermacht des Feindes Widerstand zu leisten.

Die mittlerweile immer mehr anwachsende Macht des Feindes machte

die Herbeiziehung von Verstärkungen nothwendig, welche auch unverweilt mit dem Befehl des Feldmarschall-Lieutenants Wohlgemuth eintrafen, den Feind möglichst schnell über die Waag zurückzudrängen.

Herzinger fühlte sich aber noch nicht stark genug, diesem Befehle nachzukommen, und das Nichterscheinen noch anderer versprochener Verstärkungen, sowie mehrere andere Umstände bestimmten ihn, die Stellung bei Zsigard einstweilen zu behaupten und im Falle eines ernstlichen, mit Übermacht ausgeführten feindlichen Angriffes, sich langsam nach Diosseg zurückzuziehen, wo dann dem weiteren Vordrängen des Feindes energischer Widerstand entgegengesetzt werden sollte.

Am 20. Früh wurde diese Stellung bei Zsigard vom Feinde mit Übermacht angegriffen, und General-Major Pott meldete, dass er sich nach der gegebenen Disposition nach Pered zurückziehe, worauf Herzinger mit der Reserve, bestehend aus 3 Bataillons, $3^1/_2$ Escadronen und 2 Batterien, nach Királyrév vorrückte und mit dem Feinde eine lebhafte Kanonade unterhielt. Sobald er die Brigade Pott in Pered angelangt glaubte, ging er nach Alsó Sellye zurück, wo die Verständigung kam, dass die Russen zur Aufnahme der Brigaden herannahten.

Nach mehrstündigem Aufenthalt wurde bis Hidas Kurth marschirt, wo die russische Brigade Semiakin (Jäger-Regiment Briansk) zu der Division stiess und den Befehl des Corps-Commandanten mitbrachte, allsogleich aufzubrechen und bei Alsó Séllye ein Lager zu beziehen, was auch geschah.

Noch in derselben Nacht traf die Disposition für den am nächsten Tag, 21. Juni, angeordneten Angriff ein, wobei General-Major Herzinger das Commando des rechten Flügels, bestehend aus der russischen Brigade Semiakin und der k. k. Brigade Theising nebst dem Regimente Auersperg Kürassiere übertragen wurde.

Um 5 Uhr brach er mit den bezeichneten Truppen gegen Alsó Séllye auf, und nachdem dieser Ort vom Feinde ohne Widerstand geräumt worden, setzte er sein Vorrücken gegen Pered und Királyrév weiter fort, welch' letzteres durch die Brigade Theising genommen werden sollte; Herzinger mit den russischen Truppen und der Cavallerie rückte gegen Pered in der linken Flanke des Feindes vor und zwang durch sein Erscheinen den in Rücken und Flanke bedrohten Gegner aus dem brennenden Orte zum beschleunigten Rückzuge, was den Angriff der im Centrum befindlichen Russen wesentlich erleichterte; — indessen wurde die Brigade Theising bei Királyrév geworfen, worauf Herzinger nach gesichertem Sieg bei Pered mit seinen Truppen herbeieilte, diesen Ort nahm und neuerdings besetzte.

Herzinger hatte an diesem Tage seine Aufgabe auf das Rühmlichste gelöst.

In der Reihe glänzender Gefechte, von denen die Ergreifung der Offensive unserer Truppen an der Waaglinie begleitet war, und die den Feind in der Ausführung seines Planes, die Vertheidigungslinie an der Waag zu umgehen und aufzurollen, nicht nur hinderte, sondern denselben zum gänzlichen

Rückzuge bis auf Comorn nöthigte, war dem General-Major Herzinger die Hauptaufgabe zugefallen.

Ihre glückliche Lösung fand auch die würdige Anerkennung, indem Seine Majestät dem wackeren Truppenführer den Orden der eisernen Krone II. Classe verlieh.

Während des Vormarsches am 28. Juni hatte Herzinger über Koronczö und Csanád auf Raab vorzudringen. Da aber der Übergang über diesen Fluss nicht durchführbar war, so erhielt er den Befehl, zwischen der Raab und Rabnitz über Lesvár vorzurücken.

Bei diesem Orte wurde die Avantgarde Brigade General-Major Benedek des 4. Corps in ein Gefecht verwickelt.

Durch die kräftige Unterstützung dieser Brigade durch Herzinger gelang es, den Feind zum Rückzuge zu bringen und Raab zu erreichen, welches von dem weichenden Gegner geräumt wurde.

Am 29. Juni brach die Donauarmee gegen Comorn auf, wo der Oberbefehlshaber dem Feinde eine Schlacht zu liefern beschloss. Die allgemeine Vorrückung geschah hiezu am 2. Juli. An diesem Tage um 5 Uhr früh marschirte die Division Herzinger über Puszta Csém auf die Höhe von Puszta Harkály; und nachdem der Feind sich, ohne einen entscheidenden Kampf anzunehmen, in seine Verschanzungen zurückzog, wodurch seine Verbindungslinie mit Ofen in unsere Hände fiel, ging die Division nach Mocsa wieder zurück. Hier wurde bis am 11. Juli gelagert, an welchem Tage die Ungarn endlich aus der Festung hervorbrachen.

Ein ruhmwürdiger Antheil zur glücklichen Entscheidung des Tages gebührt der genannten Division, welche hier wiederholt Beweise ihrer Tapferkeit und Ausdauer an den Tag legte.

Um $^1/_2$12 Uhr nämlich rückte auf Anordnung des Feldzeugmeisters Baron Haynau die Grenadier-Division gegen Puszta Harkály vor, welche von der Brigade Benedek hartnäckig vertheidigt wurde. Hierauf wurde die ungesäumte Vorrückung gegen die feindliche Geschützlinie anbefohlen, um den Feind in der linken Flanke zu fassen. Indess war das ungarische Armee-Corps, begünstigt durch das trübe Wetter, unbemerkt bis nahe an den rechten Flügel Herzinger's herangekommen, worauf sich ein hitziger Kampf entspann und Herzinger sein Pferd unter dem Leibe verlor.

Von feindlichen Abtheilungen in der rechten Flanke umgangen, zog sich die Division fechtend in eine feste Stellung zurück, wohin ihr der Feind mit der Hauptmacht des 3. Corps direct auf Puszta Csém nachfolgte, welchen Ort er ebenfalls in der rechten Flanke zu umgehen suchte.

Doch der energische Widerstand, ein abgeschlagener Sturm und die plötzliche erneuerte Vorrückung der Division mit 2 neuen Batterien brachte den überraschten Feind in Unordnung und zwang ihn, den Rückzug eiligst anzutreten, wobei ihm Herzinger bis in den Bereich der Festungsgeschütze auf dem Fusse nachfolgte.

Bei Beginn der Dunkelheit wurde wieder das Lager bei Puszta Csém bezogen.

Der wichtige Antheil, welchen der brave General mit seiner Division an dieser Schlacht nahm, findet auch in mehreren Werken die anerkennende Würdigung.

Nun erfolgte auf Befehl des Feldzeugmeisters Baron Haynau die Vorrückung in 3 Colonnen über die Donau und Theiss, die Einnahme von Uj-Szegedin und Szöreg, wobei nur kleine Abtheilungen und die Batterie seiner Division in's Gefecht kamen, welch' letztere sich gleich den übrigen bei Szöreg unsterbliche Lorbeeren errang.

Nachdem bei Temesvár noch ein letzter und kräftiger Widerstand des Feindes zu erwarten stand, sammelte der Feldzeugmeister die in 3 Colonnen vorrückende Armee bei Kiss Becskerek. Kaum rückte die Division Herzinger am 9. August nach einem 8stündigen Marsche in Hodony als ihrer vorläufigen Bestimmung ein, als heftiger Kanonendonner in der Nähe von Kiss-Becskerek erscholl; die Schlacht bei Temesvár hatte bereits begonnen. Feldmarschall-Lieutenant Fürst Liechtenstein, welcher vor einigen Tagen das Commando des 4. Corps übernommen hatte, ertheilte Herzinger den Befehl, ohne Aufenthalt nach St. András vorzugehen.

Der Feind entwickelte, unserer in einer dominirender Stellung bei Bessenora befindlichen Armee gegenüber beträchtliche Streitmassen und vorzüglich eine bedeutende Überzahl von Geschützen. Seine Cavallerie schien die Bestimmung zu haben, über den Nyaradbach vorzugehen, welcher Bewegung aber Feldmarschall-Lieutenant Fürst Liechtenstein dadurch zuvorkam, dass er Herzinger den Befehl ertheilte, des Feindes ungestützte rechte Flanke anzugreifen.

Er marschirte mit der Division westlich von St. András gegen den rechten Flügel des Feindes und liess mit zwei 12pfündigen Batterien das Feuer eröffnen, welches von grosser Wirkung war, da die weit vorgeschobenen Batterien des Feindes, in ihrer Stellung enfilirt, schon nach den ersten Schüssen gezwungen waren ihre Position zu wechseln.

Als nun diese Wirkung noch durch 2 an den Nyaradbach vorgenommene 6pfündige Batterien verdoppelt wurde, trat eine feindliche Batterie nach der andern eiligst den Rückzug an. Hierauf bewerkstelligte Herzinger mit seinen Truppen den Übergang über den Nyaradbach und liess abermals seine Batterie gegen den Feind auffahren, deren Wirkung den Rückzug des gesammten ungarischen Corps zur Folge hatte.

Die feindlichen Infanterie-Abtheilungen suchten Schutz in den bei Temesvár befindlichen Waldungen, welche jedoch bald von dem zur Division Herzinger gehörigen Grenadier-Bataillon Trenk und 2 anderen Bataillons der Brigade Thun genommen und besetzt wurden.

Somit war der letzte entscheidende Kampf geschlagen, und in der That gebührt Herzinger das Verdienst, durch sein rechtzeitiges Eintreffen am Schlachtfelde und die vorzügliche Verwendung der Artillerie zur schnellen und gänzlichen Vernichtung des Feindes wesentlich beigetragen zu haben, was ebenfalls in mehreren Werken die wohlverdiente Anerkennung fand.

Die weitere Verfolgung des auf allen Punkten geschlagenen Gegners wurde gleichfalls ihm übertragen, der dies mit der gesammten Division bis Dobra ausführte und sodann am 20. wieder nach Arad zu seinem 4. Corps einrückte.

Die vielen Auszeichnungen, welche die Division Herzinger erhielt, sind der sprechendste Beweis, wie brav und tapfer sie sich schlug; aber auch ihr tapferer Führer hatte während dieses siegreichen Feldzuges durch sein gesundes Urtheil, seinen Scharfblick und die richtige Verwendung seiner Truppen sich einen rühmlichen Antheil an den erfochtenen Siegen erworben und war seiner doppelten Pflicht als Soldat und General vollkommen nachgekommen.

Nach Beendigung des Feldzuges wurde Herzinger zum Commandanten des Szolnoker Districtes ernannt und erhielt bald darauf von Seiner Majestät Kaiser Nicolaus I. von Russland mittels Schreiben ddo. Zarskoje Selo am 11. September 1849 den russischen St. Annen-Orden I. Classe, dem er im Jahre 1854 die Decoration mit der Krone beifügen durfte.

Er blieb nicht lange Districts-Commandant, da er schon im Monate November in Wien das Commando als Qua-Divisionär über 2 Brigaden zu übernehmen hatte. Hier erfolgte die Erhebung Herzingers in den österreichischen Freiherrnstand und die Verleihung des Militär-Verdienstkreuzes.

Laut allerhöchstem Handschreiben Seiner Majestät ddo. Schönbrunn 12. Juli 1850 wurde er zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt.

Beim Ausmarsche an die preussische Grenze 1850 befehligte er die Brigade Steininger und van der Nüll.

1855 wurde er zum Obersten und zweiten Inhaber des E. H. Franz Carl 52. Infanterie-Regiments, 1856 zum ad latus des 1. Armee-Corps-Commandos in Prag und 1858 zum Ehrenbürger der Stadt Temesvár als Anerkennung des im Jahre 1848 durch seine unmittelbare Mitwirkung an der Schlacht bei Temesvár erfolgten Entsatzes ernannt.

Im Jahre 1858 wurde ihm die Würde eines geheimen Rathes verliehen.

1859 übernahm er definitiv das Landes-General-Commando zu Prag, von wo er im August desselben Jahres in den Ruhestand übernommen wurde.

Offen, treuherzig und bieder gegen Alle und Jeden, war Herzinger zu allen Zeiten und in allen Graden ein entschlossener Verfechter der Wahrheit und des Rechtes.

Niemals hielt er mit dem Ausdrucke seiner Überzeugung zurück und versagte ebensowenig einem freimüthig ausgesprochenen Urtheile die Anerkennung.

In seinem Herzen bewahrte er einen unerschöpflichen Vorrath von kameradschaftlichen Gefühlen in der edelsten Bedeutung des Wortes — und trat stets unerschrocken gegen begangenes Unrecht, auch wenn es ihn nicht persönlich betraf, in die Schranken.

War dem hohen Verblichenen in seiner militärischen Laufbahn das Glück nicht unhold, so versagte es ihm auch anderseits die Perlen des Lebens nicht, indem er 33 Jahre des reinsten, ungestörten, häuslichen Glückes genoss, welches sein Leben mit allen Reizen irdischen Daseins schmückte. In dem gastfreundlichen Hause war jeder Waffengenosse der freundlichsten und zuvorkommendsten Aufnahme gewiss.

Herzinger verbrachte die folgenden Jahre stets im Kreise seiner Familie zu Graz und auf dem Landgute seines Schwiegersohnes Victor Freiherrn von Sessler-Herzinger, wo er am 12. Juli v. J. nach kurzer Anwesenheit einem Schlaganfalle erlag, tief betrauert und beweint von den Seinen und Allen, die dem Verblichenen im Leben nahe gestanden.

Berichtigung zum 4. Bande von „Österreichs Kämpfe im Jahre 1866“.

Im 4. Bande dieses Werkes, Beilage 1, Seite 7, erscheinen unter der Rubrik: „im Gefechte bei Dub und Tobitschau am 15. Juli unverwundet gefangen“, gleichlautend mit der Ziffer in der betreffenden Verlust-Eingabe — 7 Officiere des 25. Infanterie-Regiments Baron Mamula angegeben, was insoferne ungenau ist, als diese Ziffer 6 Ärzte begreift, die sammt einem Officier und dem grössten Theile der Mannschaft auf dem Verbandplatze zu Wierowan in Gefangenschaft gerathen sind.

Wir berichtigen dies und schliessen zugleich die Verlustliste des Regiments bei.

Vom Generalstabs-Bureau für Kriegsgeschichte.

AUSWEIS

der Verluste im Feldzuge 1866 gegen Preussen.

In welchem Gefechte	todt			verwundet			verwundet und gefangen			unverwundet gefangen			vermisst			Summe			Name des gefallenen Officiers
	Officiere	Mann	Pferde	Officiere	Mann	Pferde	Officiere	Mann	Pferde	Officiere	Mann	Pferde	Officiere	Mann	Pferde	Officiere	Mann	Pferde	
Bei Tobitschau am 15. Juli 1866; ausser diesem kam das Regiment im Feldzuge 1866 in kein Gefecht	—	6	—	1	—	—	—	2	—	7	41	—	2	3	—	10	52	—	Herr Oberst Alois Edler v. Kunsti wurde im Gefechte bei Tobitschau schwer verwundet und ist in Folge der Wunde am 2. Nov. 1866 zu Olmütz gest.

Die obige Nachweisung ist, wie sich der Verlust am Tage des Gefechtes ergeben hat, aufgenommen. Die gefangenen Officiere sind: Der Sanitäts-Abtheilungs-Commandant Lieutenant Josef Heinze, Regiments-Arzt Dr. Karl Nikodim, die Ober-Ärzte Josef Ebstein und Jakob Nette, Oberwund-Arzt Anton Haupt, Unter-Arzt Salomon Färber und Wenzel Pitha, welche sämmtlich auf dem Verbandplatze in Wierowan gefangen wurden; unter der gefangenen Mannschaft waren zumeist Blessirtenträger, mehrere Officiersdiener, und nur etliche vom Feuergewehrstande; die 2 verwundet Gefangenen sind im Feldspital zu Hrubesič gestorben.

Die vermissten 2 Officiere waren: der Proviant-Officier Oberlieutenant Johann Schneider, welcher sich mit der Regiments-Bagage gerettet hat und am 17. Juli in Zadwerzic zum Regimente gestossen ist. Der 2. war Oberlieutenant Josef Linhardt, welcher den verwundeten Herrn Obersten von Wierowan hinausschaffen wollte, vom Feinde aber überfallen wurde, sich am 16. von Wierowan gerettet hat und auf dem Marsche zu Zadwerzic am 17. zum Regimente wieder eingerückt ist. Die 3 Mann Vermisste sind bis jetzt noch nicht eruirt.

Theresienstadt, am 17. April 1868.

Fritsch, Oberst.

Theorie der Gradkarten.

(Hiezu 5 Holzschnitte.)

Es ist eine bereits beschlossene und bekannte Thatsache, dass man im k. k. militär-geographischen Institute bei Erzeugung der neuen Special-Karte der Monarchie die Projections-Methode verlassen und die Form der Gradkarten acceptiren wird.

Aufgefordert, zum allgemeinen Verständnisse dieser Veränderung etwas beizutragen, und überzeugt, dass auch hier wie bei allen die Verbesserung anstrebenden Neuerungen das entsprechende Interesse für die Sache bei jenen Herren Officieren vorhanden ist, welche direct an der Sammlung der so wichtigen Materialien für die Kartenerzeugung mitgewirkt, komme ich durch den vorliegenden, populär gehaltenen Aufsatz — diesem Wunsche nach.

Jede noch so sorgfältig ausgeführte Detail-Aufnahme eines Theiles unserer Erdoberfläche kann nur dann für den allgemeinen grossen Zweck einer Karten-Erzeugung verwerthet werden, wenn ausser den genauen horizontalen Entfernungen eines Objectes von dem anderen, auch noch für jeden Punkt der Aufnahme die kürzesten Entfernungen von den zwei auf unserer Erde angenommenen Hauptlinien, dem Äquator und dem ersten Meridian, bekannt sind. — Diese Forderung kann aber bei Weitem in engere Grenzen gezogen werden, und man wird sich begnügen, wenn man diese kürzesten Entfernungen nur von einer gewissen Anzahl von Punkten, und auch nur von den nächst liegenden Parallel- und Meridiankreisen kennt.

Das heisst also mit anderen Worten: eine solche Aufnahme wird dann erst dem vorliegenden Zwecke entsprechen, wenn man im Stande ist, das sogenannte Kugelnetz — das von den eben erwähnten Kreisen gebildet wird — über dieselbe zu legen, oder umgekehrt, die topographische Zeichnung in ein bereits construirtes Netz hinein zu passen.

Zu diesem Ende wird man daher im Verhältnisse des aufzunehmenden Landstriches bemüht sein, von den vorhandenen trigonometrischen Punkten einen oder mehrere zu bezeichnen, auf welchen mit Zuhilfenahme astronomischer Lehrsätze diese zwei kürzesten Entfernungen, die geographische Breite und Länge, dann noch der Contact mit einem anderen trigonometrischen bekannten Objecte, das Azimuth (Winkel, wo ein Schenkel der Meridian, der andere die Visur nach diesem terrestrischen Objecte ist) direct zu messen kommen. Nun wird man aus diesen directen Bestimmungen für eine weit grössere Anzahl von Punkten diese drei Daten durch Rechnung zu ermitteln suchen, welche Resultate die Elemente geben, um Aufnahme und Netz in mathematisch correcte Verbindung zu bringen.

Das Wesen also, so wie die Construction eines solchen Kugelnetzes und den Zusammenhang mit der Detail-Aufnahme festzustellen, fällt in den theoretischen Theil der Kartographie, daher „Theorie der Karte“.

Und da man diese Netze gewöhnlich in Ebenen construirt, so unterliegen sie je nach den Anforderungen gewissen Modificationen, und je mehr ein solches Netz mit dem in der Natur angenommenen übereinstimmt, eine je grössere absolute Richtigkeit hat die Karte im grossen Ganzen selbst, weil Karte und Kugelnetz identificirt werden können.

Nach dieser Einleitung gehe ich zur Definition der neuen Theorie.

Die Karte.

Die Gradkarten geben von allen Darstellungsarten umfangreicher und im grossen Massstabe auszuführender Kartenwerke das getreueste Bild unserer krummen Erdoberfläche; sie müssen daher selbst Theile dieser Oberfläche im verjüngten Massstabe sein und werden demnach allen Bedingungen der Natur entsprechen, wie man diese etwa auf einem gut construirten Globus wahrzunehmen im Stande ist.

(Fig. 1.)



Wenn man sich nun auf der Oberfläche eines solchen Globus (Fig. 1) die Meridian- und Parallel-Bogen gleichförmig gezogen denkt, so wird diese verjüngte Erdoberfläche in eine gewisse Anzahl homogener Vierecke getheilt, und um die nähere Untersuchung und Feststellung dieser Vierecke als neuer Grad-Kartenblätter, oder vielmehr Rahmen derselben, handelt es sich im Vorliegenden.

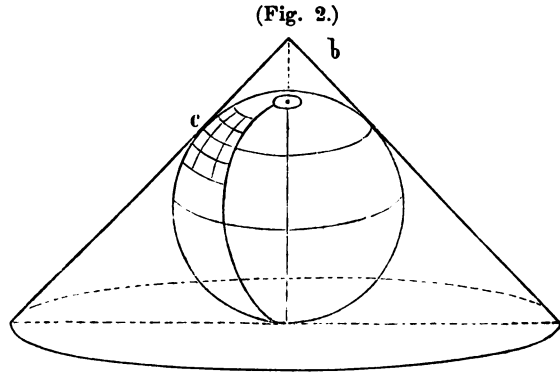
Aus dieser Anschauung geht unmittelbar hervor, dass die einzelnen Blätter durch Meridian- und Parallel-Bogen begrenzt sind, und dass sie, wenn sie nämlich im Gesammtbilde die Erdoberfläche getreu wieder geben sollen, strenge genommen nicht mehr in einer Ebene zusammen gestossen werden können — wie man dies bis jetzt bei Karten, die in Projections-Ebenen erzeugt wurden, gewohnt war, — sondern, dass eine grössere Anzahl solcher Blätter die richtige Lage und den correcten Anschluss nur in einer der verjüngten Erdoberfläche gleichkommenden sanften krummen Fläche finden werde.

Dieser letztere Umstand, den man immerhin als einen kleinen Nachtheil der Karte bezeichnen könnte, mag wesentlich Ursache gewesen sein, dass man erst in neuerer Zeit Karten nach dem angedeuteten Principe herstellt, und kann man in der That sagen, dass man bis jetzt mit besonderer Vorliebe die Landkarten in Projections - Ebenen cultivirte, die gewiss ihr

Bequemliches und auch, wenn man namentlich die für die Schifffahrt so entsprechende Mercators-Projection betrachtet, ganz Vorzügliches haben, aber stets von der Wahrheit mehr oder weniger abweichen.

„Genauigkeit" im Detail, wie in der Methode der Gesammtdarstellung einer Karte, das ist das Schlagwort der Neuzeit, und gewiss trägt man mit dieser einzuführenden Neuerung obigem Wahlspruche die gehörige Rechnung. — Denn nicht nur absolut Richtigeres resultirt im Ganzen und Grossen aus der neuen Methode: sie ist sogar einfacher und der Auffassung näher liegender.

(Fig. 2.)



Um sich nun zum Vergleiche auch ein Bild von dem theoretischen Theile des Karten - Entwurfes in Projections - Ebenen, die auch unter dem Namen der Kegel - Projectionen, bekannt sind, zu machen, denke man sich über einen Globus (Fig. 2) einen hohlen Kegel (aus dünnem Glase oder durchsichtigem Papiere erzeugt) so darüber gestürzt, dass die Spitze des Kegels in der verlängerten Achse steht, und die Mantelfläche desselben den Globus an irgend einem zweckentsprechenden Parallele tangirt. — Für Österreich war es namentlich das Parallel von Wien, an welchem der Kegel das Sphäroid berührte, und richten sich demnach die Dimensionen des Kegels nach dem Tangirungspunkte am Globus.

Wenn man sich nun sämmtliche Objecte eines um c gelegenen Theiles der krummen Erdoberfläche auf die Mantelfläche des Kegels unter gewissen möglichen Bedingungen projectirt und fixirt denkt, dann diese Mantelfläche oder diesen ausgehöhlten Kegel in der Richtung *a b* lüftet, weil in c gleichzeitig der Karten-Mittelpunkt liegt, und auf eine ebene Fläche ausspannt, — so erhält man die Darstellung in einer Projections-Ebene, da sich jede solche Mantelfläche in eine Ebene vollkommen abwickeln lässt; und diese Karte erfüllt nun jene Bedingungen, unter welchen man natürlich nur die vorzüglichsten Punkte (also trigonometrisch bestimmte und Durchschnittspunkte der Meridian - und Parallel - Kreise mittels Berechnung, die anderen innerhalb dieser geometrisch hineinzeichnend) von dem Sphäroide auf die abgewickelte Mantelfläche des Kegels übertragen hat.

Im k. k. militär-geographischen Institute war die verbesserte Bonne'sche Projections-Methode eingeführt, und die Bedingungen, die sie erfüllt, berechtigen, sie als eine der vorzüglichsten Arten zu bezeichnen. Diese sind:

a) Alle Dimensionen, im Sinne der Parallelen abgegriffen, haben ihre vollste Richtigkeit.

b) Die Flächeninhalte der Netztheile stehen in genauer Proportion zu denen auf der Erde.

c) Endlich längs des Haupt-Meridians, der also durch den Karten-Mittelpunkt geht, entsprechen die Weiten genau der Natur.

Mit der grösseren Entfernung vom Haupt-Meridian werden die Distanzen im Sinne der Meridiane immer ungenauer, und

weil die Parallelen von den Meridianen auch nicht mehr senkrecht getroffen werden, geht die Ähnlichkeit des Bildes auch immer mehr und mehr verloren.

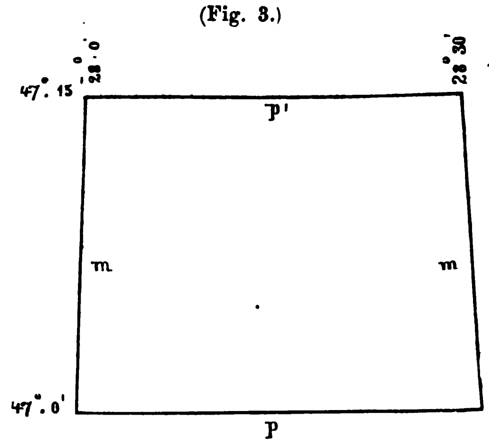
Freilich darf man sich diese Unrichtigkeiten und Verzerrungen nicht gleich so arg auftretend vorstellen, denn innerhalb eines Rahmens von 6 Breite- und 9 Längegraden sind solche Differenzen noch unwesentlich für den praktischen Gebrauch einer Karte, wobei man ja gewöhnlich nur kleinere Dimensionen abnimmt.

Man hat also die Wahl, die richtige Lage einer Karte in der Ebene anzuweisen, — dann muss man aber auf einige Bedingungen, wie sie in der Natur vorhanden sind, verzichten; — will man jedoch alle Bedingungen der Natur in einer Karte erfüllt wissen, so ist diese letztere eine getreue Copie der Landschaft, wie sie auf der krummen Erdoberfläche selbst vorkommt.

So wie es also bei den Karten, die in einer Projections-Ebene dargestellt werden und meistens durch Rechtecke gleicher Dimensionen begrenzt sind, sich, was den theoretischen Theil anbelangt, um die Herstellung der möglichen Bedingungen der Projection, wie um die Harmonie des trigonometrischen Netzes mit dem sogenannten Kugelnetze handelt, so kommt es bei den Gradkarten auf dasselbe hinaus, nur dass hier Begrenzung und Kugelnetz über einander fallen, und dass zur Übertragung aller Bedingungen von der Erdoberfläche in die Karte in den Enke'schen Tafeln über die Gestalt der Erde ein möglichst vollständiger Apparat schon vorliegt.

Die Form der einzelnen Blätter, oben allgemein angedeutet, entspricht der Form, welche die Maschen des Kugelnetzes in der Natur bilden, — ist daher das symmetrische Trapez, welches aber in seiner Ausdehnung augenscheinlich von dem Rechtecke nicht besonders abweicht.

(Fig. 3.)



Die Dimensionen der Rahmen unter sich sind im Sinne des Winkelmasses gleich, doch für das einzelne Blatt bezüglich der linearen Ausmasse so zu wählen, dass man dieses Trapez als ein ebenes und auch geradliniges verzeichnen kann, dass also zwischen krummer

und ebener Fläche, zwischen Bogen und Sehne kein wesentlicher Unterschied mehr stattfindet.

Eine gefällige und entsprechende Blattausdehnung, wie sie Preussen und Sachsen angenommen, ist die: wenn man die zwei parallelen längeren Seiten $^1/_2$ Grad in Länge, und die zwei gegen den Pol zu convergirenden kürzeren Rahmlinien $^1/_4$ Grad in Breite herstellt. (Fig. 3.)

Derartig construirte Blätter könnte man auch als aliquote Theile halbgradiger Globusstreifen definiren.

Die Weiten der Rahmlinien selbst erhält man, wie erwähnt, aus dem Enke'schen astronomischen Jahrbuche 1852, in welchem die nöthigen Tafeln für die Länge der Meridian- und Parallel-Bogen auf Grundlage des Bessel'schen Erdsphäroides in Toisen gerechnet sind.

Und weil früher gesagt wurde, dass die Rahmen im Sinne des Winkelmasses gleich gemacht, also stets 15 Minuten in Breite und 30 Minuten in Länge sein werden, so folgt, dass Blätter, in verschiedenen Zonen liegend, von verschiedener linearer Ausdehnung sein müssen, was in der Natur der Sache begründet ist. — Denn die Parallelkreise werden gegen die Pole zu immer kleiner, daher das lineare Mass für die constant bleibenden 30 Minuten in Länge auch in dieser Richtung hin abnimmt, während die Bogenlängen im Meridian, also im Sinne der Breiten und in derselben Richtung vom Äquator gegen den Pol, für die gleichbleibenden 15 Minuten stets zunehmen, weil die Krümmung der durch den Meridian gebildeten Ellipse in jedem Quadranten von der grossen zur kleinen Achse stetig abnimmt.

So ist die Länge des eingradigen Parallel-Bogens am Äquator 57108.5 Toisen, im 45. Breitengrad $40449^{T}4$ und im 89. Breitengrad $1000^{T}0$. — Die Länge des Meridian-Bogens vom Äquator bis zum 1. Breitengrad 56727.4 Toisen, vom 45. bis 46. Breitengrad $57017^{T}5$ und vom 89. bis 90. Breitengrad $57300^{T}0$. — (Eine Toise gleich 1.02771 Wiener Klafter, das heisst: die Wiener Klafter ist um 2 Zolle kürzer als die Toise.)

In ein und derselben $^1/_4$gradigen Breiten-Zone jedoch sind die Trapeze gleich, sowohl im Winkel- wie im linearen Ausmasse, und es ist daher die Berechnung nur Einer Rahme in jeder Zone nöthig.

Ich habe in Fig. 3 eine Rahme als Beispiel gegeben, die ungefähr in der mittleren Breite der Monarchie liegt. — Die Weiten dieser Rahmlinien sind in der Natur für p und p^1 = 20049.4 und 19955.7 W. Klafter, für m = 14653.5 W. Klafter.

Was die Verjüngung anbelangt, welche bisher für die Specialkarte $\frac{1}{144000}$, also 1 Zoll der Karte 2000 Klaftern der Natur gleichkommend war, dürfte entweder, wie sie Preussen und Sachsen in ihren Gradkarten feststellten, $\frac{1}{100000}$, oder, wie mehrseitig gewünscht, $\frac{1}{75000}$ werden; demnach im ersten Falle 1 Zoll der Karte 1388.89 Klafter. im zweiten I Zoll 1041.67 Klafter repräsentiren, also eine beinahe $1^1/_2$ malige oder beinahe 2malige Vergrösserung, gegen die frühere Specialkarte.

Die Weiten der Rahmlinien für das Mustertrapez p, p^1 und m würden

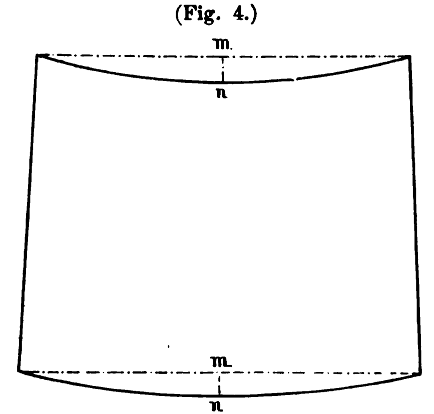
daher für die Verjüngung $\frac{1}{100000}$ mit 14.44, 14.37 und 10.55 Zoll — für die Verjüngung $\frac{1}{75000}$ mit 19.25, 19.16 und 14.07 Zoll erfolgen.

Den Gradkarten, die in $\frac{1}{100000}$ verjüngt entworfen werden, wie dies in Preussen und Sachsen geschieht, liegt ein Globus zu Grunde, dessen Achse 67 Klafter beträgt: — in der Verjüngung $\frac{1}{75000}$ ist die Länge dieser Achse 89 Klafter, und dürfte der Thurm der Wiener Stefanskirche beide Dimensionen zur Veranschaulichung bringen, da derselbe nach den neuesten Messungen 74 Klafter hoch ist, daher innerhalb dieser 2 Dimensionen emporragt.

Es erübrigt nur noch, einen Punkt derartig construirter Blätter zu besprechen, und das ist die Herstellung geradliniger Parallelen.

Man kann in diesem Falle immerhin sagen, jedes Blatt weise eine Abweichung von der Natur nach, — enthalte eine Unrichtigkeit; denn die Meridiane sollen ja die Parallelen stets senkrecht treffen, was bei geradlinigen Meridianen nur dann stattfinden wird, wenn die Parallelen, Kreisbögen sind.

(Fig. 4.)



Nun in der That ist dieser einzige Fehler der Karte ein sehr unbedeutender zu nennen, da z. B. vom 42. bis zum 51. Breitegrade der Unterschied in der Länge des Bogens und der Sehne des halbgradigen Paralleles nur 0.6 Klafter, anderseits der grösste Abstand *m n* dazwischen circa 16 Klafter in der Natur beträgt, welchen Abstand man durch die Betrachtung, dass das Differenziale des Kartenblattes senkrecht auf der Normale steht, erhält — und der also bei einer Verjüngung von $\frac{1}{100000}$ oder $\frac{1}{75000}$ ein positives und ein beinahe gleiches negatives Segment (Fig. 4) mit Höhen von 0.00016 respective 0.00021 Klafter ergeben würde, — auf welche man bei strenger Durchführung jedenfalls Rücksicht nehmen, im Nichtbeachtungsfalle aber sich versinnlichen könnte, dass Alles, was in der Natur am Bogen des Paralleles einer Blatt-Ausdehnung sich befindet, in der Karte auf dessen Sehne zu suchen ist.

Erwägt man ferner, dass der Flächeninhalt des Trapezes am Sphäroid, ganz gleich dem so geradlinig construirten Kartentrapeze beim Mustertrapeze, sich mit 19.1455 geographischen Quadrat-Meilen herausstellt, — dass man vorzieht, Distanzen auf einer Karte in gerader Linie abzugreifen, und die eben hier auch in dieser Richtung ihre vollste Genauigkeit haben — da ja kein messbarer Unterschied zwischen Bogen und Sehne stattfindet, — so wäre es wohl eine unnütze Pedanterie, bei den Gradkarten anzustreben, die Parallelen als sehr sanft gekrümmte Linien zu geben.

Man kann daher berechtigter Weise sagen: Zur Beurtheilung der Genauigkeit der Karte und beim praktischen Gebrauche derselben kann von dieser kleinen Unrichtigkeit ganz und gar Umgang genommen werden.

Diese modernen Karten, welche bezüglich ihrer inneren absoluten Richtigkeit vollkommen befriedigen, bieten auch noch den Vortheil einer schönen Gleichförmigkeit, die bei allenfallsiger internationaler Übereinstimmung ein ununterbrochenes, homogenes Kartenwerk ermöglichen könnte.

Zur vollkommenen Realisirung dieses Wunsches jedoch genügt Bereitwilligkeit und guter Wille allein, nicht.

Gleiche Verjüngung und gleiche Blattausdehnung im Sinne des Winkelmasses — mit Festhaltung eines und desselben Ausgangspunktes für die geographischen Längen — zu erreichen, könnte man denken, wäre ja ein Leichtes.

Aber den zwei weiteren Bedingungen *a*) Ausgleichung der Beobachtungs-Resultate von astronomischen Stationen (solchen trigonometrischen Punkten, wo Breite und Azimuth, seltener auch die Länge direct gemessen wurden), übertragen von einer Station zur anderen durch das trigonometrische Netz, und *b*) Rectificirung der trigonometrischen Dreieckskettenlängs der Landesgrenzen. müssten jedenfalls noch so manche Messungen und mehr noch ausgedehnte Berechnungen vorhergehen.

Abgesehen von dem Streben nach einem solchen Einheitswerke, ist die Herstellung von Gradkarten im eigenen Hause, namentlich wenn der betreffende Ländercomplex ein ausgedehnter ist, von Interesse.

Beispielsweise hat man bei der Erzeugung der Special-Karte der Monarchie, wie schon gesagt, in der verbesserten Bonne'schen Projectionsweise dargestellt, nicht Einen Karten-Mittelpunkt oder Tangirungspunkt der Karte mit der verjüngten krummen Erdoberfläche allein angenommen, sondern, um der Verzerrung des Bildes und den auftretenden Unrichtigkeiten — durch die Projection hervorgerufen — bei Zeiten vorzubeugen, mehrere solcher Tangirungspunkte für bestimmte Theile der Monarchie gewählt.

Daraus entstanden eigentlich Special-Karten der Provinzen, aber nicht Eine Special-Karte der Monarchie.

Eine solche Besorgniss entfällt ganz und gar bei der Construirung von Gradkarten, und kann man diese Neuerung auf dem Gebiete der Kartographie gewiss als einen erwünschten Fortschritt begrüssen.

Das Tischblatt.

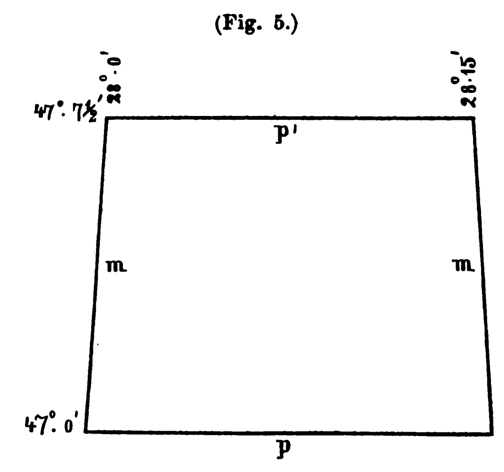
Blicken wir noch auf den Tisch des Mappeurs, welcher die gewöhnlichen Tischausmasse von 24 und 30 Zoll haben soll, so wird, wenn auch hier die vorbeschriebene Theorie für das Tischblatt zu Grunde liegt, auf demselben Ein Viertel des Kartenblattes, also $7^1/_2$ Minuten in Breite und 15 Minuten in Länge, gespannt werden können, und statt des unbestimmten früheren Rechteckes oder Quadrates eine mit geographischen Positionen beschriebene Begrenzung sich befinden, die den betreffenden Theil des Kugelnetzes auf der Erde versinnlicht.

Auch hier für die Original-Aufnahme, für die sogenannte Militär-Map-

pirung wurde der Massstab des Blattes vergrössert und zu $\frac{1}{25000}$ oder 1 Zoll 347.22 Klafter entsprechend festgestellt, gegen $\frac{1}{28800}$ oder 1 Zoll gleich 400 Klafter der früheren Aufnahme.

In (Fig. 5) sind die Längen der Rahmlinien p, p^1 und m mit 10024.7, 10001.3 und 7326.8 Klafter der Natur, in obiger Verjüngung zu $\frac{1}{25000}$ mit 28.87, 28.80 und 21.10 Zolle gegeben.

(Fig. 5.)



Was den Flächeninhalt dieser neuen Militär-Aufnahms-Sectionen anbelangt, der bei den noch bestehenden Quadrat- und Rechteck-Formen 4.00, resp. 3.84 österreichische Quadrat-Meilen beträgt, so ist dieser bei den neuen Trapez-Sectionen grösser und erreicht für das seitliche Muster-Trapez 4.58 Quadrat-Meilen. — Diese Flächenräume nehmen von Zone zu Zone gegen Norden etwa um 0.02 Quadrat-Meilen ab, gegen Süden jedoch um eben so viel zu.

Hat der Mappeur vom Tischblatte weg zu trianguliren, so werden die 3 trigonometrisch bestimmten Punkte mittels der berechneten geographischen Positionen in das neugeformte Blatt eingetragen, was keiner Schwierigkeit unterliegt, da ja die Rahmlinien selbst den Proportional-Massstab für die Weite eines Bogens nach der einen oder andern Richtung geben.

Dient jedoch die Katastral-Aufnahme als Grundlage für die Mappirung, was künftighin grösstentheils stattfinden wird, so handelt es sich darum, die richtige Lage und die vollinhaltliche Zahl der Kataster-Sectionen in das Gradkartenblatt des Mappeurs mit mathematischer Schärfe einzutragen. — Diese Berechnung beruht darauf, dass man ausser den geographischen Positionen der trigonometrischen Punkte noch die ebenen Abstände derselben von jenem Haupt-Meridian und Perpendikel kennt, auf welchen sich die specielle Katastral-Vermessung bezieht.

Für den gebildeten und denkenden Mappeur wird diese neue Theorie, wenn sie auch für die Detail-Vermessung als Grundlage dient, ein Gefühl der Sicherheit erwecken, denn er kennt genau die geographische Ortslage seiner Arbeitsstrecke.

Und auf jedem nach den trigonometrischen Punkten orientirten Stande geben ihm die westliche und östliche Rahmlinie allsogleich die Behelfe, den Meridian des betreffenden Ortes zu traciren. — Und nachdem er dies im Stande ist zu thun, kann er sich für jeden wünschenswerthen Punkt seines Arbeits-Rayon's die Abweichung der Magnetnadel bestimmen.

Wenn man sich weiter klar macht, dass die noch bestehenden Tisch-

rahmen in Rechteck- oder Quadratform, von welchen man die trigonometrischen Punkte mittels der ebenen Abstände aufträgt, alle in Einer Ebene liegen, welche den Centralpunkt der Aufnahme tangirt, und dass diese Rahmlinien nur Parallele zum Meridian und Perpendikel dieses Hauptpunktes sind, so wird man leicht einsehen, dass es ein Fehler wäre, die östliche und westliche Begrenzung kurzweg Meridian zu nennen.

So z. B. sind bei den heuer in Tirol beschäftigten Mappirungs-Abtheilungen die Linien der Tischrahmen Parallele zum Innsbrucker, während bei der Siebenbürger-Aufnahme diese Linien Gleichlaufende zum Hermannstädter Meridian und Perpendikel sind.

Betrachtet man einen Augenblick die eben erwähnte, noch bestehende Methode an diesem Orte eingehender, so ist es eigentlich eine Anomalie zu nennen, das direct von der krummen Erdoberfläche abgenommene und am Tische ersichtliche Bild der Aufnahme von einem Rahmen umgeben zu sehen, die in einer ganz anderen, und zwar ebenen Fläche mehr zu Hause ist, als in der Aufnahmsfläche selbst.

Aus dieser Deduction geht also hervor, dass der neuen Theorie, auch bei der Tisch-Aufnahme schon, ein gewisser Vorzug, namentlich vom theoretischen Standpunkte aus nicht abzuleugnen ist.

Wie schon früher gesagt, sind die aus dem neuen Principe sich gestaltenden Rahmlinien die auf der Erde gedachten Meridian- und Parallel-Bogen.

Und wenn man einen Globus betrachtet, so sind eben diese Linien die vorzüglichsten auf dieser verjüngten Erde.

Wie wäre es nun, wenn man vielleicht die mit runden Zahlen beschriebenen Maschen, also die von 30 zu 30 Minuten sich ergebenden Durchschnittspunkte der Meridiane, mit den Parallelen dort, wo es die Umstände zulassen und die Terrainverhältnisse gestatten, in der That von den Messtischen auf die Erdoberfläche reducirte und sie bleibend und zweckentsprechend markiren und beziffern würde?

Man könnte so nicht nur von einem gedachten, sondern von einem wirklich vorhandenen Kugelnetze sprechen, wie dies in den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's schon lange der Fall ist, mit dem Unterschiede, dass man dort dieses Kugelnetz im Sinne des linearen Masses gleichförmig und sofort in erster Linie der grossen Vermessung herstellt.

Da jeder solche Punkt von vier Tisch-Blättern, also immer von anderen trigonometrischen Punkten aus, graphisch auf die Erdoberfläche gebracht werden könnte, so läge darin schon die Sicherheit, dass der bei der Reducirung zu befürchtende Fehler in Grenzen eingeengt würde, wonach er selbst mit den Fehlern einer von dort aus direct gemachten astronomischen Ortsbestimmung einen Vergleich auszuhalten im Stande wäre.

Mag dieser Vorschlag immerhin etwas absonderlich erscheinen, so dürfte er dennoch einer Erwägung werth sein, wenn man bedenkt, wie leicht, und wie unter Einem bei der Mappirung mit zu Grunde liegenden Gradkarten-Rahmen diese Markirung bewerkstelligt werden könnte, — wie man so mit-

helfen würde, den Sinn für geographische Bildung zu wecken und zum Verständnisse der Sache beizutragen, — wie man den immer mehr und mehr sich steigernden wissenschaftlichen Anforderungen damit in seiner Art entsprechen könnte, — und wie man hiedurch gewissermassen den Schlussstein eines so grossen und ausgedehnten wissenschaftlichen wie praktischen Unternehmens legen, und so ein nützliches und leichtverständliches Denkmal des Fleisses und des Fortschrittes für die Mit- und Nachwelt errichten würde.

Major Breymann,
Vorstands-Stellvertreter des Triangulirungs- und Calcul-Bureaus.

Berichtigung zu dem Aufsatze:

„Der Tag von Aschaffenburg.“

Wir werden um die Veröffentlichung nachfolgender Berichtigung ersucht:

Das Feuilleton der „Presse“ vom 24. Juni 1869 bringt einen „Der Tag von Aschaffenburg“ betitelten Artikel, welcher im In- und Auslande nicht unbemerkt geblieben ist, und in welchem die Erlebnisse eines österreichischen Officiers der ehemaligen Bundesfestung Rastatt mitgetheilt werden.

Dieser mit Wahrheitstreue und viel Wärme geschriebene Artikel enthält gleichwohl einen Irrthum, welcher auf die Person des aus jener Periode allen Officieren der Garnison Rastatt wohlbekannten und allgemein verehrten Gouverneurs dieser früheren Bundesfestung, den badischen Generallieutenant Freiherrn Seutter von Lötzen, Bezug hat, welcher in diesem Artikel als preussischer General bezeichnet wird.

Von mehreren Kameraden, welche gleich mir so glücklich waren, unter den Befehlen des Herrn Generallieutenants Freiherrn Seutter zu stehen, aufgefordert, erlaube ich mir nun zu erklären, dass „der treffliche, fein gebildete Mann, welcher bis zum letzten Augenblicke alle Schwierigkeiten seiner Stellung auf das Glücklichste zu besiegen verstand“, — der uns unvergessliche damalige Gouverneur Rastatts, — badischer und nicht preussischer General sei.

St. Pölten, den 26. Juli 1869.

Gustav Ritter v. Weiss,
k. k. Hauptm. im Freih. v. Hess 49. Lin.-Inft.-Rgt.

Strassenbahnen

mit nur Einer Schiene nach dem System **Carmanjat.**

Ein Herr Carmanjat stellte auf der Exposition zu Paris im Jahre 1867 eine Strassenlocomotive aus, welche, auf 3 Rädern laufend [1]), von zwei Personen bedient, mit angehängter Last Steigungen von $^1/_{16}$, mit 1 bis 1·5 Meile Geschwindigkeit erklomm, Curven von 5 Meter beschrieb und mit grosser Leichtigkeit den zahlreichen Wagen auswich, welche derselben auf den Strassen begegneten.

Trotz dieser Leistungen der Maschine zeigte sich doch bald, dass die Unebenheiten minder guter Schotterstrassen die Lenkung des vorderen — einzeln stehenden — Steuerrades erschweren, und dass die Seitenschwankungen bei den angehängten Wagen, auf stark gewölbten Strassen, besonders wenn diese nass und durch Schnee oder Eis schlüpfrig geworden sind, mit zunehmender Geschwindigkeit bedenklich wachsen.

Es erschien daher eine Führung sowohl für Maschine als Waggons nothwendig, und dies bot die Veranlassung zur Bettung einer Schiene in den Strassenkörper, auf welcher von den drei Rädern der Maschine das vordere, einzelne des Avant-train läuft, während das rückwärtige Räderpaar der Maschine auf gewöhnlicher Strasse rollt. Die Waggons haben vier Räder; zwei derselben sind in der Richtung der Längenachse des Wagens angebracht und laufen auf der Schiene, die zwei andern befinden sich an der Querachse und rollen auf dem Strassenkörper.

Dadurch, dass die Triebräder der Maschine auf der Strasse laufen, wird das, bei gewöhnlichen Bahnen oft eintretende Gleiten der Räder vermieden die Adhäsion und dadurch auch die Zugkraft vermehrt, ohne dass das Gewicht der Maschine und somit die todte Last vergrössert würde. Die Adhäsion zwischen Rad und Strasse beträgt hier $^1/_3$ der Belastung, während jene zwischen Rad und Schiene $^1/_{10}$ ausmacht.

Damit die vermehrte Adhäsion nicht bei den Waggons in gleichem Grade schädlich werde, wie sie bei der Locomotive nützlich ist, überträgt Carmanjat das ganze Gewicht des Wagens durch die zwei in der Längen-Achse befindlichen Räder auf die Schiene, während die zwei seitwärts angebrachten Räder, welche auf der Strasse laufen, nur zur Erhaltung des Gleichgewichtes dienen. Hier beträgt die Reibung nach angestellten Versuchen

[1]) Vergleiche den im I. Bande, Seite 73 des Jahrganges 1868 dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz „Über Strassenlocomotive."

nur $^1/_{230}$ der Bruttolast (bei gewöhnlichen Fuhrwerken $^1/_{25}$, bei gewöhnlichen Eisenbahnwaggons $^1/_{280}$).

Die Leitschiene, welche in den bestehenden Strassenkörper gebettet wird, kann in gleicher Weise wie bei den andern Strassenbahnen in das Niveau der Fahrbahn gelegt werden, damit sie nicht, hervorstehend, auf den Verkehr gewöhnlicher Fuhrwerke hemmend wirke; sie wird entweder auf kurze — 0·40 Meter lange, 0·16 Meter breite und 0·07 Meter hohe — Querschwellen gelegt, die auf Meterdistanz in den Strassenkörper eingelassen werden, oder man legt sie auf Langschwellen.

Man hofft, mit einer Locomotive von der Grösse der besprochenen — die nunmehr auf einer Strassenbahn zwischen Raincy und Montfermeil läuft — 1000—1500 Zollzentner auf ebener Strasse, bei einer Geschwindigkeit von 2 Meilen fortzubringen; ebenso glaubt man den zweiten Mann zur Bedienung der Maschine ersparen und diese durch den rückwärts stehenden Locomotivführer allein leiten zu können. —

Die Möglichkeit einer sehr raschen Ausführung und die geringen Herstellungskosten zählen zu den grossen Vortheilen dieses Systems; beide werden durch den Umstand hervorgerufen, dass die Schiene auf der bestehenden Strasse gelegt werden kann, wenn deren Steigung nicht das Verhältniss von 1 : 13 übersteigt, was wohl selten vorkommt.

Eine Meile Oberbau mit Langschwellen, welches System erfahrungsgemäss die besten Resultate gibt, würde auf 50.000 fl., eine Locomotive mit 1500 Zentner Leistungsfähigkeit auf horizontaler Strasse 8000 fl., ein Personenwagen 1300, ein Güterwagen 800 fl. kosten.

Der Lastentransport wird nur $^1/_2$—$^1/_3$ der Kosten verursachen, wie jener mittels Pferdekraft.

Dieses System wurde in Frankreich in 6 Departements für 8 Linien angenommen; in Österreich aber ist dasselbe berufen, eine noch grössere Anwendung zu finden, und es hat auch schon ein inländisches Consortium das Patent für die Monarchie erworben.

Im Juni 1869. N.

Militärisches.

Das „Hurrah" beim Stürmen.

Ein Auszug aus den Bemerkungen eines Stabsofficiers über das i. J. 1862 neu erschienene österreichische Exercir-Reglement, eingereicht beim vorgesetzten böhmischen General-Commando.

„Das „Hurrah" beim Stürmen könnte ausnahmsweise nur bei jungen, noch nicht gehörig erprobten Truppen, und zwar von Fall zu Fall gestattet oder anbefohlen werden. Man möge jedem selbständigen Commandanten es überlassen, zu beurtheilen, ob und wo ein „Hurrah"-Rufen bei seiner Truppe nothwendig oder zulässig sei. Die Nothwendigkeit des Belebens der Truppe durch Geschrei ist auch von den verschiedenen nationalen Temperamenten abhängig. Stille, ernste, schwere Naturen theilen schweigend, mit zusammengekniffenen Kinnladen viel wuchtigere Hiebe und Stiche aus; während lebhafte, leichtfüssige Elemente Alles schreiend abthun. Ihre Hiebe sind aber meist flach, die Stiche nicht tief, das Ganze mehr auf's Überraschen, Schrecken abgesehen.

Alten, bewährten Truppen darf die Demüthigung nicht zugemuthet werden, dass ihre Tapferkeit erst durch ein „Hurrah" gehoben werden müsse. (Ich erinnere dabei an Napoleons I. alte Garde, die manchmal mit dem Gewehr „In Arm" stürmte.) Die Nachtheile des „Hurrah"-Rufens sind dagegen unberechenbar!

In dem Augenblicke, als die Truppe das Geschrei erhoben, — hat sie ihr Commandant aus der Hand verloren. — Wo soll denn sein Commando-Wort gehört werden? —

Ein noch gewichtigerer Nachtheil ist folgender: Wenn das „Hurrah" erst in dem Augenblicke ausgestossen werden würde, als der Mann den Bajonnetstich vollführt, so hat das einen Sinn. Es gibt die Stimme der Faust Nachdruck. — Wir aber hören bei Friedens-Übungen schon auf 200 Schritt Entfernung vom Angriffs-Objecte (vor dem Feinde aus noch grösserer Ferne) das „Hurrah!" rufen. — Ungefähr jeden 4.—5. Schritt wiederholt der Mann den Ruf. — Neben der Muskelanstrengung und der mit dem Laufen verbundenen körperlichen Erschütterung, wobei ohnedem die Lunge am meisten in Anspruch genommen ist, wird dieses Organ auch noch durch's Schreien echauffirt. Das ist doch offenbar Kräfteverschwendung. Die Folgen davon bleiben nicht lange aus. Das erste „Hurrah!" ist ein allstimmiges, volltöniges, kräftiges, das die Luft erschüttert; das zweite schwächer, das dritte noch schwächer, und so immer herab bis zum 7.—8., wo

man nur mehr ein dünnes, schrilles Stimmchen, eine wahre Satyre auf das erste „Hurrah“ zu hören bekommt.

Dem nun hinter einem Graben, einer Waldeinfassung ruhig stehenden, die stürmenden Colonnen mit Projectilen überschüttenden Vertheidiger ist es ein leichtes, das „Hurrah“-Rufen des Gegners als verlässlichen Gradmesser seiner Kräfte-Abnahme und endlichen Erschöpfung zu benutzen, und — sobald sich jene einzelnen Stimmchen hören lassen, was in der Regel auf 50—80 Schritte Entfernung vom Angriffs-Objecte geschehen wird, — wirft sich der Vertheidiger selbst mit voller, noch gar nicht in Verwendung gewesener Kraft — auf die Stürmenden. — Wir glauben, der Ausgang ist nicht zweifelhaft. —

Urtheilen wir richtig, so scheint dieses hier gegebene Bild sich im Jahre 1866 in Hunderten von Fällen wiederholt zu haben.

Die „Hurrah“-Taktik ward bei Översee gegen einen tapfern, doch an Zahl schwächeren, im unausgesetzten Rückzuge befindlichen, — auf offensive Rückstösse gar nicht bedachten Gegner — inaugurirt. Unser damaliger Waffengefährte, im Geiste schon wissend, dass er sich demnächst mit uns messen werde, studirte uns nur zu gut. — Und die Översee-Hurrah's rächten sich an uns, zwei Jahre später, bitter.

Das in der „Neuen freien Presse“ geschilderte Benehmen des Regiments Erbach Nr. 42 am 5. Juli 1809, und ihr „Ungeschaut“ und Sturm auf die 44 Bataillone siegestrunkener Feinde inmitten von Muthlosigkeit und Verwirrung, kann nicht genug jeder Truppe und jedem Commandanten für die Zukunft empfohlen werden.

Wohl hatten wir 1866 ganz ähnliche Verhältnisse, auch Erbacher und Fromm's waren da, aber es fehlte — der antike Heldensinn eines Erzherzogs Carl, der wie vor sechzig Jahren — Muth und Begeisterung der Truppe einzuhauchen verstanden hätte.

Wien, 8. Juli 1869.

Ritter Stefanović v. Vilovo.

Berichtigung

zu dem Werke: „Der Antheil des königl. sächsischen Armee-Corps am Feldzuge 1866.“

In diesem Werke heisst es Seite 128:

„Nach der Darstellung in „Österreichs Kämpfe“ Band III, pag. 208, sollten nach den nun ertheilten Rückzugs-Dispositionen die im Gefechte bei Gitschin gewesenen Truppen über Nacht folgende Stellungen einnehmen:

„Brigade Ringelsheim bei Podhrad, Brigade Abele und Leiningen nächst Gitschin, welche Stadt von der sächsischen Division Stieglitz zu

besetzen war. Die Brigade Ludwig Piret hätte Eisenstadtl halten sollen. Die Brigade Leiningen und die Cavallerie-Division Edelsheim hatten hinter Gitschin in zweiter Linie zu lagern etc.

„In dieser Stellung sollte, wenn der Feind nicht besonders drängte, bis 3 Uhr Nachts gerastet, und dann der weitere Rückzug angetreten werden, und zwar von den österreichischen Truppen über Miletin und Horschitz (Horic), von den sächsischen über Smidar.

„Hierzu ist erläuternd zu bemerken, dass die Besetzung der Stadt Git„schin ursprünglich nicht der Division von Stieglitz, sondern der Brigade „Ringelsheim zugedacht war, und dass jene Division sich auf dem östlichen „Ufer der Cidlina zwischen dem Zeblinberge und Gitschin aufstellen sollte.

„Erst als die beiden Armee-Corps-Commandanten, Abends 9 Uhr, vor „dem Münchengrätzer Thore von Gitschin haltend, sich überzeugt hatten, „dass die aus dem Gefechte bei Lochow kommende österreichische Brigade „Ringelsheim so beträchtliche Verluste erlitten hatte, dass sie kaum im „Stande gewesen wäre, die ihr zugedachte Aufgabe noch erfüllen zu können, „ward die Disposition dahin geändert, dass an deren Stelle die noch intacte „sächsische Leib-Brigade Gitschin besetzen solle.

„Die Leib-Brigade hatte jedoch mittlerweile die ihr früher angewiesene „Position bezogen, und erklärt sich hieraus das späte Einrücken derselben in „die Stadt, was zu einem zweiten Gefecht die nächste Veranlassung wurde."

Diese erläuternde Bemerkung steht nicht in Übereinstimmung mit dem wahren Sachverhalte, welcher der folgende ist:

Als der Entschluss zum Abbrechen des Gefechtes gefasst wurde, ordnete Se. königl. Hoheit der Kronprinz eine Linksrückwärtsschwenkung der ganzen Schlachtordnung mit dem Pivot Eisenstadtl als rechten, Gitschin als Mitte und Podhrad als linken Flügel der neuen Aufstellung an, in welcher die Truppen bis 3 Uhr Morgens verbleiben sollten.

Die Infanterie-Brigaden standen in der innehabenden Aufstellung vom linken Flügel gegen den rechten Flügel in nachstehender Ordnung:

Brigade Ringelsheim bei Lochow,
„ Abele bei Prachow,
„ Poschacher am Brada-Berge und bei Jinolitz.

Hinter diesen und theilweise bereits in 1. Linie verwendet, die Brigade Leiningen.

1 sächsische Infanterie-Brigade bei Diletz, und hinter selber bei Kbelnitz die k. sächsische Leib-Brigade.

Brigade Piret bei Eisenstadtl.

Bei dieser Aufstellung drängte sich sogleich die Frage auf, wem die Besetzung von Gitschin zufallen solle, den österreichischen oder den königl. sächsischen Truppen? Da seitens des österreichischen Corps-Commando's geltend gemacht wurde, dass die Truppen in den vorausgegangenen Gefechten nicht unerhebliche Verluste erlitten, vom 28. auf den 29. theilweise einen Nachtmarsch gemacht und bereits seit $3\frac{1}{2}$ oder 4 Uhr im Gefechte stünden,

während die k. sächsische Division Stieglitz fast noch intact war, ordnete Se. k. Hoheit an, dass die Besetzung Gitschin's von den sächsischen Truppen zu bewirken sei. Demgemäss erging an die österreichischen Brigaden der Befehl, die Linksrückwärtsschwenkung in der Ordnung, wie die Brigaden stünden, auszuführen; die Brigade Ringelsheim hatte Podhrad, — die Brigade Abele und Poschacher den Raum zwischen Podhrad und Gitschin zu besetzen, die Brigade Leiningen sich hinter der Brigade Poschacher aufzustellen, die Brigade Piret Eisenstadtl auf das Hartnäckigste zu vertheidigen. Von den österreichischen Brigaden erhielt daher keine, am allerwenigsten die nach Podhrad bestimmte Brigade Ringelsheim den Befehl zur Besetzung von Gitschin.

Der Verfasser des erwähnten Werkes führt zur Unterstützung seiner Angabe den Befehl an, welchen, nach einem in der österreichisch-militärischen Zeitschrift enthaltenen Aufsatz, die Brigade Abele durch einen Ordonnanz-Officier an diesem Abende erhalten hat, und welcher gelautet haben soll: „Das Gefecht abzubrechen, gegen Eisenstadtl zu marschiren, zwischen „den Brigaden Baron Ringelsheim und von Poschacher Stellung zu nehmen „und Biwaks zu beziehen.“

Aber dieser Befehl ist eine entstellte und verworrene Wiedergabe des dem Ordonnanz-Officier vom Corps-Commando ertheilten Auftrages, welcher lautete: „Frontveränderung links rückwärts in die Linie Eisenstadtl-Git„schin-Podhrad. Brigade Abele Gefecht abbrechen, zwischen Podhrad und „Gitschin und zwischen Brigaden Ringelsheim und Poschacher Stellung „nehmen und Biwak beziehen.“ —

Dass dieser Befehl dem Ordonnanz-Officier in dieser, und nicht in der Art und Weise, wie er ihn ausrichtete, aufgetragen wurde, geht für den Kenner der Verhältnisse aus einem flüchtigen Blicke auf den Gefechtsplan hervor; denn wäre Brigade Ringelsheim nach Gitschin, Abele links von selber und Poschacher rechts von letzterer (Leiningen im Reserve-Verhältniss hinter dieser) dirigirt worden, so wäre die ganze Strecke bis zur Höhe von Podhrad, diese inbegriffen, unbesetzt geblieben, was sehr gefährlich und offenbar ganz gegen die von Seiner k. Hoheit getroffene Anordnung gewesen wäre, nach welcher der linke Flügel nach Podhrad zu kommen hatte. Der Grund der verspäteten Besetzung von Gitschin, wozu Seine k. Hoheit den Befehl ungefähr um 8 Uhr ertheilte, kann daher nicht der auf Seite 128 und 129 des erwähnten Werkes angeführte gewesen sein.

Die Mameluken der Garde Kaiser Napoleons I.

Von

Hans Weininger.

Das arabische Wort Mamlûk, in der Mehrzahl Memālîk, bezeichnet das Besitzthum eines Zweiten, einen Sklaven. Im Jahre 1230 liess nämlich der Sultan von Egypten 12.000 junge Sklaven im Caucasus kaufen, um aus ihnen eine Miliz zu bilden. Mit der Zeit wurde ein privilegirtes Corps daraus, das seinen Gebietern oft genug Gesetze vorschrieb. Selim I. entriss 1517 Egypten den Händen der Mameluken und stellte das Ansehen der türkischen Sultane wieder her. Der Mameluken Name, Macht und Despotismus waren nahezu vergessen, als sie nach zweihundert Jahren wieder an Ansehen gewannen. Ihre Anführer oder Beys, vierundzwanzig an der Zahl, spielten die Herren des Landes und fragten blutwenig nach dem Sultan. Scheinbar waren die Beys unter sich gleich, wer aber durch Talent und Tapferkeit hervorragte, galt mehrentheils für den Herrscher Egyptens. Als die Franzosen 1798 da landeten, hatten sich zwei Beys — Ibrahim und Murad — in die Oberherrschaft getheilt. Diese waren es, welche jene ungestümen Reiterschaaren gegen die Armee Bonaparte's führten. Aber weder vorzügliche Ausrüstung, noch die trefflichen Pferde konnten den Mameluken zum Sieg über ihre Gegner helfen. Bei jedem Zusammenstosse erlagen diese der abendländischen Taktik und Disciplin. Murat, Leclerc, Lasalle stellten sich mit ihren Reitern in zwei Linien oder Treffen auf. Sobald die Mameluken auf dem Punkte waren, die erste Linie zu überflügeln, brach die zweite rechts und links zu ihrer Hilfe hervor. Die Mameluken hielten sofort an und sammelten sich, um die Flügel dieser vergrösserten Linie zu umfassen. Das war dann der günstige Moment, sie anzugreifen. Die Mameluken wurden jedesmal durchbrochen und geworfen. In dem Treffen bei Chebrais am 13. Juli 1798 fanden viele den Tod vor den französischen Carrés, welche sich gegenseitig flankirten, und nach der Schlacht von Sedyman verfügte der gefürchtete Murad Bey nur mehr über 400 Mameluken, mit welchen er sich in die Wüste flüchtete.

Gänzlich unterdrückt wurden die Mameluken erst 1811 durch Mehemed Ali, den späteren Vicekönig von Egypten. Dieser lud sie zu einer Festlichkeit in die Citadelle von Cairo, liess dann die Thore schliessen und sämmtliche Beys tödten. Ein einziger, Namens Selim, entkam dem Blutbade. Als Selim seine Gefährten unter den Streichen der Soldaten fallen sah, stürzte er sich mit dem Pferde den Festungswall hinab. Das Thier fand den Tod, sein Herr blieb aber am Leben. Bewusstlos lag er lange. Erstaunt über so viel Ent-

schlossenheit und Glück, befahl Mehemed Ali, das Leben Selim Pascha's zu schonen. — Von da an „der letzte Mameluk" genannt, fiel Selim Pascha am 17. Februar 1855 in dem Gefecht bei Eupatoria. Ein Schuss durch den Mund machte seinem Leben ein Ende.

Der 1836 zu Strassburg gestorbene Schlachtenmaler Charles Vernet liebte es ganz besonders, diese morgenländischen Reiter mit ihren herrlichen Pferden im Bild wieder zu geben. Man fand unter den Mameluken noch viele, welche Helme mit beweglicher Nasenspange und Panzerhemden trugen. Nicht nur viel Geld verwendeten die Mameluken auf prachtvolles Sattelzeug, sondern sie hielten auch sehr auf reich ausgestattete Waffen. Ein Carabiner oder Trombon, Yatagan und Säbel wie zwei Pistolen bildeten ihre Bewaffnung. Jeder Mameluk besass mehrere Pferde und hatte zwei bis drei Fellahs zu seiner Bedienung.

Eine namhafte Zahl von Eingebornen, welche den Franzosen während der Belagerung von Saint Jean d'Acre Hilfe geleistet, folgten nach der Expedition von Syrien der Armee und hofften in Egypten ein Asyl zu finden, um der Rache Djezzar Pascha's zu entgehen. Mehrere von ihnen wünschten in französischen Sold zu treten, ebenso Deserteure der Reiterei Ibrahim's und Murad's. Aus diesen Leuten formirte Bonaparte eine Escadron und nannte sie Mameluken.

Nach der Räumung Egyptens kamen diese phantastisch costümirten Kriegsleute mit der Armee des Orients nach Frankreich und wurden der Consulargarde zugetheilt. Kriege und Krankheiten trugen allerdings das Ihrige bei, die Zahl der Mameluken zu verringern. Indem dieses Corps jedoch Napoleon an seine glänzendsten Jahre erinnerte und die morgenländische Adjustirung dieser Reiter der kaiserlichen Garde ein ganz eigenthümliches Ansehen verlieh, trachtete man, selbes in seiner vollen Stärke zu erhalten. Immerhin gab es aber noch in den letzten Jahren des Kaiserreiches Reiter unter den Mameluken, welche aus Egypten, Syrien, Georgien und Armenien stammten. Stets dem Gardejäger-Regiment zu Pferde beigegeben, erhielt sich die Escadron der Mameluken bis zur Abdankung Napoleon's im Jahr 1814.

Der erste Commandant dieser Escadron hiess Delaitre, von 1808 an war es Kirman. Die Zahl der Dienstpferde betrug 120.

In der Schlusswoche des November 1859 starb zu Paris Abdalla d'Asbonne als der Letzte, der allen Kriegen Napoleons beigewohnt hatte. Geboren zu Bethlehem im Jahre 1776 erreichte dieser Veteran sohin ein Alter von dreiundachtzig Jahren.

Die Mameluken trugen für gewöhnlich einen weissen Turban mit rothem Knopfe (calotte), überragt von einem messingenen Halbmonde. Die Ärmelweste oder der Spenser war grün, die Weste darüber blau mit rothen Schnüren, die Feldbinde, in welcher ein Dolch stack, von rother und grüner Wolle, das Beinkleid roth und sehr weit, die Halbstiefel gelb. Im Sommer bedienten sich die Mameluken weissleinener Beinkleider. Ein gekrümmter

türkischer Säbel mit messingener Scheide, ein Carabiner und zwei Pistolen bildeten die Bewaffnung. Ein Adler von Messing zierte die kleine Patrontasche, welche an einer Kuppel aus schwarzem Glanzleder hing. Im Laufe der Jahre änderte sich mancherlei in der Farbe der Montirungsstücke, so dass das hier gegebene Bild nur im Allgemeinen gelten kann.

Der Sattel war mit grünem Tuche überzogen, hatte nach vorn einen hohen Knopf, dann eine Rücklehne, schliesslich messingene Steigbügel nach türkischer Art.

Als Standarte diente ein schwarzer Rossschweif, der von einer vergoldeten Kugel überragt wurde, — als Spielleute ein Paukenschläger und drei Trompeter, noch phantastischer als die anderen gekleidet.

Die Erscheinung dieser Reiter musste unwillkürlich an die Krieger Saladins wie an die Mauren Spaniens erinnern.

In der Suite Kaiser Napoleons I. befand sich gleichfalls ein Mameluk Namens Rustan. Dieser schlief jederzeit vor dem Zimmer seines Gebieters und versah die Dienste eines Kammerdieners. Geboren zu Eriwan in Armenien, machte er alle Feldzüge Napoleons mit und hatte mehrfach Gelegenheit, sich durch Muth und Besonnenheit auszuzeichnen. Napoleon überhäufte ihn mit Geschenken und Wohlthaten. Leider muss von Rustan berichtet werden, dass er einer der Ersten war, welche dem Kaiser 1814 in Fontainebleau den Rücken wendeten und sich auch während der hundert Tage in Paris nicht blicken liess. Nach Napoleons Abgang auf die Insel Helena reiste er nach London, sich da bewundern zu lassen, allein die Engländer behandelten ihn ziemlich kühl. Zurückgekehrt, errichtete er in Paris ein Caffeehaus, doch wollte sich dieses Geschäft nicht recht machen. Rustan versank in gänzliche Unbedeutendheit, und konnte dessen Lebensende und Todesjahr nicht ermittelt werden.

Aus ausserdeutschen Militär-Zeitschriften und Notizen.

The Army and Navy Gazette.

(Juni 1869.)

Die schwedische Karrenbüchse.

König Karl's von Schweden Karrenbüchse, mit der man Granaten, Granatkartätschen und Kartätschen schiessen kann, hat sich in einem Vergleichsschiessen mit der Gattlings-Revolverkanone und den schwedischen Feldgeschützen sehr bewährt. Aus den mitgetheilten Schusstabellen ersieht man, wie unbedeutend die Schussgeschwindigkeit mit der Karrenbüchse zu sein braucht, um in derselben Zeit die gleiche Wirkung, wie die Feldgeschütze, zu erreichen, und doch ist die Geschwindigkeit für die Feldgeschütze, welche dieser Berechnung zum Grunde liegt, so gross, dass die Bedienungsmannschaft sehr angestrengt werden muss, um dieselbe zu erreichen. Auch die leichte Beweglichkeit der Kanone ist von grosser Bedeutung: das Gewicht

der Karrenbüchse einschliesslich der auf der Lafette befindlichen Munition beträgt 1215 Pfund; dieselbe wird von 3 Mann bedient und von zwei Pferden gezogen. Die Karrenbüchse kostet, wenn dieselbe in Partieen gekauft wird, 375 Thaler; die Gattlings-Revolverkanone kostet 1575 Thaler, und das 2[illegible]zöllige Feldgeschütz kostet mit Lafette und Vordergestell 487½ Thaler; man ersieht hieraus, dass die Karrenbüchse auch in dieser Hinsicht einen Vorzug hat.

Ein neuer Revolver.

Eine Verbesserung zu dem Colt'schen Revolver dürfte dieser seit Einführung der Hinterlader etwas verschmähten Waffe wieder Aufnahme verschaffen. Statt Piston und Zündhütchen hat dieser neue Revolver eine mit Zündmasse versehene Patrone nebst einer Vorrichtung, um durch einfaches Andrücken der Abzugsfeder die ganze Patrone oder die leere Hülse auszuschleudern. Die Hülsen sind wieder brauchbar, und die jetzigen Colt'schen Revolver können nach dem neuen Systeme umgeändert werden. Der umgewandelte verbesserte Colt'sche Revolver wurde in den letzten Tagen gründlichen Versuchen unterzogen und bewährte sich sehr befriedigend. Die Kosten für Umwandlung der bisherigen Waffe belaufen sich auf 1 L. das Stück, und da dieselbe zum Gebrauche bei der Armee eingeführt wird, und der bisherige Bestand sich auf 17,000 Stück beläuft, so dürfte die Verbesserung demnächst für diese Dienstwaffe Berücksichtigung finden.

Das Schiessen zu Wimbledon.

Zu dem Preisschiessen der Freiwilligen hat sich auch wieder eine Abtheilung belgischer Schützen und Gardes civiques eingefunden, und es gestaltet sich unter den Zelten von Wimpledon ein lebhaftes militärisches Treiben. Das Schiessen schliesst mit einer Heerschau, an welcher eine fliegende Colonne von 3000 Mann aus dem Standlager von Aldershot theilnehmen soll.

Der „Inconstant."

Die erste einer neuen Classe ungepanzerter Fregatten, welche in die englische Marine eingeführt werden soll, ist nunmehr fertig gestellt. Obwohl ungepanzert, ist das neue Schiff, in Pembroke gebaut, aus Eisen gefertigt, mit Holz gedoppelt und gekupfert, so dass es mit der Stärke eines eisernen Schiffes eine grosse Widerstandsfähigkeit gegen zersetzende Einflüsse verbindet. Um etwaigen Galvanismus zwischen dem Eisen und der Spiekerhaut zu vermeiden, sind die einzelnen Holsdicken durch Lagen von Schiffleim getrennt, und aus ähnlichem Grunde sind Achtersteven und Rudergestell — wohl das erste Beispiel dieser Art — aus Messing gefertigt. Der „Inconstant" hat eine Armatur von 16 Kanonen, nämlich zehn 9zöllige Vorderlader auf dem zweiten Deck, und sechs 7zöllige Vorderlader, zwei davon drehbar, auf dem oberen Deck. Der Rumpf allein kostet 160,000 L, während die Maschinen von nominell 1000 Pferdekraft sich auf weitere 66,000 L. stellen. Da Hauptzweck des Schiffes eine grosse Fahrgeschwindigkeit ist, wie die meisten Panzerschiffe der englischen Marine sie vermissen lassen, so ist seine verhältnissmässige Länge grösser als die irgend eines der englischen Kriegsschiffe neueren Datums, nämlich 337' 4", bei einer Breite von 50' 3½". Auf der Probefahrt legte es 16 Knoten per Stunde zurück, und wahrscheinlich kann selbst dieses Mass noch gesteigert werden, so dass dem „Inconstant" augenblicklich kein Kriegsschiff irgend einer Nation — weder gepanzert, noch ungepanzert — an Schnelligkeit gleichkommt. — In den Etablissements der Thames Iron Works Company sind neuerdings zwei ähnlich gebaute Fahrzeuge für die englische Marine fertig gestellt worden — „Active" und „Volage" — aber sie sind bedeutend kleiner und führen nur die halbe Anzahl Geschütze. Sie haben ihre Probefahrt noch nicht bestanden; man rechnet aber auf eine Fahrgeschwindigkeit von 15 Knoten per Stunde.

Schiessversuche zu Dartmoor.

Über die bei Dartmoor in England angestellten Versuche mit Shrapnels und Segment-Sprenggeschossen liegen sehr ausführliche Berichte vor, doch ist ein ent-

scheidendes Resultat vorderhand noch nicht ersichtlich. War auch die erste Bresche durchaus günstig für das Shrapnelgeschoss, sowohl bei 12- als 9Pfündern, so lieferte die zweite so gute Ergebnisse für das Segmentgeschoss, dass man wenigstens zweifelhaft in der anfänglich gefassten Meinung wurde. Was die Zeit beim Laden anbetrifft, so hat sich herausgestellt, dass es der Schnelligkeit in dieser Hinsicht durchaus keinen Eintrag thut, wenn die Zünder beider Arten von Munition von den Mannschaften in einem Säckchen oder in den Taschen mitgeführt werden. In Bezug auf Truppenformation im Gefecht hat man die Überzeugung schnell gewonnen, dass die Colonne, selbst in verhältnissmässig gedeckter Stellung, vermittels der obengenannten Geschosse auf eine Meile Distanz in wenigen Minuten fürchterlich zugerichtet werden kann. Man zählte die auf 1700 Yards in eine Colonnenscheibe durch drei mächtige Löcher gedrungenen Splitter und fand über 1000. Was die einzelnen Theile der Colonne anbetrifft, so leiden die Letzten regelmässig am wenigsten. Auch die ersten Glieder sind keineswegs so übel gestellt, als man glauben sollte, dagegen wird im Centrum furchtbar aufgeräumt. Die Auflösung der Linie zum Tirailleurgefecht vermindert in bedeutendem Grade die verheerenden Wirkungen des Sprenggeschosses. Harter steiniger Boden verdoppelt und verdreifacht selbst die Verluste, während morastiges, mooriges Terrain im entsprechenden Grade deren Bedeutung mindert.

Le Spectateur Militaire.

(Juni 1869.)

Verordnung über das Tragen der Decorationen.

Auf Vorschlag des Kriegs-Ministers hat der Kaiser am 30. Juni beschlossen, dass, wenn die Truppen sich unter den Waffen befinden, die Officiere, die sie commandiren, und diejenigen, die vor ihnen erscheinen, nur die französischen Decorationen und die Erinnerungs-Medaillen der Feldzüge von Italien, des orientalischen Feldzuges und der Feldzüge von der Ostsee, China und Mexico tragen dürfen.

Luxemburg.

Über den jetzigen Zustand der Festungswerke wird berichtet: „Die Stadt hat jetzt nur ein Bataillon Soldaten, 3 — 400 Mann stark, vom Luxemburger Contingent, das die Heiligegeist-Caserne bewohnt. Die anderen Casernen, wie die Arsenal- und Juden-Caserne, stehen ganz leer und unbenutzt; die Reiter- und die Vauban-Caserne sind vermiethet worden. Andere Militärgebäude sind bürgerlich geworden; so ist aus dem Pulvermagazin, das an der Theresien-Caserne stand, ein Prachtgebäude geworden, das bei seiner günstigen Lage in der Nähe des Regierungs-Hauptgebäudes zu glänzenden Cafés und Läden Gelegenheit bietet. Verschiedene Forts zeigen noch keine Spur der Demolirung. So sind die Forts Charles, Olysi, Ober- und Nieder-Grunewald, Wedell (oder Parkhöhe) und du Moulin heute noch wohl erhalten. Bei den abgetragenen Festungswerken ist besonders Rücksicht auf Strassendurchbrüche genommen worden. Westlich von der Heiligengeist-Caserne sucht man die alten Werke vergeblich; hier sind bereits neue Häuser entstanden, und Niemand kann sich orientiren, der einst die Festung kannte. Die Ost- und Nordseite gewähren noch das Bild von ehedem. Die Bastion Jost und die Exercirplätze der Artillerie sind nur noch ein Schutthaufen, durch den eine neue Strasse nach der Strasse von Hollerich führt. Eben so ist das Reduit Peter mit seinen Gräben verschwunden. Das Fort Rheinheim ist stehen geblieben, da es eine Anstalt für Pensionäre werden soll. Durch das Reduit Lambert soll die Geniestrasse verlängert werden. Das Reduit Louvigny ist ein Schenklocal geworden, und seine Anlagen dienen als Concertplatz. Die ehemaligen Schiessscharten sind jetzt Fenster. Ganz verschwunden ist das Reduit Vauban. Das alte Wachthaus, das zwischen Reduit Louvigny und Marie stand und von den Officieren bewohnt wurde, ist ebenfalls ein Caffeehaus geworden, und die ehemaligen Anlagen sind prachtvolle Gärten. Die Thore mit ihren Tambours und die Zugbrücken sind überall verschwunden, doch die Festungsgräben zeigen noch ihre alte Tiefe. Der Commandantengarten, sonst dem Civil verschlossen, ist heute Jedem zugänglich."

der Karrenbüchse einschliesslich der auf der Lafette befindlichen Munition beträgt 1215 Pfund; dieselbe wird von 3 Mann bedient und von zwei Pferden gezogen. Die Karrenbüchse kostet, wenn dieselbe in Partieen gekauft wird, 375 Thaler; die Gattlings-Revolverkanone kostet 1575 Thaler, und das $2_{,88}$zöllige Feldgeschütz kostet mit Lafette und Vordergestell 487½ Thaler; man ersieht hieraus, dass die Karrenbüchse auch in dieser Hinsicht einen Vorzug hat.

Ein neuer Revolver.

Eine Verbesserung zu dem Colt'schen Revolver dürfte dieser seit Einführung der Hinterlader etwas verschmähten Waffe wieder Aufnahme verschaffen. Statt Piston und Zündhütchen hat dieser neue Revolver eine mit Zündmasse versehene Patrone nebst einer Vorrichtung, um durch einfaches Andrücken der Abzugsfeder die ganze Patrone oder die leere Hülse auszuschleudern. Die Hülsen sind wieder brauchbar, und die jetzigen Colt'schen Revolver können nach dem neuen Systeme umgeändert werden. Der umgewandelte verbesserte Colt'sche Revolver wurde in den letzten Tagen gründlichen Versuchen unterzogen und bewährte sich sehr befriedigend. Die Kosten für Umwandlung der bisherigen Waffe belaufen sich auf 1 L. das Stück, und da dieselbe zum Gebrauche bei der Armee eingeführt wird, und der bisherige Bestand sich auf 17,000 Stück beläuft, so dürfte die Verbesserung demnächst für diese Dienstwaffe Berücksichtigung finden.

Das Schiessen zu Wimbledon.

Zu dem Preisschiessen der Freiwilligen hat sich auch wieder eine Abtheilung belgischer Schützen und Gardes civiques eingefunden, und es gestaltet sich unter den Zelten von Wimpledon ein lebhaftes militärisches Treiben. Das Schiessen schliesst mit einer Heerschau, an welcher eine fliegende Colonne von 3000 Mann aus dem Standlager von Aldershot theilnehmen soll.

Der „Inconstant."

Die erste einer neuen Classe ungepanzerter Fregatten, welche in die englische Marine eingeführt werden soll, ist nunmehr fertig gestellt. Obwohl ungepanzert, ist das neue Schiff, in Pembroke gebaut, aus Eisen gefertigt, mit Holz gedoppelt und gekupfert, so dass es mit der Stärke eines eisernen Schiffes eine grosse Widerstandsfähigkeit gegen zersetzende Einflüsse verbindet. Um etwaigen Galvanismus zwischen dem Eisen und der Spiekerhaut zu vermeiden, sind die einzelnen Holzdicken durch Lagen von Schiffleim getrennt, und aus ähnlichem Grunde sind Achtersteven und Rudergestell — wohl das erste Beispiel dieser Art — aus Messing gefertigt. Der „Inconstant" hat eine Armatur von 16 Kanonen, nämlich zehn 9zöllige Vorderlader auf dem zweiten Deck, und sechs 7zöllige Vorderlader, zwei davon drehbar, auf dem dritten Deck. Der Rumpf allein kostet 160,000 L, während die Maschinen von nominell 1000 Pferdekraft sich auf weitere 66,000 L. stellen. Da Hauptzweck des Schiffes eine grosse Fahrgeschwindigkeit ist, wie die meisten Panzerschiffe der englischen Flotte sie vermissen lassen, so ist seine verhältnissmässige Länge grösser als die irgend eines der englischen Kriegsschiffe neueren Datums, nämlich 337' 4", bei einer Breite von 50' 3½". Auf der Probefahrt legte es 16 Knoten per Stunde zurück, und voraussichtlich kann selbst dieses Mass noch gesteigert werden, so dass dem „Inconstant" augenblicklich kein Kriegsschiff irgend einer Nation — weder gepanzert, noch ungepanzert — an Schnelligkeit gleichkommt. — In den Etablissements der Thames Iron Works Company sind neuerdings zwei ähnlich gebaute Fahrzeuge für die englische Marine fertig gestellt worden — „Active" und „Volage" — aber sie sind bedeutend kleiner und führen nur die halbe Anzahl Geschütze. Sie haben ihre Probefahrt noch nicht bestanden; man rechnet aber auf eine Fahrgeschwindigkeit von 15 Knoten per Stunde.

Schiessversuche zu Dartm[illegible]

Über die bei Dartmoor in England ange[illegible] [illegible]uche mit S[illegible] Segment-Sprenggeschossen liegen sehr ausführl[illegible] [illegible] vor, d[illegible]

scheidendes Resultat vorderhand noch nicht ersichtlich. War auch die erste Bresche durchaus günstig für das Shrapnelgeschoss, sowohl bei 12- als 9Pfündern, so lieferte die zweite so gute Ergebnisse für das Segmentgeschoss, dass man wenigstens zweifelhaft in der anfänglich gefassten Meinung wurde. Was die Zeit beim Laden anbetrifft, so hat sich herausgestellt, dass es der Schnelligkeit in dieser Hinsicht durchaus keinen Eintrag thut, wenn die Zünder beider Arten von Munition von den Mannschaften in einem Säckchen oder in den Taschen mitgeführt werden. In Bezug auf Truppenformation im Gefecht hat man die Überzeugung schnell gewonnen, dass die Colonne, selbst in verhältnissmässig gedeckter Stellung, vermittels der obengenannten Geschosse auf eine Meile Distanz in wenigen Minuten fürchterlich zugerichtet werden kann. Man zählte die auf 1700 Yards in eine Colonnenscheibe durch drei mächtige Löcher gedrungenen Splitter und fand über 1000. Was die einzelnen Theile der Colonne anbetrifft, so leiden die Letzten regelmässig am wenigsten. Auch die ersten Glieder sind keineswegs so übel gestellt, als man glauben sollte, dagegen wird im Centrum furchtbar aufgeräumt. Die Auflösung der Linie zum Tirailleurgefecht vermindert in bedeutendem Grade die verheerenden Wirkungen des Sprenggeschosses. Harter steiniger Boden verdoppelt und verdreifacht selbst die Verluste, während morastiges, mooriges Terrain im entsprechenden Grade deren Bedeutung mindert.

Le Spectateur Militaire.

(Juni 1869.)

Verordnung über das Tragen der Decorationen.

Auf Vorschlag des Kriegs-Ministers hat der Kaiser am 30. Juni beschlossen, dass, wenn die Truppen sich unter den Waffen befinden, die Officiere, die sie commandiren, und diejenigen, die vor ihnen erscheinen, nur die französischen Decorationen und die Erinnerungs-Medaillen der Feldzüge von Italien, des orientalischen Feldzuges und der Feldzüge von der Ostsee, China und Mexico tragen dürfen.

Luxemburg.

Über den jetzigen Zustand der Festungswerke wird berichtet: „Die Stadt hat jetzt nur ein Bataillon Soldaten, 3 — 400 Mann stark, vom Luxemburger Contingent, das die Heiligegeist-Caserne bewohnt. Die anderen Casernen, wie die Arsenal- und Juden-Caserne, stehen ganz leer und unbenutzt; die Reiter- und die Vauban-Caserne sind vermiethet worden. Andere Militärgebäude sind bürgerlich geworden; so ist aus dem Pulvermagazin, das an der Theresien-Caserne stand, ein Prachtgebäude geworden, das bei seiner günstigen Lage in der Nähe des Regierungs-Hauptgebäudes zu glänzenden Cafés und Läden Gelegenheit bietet. Verschiedene Forts zeigen noch keine Spur der Demolirung. So sind die Forts Charles, Olysi, Ober- und Nieder-Grunewald, Wedell (oder Parkhöhe) und du Moulin heute noch wohl erhalten. Bei den abgetragenen Festungswerken ist besonders Rücksicht auf Strassendurchbrüche genommen worden. Westlich von der Heiligengeist-Caserne sucht man die alten Werke vergeblich; hier sind bereits neue Häuser entstanden, und Niemand kann sich orientiren, der einst die Festung kannte. Die Ost- und Nordseite gewähren noch das Bild von ehedem. Die Bastion Jost und die Exercirplätze der Artillerie sind nur noch ein Schutthaufen, durch den eine neue Strasse nach der Strasse von Hollerich führt. Eben so ist das Reduit Peter mit seinen Gräben verschwunden. Das Fort Rheinheim ist stehen geblieben, da es eine Anstalt für Pensionäre werden soll. Durch das Reduit Lambert soll die Geniestrasse verlängert werden. Das Reduit Louvigny ist ein Schenklocal geworden, und seine Anlagen dienen als Concertplatz. Die ehemaligen Schiessscharten sind jetzt Fenster. Ganz verschwunden ist das Reduit Vau[illegible]n. Das alte Wachthaus, das zwischen Reduit Louvigny und Marie stand und von [illegible]en bewohnt wurde, ist ebenfalls ein Caffeehaus geworden, und die ehema[illegible] sind prachtvolle Gärten. Die Thore mit ihren Tambours und die [illegible] überall verschwunden, doch die Festungsgräben zeigen noch ihre [illegible]mmandantengarten, sonst dem Civil verschlossen, ist heute Jedem

der Karrenbüchse einschliesslich der auf der Lafette befindlichen Munition beträgt 1215 Pfund; dieselbe wird von 3 Mann bedient und von zwei Pferden gezogen. Die Karrenbüchse kostet, wenn dieselbe in Partieen gekauft wird, 375 Thaler; die Gattlings-Revolverkanone kostet 1575 Thaler, und das 2_{88}zöllige Feldgeschütz kostet mit Lafette und Vordergestell 487½ Thaler; man ersieht hieraus, dass die Karrenbüchse auch in dieser Hinsicht einen Vorzug hat.

Ein neuer Revolver.

Eine Verbesserung zu dem Colt'schen Revolver dürfte dieser seit Einführung der Hinterlader etwas verschmähten Waffe wieder Aufnahme verschaffen. Statt Piston und Zündhütchen hat dieser neue Revolver eine mit Zündmasse versehene Patrone nebst einer Vorrichtung, um durch einfaches Andrücken der Abzugsfeder die ganze Patrone oder die leere Hülse auszuschleudern. Die Hülsen sind wieder brauchbar, und die jetzigen Colt'schen Revolver können nach dem neuen Systeme umgeändert werden. Der umgewandelte verbesserte Colt'sche Revolver wurde in den letzten Tagen gründlichen Versuchen unterzogen und bewährte sich sehr befriedigend. Die Kosten für Umwandlung der bisherigen Waffe belaufen sich auf 1 L. das Stück, und da dieselbe zum Gebrauche bei der Armee eingeführt wird, und der bisherige Bestand sich auf 17,000 Stück beläuft, so dürfte die Verbesserung demnächst für diese Dienstwaffe Berücksichtigung finden.

Das Schiessen zu Wimbledon.

Zu dem Preisschiessen der Freiwilligen hat sich auch wieder eine Abtheilung belgischer Schützen und Gardes civiques eingefunden, und es gestaltet sich unter den Zelten von Wimpledon ein lebhaftes militärisches Treiben. Das Schiessen schliesst mit einer Heerschau, an welcher eine fliegende Colonne von 3000 Mann aus dem Standlager von Aldershot theilnehmen soll.

Der „Inconstant."

Die erste einer neuen Classe ungepanzerter Fregatten, welche in die englische Marine eingeführt werden soll, ist nunmehr fertig gestellt. Obwohl ungepanzert, ist das neue Schiff, in Pembroke gebaut, aus Eisen gefertigt, mit Holz gedoppelt und gekupfert, so dass es mit der Stärke eines eisernen Schiffes eine grosse Widerstandsfähigkeit gegen zersetzende Einflüsse verbindet. Um etwaigen Galvanismus zwischen dem Eisen und der Spiekerhaut zu vermeiden, sind die einzelnen Holzdicken durch Lagen von Schiffleim getrennt, und aus ähnlichem Grunde sind Achtersteven und Rudergestell — wohl das erste Beispiel dieser Art — aus Messing gefertigt. Der „Inconstant" hat eine Armatur von 16 Kanonen, nämlich zehn 9zöllige Vorderlader auf dem zweiten Deck, und sechs 7zöllige Vorderlader, zwei davon drehbar, auf dem dritten Deck. Der Rumpf allein kostet 160,000 L, während die Maschinen von nominell 1000 Pferdekraft sich auf weitere 66,000 L. stellen. Da Hauptzweck des Schiffes eine grosse Fahrgeschwindigkeit ist, wie die meisten Panzerschiffe der englischen Flotte sie vermissen lassen, so ist seine verhältnissmässige Länge grösser als die irgend eines der englischen Kriegsschiffe neueren Datums, nämlich 337' 4", bei einer Breite von 50' 3½". Auf der Probefahrt legte es 16 Knoten per Stunde zurück, und voraussichtlich kann selbst dieses Mass noch gesteigert werden, so dass dem „Inconstant" augenblicklich kein Kriegsschiff irgend einer Nation — weder gepanzert, noch ungepanzert — an Schnelligkeit gleichkommt. — In den Etablissements der Thames Iron Works Company sind neuerdings zwei ähnlich gebaute Fahrzeuge für die englische Marine fertig gestellt worden — „Active" und „Volage" — aber sie sind bedeutend kleiner und führen nur die halbe Anzahl Geschütze. Sie haben ihre Probefahrt noch nicht bestanden; man rechnet aber auf eine Fahrgeschwindigkeit von 15 Knoten per Stunde.

Schiessversuche zu Dartmoor.

Über die bei Dartmoor in England angestel[illegible]che mit S[illegible] Segment-Sprenggeschossen liegen sehr ausführlich[illegible]vor, do[illegible]

scheidendes Resultat vorderhand noch nicht ersichtlich. War auch die erste Bresche durchaus günstig für das Shrapnelgeschoss, sowohl bei 12- als 9Pfündern, so lieferte die zweite so gute Ergebnisse für das Segmentgeschoss, dass man wenigstens zweifelhaft in der anfänglich gefassten Meinung wurde. Was die Zeit beim Laden anbetrifft, so hat sich herausgestellt, dass es der Schnelligkeit in dieser Hinsicht durchaus keinen Eintrag thut, wenn die Zünder beider Arten von Munition von den Mannschaften in einem Säckchen oder in den Taschen mitgeführt werden. In Bezug auf Truppenformation im Gefecht hat man die Überzeugung schnell gewonnen, dass die Colonne, selbst in verhältnissmässig gedeckter Stellung, vermittels der obengenannten Geschosse auf eine Meile Distanz in wenigen Minuten fürchterlich zugerichtet werden kann. Man zählte die auf 1700 Yards in eine Colonnenscheibe durch drei mächtige Löcher gedrungenen Splitter und fand über 1000. Was die einzelnen Theile der Colonne anbetrifft, so leiden die Letzten regelmässig am wenigsten. Auch die ersten Glieder sind keineswegs so übel gestellt, als man glauben sollte, dagegen wird im Centrum furchtbar aufgeräumt. Die Auflösung der Linie zum Tirailleurgefecht vermindert in bedeutendem Grade die verheerenden Wirkungen des Sprenggeschosses. Harter steiniger Boden verdoppelt und verdreifacht selbst die Verluste, während morastiges, mooriges Terrain im entsprechenden Grade deren Bedeutung mindert.

Le Spectateur Militaire.

(Juni 1869.)

Verordnung über das Tragen der Decorationen.

Auf Vorschlag des Kriegs-Ministers hat der Kaiser am 30. Juni beschlossen, dass, wenn die Truppen sich unter den Waffen befinden, die Officiere, die sie commandiren, und diejenigen, die vor ihnen erscheinen, nur die französischen Decorationen und die Erinnerungs-Medaillen der Feldzüge von Italien, des orientalischen Feldzuges und der Feldzüge von der Ostsee, China und Mexico tragen dürfen.

Luxemburg.

Über den jetzigen Zustand der Festungswerke wird berichtet: „Die Stadt hat jetzt nur ein Bataillon Soldaten, 3 — 400 Mann stark, vom Luxemburger Contingent, das die Heiligegeist-Caserne bewohnt. Die anderen Casernen, wie die Arsenal- und Juden-Caserne, stehen ganz leer und unbenutzt; die Reiter- und die Vauban-Caserne sind vermiethet worden. Andere Militärgebäude sind bürgerlich geworden; so ist aus dem Pulvermagazin, das an der Theresien-Caserne stand, ein Prachtgebäude geworden, das bei seiner günstigen Lage in der Nähe des Regierungs-Hauptgebäudes zu glänzenden Cafés und Läden Gelegenheit bietet. Verschiedene Forts zeigen noch keine Spur der Demolirung. So sind die Forts Charles, Olysi, Ober- und Nieder-Grunewald, Wedell (oder Parkhöhe) und du Moulin heute noch wohl erhalten. Bei den abgetragenen Festungswerken ist besonders Rücksicht auf Strassendurchbrüche genommen worden. Westlich von der Heiligengeist-Caserne sucht man die alten Werke vergeblich; hier sind bereits neue Häuser entstanden, und Niemand kann sich orientiren, der einst die Festung kannte. Die Ost- und Nordseite gewähren noch das Bild von ehedem. Die Bastion Jost und die Exercirplätze der Artillerie sind nur noch ein Schutthaufen, durch den eine neue Strasse nach der Strasse von Hollerich führt. Eben so ist das Reduit Peter mit seinen Gräben verschwunden. Das Fort Rheinheim ist stehen geblieben, da es eine Anstalt für Pensionäre werden soll. Durch das Reduit Lambert soll die Geniestrasse verlängert werden. Das Reduit Louvigny ist ein Schenklocal geworden, und seine Anlagen dienen als Concertplatz. Die ehemaligen Schiessscharten sind jetzt Fenster. Ganz verschwunden ist das Reduit Vau-[illegible]n. Das alte Wachthaus, das zwischen Reduit Louvigny und Marie stand und von [illegible]ren bewohnt wurde, ist ebenfalls ein Caffeehaus geworden, und die ehema- [illegible] sind prachtvolle Gärten. Die Thore mit ihren Tambours und die [illegible] überall verschwunden, doch die Festungsgräben zeigen noch ihre [illegible]mandantengarten, sonst dem Civil verschlossen, ist heute Jedem

der Karrenbüchse einschliesslich der auf der Lafette befindlichen Munition beträgt 1215 Pfund; dieselbe wird von 3 Mann bedient und von zwei Pferden gezogen. Die Karrenbüchse kostet, wenn dieselbe in Partieen gekauft wird, 375 Thaler; die Gattlings-Revolverkanone kostet 1575 Thaler, und das $2_{,68}$zöllige Feldgeschütz kostet mit Lafette und Vordergestell $487\frac{1}{2}$ Thaler; man ersieht hieraus, dass die Karrenbüchse auch in dieser Hinsicht einen Vorzug hat.

Ein neuer Revolver.

Eine Verbesserung zu dem Colt'schen Revolver dürfte dieser seit Einführung der Hinterlader etwas verschmähten Waffe wieder Aufnahme verschaffen. Statt Piston und Zündhütchen hat dieser neue Revolver eine mit Zündmasse versehene Patrone nebst einer Vorrichtung, um durch einfaches Andrücken der Abzugsfeder die ganze Patrone oder die leere Hülse auszuschleudern. Die Hülsen sind wieder brauchbar, und die jetzigen Colt'schen Revolver können nach dem neuen Systeme umgeändert werden. Der umgewandelte verbesserte Colt'sche Revolver wurde in den letzten Tagen gründlichen Versuchen unterzogen und bewährte sich sehr befriedigend. Die Kosten für Umwandlung der bisherigen Waffe belaufen sich auf 1 L. das Stück, und da dieselbe zum Gebrauche bei der Armee eingeführt wird, und der bisherige Bestand sich auf 17,000 Stück beläuft, so dürfte die Verbesserung demnächst für diese Dienstwaffe Berücksichtigung finden.

Das Schiessen zu Wimbledon.

Zu dem Preisschiessen der Freiwilligen hat sich auch wieder eine Abtheilung belgischer Schützen und Gardes civiques eingefunden, und es gestaltet sich unter den Zelten von Wimpledon ein lebhaftes militärisches Treiben. Das Schiessen schliesst mit einer Heerschau, an welcher eine fliegende Colonne von 3000 Mann aus dem Standlager von Aldershot theilnehmen soll.

Der „Inconstant."

Die erste einer neuen Classe ungepanzerter Fregatten, welche in die englische Marine eingeführt werden soll, ist nunmehr fertig gestellt. Obwohl ungepanzert, ist das neue Schiff, in Pembroke gebaut, aus Eisen gefertigt, mit Holz gedoppelt und gekupfert, so dass es mit der Stärke eines eisernen Schiffes eine grosse Widerstandsfähigkeit gegen zersetzende Einflüsse verbindet. Um etwaigen Galvanismus zwischen dem Eisen und der Spiekerhaut zu vermeiden, sind die einzelnen Holzdicken durch Lagen von Schiffleim getrennt, und aus ähnlichem Grunde sind Achtersteven und Rudergestell — wohl das erste Beispiel dieser Art — aus Messing gefertigt. Der „Inconstant" hat eine Armatur von 16 Kanonen, nämlich zehn 9zöllige Vorderlader auf dem zweiten Deck, und sechs 7zöllige Vorderlader, zwei davon drehbar, auf dem dritten Deck. Der Rumpf allein kostet 160,000 L, während die Maschinen von nominell 1000 Pferdekraft sich auf weitere 66,000 L. stellen. Da Hauptzweck des Schiffes eine grosse Fahrgeschwindigkeit ist, wie die meisten Panzerschiffe der englischen Flotte sie vermissen lassen, so ist seine verhältnissmässige Länge grösser als die irgend eines der englischen Kriegsschiffe neueren Datums, nämlich 337' 4", bei einer Breite von 50' $3\frac{1}{2}$". Auf der Probefahrt legte es 16 Knoten per Stunde zurück, und voraussichtlich kann selbst dieses Mass noch gesteigert werden, so dass dem „Inconstant" augenblicklich kein Kriegsschiff irgend einer Nation — weder gepanzert, noch ungepanzert — an Schnelligkeit gleichkommt. — In den Etablissements der Thames Iron Works Company sind neuerdings zwei ähnlich gebaute Fahrzeuge für die englische Marine fertig gestellt worden — „Active" und „Volage" — aber sie sind bedeutend kleiner und führen nur die halbe Anzahl Geschütze. Sie haben ihre Probefahrt noch nicht bestanden; man rechnet aber auf eine Fahrgeschwindigkeit von 15 Knoten per Stunde.

Schiessversuche zu Dartmoor.

Über die bei Dartmoor in England angestellten [illegible] e mit Sh[illegible] Segment-Sprenggeschossen liegen sehr ausführliche B[illegible] r, doch [illegible]

scheidendes Resultat vorderhand noch nicht ersichtlich. War auch die erste Bresche durchaus günstig für das Shrapnelgeschoss, sowohl bei 12- als 9Pfündern, so lieferte die zweite so gute Ergebnisse für das Segmentgeschoss, dass man wenigstens zweifelhaft in der anfänglich gefassten Meinung wurde. Was die Zeit beim Laden anbetrifft, so hat sich herausgestellt, dass es der Schnelligkeit in dieser Hinsicht durchaus keinen Eintrag thut, wenn die Zünder beider Arten von Munition von den Mannschaften in einem Säckchen oder in den Taschen mitgeführt werden. In Bezug auf Truppenformation im Gefecht hat man die Überzeugung schnell gewonnen, dass die Colonne, selbst in verhältnissmässig gedeckter Stellung, vermittels der obengenannten Geschosse auf eine Meile Distanz in wenigen Minuten fürchterlich zugerichtet werden kann. Man zählte die auf 1700 Yards in eine Colonnenscheibe durch drei mächtige Löcher gedrungenen Splitter und fand über 1000. Was die einzelnen Theile der Colonne anbetrifft, so leiden die Letzten regelmässig am wenigsten. Auch die ersten Glieder sind keineswegs so übel gestellt, als man glauben sollte, dagegen wird im Centrum furchtbar aufgeräumt. Die Auflösung der Linie zum Tirailleurgefecht vermindert in bedeutendem Grade die verheerenden Wirkungen des Sprenggeschosses. Harter steiniger Boden verdoppelt und verdreifacht selbst die Verluste, während morastiges, mooriges Terrain im entsprechenden Grade deren Bedeutung mindert.

Le Spectateur Militaire.

(Juni 1869.)

Verordnung über das Tragen der Decorationen.

Auf Vorschlag des Kriegs-Ministers hat der Kaiser am 30. Juni beschlossen, dass, wenn die Truppen sich unter den Waffen befinden, die Officiere, die sie commandiren, und diejenigen, die vor ihnen erscheinen, nur die französischen Decorationen und die Erinnerungs-Medaillen der Feldzüge von Italien, des orientalischen Feldzuges und der Feldzüge von der Ostsee, China und Mexico tragen dürfen.

Luxemburg.

Über den jetzigen Zustand der Festungswerke wird berichtet: „Die Stadt hat jetzt nur ein Bataillon Soldaten, 3 — 400 Mann stark, vom Luxemburger Contingent, das die Heiligegeist-Caserne bewohnt. Die anderen Casernen, wie die Arsenal- und Juden-Caserne, stehen ganz leer und unbenutzt; die Reiter- und die Vauban-Caserne sind vermiethet worden. Andere Militärgebäude sind bürgerlich geworden; so ist aus dem Pulvermagazin, das an der Theresien-Caserne stand, ein Prachtgebäude geworden, das bei seiner günstigen Lage in der Nähe des Regierungs-Hauptgebäudes zu glänzenden Cafés und Läden Gelegenheit bietet. Verschiedene Forts zeigen noch keine Spur der Demolirung. So sind die Forts Charles, Olysi, Ober- und Nieder-Grunewald, Wedell (oder Parkhöhe) und du Moulin heute noch wohl erhalten. Bei den abgetragenen Festungswerken ist besonders Rücksicht auf Strassendurchbrüche genommen worden. Westlich von der Heiligengeist-Caserne sucht man die alten Werke vergeblich; hier sind bereits neue Häuser entstanden, und Niemand kann sich orientiren, der einst die Festung kannte. Die Ost- und Nordseite gewähren noch das Bild von ehedem. Die Bastion Jost und die Exercirplätze der Artillerie sind nur noch ein Schutthaufen, durch den eine neue Strasse nach der Strasse von Hollerich führt. Eben so ist das Reduit Peter mit seinen Gräben verschwunden. Das Fort Rheinheim ist stehen geblieben, da es eine Anstalt für Pensionäre werden soll. Durch das Reduit Lambert soll die Geniestrasse verlängert werden. Das Reduit Louvigny ist ein Schenklocal geworden, und seine Anlagen dienen als Concertplatz. Die ehemaligen Schiessscharten sind jetzt Fenster. Ganz verschwunden ist das Reduit Vau-[illegible]. Das alte Wachthaus, das zwischen Reduit Louvigny und Marie stand und von Officieren bewohnt wurde, ist ebenfalls ein Caffeehaus geworden, und die ehema- [illegible] sind prachtvolle Gärten. Die Thore mit ihren Tambours und die [illegible] überall verschwunden, doch die Festungsgräben zeigen noch ihre [illegible] Commandantengarten, sonst dem Civil verschlossen, ist heute Jedem

der Karrenbüchse einschliesslich der auf der Lafette befindlichen Munition beträgt 1215 Pfund; dieselbe wird von 3 Mann bedient und von zwei Pferden gezogen. Die Karrenbüchse kostet, wenn dieselbe in Partieen gekauft wird, 375 Thaler; die Gattlings-Revolverkanone kostet 1575 Thaler, und das $2_{,6}$zöllige Feldgeschütz kostet mit Lafette und Vordergestell 487½ Thaler; man ersieht hieraus, dass die Karrenbüchse auch in dieser Hinsicht einen Vorzug hat.

Ein neuer Revolver.

Eine Verbesserung zu dem Colt'schen Revolver dürfte dieser seit Einführung der Hinterlader etwas verschmähten Waffe wieder Aufnahme verschaffen. Statt Piston und Zündhütchen hat dieser neue Revolver eine mit Zündmasse versehene Patrone nebst einer Vorrichtung, um durch einfaches Andrücken der Abzugsfeder die ganze Patrone oder die leere Hülse auszuschleudern. Die Hülsen sind wieder brauchbar, und die jetzigen Colt'schen Revolver können nach dem neuen Systeme umgeändert werden. Der umgewandelte verbesserte Colt'sche Revolver wurde in den letzten Tagen gründlichen Versuchen unterzogen und bewährte sich sehr befriedigend. Die Kosten für Umwandlung der bisherigen Waffe belaufen sich auf 1 L. das Stück, und da dieselbe zum Gebrauche bei der Armee eingeführt wird, und der bisherige Bestand sich auf 17,000 Stück beläuft, so dürfte die Verbesserung demnächst für diese Dienstwaffe Berücksichtigung finden.

Das Schiessen zu Wimbledon.

Zu dem Preisschiessen der Freiwilligen hat sich auch wieder eine Abtheilung belgischer Schützen und Gardes civiques eingefunden, und es gestaltet sich unter den Zelten von Wimpledon ein lebhaftes militärisches Treiben. Das Schiessen schliesst mit einer Heerschau, an welcher eine fliegende Colonne von 3000 Mann aus dem Standlager von Aldershot theilnehmen soll.

Der „Inconstant."

Die erste einer neuen Classe ungepanzerter Fregatten, welche in die englische Marine eingeführt werden soll, ist nunmehr fertig gestellt. Obwohl ungepanzert, ist das neue Schiff, in Pembroke gebaut, aus Eisen gefertigt, mit Holz gedoppelt und gekupfert, so dass es mit der Stärke eines eisernen Schiffes eine grosse Widerstandsfähigkeit gegen zersetzende Einflüsse verbindet. Um etwaigen Galvanismus zwischen dem Eisen und der Spiekerhaut zu vermeiden, sind die einzelnen Holzdicken durch Lagen von Schiffleim getrennt, und aus ähnlichem Grunde sind Achtersteven und Rudergestell — wohl das erste Beispiel dieser Art — aus Messing gefertigt. Der „Inconstant" hat eine Armatur von 16 Kanonen, nämlich zehn 9zöllige Vorderlader auf dem zweiten Deck, und sechs 7zöllige Vorderlader, zwei davon drehbar, auf dem dritten Deck. Der Rumpf allein kostet 160,000 L, während die Maschinen von nominell 1000 Pferdekraft sich auf weitere 66,000 L. stellen. Da Hauptzweck des Schiffes eine grosse Fahrgeschwindigkeit ist, wie die meisten Panzerschiffe der englischen Flotte sie vermissen lassen, so ist seine verhältnissmässige Länge grösser als die irgend eines der englischen Kriegsschiffe neueren Datums, nämlich 337' 4", bei einer Breite von 50' 3½". Auf der Probefahrt legte es 16 Knoten per Stunde zurück, und voraussichtlich kann selbst dieses Mass noch gesteigert werden, so dass dem „Inconstant" augenblicklich kein Kriegsschiff irgend einer Nation — weder gepanzert, noch ungepanzert — an Schnelligkeit gleichkommt. — In den Etablissements der Thames Iron Works Company sind neuerdings zwei ähnlich gebaute Fahrzeuge für die englische Marine fertig gestellt worden — „Active" und „Volage" — aber sie sind bedeutend kleiner und führen nur die halbe Anzahl Geschütze. Sie haben ihre Probefahrt noch nicht bestanden; man rechnet aber auf eine Fahrgeschwindigkeit von 15 Knoten per Stunde.

Schiessversuche zu Dartmoor.

Über die bei Dartmoor in England angestellten Versuche mit Shrapnels und Segment-Sprenggeschossen liegen sehr ausführliche Berichte vor, doch ist ein ent-

scheidendes Resultat vorderhand noch nicht ersichtlich. War auch die erste Bresche durchaus günstig für das Shrapnelgeschoss, sowohl bei 12- als 9Pfündern, so lieferte die zweite so gute Ergebnisse für das Segmentgeschoss, dass man wenigstens zweifelhaft in der anfänglich gefassten Meinung wurde. Was die Zeit beim Laden anbetrifft, so hat sich herausgestellt, dass es der Schnelligkeit in dieser Hinsicht durchaus keinen Eintrag thut, wenn die Zünder beider Arten von Mnnition von den Mannschaften in einem Säckchen oder in den Taschen mitgeführt werden. In Bezug auf Truppenformation im Gefecht hat man die Überzeugung schnell gewonnen, dass die Colonne, selbst in verhältnissmässig gedeckter Stellung, vermittels der obengenannten Geschosse auf eine Meile Distanz in wenigen Minuten fürchterlich zugerichtet werden kann. Man zählte die auf 1700 Yards in eine Colonnenscheibe durch drei mächtige Löcher gedrungenen Splitter und fand über 1000. Was die einzelnen Theile der Colonne anbetrifft, so leiden die Letzten regelmässig am wenigsten. Auch die ersten Glieder sind keineswegs so übel gestellt, als man glauben sollte, dagegen wird im Centrum furchtbar aufgeräumt. Die Auflösung der Linie zum Tirailleurgefecht vermindert in bedeutendem Grade die verheerenden Wirkungen des Sprenggeschosses. Harter steiniger Boden verdoppelt und verdreifacht selbst die Verluste, während morastiges, mooriges Terrain im entsprechenden Grade deren Bedeutung mindert.

Le Spectateur Militaire.

(Juni 1869.)

Verordnung über das Tragen der Decorationen.

Auf Vorschlag des Kriegs-Ministers hat der Kaiser am 30. Juni beschlossen, dass, wenn die Truppen sich unter den Waffen befinden, die Officiere, die sie commandiren, und diejenigen, die vor ihnen erscheinen, nur die französischen Decorationen und die Erinnerungs-Medaillen der Feldzüge von Italien, des orientalischen Feldzuges und der Feldzüge von der Ostsee, China und Mexico tragen dürfen.

Luxemburg.

Über den jetzigen Zustand der Festungswerke wird berichtet: „Die Stadt hat jetzt nur ein Bataillon Soldaten, 3 — 400 Mann stark, vom Luxemburger Contingent, das die Heiligegeist-Caserne bewohnt. Die anderen Casernen, wie die Arsenal- und Juden-Caserne, stehen ganz leer und unbenutzt; die Reiter- und die Vauban-Caserne sind vermiethet worden. Andere Militärgebäude sind bürgerlich geworden; so ist aus dem Pulvermagazin, das an der Theresien-Caserne stand, ein Prachtgebäude geworden, das bei seiner günstigen Lage in der Nähe des Regierungs-Hauptgebäudes zu glänzenden Cafés und Läden Gelegenheit bietet. Verschiedene Forts zeigen noch keine Spur der Demolirung. So sind die Forts Charles, Olysi, Ober- und Nieder-Grunewald, Wedell (oder Parkhöhe) und du Moulin heute noch wohl erhalten. Bei den abgetragenen Festungswerken ist besonders Rücksicht auf Strassendurchbrüche genommen worden. Westlich von der Heiligengeist-Caserne sucht man die alten Werke vergeblich; hier sind bereits neue Häuser entstanden, und Niemand kann sich orientiren, der einst die Festung kannte. Die Ost- und Nordseite gewähren noch das Bild von ehedem. Die Bastion Jost und die Exercirplätze der Artillerie sind nur noch ein Schutthaufen, durch den eine neue Strasse nach der Strasse von Hollerich führt. Eben so ist das Reduit Peter mit seinen Gräben verschwunden. Das Fort Rheinheim ist stehen geblieben, da es eine Anstalt für Pensionäre werden soll. Durch das Reduit Lambert soll die Geniestrasse verlängert werden. Das Reduit Louvigny ist ein Schenklocal geworden, und seine Anlagen dienen als Concertplatz. Die ehemaligen Schiessscharten sind jetzt Fenster. Ganz verschwunden ist das Reduit Vauban. Das alte Wachthaus, das zwischen Reduit Louvigny und Marie stand und von den Officieren bewohnt wurde, ist ebenfalls ein Caffeehaus geworden, und die ehemaligen Anlagen sind prachtvolle Gärten. Die Thore mit ihren Tambours und die Zugbrücken sind überall verschwunden, doch die Festungsgräben zeigen noch ihre alte Tiefe. Der Commandantengarten, sonst dem Civil verschlossen, ist heute Jedem zugänglich."

Notizen.

Einjährige Freiwillige in Preussen.

Den zum einjährigen Freiwilligendienste berechtigten Militärpflichtigen, welche im Falle vorhandener Dienstbrauchbarkeit im Voraus die Zusicherung ihrer Einstellung am nächsten ersten October zu erlangen wünschen, ist es gestattet, die persönliche Anmeldung zur Ableistung des Militärdienstes schon am 1. Juli bei dem gewählten Truppentheile zu bewirken, was namentlich für diejenigen Truppentheile wichtig ist, welche nur einen einzigen Einstellungstermin, und zwar eben im October haben. Wird ein sich Meldender brauchbar befunden, so kann er auf Annahme zum 1. October bestimmt rechnen, es wäre denn, dass ihn bis dahin ein Leiden träfe, welches ihn uneinstellbar machte; aber auch im Falle der Unbrauchbarkeit erfolgt eine Superrevision und Ausmusterung der Freiwilligen erst nach deren Meldung zum Dienstantritte beim Truppentheil.

Das Dualin.

Vor einigen Tagen fanden auf dem Berliner Pionier-Übungsplatze Versuche mit dem von dem Lieutenant Dittmar erfundenen „Dualin" statt, nachdem dasselbe bereits für artilleristische Zwecke in Tegel und für Marinezwecke in Kiel erprobt worden war, und jetzt die Brauchbarkeit im Vergleich zu Pulver für Angriff und Schutz bei Festungen festgestellt werden sollte. Wie die Allg. Ml. Ztg. meldet, wurden zuerst Versuche hinsichtlich der Gefahrlosigkeit des Präparats gemacht: ein Fässchen mit Dualin wurde verschlossen in einem Reisighaufen verbrannt, ohne irgend eine Kraftäusserung zu zeigen. Ein anderes wurde von einem hohen Gerüst auf einen Steinhaufen geworfen, ohne zu explodiren. In einer Quetschmine zeigte das Dualin wegen der geringen Ladung nur unbedeutende Wirkung. In der Trichtermine warf das Präparat mit Energie eine ziemlich hohe Garbe aus; diese fiel jedoch senkrecht zurück, so dass der Trichter wieder gänzlich angefüllt wurde. Bei der Sprengung einer Steinmine wurden die Steine wegen der geringen Ladung nur einige Ruthen weit gehoben, wogegen eine mit zehnfacher Pulverladung versehene derartige Mine die Steine bis über 200 Schritt weit streute. Bei den daran sich schliessenden Sprengungen von 6 — 12 Zoll starken Pallisaden errang sich das Dualin bedeutende Vorzüge über das Pulver; dem Dynamit stellte es sich mindestens ebenbürtig zur Seite. Das Dualin besteht hauptsächlich aus Sägespänen, welche mit Nitroglycerin behandelt sind; es ist leichter und nimmt mehr Raum ein als Dynamit, widersteht den Temperatur-Einflüssen besser und bleibt besonders bei Frost zündsicherer als Dynamit. Es ist wie letzteres gefahrloser als Pulver, theurer als dieses und billiger als Dynamit. Die Wirkung beim Pallisadensprengen ist der des Pulvers um mehr als das Zehnfache, der des Dynamits, wie der Erfinder behauptet, um $^1/_6$ überlegen. Gleiche Wirkungsverhältnisse sollen beim Fels- und Mauerwerksprengen stattfinden, weshalb das Dualin bereits vielfach in Bergwerken Verwendung findet. In Minen hat das Dualin den Vorzug, keinen Dampf zu entwickeln, was oberirdisch Statt findet. Die Gase sind jedoch nicht weniger schädlich als die der anderen beiden genannten Sprengkörper und verursachen ebenfalls Minenkrankheit.

Der Kriegshafen in Heppens.

Der Jahdebusen soll erst in den zwanziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts durch einbrechende Stürme und Springfluten gebildet worden sein, und damals sollen sieben Dörfer ihren Untergang gefunden haben, von denen man bei der Ebbe noch mannigfache Spuren sieht. In dem sogenannten Bander Groden, der zur Flutzeit unter Wasser steht, hat man grosse steinerne Särge aufgefunden, die jetzt in einem Schuppen stehen; einzelne Schenkel- und Armknochen, ein Becken und einige kleinere Knochen sind noch vorhanden, das Meiste ist aber verschleppt. Jetzt ist der Jahdebusen mehrere Quadratmeilen gross, und von ihm aus führt ein Strom von sechsunddreissig und mehr Fuss Tiefe und drei Viertel Meilen Breite in die Nordsee. An diesem Strome, und zwar an seinem Anfange, liegt auf dem Westufer der Kriegshafen. Die Deiche sind viel weiter hinausgeschoben als die ehemaligen Seedeiche,

und zwar bilden diejenigen zum Schutze der Einfahrt und des Vorhafens, indem sie sich an den früheren Heppenser Deich anlehnen, ein Dreieck, dessen nach dem Wasser hin gerichtete beide Seiten jedoch nicht in eine Spitze zusammenlaufen, sondern im letzten Viertel in Kreisbogen auslaufen, welche bis an die Mauern der Hafeneinfahrt heranreichen. Innerhalb dieser Bogen werden Batterien angelegt. Die Hauptbatterien aber werden weiter nördlich an dem diesseitigen Ufer und auf dem gegenüber liegenden Ufer in dem sogenannten Budjadingerland erbaut werden. Hier hat nämlich Preussen gleich beim Ankaufe des Terrains im Jahre 1854 eine Fläche von einigen Morgen in der Gemeinde Eckwarden zu dem angegebenen Zwecke miterworben.

Bevor die Deiche aufgeführt werden konnten, musste das Terrain zunächst vor Überflutungen durch einen Damm geschützt werden; dieser besteht aus eingerammten Pfählen, die man gerade jetzt theils durch Menschenhände, theils durch hydraulische Maschinen wieder herauszuziehen im Begriffe ist. Diese Arbeiten nahmen die ganze Energie und Ausdauer der Erbauer in Anspruch. Wiederholt stiegen die Springfluten bis zu 24 Fuss und überschwemmten sowohl den Fangdamm als die Bauten, die er schützen sollte. Die Verzögerungen und Verluste, welche hiedurch herbeigeführt wurden, sind ja noch in Aller Gedächtniss. Der Bau des Holzdammes selbst hat zwei Jahre in Anspruch genommen, von 1858 bis 1860; auch hier hatten mehrere Male Sturmfluten Schaden und Zeitverlust verursacht.

Den Schutz der vorderen Hafenanlagen vollenden Flutbrecher, die sich zu beiden Seiten von dem Hafeneingang in einer Länge von 6—9000 Fuss erstrecken. Sie sind mit Granit bedeckt; bei der Flut werden sie überströmt, und das nachher durch Durchlässe ablaufende Wasser lässt den sich allmählich zu neuem Lande umbildenden Schlamm zurück. Der Eingang in den Hafen geht in nordwestlicher Richtung. Die Molen desselben sind fertig: sie laufen vorn in runde Köpfe aus, auf denen später eiserne Leuchtthürme angebracht werden sollen; augenblicklich ist nordwärts ein solcher provisorisch hergerichtet. In derselben nordwestlichen Richtung, wie der Hafeneingang, erstreckt sich auch der Vorhafen, zu dem zwei eiserne Schleusenthore, ein Flutthor und ein Ebbethor den Eingang bilden; eben solche Thore befinden sich auch an dem Ende des Vorhafens da, wo der Hafencanal beginnt. Dieser dreht sich gleich vorn nach Westen und läuft dann in derselben Richtung fort bis zu dem Hauptbassin, dessen Hauptachse dieselbe Richtung beibehält. Am Ende dieses Bassins befinden sich die Trockendocks und die Werfte. Mit dem Canale hängt noch ein kleineres Bassin für die Bagger und mit dem Haupthafen ein eben solches für Masten und Boote zusammen.

Der Vorhafen ist 700 F. lang und 350 F. breit; die darauf folgende Schleusenkammer ist 132 F. lang und 66 F. breit; der Vorhafen hat 600 F. Länge bei 400 F. Breite; die zweite Schleuse hat wieder 132 F. Länge und 66 F. Breite; der Canal ist 3500 F. lang, unten 108 und oben 260 F. breit; der eigentliche Hafen endlich hat 1200 F. Länge und 750 F. Breite. Die beiden bereits vollendeten oder doch nahezu fertigen Docks sind 440 F. in der Tiefe und 840 F. oben breit, während die Umfassungsmauern sich unten verengen. Drei Thore schliessen jedes ab. Sind sie gefüllt, so hat das Wasser eine Tiefe von 29 F. Durch mehrere grosse Dampfpumpen können sie binnen zwei Stunden geleert werden. Das dritte Dock ist nur 380 F. lang und erst etwa halb fertig. Nördlich von den Docks werden zwei Hellinge angelegt. Hinter dem Hafenbassin befinden sich dann noch zwei grosse Werftschuppen von circa 360 F. Länge. In einem derselben wird der König eine kleine Erfrischung zu sich nehmen bei seinem Besuche in Heppens. Das Imposante der Bauten wird erhöht, wenn man erfährt, mit welchen grossen Schwierigkeiten die Fundamentirungen auf diesem Alluvialboden verknüpft waren; besonders viele Mühe machte ein feiner Triebsand in der Mächtigkeit von mehr als hundert Fuss. Die grösseren Bauten haben durchgängig ein von Beton zubereitetes Fundament, dagegen sind die Hellinge, die Umfassungsmauern des Haupthafens theilweise und die Molen des Einganges auf Pfählen gebaut. Diese letztere Art der Fundamentirung wird auch bei allen Privathäusern angewandt. Das verwendete Steinmaterial ist rheinischer Trass und Portland-Cement, die erst an Ort und Stelle gemahlen werden, Ziegelsteine aus dem Oldenburgischen, von der Weser und der Ems, Elbsandstein und schwedischer Granit. Die Lieferung des letzteren soll für den Unternehmer besonders vortheilhaft sein. Die Erdarbeiten in dem Canale und dem Hauptbassin sind an verschiedene Unternehmer verdungen, letztere an einen Berliner. Für Manche mag die

Saat von Millionen, welche hier dem Boden einverleibt wird, wohl auch goldene Früchte tragen. Anfänglich geschahen die Erdarbeiten durch Baggern, jetzt aber mit dem Spaten, und die Erde wird wie bei Eisenbahnbauten gefördert. Mehrere Dampfmaschinen setzen theils Saugpumpen, theils Centrifugalpumpen und Schnecken, letztere an dem grossen Bassin, in Thätigkeit, um das Grundwasser zu entfernen. Das ausgepumpte Wasser ist reich an organischen und anorganischen Substanzen und zeichnet sich durch einen sehr unangenehmen Geruch aus.

Da vom Wasser die Rede ist, so ist eben auch an das Trinkwasser in Heppens zu denken. Während das meiste für den Haushalt zu verwendende Wasser in Cisternen gesammeltes Regenwasser ist, liefern zwei artesische Brunnen von 636 F. und 855 F. Tiefe, beide nicht weit von dem Haupthafen gelegen, das Brunnenwasser, nämlich zusammen täglich etwa 6000 Kubikfuss. Das Wasser hat aber keinen guten Geschmack. Die Jahde hat zu allen Zeiten für Schiffe bis zu 26 F. Tiefgang Wasser, und zwar im nördlichen Theile; mehr südlich geht die Tiefe bis zu 50 Fuss; auf der Rhede von Heppens selbst ist die Wassertiefe bei Ebbe circa 36 Fuss. Die Schleusen haben bei Hochwasser 27 Fuss, bei Ebbe nur 15 Fuss; der Tiefgang des Panzerschiffs König Wilhelm ist 26 Fuss. Noch halten Erddeiche im Vorhafen und im Canale das Wasser zurück; die Erd- und Mauerarbeiten werden voraussichtlich bis 1870 vollendet sein, da diese nur noch am Canal und Haupthafen nicht fertig sind, und im künftigen Jahre kann also dieses riesige Werk, an dem dann mehr als zwölf Jahre lang gearbeitet worden ist, seiner Bestimmung übergeben werden.

Das Pensionsgesetz in Darmstadt.

Die heikelste Angelegenheit, welche seit Einführung der Militär-Convention die frühere und jetzige Kammer beschäftigte — das Militär-Pensionsgesetz — ist endlich erledigt. Die wesentliche Bestimmungen dieses erschienenen Gesetzes lauten: Officieren und Militärbeamten bleibt der seitherige Anspruch auf Pensionirung und Pensionsgrösse derart garantirt, dass 1) ihr Recht auf Pensionirung nur dann nach den im Art. 1 erwähnten preussischen Bestimmungen beurtheilt werden darf, wenn letztere ihnen günstiger sind als die nach Art. 4 mit dem Tage der Publication dieses Gesetzes ausser Kraft tretenden hessischen Bestimmungen, — und dass 2) die ihnen zu bewilligende Pension nicht unter dem Betrag bleiben darf, welcher ihnen unter Einweisung der verordnungsmässigen Naturalien-Vergütung zu 75, 50 und 15 Procent gebührt haben würde, wenn ihre Pensionirung am Tage der Publication dieses Gesetzes erfolgt wäre. Haben sie am Tage ihrer wirklich erfolgenden Pensionirung nach den im Art. 1 erwähnten preussischen Bestimmungen Anspruch auf höhere als die ihnen nach Vorstehendem garantirte Pension, so findet diese günstigere Bestimmung auf sie Anwendung. Gleichzeitig mit dem Inkrafttreten dieses Pensionsgesetzes treten dann auch die preussischen Gagen ein.

Feldübungen in Hessen.

Gegenwärtig finden in der grossherzoglich hessischen Armee grössere Exercirübungen Statt, welche das Vorspiel für ein in der Gegend von Vilbel und Bergen im August Statt findendes Herbstmanöver bilden. Dieses Manöver soll von einem combinirten Corps königlich preussischer und grossherzoglich hessischer Truppen ausgeführt und wird mit einer Nachahmung der Schlacht von Bergen beschlossen werden.

Mittheilungen

aus der Abtheilung für Kriegswissenschaften des k. k. Militär-Casino's zu Wien.

Die Russen in Centralasien.

(Schluss.)

Die Rivalität Russlands und Englands in Asien.

Die Colonialpolitik. — Englands Stellung in Indien. — Englische Ansichten über das Vordringen der Russen. — Stimmung in Indien. — Der Hazâra-Feldzug. — Die englische Presse und die Manchester Politik. — Die Gegner der Manchester-Politik. — Militärische Würdigung der Stellung Englands und Russlands in Asien. — Vámbéry's Ansichten. — Russlands Absichten. — Die mögliche Lösung der orientalischen Frage in Asien. — Das Streben nach der Handels-Hegemonie in Asien. — Die Handelsverhältnisse in Turân. — Handelspolitische Combinationen. — Schlusswort.

Ehe wir daran gehen, die sich immer mehr in den Vordergrund drängende Frage der Rivalität Russlands und Englands in Asien — beiden Parteien gleich fern stehend, ohne Vorliebe für die Einen, ohne Abneigung gegen die Andern, am Getriebe politischen Staatslebens selbst unbetheiligt — in ihren möglichen Resultaten zu beleuchten, dünkt es uns von hoher Wichtigkeit, in einigen Worten die Stellung Englands in Indien klar zu machen.

In dem Lichte, worin die heutige wissenschaftliche Erkenntniss die geschichtlichen Vorgänge betrachtet, hat die Bewunderung der einst so hochgepriesenen Colonialpolitik längst einer nüchternen Auffassung weichen müssen. Schon die Thatsache allein, dass beispielsweise 1849 die Ausfuhr Englands nach dem zum unabhängigen Staate herangewachsenen Yankeelande im Vergleiche zur Bevölkerung beinahe zwölfmal bedeutender war, als die nach seinen ostindischen Besitzungen [1]), dürfte genügen, um den geringen Nutzen auswärtiger Colonien schlagend darzuthun, wenn auch nicht zahlreiche anderweitige Beispiele der Geschichte hinzukämen, um diese Behauptung zu unterstützen. Wir wissen überdies aus Erfahrung, dass jede Colonie, fühlt sie sich einmal stark genug, sich vom Mutterlande emancipirt und unabhängig erklärt. Die englischen Colonien in Australien, Neuseeland und Canada sind auf dem besten Wege hiezu, und wir zweifeln keinen Augenblick daran, dass ihnen Ostindien seinerzeit nachfolgen wird.

Wir bewundern also keineswegs die englische Colonialpolitik, am aller-

[1]) Max Wirth. Grundzüge der National-Ökonomie. Köln. 1861. 8. I. Bd. S. 85.

wenigsten in Ostindien. Wir schweigen von den Gräueln und der Barbarei, mit der englische Squatters und Ansiedler, Kaufleute und selbst Missionäre die eingebornen Völkerschaften zu vertilgen verstehen, während daheim die Londoner City-Philosophen die hohlen Phrasen von Humanität und Freiheit im Munde führen, um unter dem Schutze dieses Deckmantels irreleitend, mitunter auch selbst irregeleitet, eben der Humanität und der Freiheit wahre Faustschläge in's Antlitz zu versetzen. Wir schweigen davon, weil wir nicht zu jenen modernen Heulern gehören, welche über den Untergang eines wilden Volksstammes entsetzt die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, über jedes Tröpfchen vergossenen Menschenblutes herbe Thränen weinen und aus der Geschichte noch nicht die auf jeder Seite hervorspringende Lehre gezogen haben, dass die Entwicklung der Menschheit und der einzelnen Nationen nicht nach ethischen Grundsätzen fortschreitet, dass die höchsten idealen Güter stets den materiellen Vortheilen weichen müssen, dass Humanität, Freiheit, Recht, Edelmuth und so viel Anderes leere Worte sind und rücksichtslos bei Seite gesetzt werden, wo es sich um die eigene Existenz handelt. Auch in Ostindien mussten ähnliche Vorgänge von den Engländern beobachtet werden, wollten sie Herren des Landes bleiben; dies unterliegt keinem Zweifel; aber der Sipoys-Aufstand von 1857, in Betreff dessen, was auch Unkundige und Böswillige sagen mögen, die russische Regierung frei von aller Zettelei war [1]), deckte all die übrigen Mängel der indobritischen Wirthschaft schonungslos auf, und was seither geschehen, hat die Situation nur unwesentlich gebessert. Es ist Thatsache, dass Englands Herrschaft in Indien sein verwundbarster Fleck ist. Dem als Colonisator so hochgepriesenen Briten steht heute, also nach mehr denn hundert Jahren, die indische Bevölkerung gerade noch so fremd und feindlich gegenüber, wie zu Clive's und Hasting's Zeit. [2]) Die abgedroschene Metapher von der umgekehrten Pyramide, hat man treffend auf das britische Reich im Orient angewandt. Es wurde durch das Schwert aufgebaut, und mehr noch, es wird durch das Schwert regiert. Was heute die englische Herrschaft in Indien aufrecht erhält, sind nicht der Nizam von Hyderabâd, der Radscha von Travancore und Andere, deren Interessen mit jenen Englands verflochten sind; es ist auch nicht die Loyalität, weder der muhammedanischen, noch der buddhistisch-brahmanischen Völkerschaften des Landes, es sind auch nicht die 115.000 eingebornen Söldlinge, welche England noch immer unter den Waffen hält, so viel als möglich aber über das weite Reich zerstreut, es sind einzig und allein die 70.000 Mann europäischer Kerntruppen, welche die Sipoys in Respect halten und an den wichtigsten, strategischen Punkten concentrirt stehen. Was in Hinsicht auf Verkehrsmittel, auf Eisenbahnen und Telegraphen geschehen ist, so haben die seit wenig Jahren eingetretenen Fortschritte die militärische Stellung der

---

[1]) Carl Neumann. Die Empörung im angloindischen Reiche und deren Folgen. (Unsere Zeit. 1861. S. 87.)

[2]) Die Russen in Centralasien. („Neues Fremdenblatt" vom 2. Februar 1869.)

Briten bedeutend gesichert. Mehr ist nicht geschehen, und ihre Macht über Indien ist heute so wie ehedem blos die Macht des Schwertes [1].

Nach diesen Auseinandersetzungen wird es leicht begreiflich, wenn wir an eine lange Dauer der englischen Herrschaft in Ostindien nicht glauben. Allein in England ist man anderer Meinung; dort hält man den Verlust Ostindien's, ja eine blosse Gefährdung dieses Besitzthums, für den allgemeinen Ruin der Monarchie; man wagt an ein einst mögliches, nach unserem Dafürhalten aber nothwendiges Aufgeben dieser Colonie gar nicht zu denken und ist ängstlich und gespannt auf jeden Bericht, den das Packetboot von den Ufern des Hugly bringt. „Ostindien um jeden Preis" ist die Devise des alternden Albion. Dass dereinst der Handel Englands mit einem oder mehreren unabhängigen Ostindischen Reichen einen ungeahnten Aufschwung nehmen werde, gibt man sich den Anschein, jetzt noch nicht zu begreifen. Es ist nur zu wünschen, dass diese Erkenntniss sich in England zur rechten Zeit Bahn breche, damit nicht durch Festhalten an einer nutzlosen Politik die durch ihr Nichtinterventionsprincip schon ohnedies an Macht und Ansehen stark gesunkene Nation an sich selbst einen politischen Selbstmord begehe, mit welchem übrigens, wie die Geschichte zeigt, noch beinahe alle hervorragenden Völker ihre staatliche Existenz beschlossen haben.

Da nun aber einmal jedes britische Herz an dem Besitze Ostindien's hängt, diesen als eine conditio sine qua non für die Grösse seines Heimatslandes betrachtet, und der Verlust dieser Colonie heutigen Tages auch ganz unläugbar ein höchst empfindlicher wäre, so lässt sich ermessen, von welch' hoher Wichtigkeit für England das langsame aber stetige Fortschreiten der Russen in Asien sein muss, der einzigen Macht, deren militärische Kraft, der englischen ebenbürtig oder überlegen, die britische Herrschaft zu erschüttern, ja zu vernichten im Stande wäre.

Die Engländer hatten aus dem unseligen Feldzuge in Afghânistân, 1842 — einem Ereigniss, das ihnen noch immer lebhaft in der Erinnerung steht — die Lehre gezogen, sich künftighin nicht mehr in die centralasiatischen Angelegenheiten einzumischen. Sie hatten dies zum Princip erhoben und waren dabei in die Irre gegangen, wie allemal, wenn man im Völker- und Staatsleben nach Principien handeln will. Die Erfolge indess, welche die russischen Truppen in Chokan und im Quellgebiete des alten Jaxartes errangen, blieben auch in Ostindien und England nicht unbemerkt. Der Gedanke tauchte stets wieder auf, dass der immerhin noch weite Raum, der Engländer und Russen in Asien noch von einander trennt, mehr und mehr sich verkleinere, und dass den mancherlei diplomatischen Begegnungen auf demselben endlich auch ein militärischer Zusammenstoss folgen werde. Mit dem Überschreiten des Ssyr-Darjâ, an dessen Ufer ehemals Alexandreschata den nördlichsten Punkt des Alexanderzuges bezeichnete, haben die Russen von Norden her das Gebiet erreicht,

---

[1]) Die Basis der britischen Herrschaft in Indien. (Beilage der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" vom 11. October 1867.)

bis wohin der grosse Makedonier einst vorgedrungen war. Der Weg von dort nach Indien war zwar noch ganz respectabel weit und durchaus nicht frei von allerlei Hindernissen; die Russen denken jetzt auch sicher noch nicht daran, eines schönen Tages die britische Grenzmacht in Pischawer zu alarmiren, aber seitdem sind sie den englischen Gebieten um ein Ansehnliches näher gerückt; kurz, Russland und England bekommen immer mehr „Fühlung“ im Orient, und deshalb kann man sich in London einer gewissen Besorgniss nicht erwehren, wenn man von dem allmäligen, aber sicheren Vordringen der Russen östlich vom Aralsee hört. Ein grosser Theil des englischen Volkes aber — mochte nun entweder die Überzeugung walten, dass England die Russen in ihrem Fortschreiten zu hindern unvermögend sei, oder unterschätzte man die Zähigkeit des St. Petersburger Cabinets — gab sich einer ungetrübten Ruhe hin, woraus es kaum die ersten Siegesnachrichten der Russen aufzuscheuchen vermochten. Nachdem aber die ersten Schreckschüsse vorüber, bildete sich in England jene Partei der Optimisten, welchen Vámbéry so scharf zu Leibe geht. Sie fassten die Sachlage ziemlich ruhig auf, liessen den Ereignissen ihren Lauf und irrten wohl nur darin, wenn sie sich ob des Wachsens und der immer näher rückenden Nachbarschaft ihres mächtigen Rivalen herzlich freuten. Sie hoben die Vortheile hervor, welche England unzweifelhaft aus der unmittelbaren Nachbarschaft mit einem geordneten Reiche erwachsen würden, und gaben sich wohl auch sanguinischen Hoffnungen über den Absatz britischer Waaren in den nunmehr russisch gewordenen Theilen Asiens hin. Die Riesenkette des Himálaya, Karakorum und Hindukusch mochte überdies als ein für den Schutz Britisch-Indiens genügendes Bollwerk angesehen werden. Diese Ansichten waren es auch, welche die Regierung sowohl in London, als in Calcutta vertrat, und welche erst in allerjüngster Zeit die ausserordentlichen Erfolge einer Handvoll russischer Krieger zu ändern vermochten.

Nach Aussen nicht mehr so apathisch wie bisher, entschloss sich England, bei weiterem Vordringen der Russen auf Kabûl den Afghânen beizuspringen, für diese Eventualität ihre Grenzposition zu verstärken und zu diesem Zwecke im Augenblick der Gefahr weder Geld noch Truppen zu scheuen. Nicht umsonst besichtigte General Sir William Mansfield Anfangs 1868 die Grenze so genau; die Bahnlinie Lahore-Pischawer sollte als strategische Nothwendigkeit in Angriff genommen werden, so wie die Verbindungsbahn zwischen Kotri und Multan im Industhale; endlich beschäftigte man sich eingehend mit der Frage des ganzen Vertheidigungssystems, den Forts, Magazinen, Depôts, Arsenalen und mit allem sonstigen Zubehör. Die Zahl der Armstrong-Batterien in Indien sollte ebenfalls vermehrt werden.

Nicht nur die militärischen und administrativen Kreise indess, sondern auch das europäische Publicum in Indien verlangte ein Überschreiten der nordwestlichen Grenze, um den Russen halbwegs entgegen zu gehen und in Afghânistân Position für den Entscheidungskampf zu nehmen. Dass sich Indien am besten in Afghânistân und mit Hilfe der Afghânen vertheidigen lasse,

eine Thatsache, welche wir aus verschiedenen Gründen zu bezweifeln uns gestatten, erkannte auch die Times an, obgleich sie vor Überstürzung warnte und den weiteren Verlauf der Dinge ruhig abzuwarten empfahl. Die Soldaten und Beamten in Indien befanden sich aber in einer Stimmung, die dem ruhigen Abwarten durchaus nicht günstig war, und man kann sich leicht die Aufregung vorstellen, welche in Calcutta im Sommer 1868 die Nachricht hervorbrachte, es seien in den nordwestlichen Grenzbezirken Unruhen und Empörungen ausgebrochen, welche grössere Dimensionen anzunehmen drohten und die lebhaftesten Besorgnisse einflössten.

In den Hazâra-Hügeln [1]), einige 30 Meilen von Abbotabad, führt der Chan von Agror die Herrschaft. Um Ordnung und Sicherheit zu erhalten und dem Salzschmuggel Einhalt zu thun, errichteten die englischen Behörden hier eine Polizeistation, die dem Chan sehr unbequem war. Auf seine Veranlassung, wie es scheint, machte ein starkes Corps von Pathanen oder Afghânen, aus unabhängigen Tschigganzies bestehend, am 30. Juli Morgens einen Einfall über die Grenze, griff die englische Station an und plünderte sie, indessen der Chan, obwohl englischer Lehensmann, ruhig zuschaute. Die Polizeisoldaten, angeführt von einem jungen Schahzade, einem eingebornen Prinzen, wehrten sich mannhaft und räumten erst das Feld, nachdem sie ernstliche Verluste erlitten und auch eine Anzahl Feinde kampfunfähig gemacht. Da glücklicherweise der Districts-Commissär und jener von Pischawer bei der Hand waren, so gelang es, Truppen zusammen zu ziehen und den Posten wieder zu erobern. Der Chan wurde zur Verantwortung gezogen, und besonders die Thatsache, dass die Dorfbewohner mit den Feinden gemeinschaftliche Sache gemacht, erschien den Behörden so bedenklich, dass sie es für nöthig erachteten, ein ziemlich starkes Corps bei Abbotabad zusammenzuziehen. Vier eingeborne Sipoys, grösstentheils Gurkas aus Nepal, und zwei europäische Infanterie-Regimenter, mehrere Schwadronen Cavallerie und eine Gebirgsbatterie, unter dem Befehle des Generalmajors Wilde, bildeten die für einen abgelegenen Gebirgsposten sehr starke Expedition.. Da jedoch schon in den nächsten Tagen mehrere Stämme, besonders der Grenzstamm der Rawul-Pindìs, gegen die Engländer aufstanden, so fanden diese zum ersten Male Gelegenheit, ihre Sniderbüchse zu probiren, deren Wirkung, wie der englische Bericht sich lakonisch ausdrückt, ganz „beruhigend“ war. Bald stellte sich heraus, dass man auf einen schwierigen Feldzug, der 4—5 Monate in Anspruch nehmen dürfte, zu rechnen habe, und das Expeditions-Corps ward demgemäss auf 20.000 Mann, d. i. auf eine Stärke gebracht, die dem in Abyssinien verwendeten Corps nicht viel nachgab. Die Obersten Bright und Vaughan wurden mit dem Range von Brigade-Generalen dem Commandirenden Wilde untergeordnet. Die einzelnen Truppentheile mussten in Gewaltmärschen dem Schauplatze der Ereignisse

[1]) *Hazâra*, *Huzâra* oder *Hasâreh* — von dem persischen Worte hezar, d. h. 1000 — ist eine kleine, ursprünglich afghânische Gebirgsprovinz östlich von Pischawer und Attock.

zueilen; das 2. Infanterie-Regiment z. B., aus dem Pendschâb, legte 37 englische Meilen in 16½ Stunden zurück. Kurz nach dem ersten Zusammenstoss am 30. Juli 1868, bei einer Recognoscirung, kamen die in der Nähe von Agror stationirten Officiere und Beamten zur Überzeugung, dass das ganze diesseits der englischen Grenze gelegene Thal von Agror im Aufstande begriffen sei. Nicht am wenigsten bedenklich dabei erschien die Thatsache, dass sofort neue Truppen nachzurücken hatten und die im Pischawer Thale liegenden nicht vorwärts beordert wurden, da die eingebornen Truppen aus jener Gegend, namentlich die Recruten aus Agror und Swat (Suwat), zu desertiren begannen, dass ferner Mancherlei auf einen vorher erwogenen und wohl organisirten Anschlag deutete und die Aufständischen wacker Stand hielten [1]). Sie gaben vor, den Akhund (Oberpriester) von Swat und den unter britischer Oberherrschaft stehenden Maharadscha von Kaschmir auf ihrer Seite zu haben und unter der Oberanführung des Firosi Schah (Sohn des weiland Ex-Moguls von Delhi) zu stehen, der vor drei Jahren in Arabien gestorben sein solle. Dass Kaschmir den Aufstand unterstützte, war wohl nicht wahr, denn der Maharadschah entsendete sogleich, im Einklange mit einer Verfügung der Regierung im Pendschâb, 4 Regimenter nebst entsprechender Artillerie nach dem Schauplatz der Ereignisse.

Der Vortrab des zur Unterdrückung der Unruhen im Hazâra-Lande bestimmten Armee-Corps traf am 12. August daselbst ein, und der Feind wurde sofort mit beträchtlichem Verluste aus dem Agror-Thale geworfen; nach mehreren Scharmützeln ward die Ruhe als wieder hergestellt gemeldet, welche Nachricht in England lebhafte Freude hervorrief; leider galt sie nur für das Agror-Thal, daher man die Sache an Ort und Stelle ganz anders auffasste. Die Truppen-Zusammenziehungen sollten für alle Fälle fortgesetzt werden, und die Localbehörden erklärten die Anwesenheit einer Streitmacht von 20.000 Mann als unbedingt nothwendig, eine Forderung, mit welcher der Oberbefehlshaber nach der den Thatbestand darlegenden Begründung vollkommen einverstanden war. In der That musste man sich auf noch weiteren heftigen Widerstand gefasst machen. Der Akhund von Swat reizte die benachbarten Afghânen auf, und die britischen Truppen sollten demnach zwischen 10. und 15. September weiter vorrücken. Der Feind hingegen beschäftigte sich mit der Befestigung des Passes in das Terrek-Thal (am Ausgange des Agror-Thales. Am 28. September ward demnach das britische Hauptquartier nach Oghî (Oghee) vorgerückt. Der Akhund von Swat fand es für gut, auf englische Seite zu treten, und die meisten Hazâradschis und unabhängigen Swatîs unterwarfen sich, während der Abenteurer Firosi Schah mit kleinem Gefolge sich nach Kabûl und Bochâra wandte. Am 5. September, nach einem leichten,

---

[1]) Schon fünf Jahre vorher brach in derselben Gegend eine Empörung, der Sitana-Feldzug, aus, der viel Blut forderte und eine Truppenmacht von 5000 Mann nöthig machte, um der Aufständischen, besonders der fanatischen Wahabîs, die den ganzen Krieg eigentlich veranlasst hatten, Herr zu werden. Leider gestattete die ostindische Regierung den Wahabîs wieder, sich um den Mahaban oder schwarzen Berg niederzulassen.

erfolgreichen Gefechte mit den Aufständischen, besetzten die Engländer die höchsten Spitzen der schwarzen Berge; der Feind machte sich aus dem Staube, und der Widerstand nahm allem Anscheine nach ab, während einzelne Kriegführende bereits um Friedensbedingungen nachsuchten. In der That wurden mit den Stämmen der Hussunzyes, Ahazaies und Chiggurzaies, so wie mit den Feinden im Purraree-Districte Friedensverträge abgeschlossen, und die Expeditionstruppen hatten nur mehr gegen die unabhängigen Swatees zu operiren.

Nach einer Bombayer Post vom 17. October betrachtete man die Unruhen an der afghanischen Grenze als nahezu beendigt und erwartete die baldige Rückkehr des dahin entsandten Armee-Corps. Telegramme aus Bombay vom 9. Januar 1869 meldeten endlich die definitive Abberufung des Restes der englischen Expedition [1]).

So geringfügig auch an und für sich die ganze Hazâra Angelegenheit war, so ist es doch nothwendig, will man anders die Stellung Englands in Indien recht verstehen, bei den Ideen länger zu verweilen, welche bei diesem Anlasse in vernehmlicher Weise laut wurden.

Während nämlich in Indien die weitaus grössere Mehrzahl für ein energisches Vorrücken in Afghânistân sich aussprach, war dies nicht der Fall in England, wo man am Nichtinterventionsprincipe fest hielt. Wir haben schon früher einmal Gelegenheit gefunden, uns über die Vor- und Nachtheile der von Richard Cobden inaugurirten Manchester-Politik auszusprechen und nachzuweisen, wie dieselbe seit ihrer Anwendung, das ist seit dem Krimkriege, weit entfernt dem Lande von besonderem Nutzen zu sein, den Nationalwohlstand Englands nicht nur nicht gefördert, sondern vielmehr vermindert habe, während gleichzeitig das politische Ansehen Grossbritanniens nahezu auf den Gefrierpunkt herabsank. Das Nichtinterventionsprincip hat unbestreitbare Vorzüge, es erspart manche Million, ist scheinbar liberal und vor allem ungemein bequem; es entspricht daher ganz den Idealen des reichen, englischen Spiessbürgers, der in seiner behaglichen Ruhe durch Gedanken an das „Was dann?“ nicht gestört sein will. Wer sich der Stimmung in England, der Opposition der Journale erinnert, als es sich darum handelte, die für die abyssinische Expedition nöthigen Gelder zu bewilligen, wird die Richtigkeit dieser Behauptung zugeben. Sie wird auch nicht etwa dadurch entkräftet, dass nach errungenem Erfolge Alle, auch Jene, die früher die heftigste Opposition gemacht, die Weisheit der Regierung priesen und stolz auf die Lorbeeren blickten, die Alt-England im fernen Afrika gepflückt. Dem Cabinete von St. James aber ist die Befolgung der Manchester-Politik kaum zum Vorwurfe zu machen; mochten auch die englischen Staatsmänner sich durch den gleissenden, trügerischen Schein des Principes nicht irre leiten lassen;

---

[1]) Dem „Globe“ zufolge haben die vom Hazâra-District zurückkehrenden Truppen plötzlich Ordre erhalten, Halt zu machen, und zwar soll dies in Folge von Berichten geschehen sein, die der indischen Regierung aus den Grenzbezirken zukamen.

mochten sie die schönen, volltönenden Phrasen, womit besonders liberal sein wollende Volksmänner ihre Ideen der wenig denkenden, ungebildeten Masse mundgerecht zu machen pflegen, in ihrer Hohlheit durchschauen; mochten sie noch so sehr einsehen, dass die Zukunft des Landes darunter leiden werde, dass die Geschichte überhaupt von Principien Nichts wissen will, dass man mit solchen nicht regieren könne, da jeder Satz nur für eine gewisse Zeit und gewissen Verhältnissen gegenüber Geltung behält, schon dadurch aber den Charakter eines unwandelbaren Principes verliert, — mochte ihnen dies Alles noch so klar sein, welche andere Aufgabe konnten denn diese Staatsmänner haben, fragen wir, als die Majorität des Volkswillens zum unverfälschten Ausdrucke zu bringen? In einem Lande, wo der Volkswille so massgebend sich kundgeben kann und auch thatsächlich kundgibt, wie in England, dünkt es uns die höchste Unbilligkeit, das Cabinet allein für die Fehler der Regierung verantwortlich zu machen. Das Volk will keine Bevormundung, fühlt sich kräftig genug, selbst die leitenden Ideen anzugeben, wonach die Staatsgeschäfte zu lenken sind, da hat dann das Cabinet seine Schuldigkeit gethan, wenn es, unbekümmert um die Folgen, sich zum blossen Executiv-Werkzeuge des Volkswillens macht.

Auch der Vicekönig von Indien, Sir John Lawrence, befolgte in Bezug auf auswärtige Angelegenheiten eine friedliche und, wie Daily News sagt, weise Politik, d. h. er erhielt das Nichtinterventionsprincip in vollem Masse aufrecht. Ja, man sagte, so lange Sir John General-Gouverneur von Indien sei, werde zuverlässig kein Versuch zu weiteren Annexirungen gemacht werden. Das war an und für sich zu viel behauptet, denn so entschieden Sir John auch jeder, durch blosse Eroberungslust herbeigeführten Annexion entgegen war, kann doch Niemand behaupten, dass er die Nichteinmischungstheorie als unabänderliches politisches Princip auf indische Verhältnisse angewendet wissen wollte. Das hiesse ihm geradezu jeden politischen Verstand absprechen. Zur Zeit als der Hazâra-Aufstand ausbrach, stand indessen Sir John Lawrence mit Einem Fusse schon in Europa, denn seine fünfjährige Regierungszeit ging zu Ende, und es ward ihm in dem Earl of Mayo ein Nachfolger bestellt, — eine Wahl, die indessen ziemlich unpassend erscheint, da die gesammte Presse Englands und Indien's dem edlen irischen Lord die Befähigung zu dem Amte, das wahrlich keine Sinecure ist, gänzlich absprechen. Als demnach die Nachricht von den Ereignissen im Hazâra-Lande eintraf, und man von dem bedeutenden Truppen-Corps hörte, das mit einer für Indien ganz ungewöhnlichen Schnelligkeit concentrirt worden, ward manchem Manchestermann unbehaglich zu Muthe bei dem Gedanken, dass die bisherige friedliche Politik der „masterly inactivity“ Sir John's ihre beste Zeit hinter sich habe, und man in Indien wieder einmal damit umgehe, grosse Annexionspolitik zu treiben, wozu Russlands Erfolge in Centralasien willkommenen Vorwand boten. Daily News, welche, in Indien mehr noch als in Europa, die Politik der Nichteinmischung als die Quintessenz aller Regierungsweisheit jederzeit empfohlen hatten, fürchteten, dass ein grösserer oder kleinerer Krieg in Afghânistân vor-

bereitet werde. Die grössere Wahrscheinlichkeit sei für einen grösseren, da der kleine Krieg schon in vollem Gange sei. Immer lauter ertöne von Indien der Ruf, dass es nothwendig sei, Afghânistân gegen das Vordringen der Russen zu schützen, und wenn man sehe, dass eine furchtbare (?) Armee in schnellster Zeit nach dem Norden abgesandt werde, um einen armseligen Aufstand zu unterdrücken, so sei der Verdacht wohl erlaubt, dass ihre Concentrirung noch aus anderen Absichten unternommen worden sei. Gar leicht liesse sich aus diesen Grenzoperationen ein casus belli gegen Afghânistân zurecht machen, denn bekanntlich fehle es nicht an einer grossen Partei, welche die Eroberung und Annectirung dieses Landes für eine bare Nothwendigkeit zum Schutze des englischen Reiches in Indien hielt. So ehrlich dieser Gedanke auch gedacht sein möge, sei er darum nicht minder ein irriger und verderblicher. Er widerstrebe den Ansichten der Liberalen in England, werde von einigen der grössten indischen Staatsmännern verdammt und würde — wenn verwirklicht — England in ungeheure Schwierigkeiten verwickeln, die schliesslich vielleicht, aber doch nicht ohne ungeheure Opfer an Gut und Blut, überwunden werden könnten.

Die Gegner der Manchester-Politik machten geltend, dass England an dieser Grenze seit 1849, wo die Sikhs und das Pendschâb annectirt wurden, also in 19 Jahren, bereits 22 kleine Kriege gehabt, und der Umstand, dass zum dreiundzwanzigsten eine so ungewöhnliche Truppenmacht aufgeboten werde, eine Frontveränderung im System der „kleinen Kriege“ zu bedeuten scheine. Alle bisherigen Kriege hatten nur geringen Erfolg; sie vermochten nicht die 800 englische Meilen lange Grenze wirksam zu decken, deren Vertheidigung eine Lebensfrage für England ist. Die nordwestliche Grenze des indobritischen Reiches (westlich vom Indus) wird von wilden Gebirgsgegenden gebildet, durch welche die afghânische Hochebene in die reiche indische Ebene ausläuft. Auf den Bergen wohnen afghânische Stämme, die nur dem Namen nach vom Mutterlande abhängig sind und von jeher die Plünderung der gesegneten Ebene als ihren Haupterwerbszweig betrachtet haben. Sie sind unverbesserliche, uncivilisirte, räuberische Nachbarn und Muhammedaner, welche die Tradition festhalten, dass ihre Vorfahren die Eroberer und Beherrscher Indiens gewesen. Sie werden ewig Feinde der Engländer bleiben. Der Fanatismus hatte daher leichtes Spiel unter ihnen, sowie überhaupt unter den Armen und Hungrigen. In ihrer Mitte wurzelt eine alte Verschwörung, um England aus Indien zu verdrängen, und schon vor zwölf Jahren lautete das Gutachten dreier erfahrener Commissäre des N.-W. dahin, dass ohne Unterwerfung der räuberischen Gebirgsstämme niemals eine feste Grenze des Pendschâb zu halten sein werde. Die Secte, welche sich die Wiederherstellung der muhammedanischen Herrschaft über Indien zum Ziele gesteckt hat, soll trotz aller „kleinen Kriege“ grosse Fortschritte gemacht haben und bedeutend genug sein, um England für eine Ausdehnung seiner Grenzen dieselbe Nöthigung zu gewähren, welche Russland für die Ausdehnung der seinigen beansprucht, denn früher oder später müssen die Engländer doch mit ihnen

in einen unversöhnlichen Kampf verwickelt werden, wie die vereinigten Staaten mit den Rothhäuten. Und die „Times“ meinte: Hinter diesen halbunabhängigen Bergstämmen stehen die eigentlichen Afghânen, und hinter diesen steht jetzt Russland. Es erscheint daher dringend geboten, die strategisch wichtigen Gebirgspässe sammt den unruhigen Gebirgsbewohnern zu annectiren und den „kleinen Kriegen“ mit einem Male ein Ende zu machen. England habe also mindestens eine ebenso gute Sache wie Russland; es ist gleichgiltig, welche Motive England dabei leiten, indem es sich anschickt, in Afghânistân Position zu nehmen, wie die indische Armee seit zwei Jahren unaufhörlich verlangt hat. Wenn es diese Position genommen, werden, so meint die „Times“, Russlands Fortschritte in Centralasien nicht so glatt verlaufen, wie bisher, denn die Kriegführung mit Subsidien und Intriguen verstehen die Engländer mindestens eben so gut als die Russen, und noch dazu haben sie in Indien eine concentrirtere Macht, eine grossartigere und civilisirtere Operationsbasis als Russland in seinen asiatischen Besitzungen. Der ministerielle „Morning Herald“, vom 10. October 1868, sagte auch ziemlich deutlich, dass es auf eine Besetzung afghânistânischer [1]) Gebietstheile abgesehen sei, indem er aussprach, es sei der Zeitpunkt gekommen, die wahren Grenzen des indischen Reiches bleibend in Besitz zu nehmen. Diese Sprache lässt an Deutlichkeit Nichts zu wünschen übrig, doch bemühte sich die „Times“, die Besorgnisse, die sie selbst nähren geholfen, zu beschwichtigen, indem sie die Hazâra-Affaire als ungefährlich schilderte und die Stärke des Expeditions-Corps mit nur 6500 Mann bezifferte; auch handle es sich nicht um einen Krieg gegen Afghânistân (was ohnehin Niemand behauptet hatte), welches von englischer Seite freundlichst unterstützt werden müsste, wenn es später einmal von Russland angegriffen würde. Die Einverleibung der bis an die afghânische Grenze reichenden Gebietstheile ward aber durch die Times mittelbar nur bestätigt. Sicher ist, dass Lord Napier of Magdala, der bei seiner jüngsten Anwesenheit in London über die Lage Indiens und die einzuschlagende Politik von der Regierung zu Rathe gezogen wurde, ein derartiges Vorschieben der Grenze sehr warm befürwortete; denn trotz der Gleichgiltigkeit, mit der die englischen Journale die Besetzung von Bochàra betrachteten oder zu betrachten affectirten, brachte doch dieses Ereigniss auf die specifisch politischen Kreise einen tiefen Eindruck hervor, und das indische Amt, unablässig von Indien aus auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht, fühlte sich darüber nachgerade unbehaglich. Was gefürchtet wird, ist nicht, dass die Russen Afghânistân erobern wollen, um die letzte Schranke zu zerstören, die sie noch von dem indobritischen Reiche trennt, wohl aber, dass die unruhigen Elemente in Indien aus der Nachbarschaft der Russen politisches Capital unter ihren Landsleuten machen und ihre alten, mit Waffengewalt zerstörten Pläne wieder aufnehmen dürften. Die jetzige Regierung möchte am liebsten von derartigen Besorgnissen gar keine Notiz nehmen und nach dem bequemen Prin-

[1]) Auch der „Standard“ gab dies zu; gleichwohl ist es nicht geschehen.

cipe der Nichtintervention die Dinge erst näher an sich heran kommen lassen. Doch sind die Vorstellungen aus Indien von allen Seiten so dringend geworden, dass sie nicht gut todtgeschwiegen werden können, und die Stimme Lord Napier's, der seit seiner Führung des abyssinischen Feldzuges der gefeiertste, angesehenste Mann in England ist, Indien genau kennt und schon zum dritten Male mit einem Dankesvotum des Parlamentes geehrt wurde, wird wohl schwer in die Wagschale gefallen sein und die englische Regierung von der Richtigkeit seiner Anschauungen um so mehr überzeugt haben, als er in Sir Stafford Northcote, dem damaligen Staats-Secretär für Indien, den Boden halb geebnet fand. Sicher gab Napier, gleich allen seinen Collegen, über die Lage Indiens, die dortige Stimmung und den eventuellen Einfluss der russischen Nachbarschaft auf die Eingebornen ein minder sorgenfreies Urtheil ab, als bisher von Seiten speciell europäischer Politiker geschah. Was man anlässlich der Hazâra-Unruhen that, deutet darauf hin, dass England mit der Manchester-Politik in Indien gebrochen hat, dass es beginnt Anstalten zu treffen, sowohl um einen äusseren Feind nöthigenfalls abzuwehren, als auch, was uns das Wichtigere dünkt, einem etwaigen Aufstande im eigenen Hause entschiedener begegnen zu können, als bei der letzten grossen Revolte 1857 möglich gewesen war.

England hat also die äussere Gefahr, falls eine solche überhaupt besteht, erkannt, und Herr Vámbéry darf nicht mehr klagen, dass dieselbe von den englischen Staatsmännern unterschätzt werde; ja dieselbe mochte wohl auch schon seit lange vorhergesehen worden sein, wenn man sich auch unthätig verhielt und wenig Lärmens davon machte. Jedenfalls war es ein Fehler, dass England die Dinge so weit gedeihen liess und durch die Gleichgiltigkeit und die Unkenntniss seiner Gewalthaber und Diplomaten den Russen gleichsam die Wege ebnete; allein wir bezweifeln sehr, dass es in der Macht der Engländer gestanden wäre, dem Gang der Ereignisse eine wesentlich andere Richtung zu geben, selbst dann nicht, wenn sie schon seit lange zur undankbaren und kostspieligen Aufgabe geschritten wären, die unabhängigen Afghânenstämme zu unterwerfen. Wäre dies vor einigen Jahren geschehen, und stehen die Russen nun in Samarkand und Bochâra, so hätte dies — sollte wirklich ein Zusammenstoss erfolgen — eine Beschleunigung der feindlichen Begegnung herbeigeführt, das heisst: beide Parteien wären also jetzt gegenseitig in Sicht, und der langgefürchtete Zusammenstoss müsste schon jetzt erfolgen. Dies hätte Britannien wohl kaum zu bedauern, wenn Afghânistân ihm eine bessere Grenze gäbe, als das Pendschâb, was sich jedoch nicht behaupten lässt. Wir meinen im Gegentheile, es sei für England besser, die Cheiber Pässe vor als hinter sich zu haben. Wenn — immer unter der Voraussetzung, dass die Russen es wirklich auf Indien abgesehen haben — diese in's Pendschâb wollen, müssen sie die schwierigen Gebirgspässe durchschreiten, und die Briten dürften hoffen, ihnen das Debouchiren unmöglich machen zu können. Stehen aber die Engländer in Afghânistân, und würden sie von einer russischen Heeresmacht geschlagen, so müssten sie durch jene, ihnen dann im

Rücken liegenden Pässe und hätten dann wohl eine dem Jahre 1842 ähnliche Katastrophe zu gewärtigen; setzen ihnen die Russen nach, so kommt kaum ein Mann nach Indien zurück; die erste Alternative ist also jedenfalls gefahrloser. Nach Vámbéry freilich wird sich Russland, sobald es mit den drei turkestanischen Chanaten fertig ist, mit den Afghânen verbinden, und dann liegt Indien vor ihm; die Hindernisse, wie der Hindukusch, seien in ihrem Werthe bedeutend überschätzt, denn an Pässen, wodurch Russland in das indische Wunderland dringen kann, ist kein Mangel. Strategisch aber kann darüber kein Zweifel sein, dass England am Indus stärker ist, als am Oxus, und ohne seiner Machtstellung zu schaden, kaum einen Schritt vorwärts gehen darf. Alles was militärischerseits geschehen kann, ist die Befestigung des Cheiberpasses und der anderen im Solimangebirge gelegenen Übergänge. So viel bis jetzt über die Geografie jener Gegenden bekannt ist, sind dies Positionen, die sich kaum umgehen lassen und eine russische Armee jedenfalls zwingen würden, den Stier bei den Hörnern zu packen. Seit dem Krimkriege, wie seit der grossen Meuterei der einheimischen Truppen in Indien, hat sich die politische Lage der britischen Besitzungen in Asien wesentlich verändert: der Schlüssel zu Indien liegt in London; jede ernstliche Bedrohung Indiens würde voraussichtlich zu einem europäischen Kriege führen, und Asiens Schicksal an der Newa, an der Donau, in der Krim entschieden. Andererseits ist das grosse englische Reich neu befestigt, seine Kriegstüchtigkeit ungleich stärker als zuvor organisirt; ausser dem starken Contingent an Sipoys bilden 70.000 Mann britischer Kerntruppen die heutige Armee in Indien. Vor Allem kommt dabei die Beschleunigung der Truppenbewegungen in Betracht. Raum und Zeit sprachen ehedem in Asien bei Krieg und Handel das grosse Wort; seit der Dampfperiode ändert sich das mit jedem Jahre mehr, und dürften die Engländer mit ihren Schienenwegen eher den Indus erreichen, als die Russen sich in Afghânistân aufgestellt und ihre Angriffs-Colonnen gebildet haben.

Wer indess darauf hinweisen will, dass das Schienennetz eben auf dem voraussichtlichen Kriegsschauplatze noch äusserst mangelhaft sei, dass ihrerseits die Russen gezeigt haben, wie die ungeheuersten Distanzen, auch ohne Eisenbahnen, in überraschend kurzer Frist überwunden werden können, kurz wer mit Einem Worte, trotz der oben angeführten Umstände, mit Vámbéry annimmt, was wir selbst in solchem Falle für sehr wahrscheinlich halten, dass England nicht im Stande sein werde, dem gewaltigen Stosse zu widerstehen, welchen Russland, durch zahllose mittelasiatische Hilfsvölker verstärkt, gegen das künstliche Gebäude des britischen Reiches dann zu führen vermag, der muss diese Möglichkeit auch dann einräumen, sei es, dass die Briten in dem für sie militärisch ungünstigeren Afghânistân stehen, sei es, dass sie versucht hätten, einen als Barrière dienenden, den englischen Interessen ergebenen afghânischen Grenzstaat zu gründen, der sich übrigens eben nicht schaffen lässt, weil die hiezu nöthigen Elemente fehlen, und der überdies die siegreichen Russen schwerlich aufhalten würde.

Dass also ein Angriff der Russen auf Britisch-Indien für den Bestand

dieses Reiches sehr gefahrbringend sein dürfte, wird wohl Niemand bestreiten, und Vámbéry übertreibt diese Gefahren nicht, falls es wirklich zum Zusammenstoss kommen sollte. Die russischen Staatsmänner indess, welche alle Eigenschaften, die bei den Höfen morgenländischer Despoten zum Erfolge führen müssen, und zwar in eben dem Masse besitzen, als die englischen meist von asiatischer Politik Nichts verstehen, wissen diesen Umstand ganz genau und sind sich ihrer Handlungen vollkommen bewusst. Ganz so wie England den Russen gegenüber, so hat auch Russland hundert Gründe, mit den Söhnen Albions in Frieden und Freundschaft zu leben, und eines directen Angriffes auf Indien hätten letztere sich wohl dann nur zu versehen, wenn anderweitige Complicationen hiezu einen genügenden Anlass geben. Denn eben so wenig als England seinen nordischen Gegner unterschätzt, thut dies die vorsichtige russische Diplomatie, welche Vámbéry mit Urquhart unter allen Umständen als der englischen überlegen ansieht, den Schwierigkeiten eines Indiazuges gegenüber, namentlich so lange Russland sich noch nicht auf einer breiteren Operationsbasis bewegen kann. Sämmtliche Landschaften vom Kaspi-See bis an den Beluttagh, ja wo möglich die wichtigen Gebiete des chinesischen Ost-Turkestâns, oder doch wenigstens Afghânistân müssen vollständig in russischem Besitze sein, ehe an eine Eroberung Indien's zu denken ist.

Wichtiger, für England bedenklicher und in seinen Wirkungen viel näher gerückt erscheint uns der Umstand, dass mit dem sich täglich mehr entfaltenden Einfluss der Russen in Asien jener der Briten abnimmt, und dergestalt England schon auf friedlichem Wege aus dem Sattel gehoben wird. Wie dem zu begegnen sei, wissen wir nicht, und auch Vámbéry sagt es uns nicht; über der möglichen Gefahr, welche die englische Machtstellung in Indien bedrohen kann, übersieht er fast jene, die schon jetzt den englischen Interessen empfindlichen Abbruch thut. Auch diese hätten die britischen Staatsmänner voraussehen und ihr begegnen sollen; doch wie? Es gab hiezu nur Ein Mittel: die Ausdehnung russischer Machtsphäre in Asien von allem Anfange her durch ein imperatives Veto hintanzuhalten. Hätte aber Grossbritannien etwa die materiellen Mittel an Geld und Leuten besessen, einem solchen Ausspruch Achtung zu verschaffen, d. h. durch die That Russland an der Ausdehnung seiner südöstlichen Grenzen zu hindern? Und wenn auch, — auf welchem Wege wäre dies geschehen? Wo hätten die Briten die Soldaten des Czaren hiezu aufsuchen müssen?

Vor Allem sind wir also Herrn Vámbéry die Erklärung schuldig, dass wir mit seinen Darlegungen, einige Punkte abgerechnet, vollkommen einverstanden sind, — vorausgesetzt, dass Russland beabsichtigt, England in seinen indischen Besitzungen anzugreifen. Eben diese Ansicht aber müssen wir bestreiten, so lange hiezu keine besseren Anhaltspunkte vorhanden sind als gegenwärtig, und Vámbéry selbst ist eigentlich den Beweis dafür schuldig geblieben, es wäre denn, man wollte jene dürftigen Gründe, worunter noch am wichtigsten der sein möchte, dass die orientalische Frage mit mehr Leich-

tigkeit jenseits des Hindukuh als am Bosporus gelöst werden kann, als genügend anerkennen, welche Vámbéry in wenigen Zeilen eines längeren Aufsatzes anführt [1]). Gewiss ist Russland Englands gefährlichster Rival in ganz Asien, und wir zweifeln auch keinen Augenblick daran, dass die Zukunft Russlands Herrschaft über Asien noch weithin erstrecken werde, eben so wie sie immer mehr den Untergang des englischen Colonialsystems herbeiführen muss. Allein die Staatsmänner an der Newa, welche von ihrer Geschicklichkeit schon mehr denn eine Probe geliefert, sehen dies sehr gut voraus und haben kein Interesse daran, den in ganz Asien vor sich gehenden Zersetzungsprocess noch mehr zu beschleunigen. Sie kennen gleichzeitig die Gefahren einer asiatischen Universalmonarchie zu genau, um nach gewaltsamer Gründung einer solchen zu streben, besonders dann, wenn der Verlauf der Dinge ohnedies solch' gefährlichem Ziele zusteuert. Sicherlich werden diese Gefahren für Russland eben durch jene Eigenschaft vermindert, welche Vámbéry ihm so sehr zum Vorwurfe macht; dadurch, dass Russland noch so ungemein asiatisch ist, besitzt es weit mehr, als die Engländer, die Befähigung, sich die unterworfenen Völkerschaften zu assimiliren; allein diese Assimilation kann doch nur bei jenen Völkern eintreten, mit welchen Russland jetzt schon in Berührung steht, als Mongolen, Tataren, Usbeken und Turkomanen, während es sehr fraglich ist, ob dieselbe sich auch auf geistig so hochstehende, mit einer eigenartigen Entwicklung und reichen Geschichte ausgestatteten Völkerschaften erstrecken würde, als da Chinesen und Hindu sind.

Hiemit soll durchaus nicht behauptet werden, dass dem Vordringen der Russen in Turkestân kein bestimmter, vom russischen Cabinete wohl erwogener Plan zu Grunde liege. Analysiren wir aber die Absichten, welche Russland bei seinem stetigen Vordringen in Asien hegen kann — und auf diesem weiten Plane sind die Hintergedanken der Politik nur schwer zu verbergen — so sind überhaupt nur drei Ziele denkbar, welchen das St. Petersburger Cabinet zusteuern kann. Unter diesen dünkt uns die Eroberung Indiens, wie sie Vámbéry als den Endzweck russischen Strebens darstellt, als das entfernteste, am wenigsten Nutzen bringende, daher, gerade herausgesagt, als das unwahrscheinlichste gegenüber den zwei andern, von denen Eines sehr möglich, das andere gewiss ist. Geben wir auch gerne zu, dass ein Indiazug, von den Ufern der Newa ausgehend — seit nahezu zwei Jahrhunderten geplant und rastlos gefördert — die Verwirklichung einer der kolossalsten Ideen der Weltgeschichte sein würde; immerhin bleiben, um die russische Politik in Asien zu motiviren, noch näher liegende, leichter zu realisirende Absichten, die wir nicht anstehen, als eben so grossartig und weitreichend zu bezeichnen, wobei gleichfalls ein Conflict, wenn auch anderer Art, mit England ziemlich unvermeidlich erscheint. Diese beiden Ziele sind:

---

[1]) Die Rivalität Russlands und Englands in Centralasien. (Unsere Zeit. 1867. II. Bd. S. 586.) Siehe auch die zwei Aufsätze, welche Vámbéry neuerdings in „Unsere Zeit," 1868, II. Bd. veröffentlicht hat.

die mögliche Lösung der orientalischen Frage und die sichere Handels-Hegemonie in Asien.

Wenn auch nicht nach Westen Russland sein Beruf zieht, wenn auch nach Asien Russlands cultur- und welthistorische Mission geht und darin besteht: eine lange Reihe durch orientalischen Despotismus entnervter und in Aberglauben versunkener Völker aus ihrer Verwilderung zu erheben und Cultur und Gesittung unter ihnen zu verbreiten, wenn auch Russland, sich dieser Mission bewusst, seine Politik darnach seit einigen Jahren eingerichtet hat, wird doch lange noch der Besitz des goldenen Horns ein Gegenstand eifrigen Strebens des russischen Cabinetes bleiben. Gegenüber den kaum zu bewältigenden Hindernissen, welche sich der Erreichung dieses Zieles auf europäischem Wege entgegenstellen, scheint der zwar längere, aber sichere asiatische Weg nicht ausserhalb der Combinationen der russischen Politik zu liegen. Ja die türkische Diplomatie weiss genau, dass, nachdem es misslungen, von der Donau aus nach dem Bosporus zu gelangen, der Plan aus langer Hand vorbereitet wurde, hinten herum in den Besitz Constantinopels zu kommen, nachdem man ganz Vorderasien aufgerollt hat und genau die Pfade gewandelt ist, welche die Osmanli einst verfolgten, um das oströmische Reich zu stürzen. Die türkische Diplomatie lebt jedoch des Trostes, dass, wenn einmal die Stunde der Entscheidung schlagen sollte, England ihr zur Seite stehen werde, weil hier mehr als jemals beider Völker Vortheile zusammentreffen [1]). Wir werden die Türkei glücklich preisen, wenn sie sich in dieser ihrer Erwartung seinerzeit nicht enttäuscht findet. Denn fürwahr, regt sich der zahm gewordene englische Leopard nicht mehr, wer möchte es den Russen wehren, wenn sie heute oder morgen die mittelasiatischen Chanate vollends vernichteten, und den Schah von Persien, der seit 1828 nur noch den Maikäfer am russischen Faden spielt, ganz beseitigten, in Afghânistân Ordnung zu stiften und dann die asiatische Türkei in russische Satrapien zu zerschlagen sich anschickten, was, nebenbei gesagt, für diese Landschaften kein so grosses Unglück wäre? Ein höchst geistvoller Aufsatz [2]), dessen genaues Studium nicht genug Jenen empfohlen werden kann, welche sich für die russisch-asiatische Frage interessiren, zeigt die strategischen Linien, welche Russland benützen muss, um einerseits an das mittelländische, andrerseits an das arabische Meer zu gelangen [3]). Vieles schon von dem, was in diesem Aufsatze vorausgesagt, ist seitdem von den eingetretenen Ereignissen bestätigt worden. Der Kaukasus ist völlig unterworfen, und erst kürzlich hat Russland eine neue, pas-

[1]) Die Russen in Samarkand. („Köln. Zeitung“ vom 21. Juni 1868.)

[2]) Die Euphratbahn. Von einem höheren k. k. Officier. („Österreichische Revue.“ 1865. II. Bd. S. 241—248.)

[3]) Diese Strassen sind: 1. Die Linie von Kars in's Euphratthal und nach Mesopotamien. 2. Von Eriwan, dem See von Wan entlang, in's Thal des Tigris nach Mossul, Mesopotamien und nach Vereinigung mit der ersteren nach Bagdad. 3. Von Täbris in das Thal der Kercha nach Schuster, und von hier vereinigt 4. mit der von Teheran über Ispahan nach Schuster führenden Strasse bis an den persischen Meerbusen.

sendere Eintheilung seiner transkaukasischen Gebiete vorgenommen [1]). Das kaspische Meer und der Aralsee sind heute russische Gewässer zu nennen; die kleine Insel Aschurade gegenüber der persischen Stadt Asterabâd ist eine russische Flottenstation, und der strategische Punkt Bochâra, von welchem Karawanenstrassen nach allen Richtungen auslaufen, ist so gut wie in den Händen der Russen.

Man könnte die Einwendung machen, dass, um auf asiatischem Wege Constantinopel zu erreichen, es für Russland viel kürzer sei, gleich von seinen transkaukasischen Gebieten den Einfall in das türkische Gebiet zu machen, dass es mit Einem Worte des riesigen Umweges um das kaspische Meer nicht bedürfe. Dem ist zu entgegnen, wie auch der oberwähnte Aufsatz ausführt, dass Russland sich nicht leicht gegen die asiatische Türkei wenden kann, bevor es durch vorgängige Wegnahme der persischen Provinz Azerbeidschân, Festsetzung am Südufer des kaspischen Meeres, nämlich im persischen Ghilân und Mazanderân, und Befestigung von Aschurade seine linke Flanke nicht gesichert und seine Operationsbasis nicht erweitert weiss. Hiedurch aber geräth Russland in Conflict mit Persien, welches es von Turân aus in bedenklicher Weise gefährdet. Durch die Besetzung der kaspischen Provinzen Persiens, so wie durch die nachfolgende, nicht gar schwierige Eroberung des noch nicht russisch gewordenen Theiles von Armenien drückt Russland mit seiner ganzen Macht auf die Gebiete des Euphrats und Tigris und auf ganz Persien, welches, wenn die russische Macht in Turân gebietet, zu einer blossen Dependenz der Statthalterschaft von Tiflis herabsinkt [2]). Sei es aber, dass Russland sich ganz Persiens bemächtigt, sei es, dass es diesen Staat seine Scheinexistenz weiterleben lassen will, immerhin ist Russland durch den Besitz von Turân Herr von ganz Centralasien und kann nach seinem Belieben die Perser den asiatischen Türken entgegenstellen. Jedenfalls, ist Russland auf eine oder die andere Weise erst Herr in Teherân, so fällt ihm ohne Mühe Klein-Asien und Syrien zu, zum mindestens drückt es, da solche Pläne eine lange Zeit zur Durchführung beanspruchen — indirect auf das türkische Asien, jenen Theil des osmanischen Reiches, welcher in dessen Entscheidungskämpfen die grossen, unerschütterlichen Heerhaufen seiner Glaubensstreiter stellt und vermöge der wuchtigen Masse seiner compact muhammedanischen Bevölkerung den centrifugalen Elementen der europäischen Türkei gegenüber das erhaltende Element bildet. Ein Festsetzen Russlands in Klein-Asien würde aber Constantinopel in directester Weise gefährden, so wie den mittelländischen Handel und den Suez-Canal unbedingt beherrschen.

Eine Schranke, sowohl vom militärischen, wie vom politischen Standpunkte wäre, nach der geistvollen Auffassung des gedachten Aufsatzes, in

---

[1]) Durch Ukas vom 21. December 1867 (neuen Styls,) veröffentlicht im „Journal de St. Petersbourg" vom 2. Januar 1868. (Siehe hierüber Petermann's Geogr. Mittheil. 1869. II. Hft. S. 57—59.)

[2]) Russland in Centralasien. („Neue Freie Presse" vom 5. September 1867.)

der Erbauung der Euphratbahn [1]) zu erblicken, welche den englischen Einfluss in Vorderasien steigern, jenen Russlands vermindern und den Engländern gestatten würde, sich dem Vordringen Russlands mit den Waffen in der Hand zu widersetzen. Dann würde aber nicht Indien, sondern das südliche Mesopotamien der Schauplatz des „unvermeidlichen Conflictes“ sein, der sich um den Besitz und Nichtbesitz jener gewaltigen Bahnlinie drehen würde.

So weit reichend diese Pläne, so gigantisch in ihrer Conception diese Absichten uns auch bedünken mögen, jedenfalls sind sie eher begreiflich als die Phantasmagorie vom Riesenkampfe zwischen England und dem nordischen Colosse um die Herrschaft Indiens, welcher, unserer Ansicht nach, so lange in's Gebiet der Träumereien gehört, als Russland nicht ein Eisenbahnnetz bis in das baktrische Hochgebirge vorgeschoben und die vorderhand von seinen Streitern noch nicht einmal betretenen Gebiete am oberen Flussgesprenge des Oxus sich assimilirt hat, endlich so lange als nicht näher liegende Ziele grösseren politischen und materiellen Nutzen versprechen, denn Indiens Zauberfluren. Dem russischen Ideenkreise liegt aber Constantinopel näher als Benares und Calcutta, und darum ist das Erstreben des ersteren Zieles wahrscheinlicher als das des zweiten. Gewiss, käme es dahin, es wäre eines der gewaltigsten Dinge geschehen, die man ersinnen könnte. Gleichwie der erste Napoleon bei seinem Feldzuge in Egypten und Syrien die Absicht hegte, die Türkei und Russland, somit ganz Europa im Rücken zu fassen und, von Osten kommend, seinen Siegeslauf in Paris zu beschliessen, so wäre das Titanenproject der Russen, über Samarkand, Bochâra, Persien und Klein-Asien an das goldene Horn vorzudringen, der grösste Umgehungsmarsch, den die Weltgeschichte kennt.

Während man indessen Alles Vorstehende in das Bereich des Möglichen versetzen muss, darf man das Streben Russlands nach der Handelshegemonie in Asien als etwas Positives, Sicheres, im Werden Begriffenes bezeichnen, schon deshalb, weil das unmittelbare materielle Interesse, welches Russland an der Entwicklung und Ansichziehung des asiatischen Handels besitzt, demselben seit jeher ein unverwandtes Augenmerk zuwenden liess. Vor nicht allzu langer Zeit sind einige Angaben bekannt geworden, die wohl geeignet sind, ein scharfes Licht auf die Pläne Russlands in jenen Gegenden fallen zu lassen. Im Jahre 1857 schrieb nämlich der russische General Chrulew, der eine militärisch-diplomatische Mission in der Buchârei auszuführen hatte, an den damaligen General-Gouverneur von Kaukasien, Fürsten Bariatinski, den Besieger Schamyl's, um Letzteren darauf hinzuweisen, dass Russland die Aufgabe habe, in Central-Asien das Testament Peters des Grossen eine Wahrheit werden zu lassen. Zu diesem Zwecke sei eine grosse „russisch-asiatische Handelsgesellschaft“ in's Leben zu rufen, welche das Privilegium

---

[1]) Siehe über dieselbe: „Julius Braun. Syrien und die Euphratbahn. („Süddeutsche Presse“ vom 28. Februar 1868 und ff.), dann: Mesopotamien und die Euphratbahn. „(Süddeutsche Presse“, Juni 1868.)

erhalten müsse, zum Schutze des Verkehrs und zur Ausdehnung ihrer Verbindungen zwei Reiter-Regimenter nebst den dazu gehörigen Kameelen und mehreren Batterien für eigene Rechnung anzuschaffen und zu unterhalten, wobei es ihr gestattet sein solle, die dazu benöthigten Officiere aus den Reihen der russischen Armee zu entnehmen, aus denen ihr die Auswahl freistünde. Ferner soll diese Compagnie am Ufer des Aralsees eine Reihe von Forts und befestigten Blockhäusern anlegen, so wie zum Schutze der Schifffahrt auf dem Aralsee mehrere Kanonenboote construiren dürfen. Um dem Ganzen aber, namentlich dem neidisch herüberblickenden Europa gegenüber, ein durchaus unverdächtiges Ansehen zu geben, solle die Handelsgesellschaft vorzugsweise Arbeiter, Ingenieure und Ärzte in ihre Dienste nehmen, damit es den Anschein habe, als handle es sich lediglich um Anlegung von Colonien und Centren für Handelsverbindungen. Dieser Plan in allen seinen Einzelheiten wurde denn auch, wie die Ereigniss lehren, in den folgenden vier Jahren ausgeführt und die asiatische Handelsgesellschaft durch den reichen russischen Grundeigenthümer Kokerew gegründet, der den französischen Emigranten Tournon zum Leiter des Unternehmens machte, unter dessen Schutze es der russischen Regierung gelang, die überraschendsten Fortschritte in Central-Asien zu machen.

Wenn wir auch die Authentizität dieses Documentes in Frage gestellt lassen wollen, so viel lässt sich jedenfalls schon heute absehen, dass wir es hier mit einem der tiefst angelegten politischen Plane zu thun haben, die in diesem Jahrhundert zur Ausführung gelangten.

Aber nicht nur diese weittragenden politischen Combinationen, sondern auch die schon jetzt im Lande obwaltenden Verhältnisse sind im Stande, Russland für die gebrachten Opfer zu entschädigen, ihm zur Ausdehnung seines bisherigen asiatischen Handels Turkestân als unbedingt erforderlich erscheinen zu lassen. Wir müssen hiezu einen Blick auf die Handelsverhältnisse Turan's selbst werfen.

Ackerbau und Viehzucht bilden die fast ausschliesslichen Erwerbszweige der Bevölkerung. Der reichliche Überschuss der gewonnenen Producte wird nach Russland und den benachbarten Chanaten abgesetzt und fällt den Händen anheim, welche sich nicht an der Landwirthschaft betheiligen. Der Mangel an Arbeitskraft und Capital erklärt die niedrige Stufe der Industrie. Die Bazare enthalten wenige und dazu miserable Erzeugnisse des eigenen Gewerbfleisses; Frauen- und Kinderhände beschäftigen sich mit der Reinigung der Baumwolle, dem Spinnen, dem Aufwickeln u. s. w.

Die Ssarten sind eifrige Handelsleute, eine Waare geht in der Regel durch mehrere Hände, bevor sie in die des Consumenten gelangt. Zwischen der mongolisch - tatarischen Nomaden-Bevölkerung und den ansässigen Ssarten findet ein für Letztere ungemein lucrativer Tauschhandel Statt. Dieser innere Handel setzt bedeutende Capitalien in Bewegung; leider ist es gegenwärtig

unmöglich, den Waarenumsatz Turkestâns,Tschemkends, Ssairams, Karnaks, Chodschânds und Taschkends auch nur annäherungsweise anzugeben [1]).

In diesem Turkestân nimmt die Stadt Bochâra für den Handelsverkehr eine noch wichtigere Stellung ein, als Kabûl für die Region im Süden des Paropanisus; es bildet den Knoten- und Centralpunkt des innerasiatisch-turânischen Verkehres, von welchem aus Karawanen, wie aus einem Brennpunkte, gleichsam als Radien nach China, Indien, Persien, Ssibirien und Europa auslaufen. So wird Bochâra zu einem grossen Markt- und Stapelplatze, auf welchem auch die Waaren europäischer Gewerbvölker mit einander in Wettbewerb treten, und wo englische Güter, die über Calcutta oder Curratschi und Kabûl kamen, in den Bazaren neben russischen, deutschen und französischen Erzeugnissen, welche aus Nischni-Nowgorod eingebracht wurden, zum Verkauf ausgestellt sind. Von Bochâra aus werden sie über einen grossen Theil Inner-Asiens verbreitet und gegen Landeserzeugnisse ausgetauscht. So entstand eine natürliche Zwischenniederlage für einen über ungemein weite Räume ausgedehnten Handel, der ganz und gar durch Karawanen vermittelt wird [2]).

Kaum von geringerer Wichtigkeit als Bochâra selbst ist die Stadt Taschkend, das eigentliche Handelscentrum Turkestâns, welche mit Chokand, Bochâra, Kundûz und Kaschgar einerseits, andererseits mit Persien, Afghânistân, Kaschmir und Indien in lebhaftem Verkehre steht und fast ausschliesslich lebt vom Handel: 1. Mit Russland und der Kirghisensteppe — dies ist sein Haupthandel; 2. durch den Transit aus Kuldscha und Tschugutschak nach Chokand und Bochâra. Dieser letztere insbesonders findet eine bedeutende Concurrenz in den Handelsstädten des südlichen Chokan, in Andedschân, Uscha und Margilân, und besonders im Handel mit Kaschgar. Alle bedeutenden Städte des südlichen Chokan, Namangan ausgenommen, liegen an Einem grossen Handelswege von Kaschgar nach Bôchâra und überhaupt nach dem westlichen Asien. Mit Russland und dem nordwestlichen China handeln sie nur durch Vermittlung Taschkends und nur theilweise Namangâns, welches, obgleich in geraderer Linie von Bochâra nach Kuldscha und Tschugutschak, an einem viel gefährlicheren und unzugänglicheren Wege für Karawanen liegt als Taschkend. Dieser südliche Theil Chokan's setzt seine eigenen Producte, wie Baumwolle, Seide, gewebte Stoffe, getrocknete Früchte u. s. w., hauptsächlich und vorzugsweise nach Russland ab, und dies fast allein durch Taschkender Kaufleute, in sehr geringem Masse durch Namangâner. Die Kaufleute aus Andedschân, Margilân und Chokand kommen fast gar nicht auf russisches Gebiet, um so mehr gehen sie nach Kaschgar, wo alle Chokanzen Andedschaner genannt werden, wie bei den Russen in der ssibirischen Steppe Taschkender. Für die Bevölkerung dieser Länder würde die Concurrenz der Russen mit den Taschkendern von Nutzen sein, da durch solchen

[1]) Petermann's Geogr. Mittheil. 1868. S. 381 nach P. J. Paschino.

[2]) Carl Andree. Geographie des Welthandels. I. S. 128.

Mitbewerb die Preise der von der Bevölkerung erzeugten Producte jedenfalls steigen müssten. Von welch' grosser Bedeutung für die Ausdehnung des russischen Handels demnach der Besitz Taschkends ist, bedarf kaum einer weiteren Darlegung. Einige Zahlen werden genügen. Russlands Handel mit Inner-Asien war lange verhältnissmässig gering. Während des Jahrzehnts 1857—1861 betrug derselbe, so weit er über die Orenburg'schen Zollämter ermittelt wurde: Ausfuhr etwa 1,500.000, Einfuhr 2,701.150 Rubel. In Bezug auf die übrigen Zollämter dürfte auf denselben die Einfuhr zwei Drittel der obigen Zahl nicht überschreiten. Seit 1861 ist — wohl auch in Folge des nordamerikanischen Krieges — der Verkehr rasch gewachsen. In Russland stellte sich starke Nachfrage nach mittelasiatischer Baumwolle ein, deren grösserer Bezug auch einen besseren Absatz russischer Fabrikate im Gefolge hatte. Im Jahre 1863 betrug die Ausfuhr russischer Waaren über die orenburgische und ssibirische Linie schon 4,904.925 Rubel, die Einfuhr 9,760.727 Rubel; im Jahre 1865 die Ausfuhr 6,574.170 und die Einfuhr 12,091.149 Rubel.

Was den Transit von und nach Kaschgar anbelangt, so ist es den Chokanzen gelungen, das Handelsmonopol mit Kaschgar zu erlangen, von dem die Bocharen, so wie Alle, die nicht chokanzische Kaufleute sind, ausgeschlossen bleiben. Ein Blick auf die Karte zeigt, dass bei der Richtung der Karawanenwege im mittleren Asien die südlichen Städte Chokans in Beziehung zum chinesischen Handel nur über Kaschgar mit Taschkend und Bochâra vortheilhaft concurriren können; aus diesem Grunde ist Kaschgar eine Lebensfrage für die Capitalisten des südlichen Chokan, viel weniger aber für Taschkend [1]. Doch auch diesen Umstand verstand Russland zu benützen, und sein mit dem Chan von Chokan abgeschlossener Handelsvertrag, wonach den russischen Kaufleuten und deren Karawanen ein freier und ungefährdeter Durchzug durch das chokanzische Territorium nach den mit Chokan benachbarten Besitzungen gestattet ist, ebenso wie die chokanzischen Kaufleute ungehindert und sicher durch russisches Gebiet ziehen können, bedeutet nichts Anderes, als dass er den Russen freien Verkehr nach Kaschgar und Yarkand eröffnet.

So wie also die Verhältnisse gegenwärtig schon liegen, müssen sie bei reiferem Nachdenken günstig genug erscheinen, um Russlands Auftreten in Asien schon aus handelspolitischen Rücksichten zu erklären. Sie würden jedoch nicht ausreichen, um Russland die Handels-Hegemonie in Asien zu sichern, nach der es strebt und streben muss; zu diesem Behufe wird Russland Pläne verfolgen müssen, die um so weniger hochfliegend genannt zu werden verdienen, als diese Macht schon unläugbar gewaltige Schritte zu deren Realisirung gemacht hat und auf dem besten Wege ist, das einmal Begonnene glücklich zu vollenden.

Turkestân ist noch heute ein Tummelplatz für die Nomaden, welche den friedlichen und betriebsamen Einwohnern der Städte und den Acker-

[1]) Globus. 1867. XII. Bd. S. 146—147 und „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. „Berlin. 1867. II. S. 85—87.

bauern des platten Landes ihr drückendes Joch aufzwingen. Durch dieses Land sind nicht blos Eroberer und mongolische Weltstürmer gezogen, sondern in allen Jahrhunderten auch Karawanen. Denn es ist eine Durchgangsregion zwischen dem mittlern und östlichen Asien einerseits und Europa andererseits; zwischen Kaukasus und Ural liegt das grosse Thor, die Eingangspforte für Völkerwanderungen, Kriegsheere und Karawanen [1]).

Dieses Land musste demnach schon deshalb für Russland von ganz besonderem Interesse sein, hätte der Besitz Ssibiriens auch nicht die Aufmerksamkeit auf den Werth des Nachbarlandes gelenkt. Mit Ssibirien aber unter Einer Herrschaft vereint, erhält Turkestân für Russland doppelten Werth, indem es Russland's Stellung in Asien befestigt und für die öden ssibirischen Tundren ein reiches Hinterland abgibt. Was Russland im Besitze Ssibirien's allein anstrebte und auch theilweise glücklich erreichte, das wird es nunmehr als Herr von Central-Asien auf leichtere Weise, in reicherem Masse geniessen. War trotz dem, theilweise wohl ungerechtfertigten Verrufe, in welchem Ssibirien lange gestanden und noch steht, es Russland gelungen, durch jene sonst wenig besuchte Region die grösste continentale Handelsstrasse nach China durch die Thore von Kiachta und Maïmatschin tief aus und nach dem Herzen des himmlischen Reiches zu leiten, so mochte wohl jetzt, wo die täglich an Wichtigkeit gewinnenden Amurländer bis in die Breite des Issi-Kul herabreichen und die russische Grenze um einige Tagemärsche Peking nähergerückt haben, der kühne Gedanke nicht ferne liegen, das Reich der Mitte von Westen her zu erschliessen und seinerzeit durch die jetzt noch nahezu unbekannten inneren Gebiete der südlichen Mongolei eine neue Verkehrsstrasse zu bahnen, welche von S. kommend zu den Ländern am Amur führen und dieselbe in directe Verbindung mit den Schätzen Inner-Asiens setzen würde. Die Vorgänge der Neuzeit in China lassen diese Annahme mehr denn wahrscheinlich, den kühnen Plan aber leichter denn je, seine Ausführung in näherer Zukunft, als vielleicht erwartet wird, practicabel erscheinen.

Die ungeheure Bewegung, welche durch die ganze ostasiatische Welt zieht, nicht weniger als 400 Millionen Menschen berührend, ist ein wahres Völkerbeben, wodurch Altes und Überkommenes aus den Angeln gehoben wird. Seit den letzten zwanzig Jahren ist in China Alles aus Rand und Band gerathen, selbst Tibet wurde unruhig und versucht sich dem chinesischen Sccpter zu entziehen. Die alte chinesische Politik, welche nebst den Seehäfen auch die Landesgrenzen versperrte, ist in Abgang gekommen; Russland hat klug die Verlegenheit seines Nachbars benutzt, um ausser dem Amur die Mandschurei bis nach Korea zu erwerben, die Chalchas-Mongolen unter seine Schutzherrlichkeit zu bringen und sich den Handel bis tief nach Inner-Asien hinein zu eröffnen. Von der Mandschurei und den nördlichen

---

[1]) Carl Andree. Geographie des Welthandels; mit historischen Erläuterungen. I. S. 128.

Gebieten drückt es auf China, regulirt den Einfluss der westeuropäischen Seestaaten und vermag ihrer politischen Machtentfaltung im Reiche der Mitte, dem „Indien der Zukunft“, diesem ungeheuren, von mehr als 300 Millionen Producenten und Consumenten bewohnten Marktgebiete, gewisse Schranken entgegenzustellen [1]. Fügen wir hinzu, dass Ost-Turkestân, nur in losem Zusammenhange mit dem eigentlichen China, gleichfalls sein Joch abzuschütteln trachtet, so sehen wir das tausendjährige Reich mit der Corruption und Versumpfung seines verrotteten Regierungssystems vor einer Alternative stehen, welche in jedem Falle den Weg zu dem oben entwickelten Plane ebnen muss; denn entweder erübrigt dem jungen Herrscher, welchem jetzt die Geschicke der ostasiatischen Völker anvertraut sind, Nichts, als, erfasst von dem gewaltigen Ideensturm unserer schienenumgürteten Zeit, den Weg der Reformen zu betreten und sein unermessliches, für den Welthandel so hochwichtiges Reich dem Völkerverkehre zu eröffnen, der europäischen Civilisation anheim zu geben — oder aber — und dies hat allen Anschein für sich — die Grundfesten China's wanken, die einzelnen Provinzen lösen sich ab, das Reich zerbröckelt, fällt stückweise dem weissen Czaren zu, und Russland, das schon jetzt mit seinem Riesenarme den Norden des chinesischen Gebietes umspannt, tritt dann die Erbschaft der Pekinger Machthaber an. In beiden Fällen rückt es seinem angedeuteten Ziele mit gigantischen Schritten näher. Man begreift nunmehr, von welch' hohem Interesse ihm der Besitz Turkestâns sein muss, des Bindegliedes zwischen der innerasiatischen und der europäischen Welt, ein Besitz, der nebst vielem anderen ihm den Vortheil gewährt, im richtigen Momente auf dem Kampfplatze auftreten zu können.

Die Stellung Russlands zu China bedingt sodann eine Einflussnahme, die gross genug bleibt, um ihm den Löwenantheil an der Ausbeutung jenes Marktes zu sichern und ihm die Wege an die Südsee offen zu halten, die, Jahrhunderte hindurch gleichsam todtgelegen, erst seit einem Menschenalter zum Leben erwacht ist, und deren Bedeutung sich zusehends so gewaltig steigert. Im Amur hat Russland schon eine „pacifische Ein- und Ausgangspforte“ gewonnen, durch welche jetzt schon überreiches Leben ein- und ausströmt, während gleichzeitig der Bau einer Weltbahn von Moskau über den goldreichen Ural nach der Mündung des weiland mandschurischen Stromes projectirt ist. Schon jetzt figurirt Russland überdies mit jährlichen $1\frac{1}{2}$ Millionen Francs unter den importirenden Mächten, als die erste nach der nordamerikanischen Republik auf dem noch sehr beschränkten Markte im Insel-

---

[1]) Russland in Centralasien. („Neue Freie Presse“ vom 5. September 1867.) Siehe hierüber auch folgende lesenswerthe Artikel: „Die ostasiatische Expedition und der Handel mit China.“ („Österreichischer Ökonomist“ 1869. Nr. 9.) „China und das europäische Consularwesen. („Österreichischer Ökonomist“ 1869. Nr. 12.) „Die österreichische Schifffahrt und der Handel mit Ostasien.“ („Österreichischer Ökonomist“ 1869. Nr. 14), die, von höchst kundiger Hand verfasst, zwar an die österreichische Expedition nach Ostasien anknüpfen, aber negativ den Beweis liefern, dass noch für sehr lange Zeit Russland die einzige Macht sei, welche in jenen Gebieten den Engländern und Amerikanern mit Erfolg concurriren könne.

reiche des Sonnenaufganges, dem hochentwickelten Japan [1]). Bedenken wir noch, dass der pacifische Orient einen grossen Theil des in der Welt cursirenden Silbers an sich zieht und von demselben nur äusserst wenig zurückgibt, wodurch er eingreifend auf unsere europäischen Valutaverhältnisse wirkt [2]), so lässt sich ermessen, welch' immenses Feld der Thätigkeit nach jeder Richtung einem Staate offen liegt, dessen äusserste Grenzen nur wenige Tagereisen von den ostasiatischen Verkehrscentren entfernt sind. Erwägen wir noch, dass die grosse Continentalbahn vollendet ist, welche die Neuenglandstaaten mit dem metallreichen Californien verbindet, dass 1866 eine directe Dampferlinie zwischen San Francisco und Hakodadi in Japan eingerichtet wurde, so erübrigt Russland, die Überlandsroute durch den asiatischen Welttheil zu eröffnen, um eine gewaltige Verkehrsstrasse herzustellen, welche in nahezu gerader Richtung unseren ganzen Planeten umkreist und im beträchtlichen Theile von Russland beherrscht würde. Ein solches Ziel ist wohl werth, dass man darnach strebe, und Russland weiss zu gut, dass gerade in jenen Ländern des fernen Ostens, an jenen Gestaden der Handel, also das immer mehr dominirende Element materiellen Wohlseins und Kraftbesitzes der ganzen civilisirten Welt, einer mächtigen Entfaltung entgegenschreitet. Nur wie durch schwanke Morgendämmerung schauen wir in das Land der kommenden Geschlechter. Fest aber steht und klar das Eine, dass die Südsee das Riesenblatt ist, auf dem die Geschichte der Zukunft verzeichnet werden wird.

Resumiren wir kurz das bisher Gesagte. Eben vier Jahre sind es her, seitdem Vámbéry, der Derwisch, ehedem vom Dämmerscheine muslimischer Heiligkeit umflossen, die Aufmerksamkeit Europa's und besonders Englands auf Russlands geräuschloses Vordringen in Transoxanien gelenkt hat [3]). Die Ereignisse haben ihm bisher Recht gegeben. War es auch, wie Vámbéry selbst gerne einräumt, eben so unschwer, den Sieg der Russen in Mittel-Asien zu profezeien, als beim Absturz einer Lawine vorherzusagen, dass sie einige im Wege stehende Felsblöcke mit fortreissen werde, so ist doch immerhin das Verdienst, dies überhaupt gesagt zu haben, namentlich dann kein ganz geringes, wenn andere, sonst hellblickende Köpfe sich solcher Einsicht hartnäckig verschlossen. Weiter aber vermögen wir ihm in seinen Voraussetzungen nicht zu folgen. Wir glauben die Frage im Vorstehenden von allen Seiten beleuchtet zu haben und gelangen zu folgenden, von denen Vámbéry's total verschiedenen Resultaten: Die russische Politik kann in Asien drei verschiedene Ziele verfolgen, welche indess keines das andere ausschliessen: das erste, die Eroberung Indiens, ist das allerunwahrscheinlichste; das zweite, der Versuch die

[1]) Andree. Geographie des Welthandels. I. S. 489 u. ff.

[2]) Hermann Bischof. Die Bedeutung der Südsee für die moderne Cultur-Entwicklung. („Internationale Revue." I. S. 852—865.)

[3]) Siehe das Schluss-Capitel: „The Rivalry of the Russians and English in Central Asia," in seinem Buche: „Travels in Central Asia." S. 439—443.

orientalische Frage von Osten her zum Austrag zu bringen, ist möglich und wahrscheinlich; das dritte, das Erstreben der Handels-Hegemonie in Asien und damit der Eintritt in den Welthandel, ist positiv.

Wie man sich aber auch diesen verschiedenen Zielen gegenüber stellen, wie man demnach auch das bisherige Vorgehen der Russen beurtheilen wolle, Eines darf Jener niemals vergessen, der, wie wir, allen politischen Absichten fernstehend, vom rein wissenschaftlichen und culturhistorischen Standpunkt die Ereignisse in Central-Asien betrachtet: Gleichwie an die russischen Fahnen die Forschung der Wissenschaft sich haftete, und wir heute die durch die Nacht der Jahrhunderte bedeckten Landschaften im centralen Asien genauer kennen, als manche Theile der europäischen Türkei, so folgt auch unausweichlich die Cultur dem Siegeszug des schwarzen Aars. Russland erfüllt in Asien eine wahre Culturmission, indem es auf seine Weise den orientalischen Völkern den europäischen Ideenkreis vermittelt; mit Einem Worte, für Asien ist Russland die Cultur, die Civilisation. Wir Unbetheiligten müssen aber mindestens erkennen, dass die Erweiterung der menschlichen Kenntnisse, dieses Aufschliessen neuer Kreise für das Culturleben der civilisirten Völkerfamilien der beste Gewinn sei, den die Menschheit von jeher seit den Zügen des Osiris und des macedonischen Alexander aus derartigen Kriegsunternehmungen gezogen hat.

Literatur.

Neue Bücher.

Pawlowsky Ivan. Vollständiges russ.-deutsches Wörterbuch. Riga 1859. 1. Th. 376 gr. Oct.-Seiten, 2. Th. 470 gr. Oct.-Seiten. Faesy und Frick. 7 fl. 65 kr.

Reglement sur les manoeuvres de l'infanterie. Décision impériale du 18 Mars 1869. 143 Seiten in 12. Gerold. 30 kr.

Enthält die Abschnitte 1 und 2 („Grundlagen der Instruction" und „Schule des Soldaten") des neuen Reglements für die französische Infanterie, — verändert und vereinfacht die correspondirenden Abschnitte der „Instruction vom 17. April 1862."

Bluntschli J. C., Dr. Das moderne Völkerrecht der civilisirten Staaten. Als Rechtsbuch dargestellt. Nördlingen 1868. 520 Octav-Seiten. Braumüller. 6 fl.

„Das moderne Völkerrecht", könnte auch heissen: „Das Recht der vollendeten Thatsachen." — Der Verfasser verkündet in der „Einleitung", dass das Recht des natürlichen Wachsthums der Staaten (z. B. Preussens) von der Wissenschaft entschiedener als bisher vertreten werden müsse, und erörtert dann die Bedeutung und die Fortschritte des modernen Völkerrechts, — behandelt hierauf im „Rechtsbuche": Begründung, Natur und Grenzen des Völkerrechts, völkerrechtliche Personen und Organe, Staatshoheit und Gebietshoheit, völkerrechtliche Verträge, Verletzungen des Völkerrechts und Verfahren zur Herstellung desselben, Kriegsrecht, Recht der Neutralität und gibt im Anhange die Kriegsartikel der vereinigten Staaten von Nord-Amerika vom Jahre 1863.

Über die Ausbildung unserer Infanterie. Von einem preuss. Officier. Berlin 1869. 77 Octav-Seiten mit einem Croquis. Seidel. 76 kr.

Beachtenswerthe Schrift, behandelt das bezeichnete Thema in gründlicher Weise mit stetem Hinblick auf die Erfahrungen des Krieges von 1866, verlangt einige zeitgemässe Verbesserungen und Ergänzungen des preuss. Reglements, und dass bei der Ausbildung nur das für den Krieg Wichtige betrieben, alles Unnöthige und Unwesentliche aber bei Seite gesetzt werde.

Neuber C. A., k. k. Generalstabs-Oberst. Turenne als Kriegstheoretiker und Feldherr. Wien 1869. 364 Octav-Seiten. Gerold. 3 fl.

Auf dem Titelblatte als „Bruchstück eines grösseren Werkes über die Kriegswissenschaft" bezeichnet, — eine sehr fleissige, gründliche, recht schätzenswerthe Studie über den genannten französischen Feldherrn. Schade, dass sie durch das ungerechte, darin enthaltene Verdict gegen Clausewitz entstellt ist.

Die Truppenführung im Felde und Manöver, von R. v. B. Berlin 1869. 409 kl. Oct.-Seiten mit 22 Tafeln. Gerold. 2 fl. 22 kr.

Praktisch verfasstes, gut brauchbares Taschenbuch über: Märsche, Avantgarde, Arrièregarde, Biwak, Vorposten, Cantonnirungen, Stellungen, Recognoscirungen, Gefecht, Feldverschanzungen, Flussübergänge, Besitznahme grosser Städte, Festungskrieg, Verpflegung, Etappenwesen und Ersatz, Eisenbahnen,

Dampf- und Flussschiffe, Feldtelegrafie, Feldmanöver u. s. w., — bringt dieses reichhaltige Material, nach gediegenen Quellen bearbeitet, vortrefflich geordnet und in klarer Darstellung, — verdient die wärmste Anempfehlung.

Die Operationen der österreichischen Marine während des Krieges 1866. Wien 1866. 48 Oct.-Seiten mit 3 Tafeln. Gerold. 50 kr.

Besonderer Abdruck aus der Zeitschrift „Archiv für Seewesen", — schildert in anziehender und sachverständiger Weise die Ereignisse auf dem Gardasee, den Angriff der Italiener auf die Insel Lissa und die Seeschlacht bei Lissa.

Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Bernal Diaz del Castillo etc., aus dem Spanischen in's Deutsche übersetzt und mit dem Leben des Verfassers, mit Anmerkungen etc. versehen von Ph. J. von Rehfues, k. preuss. geheimer Ober-Regierungsrath und vormals Curator der Universität Bonn. Zweite vermehrte Ausgabe. Bonn 1843 und 1844. 1. Bd. 290, 2. Bd. 300, 3. Bd. 314, 4. Bd. 352 Oct.-Seiten. Gerold. 7 fl.

Rehfues, ein geistvoller Schriftsteller († 1843), in der literarischen Welt durch gediegene Leistungen („Spanien", „Scipio Cicala" u. a.) vortheilhaft bekannt, lieferte durch die Übersetzung und Bearbeitung der „Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Bernal Diaz del Castillo" (Madrider Ausgabe vom Jahre 1795), welche die wahrhafte Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Neu-Spanien, von einem der Entdecker und Eroberer selbst geschrieben, enthalten, einen recht schätzenswerthen Beitrag zur deutschen Literatur über die Geschichte von Amerika.

Die bezeichneten Denkwürdigkeiten haben, wie schon Alexander von Humboldt in seinem berühmten „Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien 1809—1815" mit wenigen grossen Zügen klar hingestellt, sowohl für die Geschichte von Neu-Spanien, wie für die Charakteristik von Cortes, dieser merkwürdigen Persönlichkeit, deren ganzes Leben in die Bewegungen eines der grössten historischen Ereignisse verwickelt erscheint, eine sehr wichtige Bedeutung; dieselben geben nämlich den ganzen Verlauf der Entdeckung von Neu-Spanien und seiner denkwürdigen Eroberung durch Ferdinand Cortes, einer Unternehmung, welche den grössten Waffenthaten der Geschichte gleichzustellen ist. Diaz del Castillo war nicht nur Augenzeuge der Ereignisse, sondern auch einer der tapfersten und verdientesten Soldaten in Cortes' kleinem Heere; er hat alle Feldzüge desselben mitgemacht, alle Hauptschlachten mitgefochten und Alles, was er gesehen und erlebt, mit einer gewissenhaften Treue und einer natürlichen Einfachheit dargestellt, wodurch geradezu seine Aufzeichnungen eine Quellenschrift ersten Ranges über Cortes und Neu-Spanien für die Nachwelt geworden sind.

Der vom Übersetzer verfasste „Versuch über das Leben von Bernal Diaz", dann die vielen Anmerkungen, Erläuterungen und Beilagen sind eine willkommene Ergänzung des höchst anziehenden Werkes.

Reuss Lothar, k. bayr. Hauptmann. Der Dienst einer Batterie im Kriege. Nürnberg 1869. 1. Th. 87 Oct.-Seiten mit 1 Beilage, 2. Th. 67 Octav-Seiten Gerold. 83 kr.

Unter Zugrundelegung des Materials, der Formation und der Vorschriften der k. bayr. Artillerie und mit Benutzung der Schriften von Taubert, Decker, Schmölzl u. A. gut durchgeführtes brauchbares Hilfsbuch. Der 1. Theil enthält den „Dienst einer Feldbatterie im Kriege" und im Anhange Notizen über Behandlung der Pferde ausserhalb der Garnison, der 2. Theil gibt den „Dienst einer Festungs-Batterie im Kriege" und im Anhange die Ausrüstung sämmtlicher (bayerischer) Geschütze, die Ausrüstung eines Handmagazins und die artilleristischen Einrichtungen der neuen Befestigung von Antwerpen.

Geschichte Österreichs vom Ausgange des Wiener October-Aufstandes 1848 von G. v. S . . . . . n. Leipzig, Prag 1869. 1. Bd. 528 gr. Octav-Seiten, (mit urkundlichen Beilagen) und einer Übersichtskarte. Gerold. 5 fl.

Das vorliegende Buch behandelt den Aufstand, die Belagerung und die Einnahme von Wien im Jahre 1848 und die damit in Verbindung stehenden Ereignisse in den andern österreichischen Ländern, — ist fleissig und gründlich gearbeitet, gibt sorgfältig gesammelte geschichtliche Thatsachen und zuverlässige Daten, und dazu als Beweisstücke viele urkundliche Beilagen und Erläuterungen, aus welchen zu ersehen, dass in dem Buche wohl so ziemlich Alles, was bis jetzt über die bezeichnete Periode veröffentlicht worden, getreulich benutzt und unverfälscht dargestellt erscheint, — ist jedenfalls ein werthvolles historisches Sammelwerk, das einer künftigen unparteiischen kritischen Würdigung der Geschichte Österreichs seit 1848 durch seine richtigen Daten und seine richtige Darstellung der Thatsachen sehr gute Dienste leisten wird.

Ficker Adolf, Dr., k. k. Regierungsrath etc. Die Völkerstämme der österreichisch-ungarischen Monarchie, ihre Gebiete, Grenzen und Inseln. Wien 1869. 98 Oct.-Seiten mit 4 Karten. Gerold. 1 fl.

Bildet das 4. Heft des 15. Jahrganges (1869) der „Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik“, herausgegeben von der k. k. statistischen Central-Commission.

Eine ausgezeichnete, vorzügliche Arbeit, eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges, bringt aus vollkommen verlässlichen Quellen eine wahre Masse historischen, geographischen, statistischen und ethnographischen Stoffes in deutlicher, lichtvoller Weise zur Darstellung.

Livonius O., königl. Corvetten-Capitän. Die Marine des norddeutschen Bundes, ihre Bedeutung und bisherige Entwicklung. Mit 4 Abbild. u. d. farbigen Zeichnung der norddeutschen Flagge. Berlin 1869. 44 Oct.-Seiten. Braum. 64 kr.

Besonderer Abdruck des sachverständig verfassten Aufsatzes: „Die Marine des norddeutschen Bundes“ in dem Jahrg. 1869 des Goedsche'ischen Kalenders für den preuss. Volksverein, vermehrt durch eine populär geschriebene Erläuterung aller gesetzlichen Bestimmungen über die Aufnahme in den Dienst der königl. Marine und die Aussichten der Aufgenommenen.

Bourgoing François de. Histoire diplomatique de l'Europe pendant la revolution française. — 1 Partie. Paris 1865. 495 gr. Oct.-Seiten. 2 Partie. Tome 1. Paris 1867. 411 gr. Oct.-Seiten. Gerold. 9 fl.

Die 1. Partie (origine de la coalition) beginnt mit dem Tode Friedrichs II. von Preussen (1786) und reicht bis zur Kriegserklärung Frankreichs an den König von Böhmen und Ungarn (1792). Der 1. Band der 2. Partie (première coalition) schildert die Jahre 1792 und 1793 und schliesst mit dem Abfall des Gl. Dumouriez.

Das Werk besitzt die Vorzüge, aber auch die Schwächen der französischen Geschichtsschreibung. Die französischen Historiographen sind in der Regel anziehend, klar, geistreich, aber auch in der Regel einseitig, weil sie meistens nur französische Quellen zu Rathe ziehen. Ausnahmen wie Guizot, Charras und einige Andere sind leicht zu zählen.

Die diplomatische Geschichte Europa's, die hier vorliegt, schöpft grösstentheils aus französischen Quellen, und nur selten erscheint in derselben ein deutsches oder ein englisches Buch berücksichtigt. Die Darstellung der Kriegsereignisse stützt sich der Hauptsache nach auf die Werke von Jomini und Thiers. Neue Daten oder besondere Aufklärungen sind in den beiden Bänden nicht zu finden.

Vosgien K. Le, Vingt ans du règne de Napoléon III. Paris 1869. 516 Oct.-Seiten mit 1 Beilage. Gerold. 1 fl. 90 kr.

Im Sinne des vorangestellten Wahlspruches „die Napoleonischen Ideen sind dem Volke das, was das Evangelium den Christen ist" zu Ehren von zwanzig Millionen todter und lebendiger Franzosen geschrieben, die durch ihre Voten zur Wiedererrichtung und zur Consolidirung des Kaiserreiches beigetragen haben. Eine apologetische Geschichte, die den Kaiser Napoleon III. als ganz rein und mustergiltig darstellt und mit einer genealogischen Tafel schliesst, welche das Haus Bonaparte bis zum Jahre 1348 auf das byzantinische Kaisergeschlecht der Paläologen zurückführt.

Hübner Otto, Dr., Director des stat. Central-Archives in Berlin. Statistische Tafel aller Länder der Erde. 18. gänzlich umgearbeitete Auflage. 1869. Frankfurt a. M. gr. Folio. Gerold. 32 kr.

Die Hübner'schen Übersichtstabellen haben einen guten Ruf; sie sind übersichtlich, kurz und bündig, und was die Hauptsache: verlässlich, daher stets mit Berücksichtigung der neuesten Daten gearbeitet. Die gegenwärtige 18. Auflage (1869) bringt von 86 in alphabetischer Ordnung angeführten Staaten und Ländern: Grösse, Regierungsform, Staatsoberhaupt, Staatseinnahmen, Bevölkerung, Ausgaben, Schulden, Papiergeld, Banknotenumlauf, Heer, Kriegsflotte, Handelsflotte, Ein- und Ausfuhr, Haupterzeugnisse, Silberwerth der Rechnungs- und Geldwährung, Gewicht verglichen mit Zollvereins-Pfunden, Längenmass verglichen mit franz. Metern, Hohlmass verglichen mit franz. Litres, Eisenbahnen, Telegraphen, Hauptstadt und wichtigste Orte mit Einwohnerzahl u. s. w.

Frey L., Rittmeister z. D. Das Officierspferd. Darmstadt und Leipzig 1869. 48 Seiten in 16 mit 4 lith. Tafeln. Gerold. 31 kr.

Praktisch verfasstes Hilfsbüchlein, insbesondere für berittene Infanterie-Officiere, in welchem kurz und deutlich beachtenswerthe Rathschläge über den bezeichneten Gegenstand ertheilt werden.

Das Leben des Generals von Scharnhorst. Nach grösstentheils bisher unbenützten Quellen dargestellt von Georg Heinrich Klippel. 1. Theil. 1 u. 2. Buch. Mit einem Bildnisse Scharnhorst's. Leipzig 1869. 245 Oct.-Seiten. Gerold. 2 fl. 70 kr.

Scharnhorst war einer der besten und edelsten Männer Deutschlands, bei dem der Charakter eines echt deutschen Mannes in jeder Beziehung rein und unverfälscht ausgeprägt erscheint, der in Allem, was er fühlte, dachte und that, dem deutschen Volke angehört und der deshalb mit vollem Recht als nachahmungswerthes Vorbild des gesammten deutschen Volkes auf das Wärmste empfohlen zu werden verdient.

Der 1. Theil der Biographie des genannten Generals umfasst die Zeit von 1755 bis 1793, bringt in 2 Büchern die Lehrjahre (1753—1778) und die hannover'schen Dienstjahre im Frieden (1778—1793) und stützt sich auf bisher noch nicht benützte Original-Papiere, die dem Verfasser im Jahre 1865 in der Registratur der hannover'schen General-Adjutantur in der liberalsten Weise zur Verfügung gestellt worden sind. Die Arbeit ist gewissenhaft fleissig, die Darstellung einfach, klar, unparteiisch; überall, wo es nur sein konnte, lässt der Verfasser Scharnhorst selbst oder unverwerfliche gleichzeitige Zeugen sprechen, wodurch die Anschaulichkeit der Schilderung wesentlich gewonnen hat; ein besonderes Interesse erregen die Beilagen, welche briefliche und schriftstellerische Mittheilungen von Scharnhorst enthalten.

Das Buch ist so gut gelungen, dass es auf das Lebhafteste zu wünschen, dass dem Verfasser die wohlwollende Mittheilung der handschriftlichen Quellen über Scharnhorst's Wirksamkeit in preuss. Diensten mit derselben Liberalität in Berlin, wie seiner Zeit in Hannover zu Theil werde. (Dass die preuss. Re-

gierung in Betreff der Benutzung ihrer Archive und Bibliotheken sehr boshaft sein könne, zeigt ihr unverantwortliches Benehmen gegen den verdienstvollen Historiker Onno Klopp, dem die weitere Herausgabe des handschriftlichen Nachlasses von Leibniz unmöglich gemacht wurde.)

Tirolerführer. Reisehandbuch für Deutsch- und Wälschtirol etc., von Dr. Eduard Amthor, Dir. der Handelsschule zu Gera etc. 2. durchaus verbesserte Auflage. Mit 15 Kart., Panor., Stadtplan und Übersichtskarte. Gera 1869. 515 kl. Octav-Seiten. Seidl. 4 fl. 75 kr.

Unter Berücksichtigung der angrenzenden Gebietstheile des bayerischen Hochlandes, Vorarlbergs, Salzburgs, Kärnthens und Italiens, auf Grund einer mehr als dreissigjährigen eigenen Reiseerfahrung und unter Benutzung der zuverlässigsten wissenschaftlichen Quellen, sowie vielfacher Original-Mittheilungen hervorragender Kenner der deutschen Alpen, — sehr brav und gründlich gearbeitet. Das Buch gehört zu den vorzüglichsten Reisehandbüchern der Gegenwart und ist jedenfalls der beste Tirolerführer, der bis jetzt erschienen.

Carl der Grosse als Gesetzgeber. Von Prof. Fried. v. Wysz. Zürich 1869. 27 gr. Octav-Seiten. Seidl. 57 kr.

Vortrag, gehalten auf dem Rathhaus in Zürich den 7. Januar 1869. Der Verfasser nennt Carl den Grossen ganz richtig einen der grössten und umfassendsten Geister, welche die Weltgeschichte kennt, skizzirt in anziehender Weise die Hauptzüge der bewunderungswürdigen Wirksamkeit des Kaisers als Gesetzgeber in Staat und Kirche und gibt dabei ein anschauliches Bild der Einrichtungen, wie sie Carl vorfand, der neuen Anordnungen und Verbesserungen, die von seiner rastlosen Thätigkeit ausgingen, und der Gedanken und Ziele, die ihn während seiner 46jährigen Regierung (768—814) leiteten.

Wolf Adam. Fürst Wenzl Lobkowitz, erster geheimer Rath Kaiser Leopolds I. Sein Leben und Wirken. Mit Porträt. Wien 1869. 460 gr. Octav-Seiten. Braum. 6 fl.

Der durch seine vortrefflichen Werke über Maria Theresia, Maria Christine u. s. w., um die Darstellung der Geschichte Österreichs hochverdiente Autor bringt wieder eine sehr werthvolle Arbeit. Das Leben und Wirken des Fürsten Wenzl Lobkowitz, nach Orig.-Documenten des kais. Staatsarchives, des Schwarzenberg'schen Hausarchivs und des Raudnitzer Archivs in detaillirter Weise mit gründlicher Sorgfalt durchgeführt, ist eine sehr willkommene Aufhellung von einigen dunklen Partien in der Geschichte Österreichs und zugleich ein schätzenswerther Beitrag zur europäischen Staatengeschichte in der Zeit von 1609 bis 1674.

Der Verfasser beginnt mit der Schilderung des Schlosses von Raudnitz und der Familie Lobkowitz, beschreibt dann die Jugend und das Soldatenleben des Wenzl Lobkowitz (1609—1652), dessen Haushalt und Familie, die Regierung, den Wiener Hof und die Herrschaft der Jesuiten, die Kaiserwahl Leopolds I. (1657—1658), die Kriege gegen die Schweden und Türken (1660—1664), den ersten Theilungsvertrag wegen Spanien und die politische Königswahl (1667—1670); den Sturz des Fürsten Auersperg, Wenzl Lobkowitz als erster geheimer Rath, die ungarische Verschwörung, das Gericht und die absolute Regierung in Ungarn, den Bruch mit Frankreich (1670—1674), der Sturz des Fürsten Lobkowitz und dessen Tod.

Das Buch enthält über die Geschichte Österreichs, nach dem westphälischen Frieden (1648), und besonders über die Regierung des Kaisers Leopold I. Aufklärungen, nach welchen leicht zu begreifen, warum Ludwig XIV. von Frankreich so lange Zeit in der übermüthigsten Weise den Friedensstörer spielen konnte. — Fürst Johann Weichard Auersperg, bereits unter Ferdinand III. (seit 1655) der erste geheime Rath und der erste Minister und Rathgeber der Krone,

war eben so einfältig wie schlecht; er beutete das Vertrauen des Kaisers für sich aus, stellte seinen Privatvortheil über das Interesse des Staates und stand in inniger Verbindung mit Ludwig XIV., der ihn systematisch zum Besten hielt und zur Förderung der Pläne Frankreichs benützte. Auersperg fiel endlich in Ungnade und wurde vom Hofe verbannt, (10. Dec. 1669), hauptsächlich auf Betrieb des zweiten geheimen Rathes, Fürsten Wenzl Lobkowitz, der an demselben Tage, an welchem Auersperg seiner Stelle entsetzt wurde, seine Ernennung zum ersten geheimen Rath oder ersten Minister erhielt. Lobkowitz war wohl klüger und schlauer als Auersperg, aber eben so schlecht wie dieser. Obgleich sein unmittelbarer Vorgänger Auersperg „als des Einverständnisses mit Frankreich überwiesen“ aus seinem Amte entfernt wurde, so zeigte doch auch er im Laufe seiner Ministerherrschaft recht bald die wärmsten Sympathien für Ludwig XIV. und bei jeder Gelegenheit eine entschiedene Abneigung gegen jeden ernsten kriegerischen Zusammenstoss mit Frankreich; er verständigte den französischen Gesandten Gremonville mehrmals von den Beschlüssen des geheimen Rathes, namentlich von dem Inhalte der Instruction für Montecuccoli (1672), gab dem franz. Gesandten Mittel und Wege an, wie er die Pläne seiner Gegner im Rathe des Kaisers durchkreuzen könne, und sprach sich wiederholt beleidigend und verächtlich über den Kaiser aus. Endlich wurde Lobkowitz in Ungnade seiner Würde enthoben (16. Oct. 1674) und auf sein Gut Raudnitz verwiesen, wo er im Jahre 1677 starb.

Man kann als Entschuldigung für diese beiden — Minister allenfalls anführen, dass ihre Collegen in den andern europäischen Ländern ebensoviel taugten wie sie. Wer kann da noch staunen, über die Triumphe Ludwigs XIV.? Endlich — endlich — führte das Geschick den besten und grössten Mann, den Österreich jemals gehabt, den Prinzen Eugen von Savoyen nach Österreich, und Ludwigs XIV. Stern begann nun bald seinen Niedergang.

Neue Karten.

Von der Administrativ-Karte von Nieder-Österreich sind 4 Sectionen erschienen.

Massstab 1: 28.800, Preis per Blatt 80 kr.

Es sind dies die Blätter Baden, Purkersdorf, Neulengbach und Böheimkirchen, und sind somit 16 Sectionen dieses werthvollen Kartenwerkes vollendet.

Von der geognostischen Karte der österreichischen Monarchie die Sectionen 1 und 2 nach den Aufnahmen der k. k. geologischen Reichs-Anstalt von Franz Ritter von Hauer, die Aufnahmen in den Jahren 1850 bis 1865 unter der Direction des Wilhelm Ritter v. Haidinger, und seither unter jener des Franz Ritter von Hauer ausgeführt von den Mitgliedern der Anstalt.

Massstab 1: 576.000, Preis per Blatt 3 fl.

Blatt 1 gibt das Titelblatt und den nordwestlichsten Theil des Egerbezirkes.

Blatt 2 enthält den bei weitem grössten Theil Böhmens, Theile von Mähren, Schlesien, Ober- und Nieder-Österreich.

Das geognostische Detail ist durch 62 in Farbendruck ausgeführte Bezeichnungen auf übersichtliche Weise angegeben, und es gehört diese Karte zu den vorzüglichsten auf diesem Gebiet ausgeführten Arbeiten.

Höhenschichten-Karte des Thüringer Waldes und der Umgebungen (nördlicher Theil), nach eigenen Messungen entworfen und gezeichnet vom Major A. W. Fils. Gotha bei Justus Perthes. Preis 1 fl. 12 kr.

Die Höhen-Unterschiede sind durch neun verschiedene Farben bis zur Höhe von 3000 Fuss ausgedrückt.

Beiträge zur Geschichte des österreichischen Heerwesens. 1809.

1. Ordre de bataille.

Die Ordre de bataille der Armee in Treffen, Flügel, Divisionen und Brigaden, wie sie bisher üblich war, wurde aufgegeben, denn sie war zu schnellen und behenden Bewegungen gar nicht angemessen, und dieser ungeheure Körper war seiner Natur nach eher zum defensiven Krieg, als zu schnellen offensiven Operationen, welche die neue Art Krieg zu führen nothwendig machte, geeignet; denn nicht nur die Beweglichkeit, sondern auch die Verpflegung wird für einen solchen Körper äusserst schwer erzielt. Auch nöthigte diese Ordre de bataille den commandirenden General zu vielen und mannigfaltigen Detailbeschäftigungen bei allen strategischen Entwürfen; denn vor oder nach einer jeden Unternehmung wurden die Truppen getrennt, die Ordre de bataille änderte sich selbst alle Augenblick, — jedes Bataillon musste so zu sagen in der steten Evidenz gehalten und immer namentlich aufgeführt werden, was eben so viel wiederholte Schreibereien verursachte, wie die kostbare Zeit versplitterte und den Geist ermüdete.

Bei diesen unausweichlichen Abänderungen wurde es den Generalen unmöglich, ihre Truppen genau zu kennen, und ebenso konnte die Truppe auch nie ihren General kennen lernen und Vertrauen zu ihm gewinnen.

Dieses wechselseitige Vertrauen ist doch im Kriege das wirksamste Mittel, womit der Sieg gefesselt, das Unglück erträglicher gemacht und der Muth wieder eingeflösst wird.

Wenn aber die Armee in mehrere und ganz ausgerüstete Corps eingetheilt ist, so wird der Commandirende der ganzen Armee von allen Detail-Dispositionen und Beschäftigungen enthoben, er wird sich ungestört ganz den höheren strategischen Combinationen und Entwürfen widmen und seinen Geist blos für den Hauptendzweck anstrengen können. Alle Bewegungen der Armee werden in Hinsicht der Zeit, der Verpflegung und der Unterkunft behender ausgeführt und erzielt.

Die Commandanten der verschiedenen Corps befinden sich ferner in einem solchen Wirkungskreis, wo sie verbunden sind, ihrem Metier in allen Theilen nachzudenken; es wird eine gewisse Ambition nach Ruhm und Auszeichnung rege gemacht; sie erhalten die Gelegenheit, sich zu Commandirenden von Armeen zu bilden, wozu sie früher gar keine Möglichkeit fanden, weil sie zu allen Bewegungen und Entwürfen mit dem kleinsten Detail gleichsam maschinenmässig beordert und geführt wurden.

Durch die Eintheilung der Armee in Armee-Corps erhielt jedes die Zusammensetzung einer Armee im Kleinen. Jedes Corps wurde aus allen drei Waffengattungen zusammengesetzt, mit Generalstab, Administrationsbeamten, Verpflegs- und Sanitätsanstalten versehen, den Corps-Commandanten und sofort auch den Divisions- und Brigade-Commandanten ein grösserer Spielraum bei den Detailanordnungen zu Märschen und Lagern überlassen, wodurch sich die

Vielschreiberei bei den Dispositionen wesentlich verminderte, und die Entschlüsse des Feldherrn sich viel rascher in Vollzug setzen liessen, als dies früher der Fall war, wo jede Marschdisposition sogar die Marschordnung und Reihenfolge der Truppen bis zu den einzelnen Regimentern herab enthielt. Da das Werk „die Armee im Felde" über die Epoche von 1809—1854 die näheren Angaben über deren Ausrüstung und Organisation enthält, so verweisen wir auf dasselbe. Die Corps-Eintheilung ging aus der früheren ordre de bataille, in welcher die Armee in eine Avantgarde, das Gross, welches zwei Treffen bildete, und in ein Corps de Reserve eingetheilt war, hervor. Ein Flügel bestand, wie bereits früher erwähnt, aus zwei Divisionen, jede zu zwei bis drei Brigaden, wovon eine Division im 1. Treffen, die andere im 2. stand und von einem Feldzeugmeister befehligt wurde.

Ein solcher Flügel von zwei Divisionen formirte nun gleichsam den Stock des neuen Körpers des Armee-Corps; und da dieser bestimmt war, gleichsam eine Armee im Kleinen zu bilden und selbstständig aufzutreten und ein Gefecht durchzuführen, so wurde jedes Corps mit einer Avantgarde versehen, hiezu zwei Brigaden bestimmt, welche eine dritte Division formirten. Jede dieser Brigaden zählte ein leichtes Cavallerie-Regiment und 2—3 Bataillons leichter Truppen (Jäger, Grenzer oder Freiwillige), während jede Brigade der beiden anderen Divisionen blos aus 2 Linien-Regimentern, à 3 Bataillons, ohne leichte Truppen oder Cavallerie formirt war.

Die Cavallerie, welche bei der früheren Eintheilung der Armee auf den beiden Flügeln des 1. und 2. Treffens stand, wurde analog wie die Infanterie abgetrennt und formirte 2 Corps. Es waren aber keine Cavallerie-Corps im heutigen Sinne, sondern blosse Reserve-Corps oder Körper, da sie auch die sämmtlichen Grenadier-Bataillone der Armee enthielten. So zählte das 1. Reserve-Corps: 1 Grenadier-Brigade von 12 Bataillons und 3 Cavallerie-Brigaden, jede zu 2 schweren Regimentern; das 2. Reserve-Corps: 1 Grenadier-Brigade von 5 Bataillons und 2 Brigaden schwerer Cavallerie.

Die Armee, welche in Deutschland operiren sollte, zählte 6 Infanterie-Armee-Corps und 2 Reserve-Corps.

Die Corps, wie sie im Jahre 1809 zusammengesetzt waren, zählten 27—28 Bataillons, 16 Escadrons (2 leichte Regimenter) mit 10—14 Batterien, zu 6 Geschützen, wovon 6 Batterien sich auf die Brigaden vertheilten, der Rest in der Corps-Reserve stand.

Die Stärke eines solchen Armee-Corps betrug durchschnittlich 30.000 Mann und 2200 Pferde.

2. Artillerie.

Die zum erstenmale im Jahre 1809 angenommene Eintheilung der Armee in, aus allen 3 Waffen zusammengesetzte und auch zum selbständigen Auftreten organisirte Armee-Corps bedingte auch wesentliche Modificationen in der Ausrüstung der Feld-Artillerie.

Für die Quantität dieser Feld-Ausrüstung war natürlich vorerst die Anzahl der Geschütze und das Verhältniss ihres Kalibers festzusetzen. In jenen Zeiten, wo die Geschütze noch so schwer und unbehilflich waren, dass sie unmöglich den Bewegungen der Truppen folgen konnten, war man schon zufrieden, auf 1000 Mann 1 Geschütz geben zu können. So wie man anfing, die Geschütze immer mehr zu erleichtern, eine eigene Feld-Artillerie schuf und sie manövrirfähiger machte, vermehrte sich auch die Zahl des bei den Truppen befindlichen Geschützes. Sie stieg bald darauf auf das Höchste, als man dem Feuer der Infanterie, unbekümmert um das Treffen, die grösste Schnelligkeit

gab, und die sogenannte Globulartaktik die vorherrschende war. Hier kam es darauf an, die Feuermasse so gross als möglich zu machen. Dieses erforderte dünne lange Infanterie-Linien, in deren Intervalle die Geschütze sich einzwängten, um ja jeden Punkt des ausgedehnten Schlachtfeldes mit einem freilich höchst unwirksamen Geschützfeuer bestreichen zu können. Jedes Bataillon erhielt seine eigenen Geschütze, und man rechnete 5—6 Geschütze auf 1000 Mann. —

Von diesem Extreme ging man von 1809 herwärts ab. Die Anwendung der Colonnen, die Bajonnetattaken, die grössere Ausbildung und Manövrirfähigkeit der Artillerie und die aus zahlreichen Erfahrungen entnommene Überzeugung, dass das einzelne in der ganzen Schlachtlinie zerstreute Geschütz nichts Entscheidendes bewirke, sondern nur das auf die entscheidenden Punkte vereinigte und in der wirksamen Schussweite feuernde Geschütz die Entscheidung herbeiführe, haben zu einer Verhältnisszahl geführt, welche ungefähr in der Mitte zwischen beiden Extremen liegt, und man nahm es als einen Erfahrungssatz an, dass 2 Geschütze das Minimum, sowie 3 Geschütze das Maximum auf 1000 Mann jeder Waffengattung seien.

Die österreichische Artillerie bestimmte in den meisten Fällen für die gewöhnlich vorkommenden Kriegsschauplätze 3 Geschütze auf 1000 Mann.

Um die grosse Masse der Feldgeschütze bei den Truppen bequem eintheilen und mit diesen in Verbindung gebrauchen zu können, wurden die Geschütze in Batterien formirt. Im Jahre 1808 ward die Errichtung von leichten oder Linienbatterien angeordnet, die aus 8 Stück von 3- oder 6pfündigen Kanonen bestanden. Jeder aus 2 Infanterie-Regimentern oder 4—6 Grenadierbataillonen bestehenden Brigade ward eine solche Batterie beigegeben, daher der Name Brigade-Batterie. Die 3pfünder waren für die aus leichter Infanterie, die ordinären 6pfünder hingegen für die aus Linien-Infanterie zusammengesetzten Brigaden, die Cavallerie-Batterien aber ausschliesslich für die aus Cavallerie bestehenden Brigaden bestimmt. Ausserdem wurden noch jeder Division leichter Infanterie zwei 3pfündige, einer Division Linien-Infanterie eine 6pfündige und eine 12pfündige, einer Division Cavallerie aber nur noch 1 Cavallerie-Batterie beigegeben.

Diese besonderen Batterien hiessen Divisions- oder Unterstützungs-, auch Positions-Batterien und bestanden aus vier Stück 6- oder 12pfündiger Kanonen und zwei 7pfündigen Haubitzen; jedoch marschirten diese Batterien mit dem Reserve-Artillerie-Park des Armee-Corps und wurden erst im Augenblicke des Bedarfs in die Position vorgezogen, während die Brigade-Batterien stets der Truppe folgten.

Späterhin wurden alle Feld-Batterien auf 4 Kanonen und 2 Haubitzen gesetzt, weil man erkannte, wie zweckmässig es sei, letztere Geschützgattung allen Batterien beizugeben. Seitdem ward die Benennung Brigade- und Positions-Batterie ganz unwesentlich und entfiel.

Haubitz-Batterien gab es in der Regel keine, doch wurden 1814 einige gegen Frankreich ausgerüstet und in Marsch gesetzt.

Übrigens mussten die Umstände bestimmen, ob die Divisions- oder Unterstützungs-Batterien in der Division eingetheilt werden, oder in einen Geschütz-Park formirt hinter derselben marschiren sollten.

Wurden aber mehrere Divisionen zur Bildung eines Armee-Corps zusammengezogen, so vereinigte man ebenfalls alle, nicht in den Divisionen eingetheilte Divisions-Batterien in eine Geschütz-Abtheilung, welche hinter dem Armee-Corps nachfolgte. Überdies waren für die ganze Armee noch Reserve-Batterien in einem Geschütz-Reservepark vereinigt, um für besondere Fälle oder Unternehmungen einzelne Corps mit Geschütz verstärken, oder um

am Tage einer allgemeinen Schlacht an besonders wichtigen Punkten mit überlegener Geschützzahl auftreten oder verlorene Batterien ersetzen zu können.

Die Ausscheidung einer Armee-Geschütz-Reserve war aber 1809, als die Armee in Armee-Corps eingetheilt wurde, nicht vorgenommen. Bei der anfänglichen Ausrüstung hatte man von den 760 Geschützen die 518 der Haupt-Armee insgesammt den 6 Armee- und 2 Reserve-Corps in 76 Batterien in der Weise beigegeben, dass, über die bei den Brigaden eingetheilten, jedem Armee-Corps eine Anzahl Batterien als Reserve zur Disposition standen. Dies hatte zur Folge, dass die Reserve-Batterien, häufig zu früh in's Feuer gebracht, ihre Munition vor Eintritt des wichtigsten Moments verschossen hatten, so dass es nicht nur in der denkwürdigen ersten Hauptschlacht auf dem Marchfelde bei Aspern an einer vereinigten, noch mit Munition versehenen Geschütz-Masse fehlte, um beim Rückzuge der Franzosen durch ein concentrirtes Feuer in die sich gegen die Lobau-Brücken zusammendrängenden Colonnen den Sieg zu einer beispiellosen Niederlage zu vollenden, sondern auch an dem zweiten Tage von Wagram Lauristons Alles niederschmetterndem Geschütz-Angriffe mit gleicher Gewalt zu begegnen unmöglich ward. Beide Erfahrungen waren die Veranlassung, dass während des Waffenstillstandes bei der Hauptarmee in Ungarn 102 Geschütze, worunter 9 Cavallerie-Batterien, zu einer Haupt-Dispositions-Reserve zurückbehalten wurden, um in zwei Abtheilungen am Tage der Schlacht für entscheidende Augenblicke in Bereitschaft zu sein.

Die Kriegsgeschichte, selbst die unsers Jahrhunderts, ist nicht zu reich an Beispielen nachahmungswürdigen Gebrauches des bei den heutigen Heeren in so grosser Anzahl mitgeführten Geschützes, und es ist eigentlich nur die französische Artillerie, welcher durch unerwartete Angriffe mit grossen Batterien mehrere Hauptschlachten für sich zu entscheiden gelang.

Die für den Feldzug erforderliche Munitions-Menge vertheilte sich in drei Abtheilungen: 1. In jene, die der Mann bei sich trug oder die Batterie mit sich führte. 2. In die Reserve-Munition, welche der Armee in verschiedenen Artillerie-Reserve-Abtheilungen nachgeführt wurde. 3. In das Feld-Munitions-Depôt.

Die Munition war in den verschiedenen Abtheilungen folgendermassen vertheilt.

1. Abtheilung.

Infanterie: der Unterofficier 20, Gemeine 60 Patronen beim Mann.
Cavallerie: 30 Patronen beim Mann.
Jäger: Gewehr 60, Stutzen 100 Patronen beim Mann.

Kanone:	3pfünder	160	Schuss per Geschütz, bei der Batterie.
„	6pfünder	194	„ „ „ „
„	12pfünder	102	„ „ „ „
„	18pfünder	64	„ „ „ „
Haubitze:	7pfündige	77	„ „ „ „
„	10pfündige	60	„ „ „ „

2. Abtheilung.

Kanone:	3pfündige	156	Schuss per Geschütz.
„	6pfündige	132	„ „
„	12pfündige	168	„ „
„	18pfündige	188	„ „
Haubitze:	7pfündige	110	„ „
„	10pfündige	156	„ „ .

Für jedes Infanterie-Feuergewehr 40 Schuss,
Jäger-Gewehr 75 „
„ Stutzen 180 „
Für Cavallerie-Waffen 20 „

Der 4. Theil dieser Reserve-Munition bildete die Unterstützungs-Reserve. Sie zerfiel in so viele Theile, als es selbständig ausgerüstete Armee-Corps gab, wodurch ein jedes eine seiner Grösse und Bestimmung angemessene Unterstützungs-Reserve erhielt. So hiess es z. B. Artillerie-Unterstützungs-Reserve des 3. Armee-Corps. Diese Reserven folgten immer dem Hauptquartier des Armee-Corps-Commandanten in einer angemessenen Entfernung nach. Wurde von einem Armee-Corps eine Truppenabtheilung, z. B. eine Division entsendet, so musste auch dieser eine proportionirte Anzahl Reserve-Munition der Unterstützungs-Reserve beigegeben werden.

Das Nämliche hatte auch zu erfolgen, wenn Truppen-Abtheilungen zur Verstärkung eines andern Corps abgegeben wurden.

Die Haupt-Reserve bestand: 1. Aus allen vorhandenen Reserve-Batterien mit Ausnahme der 18pfündigen. 2. Aus der Hälfte aller für die ganze Armee angetragenen Reserve-Munitions-Fuhrwerke. 3. Aus Wagen des Feldzeugamts 4. Aus den Vorraths-Lafetten und Protzen.

In der schweren Reserve befanden sich: die 18pfündigen Batterien, das letzte Viertel der Reserve-Munition und Feld-Zeugamtswagen.

Im Felddepôt wurden die übrigen Artillerie-Bedürfnisse aufbewahrt, von der im Depôt angetragenen Munition drei Viertel wirklich niedergelegt, ein Viertel aber auf Militär-Fuhrwesenswagen oder gedungenen Landes-Fuhrwerken in einiger Entfernung hinter der schweren Reserve nachgeführt, daher man diesen Munitions-Nachzug das bewegliche Munitions-Depôt nannte.

Rückte die Armee beträchtlich vor, so ward auch das unbewegliche Feld-Depôt weiter vorwärts verlegt.

Aus der Vertheilung der beschriebenen ganzen Munitions-Ausrüstung geht hervor, dass sie in sechs Theile abgetheilt war. Der 1. beim Geschütz und bei den Truppen in der Tasche; der 2. bei den Unterstützungs-Reserven; der 3. bei der Hauptreserve; der 4. bei der schweren Reserve; der 5. beim beweglichen, der 6. beim unbeweglichen Feld-Depôt, — und sich in dieser Stufenleiter ergänzte.

Die Munitions-Unterstützungs-Reserven waren 1809 bei den Armee-Corps eingetheilt. Nach der Schlacht von Wagram aber wurden sie an die Batterien der Corps vertheilt.

6. Juli 1809. Auf jedem Marsche haben die Corps ihre eigenen Arrieregarden auf eine gewisse Entfernung folgen zu lassen und ihre beihabenden Munitions-Reserven bei den Batterien einzutheilen.

3. Instruction an die Generäle, herausgegeben mittels Armeebefehls vom 8. April.

Die ursprüngliche Divisions- und Brigade-Eintheilung in den verschiedenen Corps d'Armèe darf ohne meine Genehmigung nicht geändert werden; erfordern die Umstände die Verstärkung einer oder der anderen Division oder Brigade, so sind die dahin abgegebenen Truppen bei solchen nur als zugetheilt zu betrachten und haben, so wie der vorgesetzte Zweck erreicht worden, wieder dahin einzurücken, wo sie nach der ersten Eintheilung hin gehören.

Wenn in einer Colonne zwei Corps zusammentreffen, so führt der älteste Corps-Commandant im militärischen Grad das Commando, es

sei denn, dass Ich Mich selbst bei solchen befände, in welchem Falle die Corps-Commandanten von Mir im Allgemeinen die Disposition empfangen, und jeder das Detail bei seinem Corps anordnen wird.

Die versteht sich in jeder Gelegenheit, wo zu einer Operation 2 oder mehrere Corps bestimmt werden. Übrigens hat der Commandirende mehrerer Corps die Corps nach Erforderniss ihrer besondern Bestimmung zu verstärken, die zugetheilten Truppen aber jedesmal, ohne Aufschub, zu ihren Corps einrücken zu machen, sobald keine Ursache zu ihrer Detachirung mehr besteht.

Die Corps-Commandanten werden in jeder Gelegenheit vom Zweck der Operationen unterrichtet werden, um die Dispositionen bei ihren Corps auf das Zweckmässigste hiernach treffen zu können.

Die Eintheilung der Batterien haben die Corps-Commandanten jedesmal nach Erforderniss der Umstände zu veranlassen und im Marschzettel zu bemerken, hinter welchen Regimentern oder Brigaden sie zu fahren haben, und welchen sie eigentlich zugetheilt werden, damit die wechselseitige Unterstützung der Waffen nicht fehle. Die nicht eingetheilt werdenden Reserven haben nach der Disposition des Corps-Commandanten, oder, wo mehrere Corps in einer Colonne beisammen sein sollten, nach jener des sie befehligenden ältesten Corps-Commandanten zu folgen, und ist besonders die Munition in der gehörigen Nähe zu behalten, um den erforderlichen Ersatz zu leisten, der denselben von der wieder rückwärts befindlichen schweren Reserve unverweilt ersetzt werden muss. Bei dem wirklichen Gebrauch der Artillerie haben die Corps-Commandanten darauf zu sehen, dass solche nicht vereinzelt, sondern auch wirklich in Batterien verwendet werden.

Kein Corps-Commandant darf das ihm vermöge Disposition angewiesene Hauptquartier nach Willkür verändern.

Die Cavallerie ist mit der möglichsten Schonung zu gebrauchen und bei schwerster Verantwortung nicht zu vereinzeln, damit sie im Augenblick ihrer wahren Verwendung im Stande sei, das zu leisten, was die Umstände erfordern; — auf Vorposten ist daher nur eine verhältnissmässige Abtheilung nach Beschaffenheit des Terrains zu verwenden, indem die Vorposten ohnehin nicht zum Hauptwiderstand, sondern nur dazu bestimmt sind, das Corps vor einem Überfall zu schützen.

Die Vorposten sind daher auch nicht mit dem Corps de bataille zu unterstützen und auf keine unverhältnissmässige Entfernung auszustellen; sie haben genug geleistet, wenn sie dem Corps Zeit verschaffen, jene Stellung einzunehmen, welche der Corps-Commandant zu seinem Schlachtfelde ausersehen hat.

Kein Regiment soll sich unterfangen, in was immer für einer Gelegenheit seine Fahnen zurückzuschieben und hiedurch in dem feierlichsten Zeitpunkte das heilige Zeichen zu vermissen, zu dem es geschworen hat.

Sollte wider Vermuthen eine Truppe ihre Fahne verlieren, so hat sie, um diese Schande auszulöschen, feindliche zu erobern, die ihr sodann werden ausgewechselt werden.

Die Vorpostens-Rapporte laufen im gewöhnlichen Wege an die Corps-Commandanten ein, und die Detachirten haben Mir nur jenes davon zu rapportiren, was wichtigeren Inhaltes ist, und zur Gewinnung der Zeit diese Rapporte blos mit ihrem Vidi zu bemerken, jedoch im Kurzen beizufügen, was sie hierauf bereits veranlasst haben.

Bei jenen Corps oder Colonnen aber, wo Ich Mich selbst befinde, sind Mir alle Vorpostens-Rapporte, sie mögen wichtig oder unwichtig scheinen, mit dem Vidi des Corps-Commandanten und Anmerkung desjenigen, was dieselben ebenfalls zur Gewinnung der Zeit veranlasst haben, unverweilt zu unterlegen.

Der Dienst, sowohl im Lager als auf den Vorposten, ist auf das ge-

naueste nach Vorschrift in Ausübung zu bringen. Die Generals und Stabs-Officiers vom Tag sind nach Anordnung des General-Reglements bei jedem Corps zu commandiren, und die erforderlichen Piquete und Bereitschaften besonders in der Nähe des Feindes zu unterhalten.

Die Fortbringung der Officiers-Bagage auf Vorspannswagen ist allsogleich einzustellen. Die Corps-Commandanten haben die Rittmeisters der Stabsdragoner, die Reserve-Corps-Commandanten einen Seconde-Rittmeister bei jedem Marsch zu beordern, der die Ordnung in den Bagagen und Trains unterhält, jeder Stockung abhilft und Alles im gehörigen Zuge erhält. Die Fleischhackerwagen mit dem Fleisch sämmtlicher Regimenter haben die Tête und schliessen gleich an die Reserve-Artillerie an; dann folgt ein Marketender per Regiment, sonach die Brodwagen, dann erst die übrige Bagage in der Ordnung, wie die Regimenter in der Colonne marschiren, jene des Hauptquartiers à la Tête.

Die Laufbrücken und Pontons haben nach der in den Marschzetteln jedesmal für sie bestimmt werdenden Eintheilung zu fahren. An Commandirten bei den Rüstwagen und den Cassen darf beim Infanterie-Regiment nebst dem Proviantmeister und Führer, nicht mehr als 1 Corporal, 2 Gefreite und 9 Gemeine zur Wache commandirt werden.

Das Colonnen-Magazin hat der Bagage auf die gehörige Entfernung zu folgen und ist beim Corps d'Armee durch ein Stabs-Dragoner-Detachement, bei den Reserve-Corps aber durch 1 Officier, 2 Unterofficiere und 20 der am schlechtesten berittenen Gemeinen zu escortiren.

Die Sanitäts-Compagnie hat mit der Stabs-Infanterie zu marschiren und kann auch zum Theil zu den allenfalls noch erforderlichen Wachen zur Schonung des streitenden Standes verwendet werden.

Im Früh-Rapport ist jedesmal zu bemerken, wie weit das Corps mit Geld und Naturalien in Bezug auf die Truppen verpflegt ist, auf wie viel Tage Vorrath auf den Rüstwagen, und wie viel auf dem in der Entfernung eines Marsches folgenden Colonnen-Magazin vorhanden.

Ferner ist unter dem Früh-Rapport in der Meldung all' jenes zu bemerken, worüber höhere Abhilfen nöthig sind, Fuhrwesen, Artillerie und alle Branchen und Corps mit eingeschlossen, endlich ob die Mannschaft durchgängig mit den Reserve-Schuhen versehen ist.

Da die Bandagen-Wagen noch nicht eingetroffen sind, so haben die Chefs und Regiments-Ärzte einstweilen einen Vorrath an alter und neuer Leinwand zu Charpien und Bandagen sogleich anzukaufen.

4. Dispositionen für den Übergang über den Inn. Armee-Befehl vom 9. April.

Bei dem Übergang über den Inn darf der Queue des letzten Corps auf den verschiedenen Übergangspunkten ausser der vom Corps-Commandanten mitzugehen bestimmten leichten Artillerie-Reserve kein anderes Fuhrwerk über die Brücken folgen, als ein Fleischhacker- und Marketender-Wagen per Regiment, dann ein leichtes Kalesch eines jeden Generalen und Obersten.

Erst um 12 Uhr darf den Proviantwagen mit dem zweitägigen Brod und so vielen Wagen des Colonnen-Magazins, als zur Fortbringung eines zweitägigen Fourage-Vorrathes erforderlich sind, sonst aber durchaus gar keinem Fuhrwerke die Überfahrt über die Brücke gestattet werden.

Diese Brod- und Fourage-Wagen sind bis dahin auf einem freien Platz, wo sie Nichts hindern, in einen Park von jedem Corps zusammenzuführen, und haben unter dem Commando eines hiezu eigens zu beordernden Rittmeisters der

Stabs-Dragoner, oder Hauptmannes der Stabs-Infanterie oder Sanitäts-Compagnie mit einer angemessenen kleinen Bedeckung dieser letzteren in jener Ordnung die Brücke zu passiren, wie die Corps, zu welchem sie gehören, aufeinander folgten.

Alle übrigen Rüst- und Cassa-Wagen und wie immer Namen habende Bagage ist von jedem Corps auf einem halben Marsch rückwärts des Inns an einem angemessenen Platz unter Bewachung der mit Armeebefehl vom 8. d. gestatteten Wache zusammenzuführen. Dahin hat sich auch die fahrende Bagage des Corps-Hauptquartiers zu begeben. Diese Bagagen dürfen den Inn nicht eher passiren, bis es nicht von mir wird befohlen werden.

Die schwere Munitions-Reserve der Corps hat gleichfalls in der Nähe der Übergangspunkte in einem Park aufzufahren und die weiteren Befehle ihres Corps-Commandanten zu erwarten; die Handlanger haben dabei die Wachen zu bestreiten. Hinter diesem Artillerie-Park hat auch die Wagenburg mit dem zu jedem Corps gehörigen Naturalien-Vorrath aufzufahren, um nach Erforderniss die Verpflegung des Corps sogleich unterstützen zu können. (Damit diese Anordnung aber auch in den pünktlichsten Vollzug gebracht werde, wurden vom Armee-Commando an den Brücken zu Braunau, Mühlheim und Schärding Brückenwachen und ein Stabsofficier aufgestellt. Letzterer hatte so lange bei der Brücke zu bleiben, bis alle Corps, die Artillerie und die mitzunehmen erlaubten Wagen passirt wären, zu wachen, dass kein anderes Fuhrwerk sich einschleiche. Nach Vollzug seines Auftrages hat der Stabs-Officier wieder zu seinem Regimente einzurücken und die nöthigen Verhaltungen dem Commandanten der Brückenwache einzuschärfen.)

Da nach dem Übergang über den Inn die Cantonnirung gänzlich aufhört, so will Ich nur gestatten, dass die Generale und Regiments-Commandanten, insoferne nicht weiter als eine Viertel Stunde von ihren Brigaden und Regimentern ein Haus sich befindet, solches benützen dürfen. Die übrigen Stabs-Officiers haben ohne Ausnahme bei ihren Truppen zu bivouakiren, oder falls sie Zelte bei sich hätten, in solchen zu verbleiben.

Die Corps-Commandanten haben den Stabs-Officiers des Generalstabes eine Ordonnanz der Stabs-Dragoner, und insoferne der Stand derselben hinreicht, auch den übrigen Generalstabs-Officieren eine beizugeben, dagegen aber durchaus nicht zu dulden, dass diese andere Ordonnanzen der Regimenter sich zueignen.

Die Avantgarden haben durchaus auf Etappen zu leben, dagegen keine Theuerungszulage und Fleischbeitrag zu erhalten.

Die Avantgarde-Commandanten haben alle Pflegers oder Landrichter auf der Route durch verlässliche Unter-Officiere ausheben und mittels Post oder Vorspann auf das Schleunigste nach Braunau zu bringen, wo Ihnen die nöthigen Befehle ertheilt werden; doch ist diesen Beamten nichts zu Leide zu thun, und solchen nur aufzutragen, die Ausweise über den Populations- und Viehstand, dann der sonstigen Natural-Erträgnisse ihres Districts mitzunehmen.

5. Auszüge aus den wichtigeren Armee-Befehlen.

10. April.

Es wird morgen ein Hauptspital zu Rantzhofen bei Braunau und ein anderes in Schärding und Gegend angelegt sein. In ersteres hat das 5. und 6. Corps und 2. Reserve-Corps, in letzteres das 3. und 4. Corps und 1. Reserve-Corps aus dem Aufnahms-Spital seine Kranken abzuschicken.

Von Morgen an wird die gewöhnliche Ordinaire-Post aus dem Hauptquartier mit einem Courier expedirt werden, und von diesem Tag können auch auf der Feldpost Briefe aufgegeben und abgenommen werden.

Als Couriere wurden Unter-Officiere verwendet.

Den 11. Abends und 12. Früh kann das 5. und 6. Corps bei Hochenwarth, das 2. Reserve-Corps bei Gumpersdorf, das 3. Corps zu Köstlarn und das 4. Corps und 1. Reserve-Corps zu Bingheim den vom Colonnen-Magazin nachgeführt werdenden zweitägigen Fourage-Vorrath empfangen.

Die Kesselpferde und Officierspackpferde können zwar in gleicher Höhe neben den Abtheilungen fortgehen, jedoch ist darauf zu sehen, dass sie besonders bei Defiléen dem Marsch nicht hinderlich fallen und wo möglich solche seitwärts umgehen, statt sich in die Truppe hinein zu drängen; sollte aber dieses nicht angehen, so haben sie sich zwischen die Distanzen der Abtheilungen dergestalt zu vertheilen, dass hiedurch kein Hinderniss entstehe, nach zurückgelegtem Defilée aber gleich wieder hinaus zu ziehen.

Es wird bewilligt, dass jeder Corps-Commandant innerhalb des ihm hier vorgezeichneten Bezirks eine Mass Bier per Kopf mittels Requisition herbeischaffe.

(Werden die Ortschaften für die verschiedenen Corps angegeben.)

Die Corps-Commandanten haben besorgt zu sein, damit die hinter dem Inn zurückgebliebene Munitions-Reserve und Positions-Geschütze der Richtung des Marsches ihres Corps in gehöriger Entfernung folgen.

Ich habe in Erfahrung gebracht, dass sich weder die Landes-Commissäre, noch die dirigirenden Kriegs-Commissäre, nicht einmal die oberamtirenden Verpflegs-Verwalter bei den Corps befinden und auf mehrere Märsche zurückbleiben, somit alle jene Gegenstände und Bedürfnisse der Truppen, die ihnen zu besorgen obliegen, ohne die nöthige Direction sind. Dieselben sind von den Corps an sich zu ziehen.

Alt-Ötting, 13. April.

Von der angeordneten Absendung der Pfleger nach Braunau hat es ganz abzukommen. Es wird dem Armee-General-Commando überlassen, die Pfleger derjenigen Districte, die die Armee passirt hat, an den erforderlichen Punkt durch unmittelbare Einberufung zu versammeln.

Die Corps-Commandanten werden berechtigt, die bei der Artillerie- und Fuhrwesen-Bespannung entkräfteten Pferde durch Pferde vom Lande auszutauschen, welche mittels Requisition einzutreiben; dagegen sind aber ebensoviele der entkräfteten Pferde an die Beisteller abzugeben. Es ist Sorge zu tragen, dass hiebei keine Unterschleife geschehen, und nicht jeder Subalterner nach Willkür requirire, sondern die Requisition nur im Namen der Corps-Commandanten durch die von solchen benannten Individuen geschehe.

Übrigens sind durch das Ober-Landes-Commissariat eine gewisse Anzahl Pferde disponirt worden, und können die noch mangelnden Zugpferde daselbst abgeholt werden.

Den Corps-Commandanten wurde eine Instruction mitgegeben, wie die Requisition zur leichteren und besseren Verpflegung der Truppe zu Hilfe zu nehmen. Damit jedoch den nachfolgenden Corps nicht die Möglichkeit benommen werde, die erforderlichen Lebensmittel zu finden, so werden die Corps-Commandanten verantwortlich gemacht, dass nicht mehr requirirt werde, als die Truppen wirklich bedürfen und in der gedruckten Etappen-Vorschrift bemessen worden.

Die aus Österreich mitgenommenen Vorspannswagen sind durch derlei Wagen aus Baiern zu ersetzen, erstere zu entlassen.

Neumark, 14. April.

Es ist ein für allemal bei den Regimentern einzuführen und die Mannschaft zu verhalten: das Tags vorher gekochte Fleisch auf dem Marsche mit sich zu tragen, damit sie sowohl während des Marsches, als bei dem Anlangen im neuen Lager nicht ohne Nahrung sei; die Suppe wird daher nach jedem

Abkochen genossen, das Fleisch auf den andern Tag mitgenommen. Das 5. und 6. Corps und 2. Reserve-Corps kann morgen aus dem Colonnen-Magazin zu Ekelhofen, das 3. und 4. Corps und 1. Reserve-Corps zu Binabiburg auf zwei Tage Brod und Fourage fassen.

Damit die Artillerie-Mannschaft ihre gehörige Verpflegung erhalte, so ist es nöthig, dass die Brigadiere die Mannschaft, sowohl der Artillerie als die Handlanger und des Fuhrwesens, der bei ihren Brigaden eingetheilten Batterien in Rücksicht der Victualien-Abfassungen und Gratis-Austheilungen an das eine oder andere Regiment der Brigade anweisen. Durch das Brigade-Commando haben die Batterie-Commandanten die sonstigen Befehle und allgemeinen Anordnungen zu empfangen, die ihnen wegen der Entfernung von dem Reserve-Commandanten nicht zukommen können.

Die Reserve-Commandanten aber erhalten die nöthigen Weisungen durch den Corps-Commandanten.

Wenn sich diesseitige Vertraute (Kundschafter) auf den Vorposten melden, so sind sie mittels der Post oder auf Ordonnanz-Pferden oder eine sonst schleunige Art in das Hauptquartier mittels Escorte zu bringen.

Es ist vernommen worden, dass die Corps ihre ambulanten Aufnahms-Spitäler hinter dem Inn zurückgelassen haben. Solche sind sogleich auf die vorgeschriebene Entfernung eines Marsches vom Corps nachrücken zu machen.

Vilsbiburg, 15. April.

Bei dem morgigen Marsche hat sämmtliche fahrende Bagage ohne Ausnahme hiemit auch die Proviantwagen, Colonnen-Magazine und alle sonstigen Vorspannswagen zurückzubleiben. Jene des 3., 4. und 6. Corps, dann des 1. und 2. Corps der Reserve ist auf dem rechten Ufer der grossen Vils, die des 3. Corps aber zwischen der kleinen und grossen Vils corpsweise in einen Park zusammenzuführen. Die Wahl der hiezu angemessenen Plätze wird den Corps-Commandanten überlassen.

Diese werden zu diesen Wagenburgen, die in ordentlichen Reihen aufzufahren haben, einen Commandanten und eine kleine Bedeckung bestimmen, welcher für die Ordnung und Verpflegung zu sorgen, für jede Excesse und vorzüglich dafür verantwortlich bleibt, dass kein Fuhrwerk ohne schriftlichen Befehl des Corps-Commandanten sich aus dieser Wagenburg entferne und dem Corps nachfahre.

Das 5. Corps hat einen Stabs-Officier mit einem kleinen Commando bei Geisenhausen an der kleinen Vils aufzustellen, bis alle Corps sammt dem Artillerie-Park passirt sind.

Dieser Stabs-Officier hat nicht zu gestatten, dass irgend ein Fuhrwerk, es gehöre wem es wolle, die Brücke passire, sondern solches sogleich aus dem Wege zu schaffen und dahin zu verweisen, wohin es gehört; wäre es aber eine ungebührende Vorspann, die auf solcher befindlichen Effecten auf dem nächsten Feld herabwerfen zu lassen.

Sollte es zu einer Affaire kommen, so ist es Sache der Corps-Commandanten, den Platz des ersten Verbandes zu bestimmen und daselbst eine Anzahl Landwagen zur Transportirung der Blessirten in das Aufnahms-Spital zu versammeln.

Die Kesselpferde haben neben ihren Regimentern zu marschiren, und hinter der 1. Artillerie-Reserve sind per Regiment 1 Fleischhacker-Wagen mit Fleisch und 1 Marketender-Wagen mit Getränke mitzunehmen.

Landshut, 16. April.

Wenn Artillerie oder Fuhrwesen, oder was immer für sonstige Parteien unterwegs abfüttern, so hat solches nicht auf der Strasse, wo sie die Passage hemmen, sondern seitwärts derselben auf dem Felde zu geschehen.

Landshut, 17. April.

Die Corps-Commandanten haben zwar ihr Hauptquartier in jenem Orte zuverlässig zu nehmen, der ihnen vermöge Disposition angewiesen worden; da jedoch Fälle eingetreten und noch eintreten können, wo verschiedene Rücksichten es nothwendig machen, dass sie ihr Hauptquartier in einen andern Ort verlegen, so haben sie in diesem Falle in dem vermöge Disposition angewiesenen Orte die Anstalt zu treffen, dass ihnen die dahin gelangenden Befehle verlässlich zukommen gemacht werden, und wo sie ihr Hauptquartier genommen, ist dem Armee-Commando sogleich anzuzeigen.

Die künftige Disponirung der Colonnen-Magazine des 3., 5. uud 6., dann 1. und 2. Reserve-Corps wird von der Haupt-Verpflegs-Direction zur Vermeidung aller Kreuzungen erfolgen, da solche durch das Corps-Commando zu veranlassen, mit zu viel Zeitaufwand verbunden ist.

Sämmtliche Cavallerie-Regimenter haben ihre maroden Pferde sogleich nach Straubing abzuschicken. Die Anzahl derselben muss bestimmen, ob hiezu auch ein Ober-Officier oder nur ein Unter-Officier zur Aufsicht mit zu commandiren ist. Ein Rittmeister wurde als Commandant des Thier-Spitals vom Armee-Commando bestimmt, desgleichen ein Curschmied und ein Feldkriegs-Commissär wegen der Verpflegung der im Spital befindlichen Mannschaft und Pferde.

Zu Landshut ist das vom 5. Corps etablirte Aufnahms-Spital durch das Armee-General-Commando in ein Unterlags-Spital umzustalten, das Personale des Aufnahms-Spitals sodann zum Corps einrücken zu machen.

Wenn von dem en chef dirigirend en Stabs-Arzte Ärzte von den Corps commandirt werden, so sind solche allsogleich abzuschicken.

Dieser dirigirende Stabsarzt ist auch, wenn er fährt, überall passiren zu lassen.

Die Chef-Ärzte der Corps haben Reitpferde zu unterhalten, damit sie überall durchkommen, und besonders am Tage eines Gefechtes, wo die fahrende Bagage zurückbleibt, in der Ausübung ihrer Pflicht nicht gehemmt seien. Ebenso haben die Chefs aller übrigen Branchen beritten zu sein, um die Schuld ihres Zurückbleibens nicht mehr auf das Nichtdurchkommen (zu Wagen) wälzen zu können.

Jedes Corps hat sogleich anzuzeigen, ob das Personale seines Aufnahms-Spitals ordentlich organisirt ist und solches dem Marsche des Corps in angemessener Entfernung folge, um erforderlichen Falls die Aufnahme der Blessirten und Kranken oder ihre weitere Absendung in die rückwärtigen Spitäler sogleich veranlassen zu können.

Pfeffenhausen, 21. April.

In Regensburg wird ein Platz-Commando aufgestellt, und an dieses der Magistrat, die Polizei und Bürger-Miliz angewiesen, welch' letztere auf eine ähnliche Art in Hinsicht der Erhaltung der Ordnung und inneren Sicherheit zu beeiden sein wird, wie die Beamten der besetzten fremden Länder.

So wie die Colonnen-Magazine, erhielten auch die zweiten Reserve-Abtheilungen (Munition) der Armee-Corps vom Armee-Commando directe ihre Marschbefehle, und es wurden jedesmal die Corps-Commandanten von dem jeweiligen Aufstellungsort in Kenntniss gesetzt, damit sie ihre Artillerie-Chefs verständigen können.

Wir übergehen die weiteren Verpflegs-Anordnungen, während des Rückzuges der Hauptarmee durch Böhmen, und während ihres Stillstandes im Marchfeld und Rückzuges nach der Schlacht von Wagram, da die Beschaffungen in ähnlicher Weise bewirkt wurden, wie während des Rückzuges der Armee aus Italien im Jahre 1805.

Stadt am Hof, 24. April.

Die Ernennung eines Generalgewaltigen bei jedem Armee-Corps wird anbefohlen.

Das Ausschiessen der Gewehre, besonders während des Marsches, ist mit aller Strenge zu bestrafen.

Den Arrieregarden ist ganz besonders einzuschärfen, keine Traineurs zurückzulassen, sondern Alles aufzunehmen und mit sich fortzuführen, diese Leute aber an die Wache des Corps-Hauptquartiers abzugeben.

Der Marsch der Regimenter hat unfehlbar in jener Ordnung zu geschehen, wie solche durch den Marschzettel aufeinander zu folgen angewiesen sind. Das Vormarschiren, Kreuzen und Hineindrängen der Regimenter in eine andere Ordnung ist durchaus untersagt.

Die Leute, die ohne Gewehr zurückkommen und solche weggeworfen haben, sind standrechtmässig zu behandeln.

Cham, 26. April.

Zu Cham und Waldmünchen wurden Aufnahms-Spitäler errichtet.

Den Generalgewaltigen ist von jedem Regimente die verlangte Escorte mitzugeben, und derselbe hat die arretirt werdenden Excedenten entweder auf der Stelle durch Pulver und Blei, oder wenn ein Freimann vorhanden ist, durch solchen hinrichten zu lassen.

27. April.

Bei jedem Armee-Corps hat täglich 1 GMajor, 1 Oberst und 2 Stabs-Officiere, und wenn zwei oder mehrere Corps beisammen in einem Lager stehen, auch 1 Feldmarschall-Lieutenant den Tag zu halten.

3. Mai.

Das Beispiel der Regimenter Duka und Klebek, welche bei Neumark zwei französische Chasseur-Regimenter, die in den Gärten und Gassen von Neumark zusammengedrängt waren, mit dem Bajonett angriffen, warfen und in gänzliche Zerrüttung brachten, zeigt abermals, was eine entschlossene, ihrer Kraft bewusste Infanterie gegen die Cavallerie vermag.

Die Infanterie ist jedoch überhaupt hierin noch sehr unbeholfen. Infanterie, welche in Wäldern, Dörfern, Hecken, Gräben etc. postirt steht, ist im vollen Sinne des Wortes gegen Cavallerie-Angriffe unüberwindlich; sie ist es auch auf der Plaine, wenn sie die vorgeschriebene geschlossene Ordnung in Massen oder Quarrés beibehält.

Allein die Unbeholfenheit der Infanterie geht oft so weit, dass solche Dörfer und Wälder verlassen, wenn feindliche Cavallerie es wagt, auf der Strasse durch solche durchzujagen. Das Unsinnige und Gefährliche eines solchen Benehmens ist der Mannschaft recht begreiflich zu machen. Jedes Haus, jede Planke, Graben oder Baum ist eine Festung für den Infanteristen gegen die Cavallerie; allein die Leute dürfen nicht, wie es bisher geschehen, in Ortschaften in den Gassen und an den Eingängen stehen bleiben, sondern es sind alle Häuser des Ortes, Dächer, Gärten und Einfriedungen, aus welchen man auf die Eingänge, Gassen und Plätze feuern kann, zu besetzen. Verlässt aber die Infanterie die Vortheile des Ortes und vereinzelt sie sich hinter dem Dorfe oder Walde, so gibt sie alle ihre Vortheile preis.

Sollte der Feind auch ein Dorf oder einen Wald, der auf diese Weise vertheidigt wird, umgehen oder mit vielem Verlust auf der durchführenden Strasse durchjagen, so ist es um so unklüger, den Posten zu verlassen, indem eine solche Cavallerie-Abtheilung eben durch die Behauptung der Infanterie in dem Dorfe oder Walde von dem übrigen Theile der Armee getrennt, entweder bei ihrem Rückzuge durch das abermalige Spiessruthenlaufen unter dem Feuer der Infanterie aufgerieben oder gefangen werden wird; überhaupt aber muss die Infanterie in einem solchen Posten immer darauf rechnen, dass sie von den

rückwärts aufgestellten Unterstützungen degagirt werden, und im Angesichte der Armee den Ruhm ihres nicht allein tapfern, sondern auch klugen Widerstandes einernten wird.

Auch der schon im Reglement vorgeschriebene Angriff von Infanterie auf Cavallerie ist besonders im coupirten Terrain vorzunehmen; und selbst auf der Ebene wird eine en masse in Quarréen geschlossen vorrückende Infanterie, die feindliche Cavallerie gewiss werfen; nur darf sie sich auf die Verfolgung derselben nicht einlassen, um nicht in Unordnung zu gerathen, sondern wenn sie durch ihren Anlauf die Cavallerie zurückgeworfen, ist diese blos durch Feuer zu begleiten.

Die Kranken sind in das Armee-Spital zu Neuhaus abzusenden.

4. Mai.

Wenn Corps-Commandanten gegenseitig verwechselt werden, so haben die Corps selbst das ursprüngliche Numero zu behalten.

So oft die Mannschaft nur eine halbe Brodportion fassen kann, wird ein halb Pfund Fleisch gratis per Kopf bewilligt.

Täglich Abends geht ein Courier nach Wien — es wird also nach zwölf Uhr Mittags keine Estaffette dahin oder auf dieser Route expedirt, sondern der Courier hat alle derlei Pakete mitzunehmen, daher ist auch nicht auf denselben „expedirt mittels Estaffette", sondern „mittels dem gewöhnlichen Tags-Courier" zu bemerken, damit das Ärarium nicht eine doppelte Zahlung leisten müsse.

Gratzen, 8. Mai.

Bei dem Mangel der nothwendigen Generalstabs-Officiere werden die Corps-Commandanten einverständlich mit ihrem Chef des Generalstabs ermächtigt, Truppen-Officiere fürzuwählen, welche die nothwendigen Eigenschaften zu diesem Dienst besitzen.

Weitrach, 9. Mai.

Unter dem Vorwand aufgedrückter Pferde suchen viele Regimenter Vorspann zu erhalten. In diesem Falle hat die Ladung von 4—6 Kesselpferden auf einen Vorspannwagen geladen zu werden.

Es ist die Klage vorgekommen, dass die Officiere im Lager Mangel an Getränken haben. Diesem Übel könnten die Regiments-Commandanten leicht dadurch vorbauen, wenn sie die vorgeschriebenen Marketender hielten und darauf sehen liessen, dass sie immer mit den nöthigen Lebensmitteln und Getränken versehen sind. Da, wo keine Marketender sind, haben die zum Lagerausstecken vorausgehenden Officiers in den ihren Lagern zunächst liegenden Ortschaften mit den Obrigkeiten die Einleitung zu treffen, dass das Nöthige in's Lager geführt werde. Die Landes-Commissäre haben hiebei mitzuwirken.

Zwettl, 10. Mai.

Um die Zufuhr der Lebensmittel in das Lager zu erleichtern, wurde für die Armee ein Stabs-Officier bestimmt, der von nun an die Auftreibung und Zusammenführung derselben zu besorgen hatte. Derselbe war an den Armee-Verpflegs-Director angewiesen. Jedes Armee-Corps hatte den mit den Lageraussteckern zu gleichem Zwecke vorausgehenden Officier hinwieder an diesen Stabs-Officier anzuweisen; ebenso jedes Regiment gleichfalls 1 Officier, der an den Corps-Proviant-Officier gewiesen war. Ihre Hauptsorge war, Stroh, Holz und Lebensmittel aus den Ortschaften in das Lager führen zu lassen, damit der Mannschaft der Vorwand des Stroh- und Holzsuchens und somit eigentlich die Gelegenheit zu Excessen benommen werde.

Die Lebensmittel waren jedoch ordentlich und zur Sicherheit der Abliefernden zum Verkauf in's Lager zu führen.

Neu-Poella, 11. Mai.

Ausser den Obliegenheiten, welche das Generals-Reglement für die

Generals vom Tage vorschreibt, bestimme Ich noch insbesondere, dass der Feldmarschall-Lieutenant vom Tag im ersten, und der General-Major im zweiten Treffen des ganzen Lagers täglich bei jedem Regimente sich genau überzeugen, ob die Truppe mit den nöthigen Lagerbedürfnissen, mit Lebensmitteln und Getränken versehen sind.

Um die Möglichkeit zu erleichtern, dass die Regimenter mit Marketendern versehen sein können, gestatte Ich, dass diese anstatt 20 fl. künftig nur 6 fl. für die Pferdeportion monatlich Reluitionsbetrag zu erlegen haben; mit diesem Vortheil dürfte also künftig der Einwurf des zu kostspieligen Unterhaltes der Pferde für die Marketender gehoben sein.

Wenn von einem Armee-Corps Truppen zu andern detachirt werden, hat jenes Corps, von welchem die Detachirung geschieht, diese Truppen im Früh-Rapport namentlich, und wohin sie detachirt werden, anzusetzen.

Mold, 12. Mai.

Es wird zu Jedermanns Wissenschaft bekannt gemacht, dass morgen durch bereits getroffene Einleitung alle bei der Armee befindlichen Vorspannswagen angehalten, die Ladung abgeworfen und vernichtet und die Pferde entlassen werden; wo gedrückte Kesselpferde sind, haben die Leute abwechselnd die Kessel zu tragen; Fourage und Brod muss ohnehin auf den Pferden und in den Brodsäcken fortgebracht werden.

Ziersdorf, 13. Mai

Morgen früh wird das Colonnen-Magazin zwischen Sonnenberg und Hollabrunn in eine Wagenburg auffahren, und die Anweisungs-Canzlei sich zu Sonnenberg befinden.

Die Regiments-Proviantwagen werden bei Hollabrunn hinter dem Colonnen-Magazin stehen.

Das Brod ist durch die Proviantwagen zuzuführen, die Fourage wird sammt den Vorspannswagen erfolgt werden.

Stelzendorf, 14. Mai.

Jedes Corps hat beim Abmarsch aus dem Lager immer einen Zug Cavallerie zurückzulassen, der als Arrieregarde eine Stunde später aufbricht und die Nachzügler des Corps sammelt, nachführt und dabei auf die Verhütung der Excesse sieht.

Ebersdorf, 16. Mai.

Nach sicheren Nachrichten werden theils unsere Deserteurs, theils selbst Ranzionirte, in den unter französischer Herrschaft stehenden Ländern angehalten und gezwungen, bei der französischen Armee gegen Spanien Dienste zu nehmen. Man muss die Truppen mit diesen gewaltsamen Handlungen eines Feindes bekannt machen, der alle Verträge und alles Völkerrecht verletzt, und es ist wesentlich nothwendig, dem Soldaten dadurch zu beweisen, welches unglückliche Schicksal jene zu erwarten haben, die diesem Feinde in die Hände fallen.

17. Mai.

Zur Erleichterung der Subsistenz der Mannschaft bewillige Ich, dass, bis auf weiteren Befehl jeder Mann, vom Feldwebel abwärts, täglich ein halb Pfund Rindfleisch gratis erhalte. Jedoch wird der bisherige Fleischbeitrag, so lange diese Gratiszulage besteht, zurückbehalten, so dass der Soldat nur seine Kriegslöhnung und den Theuerungsbeitrag erhalte.

Ebersdorf, 18. Mai.

In Iglau werden bis 20. d. M. tausend Dragoner-Remonten gestellt sein. Die betreffenden Regimenter, denen diese zugewiesen wurden, haben einen Rittmeister nebst den nöthigen Ober- und Unter-Officieren, aber keinen von den dienstbaren Gemeinen, dahin zur Abfassung abzuschicken. Der Rittmeister begibt sich zu den Bagagen und Depôts, nimmt dort alle dienstbare Mann-

schaft mit, um mit dieser die Remonten zu übernehmen und solche zu der Reserve-Escadron abzuführen; dort übernimmt dieser Rittmeister alle dienstbare Mannschaft und dressirte Pferde und führt sie seinem Regimente zu. Sollte zur Transportirung dieser Remonten nicht hinlängliche Mannschaft vorhanden sein, so ist sich bei den betreffenden Kreisämtern um die nöthige Anzahl Wartknechte zu bewerben; diesen kann täglich 45 kr. Löhnung und eine Brodportion gegeben werden. Auf 4 Pferde ist ein Wartknecht zu rechnen.

Die Kranken werden einzeln in's Hauptquartier gebracht, wo keine Gelegenheit ist, sie unterzubringen. Sie müssen in der Regel corpsweise in den Aufnahms-Spitälern gesammelt werden, welche nahe an den Corps zu etabliren sind.

Breitenlee, 24. Mai.

Es kann von den übelsten Folgen für die Armee sein, wenn die Corps-Commandanten Mich nicht jedesmal unverweilt in die Kenntniss setzen, bei welchem Regiment im Lager, oder in welchem Orte sie anzutreffen sind, indem sonst oft die dringendsten und wichtigsten Befehle theils ganz irre gehen, theils zu spät anlangen.

Die Commandanten der Regimenter, bei denen sich Vorspannswagen widerrechtlich vorfinden, werden zur Bezahlung derselben täglich mit 6 fl. verhalten. Zu diesem Ende wird beim Armee-Colonnen-Magazin eine Vormerkung über jeden den Regimentern erfolgten Wartwagen gehalten.

Die Regimenter haben das Medicamentenwagerl immer mitführen zu lassen, damit bei vorfallender Schlacht es nicht an den so nothwendigen Instrumenten gebreche.

Markgraf-Neusiedl, 27. Mai.

Um die Officiere für den Verlust ihrer Pferde schadlos zu halten, gestatte Ich, dass sie gegen den bestimmten Betrag von 6 Ducaten Beutepferde erhalten können. Deshalb haben die Corps-Commandanten darauf zu halten, dass den alten und nie widerrufenen Vorschriften gemäss alle Beutepferde in das Hauptquartier abgegeben werden, anstatt, wie es bisher geschehen, so viele waffenfähige Leute wegen der Wartung der Beutepferde dem Dienste entgehen, oder dass man alle Weiber oder Knechte der Armee mit diesen Pferden beritten sieht, während so mancher Officier, der sein Pferd im Gefechte verloren hat, sich in Verlegenheit befindet.

29. Mai.

Da das Intrinsecum des Hauptquartiers der bessern Ordnung wegen wieder ganz mit dem General-Quartiermeister-Stab nach dem bestehenden Generals-Reglement vereinigt worden ist, so hat dies auch bei dem Armee-Corps zu geschehen, und es sind demnach fürhin die Stabs-Dragoner, Stabs-Infanterie und das Auditoriatsamt an den Chef des Generalstabs bei jedem Corps anzuweisen.

Die Corps-Commandanten haben die Cavallerie-Regimenter anzuweisen, dass sie den Officieren vom Generalstab, wenn sie während einer Affaire ihre Pferde verlieren, unverweigerlich Dienstpferde erfolgen lassen.

6. Instruction über die Verwendung der drei Waffen.

5. Juni.

Auf der Plaine ist die ordre de bataille der Infanterie die nämliche, wie bei der letzten Schlacht (Asparn), in der sich die Infanterie mit so vielem Ruhm bedeckt hat, nämlich Massen mit halben Divisionen aus der Mitte der Bataillone. Gegen die feindliche Infanterie kann eine leichte Chaine Plänkler vor der Masse unterhalten werden. — Sollte eine Masse dem Artillerie-Feuer des Feindes zu sehr preisgegeben sein, so überlasse Ich es der Beurtheilung der Brigadiere, diese Massen entweder in eine Linie zu formiren, wenn sie nämlich von der feindlichen Cavallerie Nichts zu besorgen hat, oder aber durch eine Seitwärts-Rückung oder die Benützung einer sonstigen, nicht zu weit aus dem Alignement liegenden Vertiefung sich aus der Direction des feindlichen Kanonenfeuers zu ziehen.

Die Artillerie ist in Batterien vor den Intervallen der Massen zu verwenden.

Die Cavallerie hat sich nicht gleich vom Fleck in Galop und Carrière auf zu grosse Entfernungen zu setzen und so zerstreute und nachdrucklose Attaken zu machen, sondern solche hat eher aus dem Schritt, wie die Vorschrift lautet, in die schnellere Bewegung überzugehen, und stets mit Soutiens zu attaquiren, — die leichte Cavallerie aber vorzüglich zu trachten, die Flanken des Feindes zu gewinnen.

Ein Hauptaugenmerk der verschiedenen Colonnen-Commandanten muss bei einem Angriff dahin gerichtet sein, immer so viel als möglich die Verbindung mit den Neben-Colonnen zu unterhalten; wenn aber auch eine oder die andere Neben-Colonne augenblicklich zum Weichen gezwungen wird, darf die nebenstehende Colonne nicht auch zurückgehen, sondern in einem solchen Falle ist um so nothwendiger, dass die Neben-Colonne rasch vordringe und trachte, den gegenüber stehenden Feind zu werfen, und dann die die Neben-Colonne Verfolgenden in die Flanke zu nehmen, und dieser hiedurch zur abermaligen Vorrückung Luft zu verschaffen. Bei Beobachtung eines entgegengesetzten Grundsatzes hätte der Feind nur nöthig, eine Colonne zu überwältigen, um alle übrigen zum Rückzug zu bewegen, wie solches leider einigemal erfolgt ist.

7. Juni.

An die Armee erging folgende Belehrung über die Verwendung der Artillerie:

Obwohl die Artillerie in der letzten Schlacht vom 21. und 22. vortrefflich gewirkt, Beweise der heldenmüthigsten Tapferkeit gegeben und so wie immer den alten Ruhm behauptet hat, so veranlassen Mich doch öfters gemachte Bemerkungen über den nicht zweckmässig gemachten Gebrauch des Geschützes, die Generale sowohl, als die Commandanten der Artillerie und Officiere des General-Quartiermeister-Stabes zu erinnern, dass besonders an einem Tage der Schlacht es darauf ankommt, in den entscheidendsten Augenblicken mit einem äusserst überlegenen Artilleriefeuer gegen jenen Theil des Feindes zu wirken, von welchem man am meisten zu besorgen hat, oder welchen man eben durchbrechen will. Es ist daher von unbedingter Nothwendigkeit, dass, ehe dieser entscheidende Augenblick herannaht, man nicht gleich alle seine Batterien ins Feuer bringt, sondern einige en Reserve behält, auch nicht seine Munition mit wenig Nutzen oft nur auf einzelne Leute verfeuert, woher dann nur zu oft Klagen entstehen, dass man nicht halten könne, weil man keine Munition mehr habe. Diesem werden oft vorsichtige Commandanten dadurch zuvorkommen, wenn sie alles unnütze Feuer, oft durch zu grosse Hitze, manch-

mal aber auch aus Mangel an Gegenwart des Geistes veranlasst, bei Zeiten einstellen.

Die sogenannten Kanonaden sind gewöhnlich ohne allen Erfolg, und der Schade ist am Ende derselben, immer auf der Seite desjenigen, welcher am meisten Munition verschossen hat. In diese ist sich also niemals zu engagiren, oder vielmehr sind diese durch die Herren Generale und Stabs-Officiere sogleich einzustellen, weil durch solche Kanonaden die Munition und die Kräfte der Bedienungs-Mannschaft erschöpft, im entscheidenden Moment, wo die grösste Wirkung des Geschützes gegen die geschlossenen feindlichen Truppen oder seine Batterien in der Nähe erforderlich ist, die Artillerie ausser Stand gesetzt wird, mit gehörigem Nachdruck zu wirken. Überhaupt ist in einem solchen Augenblick die alte, aber wichtige Regel zu beobachten, dass, wenn der Feind zum Angriff vorrückt, man seinem Geschütz nur wenig antworten, dagegen sein stärkstes Feuer gegen die anrückenden Truppen richten müsse. Ganz anders verhält es sich, wenn wir selbst auf den Feind losgehen: dann ist der Zeitpunkt, wo man sein ganzes Feuer auf die feindliche Artillerie richten muss, um sie zum Schweigen zu bringen, um sie unsern vorrückenden Truppen weniger schädlich zu machen.

Unklug ist es, die Artillerie sehr nahe an vom Feinde besetzte Häuser, Gräben, Ravins oder Buschwerk zu bringen, wo sie nicht viel Nutzen schaffen kann, dagegen die Bedienung derselben von den feindlichen Schützen an den Stücken zusammengeschossen werden.

Das Feuer der Artillerie muss so viel als möglich immer in ganzen Batterien bewirkt werden, und nur in äusserst seltenen Fällen, wo es sich um die locale Bestreichung eines Punktes der Passage handelt, sind einzelne Kanonen zu detachiren. Keine Batterie darf bei einem Angriff aufprotzen, sondern feuert mit eingehangenem Schleppseil fort, daher das Schleppseil bei einem zu erwartenden Angriff stets eingeknebelt sein muss.

Die Batterien müssen stets auf eine angemessene Distanz auf jenen Punkt vorgeführt werden, von wo sich die beste Wirkung des Geschützes erwarten lässt, bei der Infanterie auf kleinere, bei der Cavallerie auf grössere Distanzen, und da die Kanonen gewöhnlich das feindliche Kanonenfeuer auf sich ziehen, so haben die Generals darauf zu sehen, dass die Massen, soviel es angeht, nicht in der Direction des feindlichen Artilleriefeuers, sondern aus demselben seitwärts geführt, wo es das Terrain erlaubt, gedeckt, jedoch stets in solcher Nähe gehalten werden, um das Geschütz bei einem feindlichen Angriff gehörig sichern und dem Feind zeitlich genug entgegen wirken zu können.

Gegen feindliche Plänkler, wie schon gesagt worden, hat sich die Artillerie nicht unnütz zu verfeuern. Um sie gegen solche zu schützen und zu verhindern, dass jene nicht zu dreist werden und den Kanonen zu nahe kommen, sind ihnen von den nächsten Massen Plänkler entgegen zu schicken; diese Plänkler müssen, wie schon mehrmalen gesagt worden, sehr wenige, aber geschickte Leute sein, etwa 5—6 Mann per Compagnie, die man öfter ablösen lässt.

Das Cavallerie-Geschütz kann auf eine beträchtlichere Distanz als jenes der Infanterie vorgebracht werden; dagegen muss die Cavallerie auf jene des Feindes immer attent und so bereit sein, jeden Angriff derselben auf unsere Kanonen zeitig genug abweisen zu können.

Will man gegen einen Hauptpunkt der feindlichen Stellung vorrücken, wo der Weg durch die Artillerie gebahnt werden kann, so muss die Sorgfalt der Corps-Commandanten dahin gerichtet sein, mehrere Batterien concentrisch gegen diesen Punkt spielen zu lassen, um sodann mit den in Bereitschaft stehenden Truppen mit Blitzesschnelle gegen diesen Punkt in dem Augenblick anrücken zu können, wo durch die Wirkung des Geschützes die Feinde zu wanken oder gar zu weichen anfangen.

vom Jahre 7. Reglements 1807.

Für die Infanterie und Cavallerie wurden neue Reglements herausgegeben. Die Bestimmungen über die Detail-Abrichtung von Mann und Pferd wurden abgesondert in einem Abrichtungs-Reglement behandelt.

Die besonderen Abänderungen waren folgende:

Bei der Infanterie:

Das Regiment formirte wieder, wie vor dem Jahr 1805, 18 Compagnien in 2 Bataillone zu 6, 1 Bataillon zu 4 Corps und 1 Grenadier-Division zu 2 Compagnien.

Frontalbewegungen mit dem Regimente, d. i. mit 2 und 3 Bataillons, nämlich: Frontmärsche, parallele und schräge Richtungen, Frontveränderungen im rechten Winkel, Front und Flügelveränderungen auf die Mitte des Regiments.

Die Masse, welche bisher blos als Behelf für die Entwicklung der Colonne auf beschränktem Raume war, wurde nunmehr vorzüglich als jene Formation bezeichnet, um ein Bataillon so rasch als möglich von der Stelle zu bewegen, dasselbe in eine beliebige neue Richtung zu entwickeln, und auch um als Aufstellungs-Formation in der Schlachtordnung zu dienen.

Die Verwendung des 3. Gliedes für die zerstreute Fechtart zur Eclaircirung der Front oder der Colonnenflanken.

Das Quarré erhielt eine geschicktere Einrichtung, analog mit der Masse, so dass der Übergang aus dem Quarré in die Front oder Colonne und umgekehrt viel schneller bewirkt werden konnte.

Mit dem 3. Gliede konnten aus der Front und Colonne Züge zu zwei Mann hoch gebildet werden, um mit denselben eine Avant- oder Arrieregarde, eine Verlängerung oder Überflügelung (Debordirung) der Front, oder auch eine Flanke hinter einem oder dem andern Flügel zu erhalten.

Endlich enthielt es noch die Vorschriften zur Ablösung der Treffen.

Da im Brigade-Verbande die Regimenter treffenweise, nämlich ein Regiment im 1., das andere im 2. Treffen stand, wodurch das Regiment immer als ein Körper für sich in der Brigade auftrat, so genügten diese Vorschriften auch, um mit der Brigade am Schlachtfelde die vorkommenden einfachen Bewegungen auszuführen.

Bei der Cavallerie wurde die Aufstellung in 2 Gliedern beibehalten, alle einen defensiven Charakter tragenden Vorschriften und Formationen, wie die Chargirung zu Pferd, die Formation einer Flanke, wurden abgeschafft, und der grösste Werth auf eine geschlossene Attake mit kräftigem Choque und auf den Angriff überhaupt gelegt.

Obwohl bei der Infanterie und Cavallerie die Formation des Regiments und die Reihenfolge der Unter-Abtheilungen eine starre war, so dass die Bataillone, Divisionen, Compagnien und Escadronen stets nach der Reihenfolge ihrer Nummern vom rechten Flügel gegen den linken gestellt bleiben mussten, so waren doch die Inversionen oder der Aufmarsch in eine entgegengesetzte Richtung, wodurch die Abtheilungen verworfen wurden, aber nur in dringenden Fällen gestattet.

Für die Cavallerie gab es noch keine Vorschriften über das Manövriren mit mehreren Regimentern oder einer Cavallerie-Brigade, wie es für diese Waffe jedenfalls nothwendig ist, um die ihr innewohnende grössere Beweglichkeit und Schnelligkeit nicht durch mündliche Dispositionen über auszuführende Bewegungen, welche mehr Zeit benöthigen als kurze Schlagwörter, oder Commandos, zu lähmen.

Die taktische Verwendung der Cavallerie

mit Rücksicht auf die bevorstehende Bewaffnung mit Hinterlad-Feuerwaffen.

Von

Carl Morawetz,

k. k. Oberlieutenant des k. k. 8. Dragoner-Regiments.

Die blutigen Ereignisse, die sich im Jahre 1866 auf den böhmischen Schlachtfeldern abgespielt, gehören schon längst der Geschichte an, doch der Wellenschlag der geistigen Bewegung und die reformatorische Thätigkeit, die aus denselben entsprossen, sind noch nicht gebannt und haben noch immer nicht ihren Abschluss gefunden.

Gerade so wie ein in's Wasser geschleuderter Stein noch dann eine Vibration auf der Wasserfläche hervorzubringen vermag, wenn er schon längst in der Tiefe verschwunden, ebenso ergeht es in dem militärischen Leben der Völker mit dem grössten Theile aller Heeresinstitutionen, die, wenn auch in friedlichen Tagen zur Welt gebracht, dennoch, was ihre Genesis anbelangt, auf eine frühere Zeit resp. Kriegsperiode zurückgeführt werden müssen.

Da Ursache, Wirkung und Einführung einer jeden Reorganisation niemals in ein und denselben Zeitraum fallen und oft weit von einander liegen, so wird das Aufsuchen aller dieser einzelnen Momente um so schwieriger, doch um so nothwendiger, wenn wir uns bei der kritischen Beleuchtung irgend einer Neuerung vor Trugschlüssen bewahren und den eigentlichen Zweck weder unter- noch überschätzen wollen.

Die bevorstehende Neubewaffnung der Cavallerie mit den Hinterlad-Feuerwaffen, wodurch sowohl die Selbständigkeit sowie Leistungsfähigkeit dieser Waffe um ein Bedeutendes erhöht werden soll, und die im gegenwärtigen Augenblicke das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt, liefert uns den deutlichen Beweis, wie gross oft die Spanne Zeit ist, die zwischen dem Hervortreten der Frage und der endgiltigen Realisirung derselben liegt.

Die ersten Schüsse, die überhaupt je aus Cavallerie-Hinterladern abgefeuert worden sind, erschallten im letzten amerikanischen Secessions-Kriege, und die ersten ernsten Versuche, die mit der Einführung dieser Waffe bei uns gemacht wurden, fallen in das bedeutungsvolle Jahr 1868 — in welchem der Reorganisationssturm so manche ererbten Übelstände zerstäubt und so viele neue Ideen und Anschauungen geschaffen hat.

In allen den Aufsätzen, die in jüngster Zeit über diesen Gegenstand von cavalleristischer Seite veröffentlicht wurden, wird grösstentheils das

Hauptgewicht nur auf die dringende Nothwendigkeit einer allgemeinen Bewaffnung der Reiter mit Hinterladern gelegt, und diese mehr oder weniger aus der geänderten Infanterie-Taktik, wie sie das Hinterlad-Gewehr bedingt, abgeleitet.

Ohne nur im Geringsten den wissenschaftlichen Werth solcher Aufsätze unterschätzen zu wollen und ohne ihnen jene Bedeutung abzusprechen, die sie auf die endgiltige Entscheidung dieser so hochwichtigen Frage genommen, so ist ihr Werth für die eigentliche Praxis doch nur ein sehr relativer, da die Vertheilungsart dieser neuen Waffe, sowie ihre Wirksamkeit in Gefechtsmomenten, entweder nur in allgemeinen Phrasen behandelt oder gänzlich mit Stillschweigen übergangen wird.

Die vielen Schwierigkeiten, die der praktischen Ausführung der neuen Cavallerie-Bewaffnung im Wege stehen, sind derart bedeutend, dass es nicht hinreichend ist, wenn man nur das schöne Endziel dieser Neuerung beleuchtet, sondern man muss gerade hier auch genau den Weg sammt all seinen Hindernissen näher beschreiben, der zu dem so hell schimmernden Endpunkte führt.

Zu allen diesen Schwierigkeiten fällt hier noch der Umstand bedeutend in die Wagschale, dass, wenn auch die Nothwendigkeit der Bewaffnung der Cavallerie mit Hinterladern theoretisch nicht abgeleugnet werden kann, derselben dennoch in der Praxis kein besonderer Nutzen und Erfolg zugetraut wird, weil die Befürchtung massgebend zu sein scheint, dass die richtige Handhabung der neuen Feuerwaffe nur auf Kosten des in unserer Armee so sorgsam gepflegten Reitergeistes bewerkstelligt werden kann, wodurch es bei der ohnedies so kurzen Dienstzeit leicht geschehen könnte, dass unsere Reiter schlechte Cavalleristen und niemals gute Infanteristen werden würden.

Dass an der letzteren Befürchtung sehr viel Wahres liegt, ist unbestreitbar und dürfte um so einleuchtender erscheinen, wenn man die Klagen der Infanterie, die wegen der kurzen Dienstzeit ausgestossen werden, in Betracht zieht, wodurch die Abrichtung der Mannschaft nur mit Mühe auf jenen Standpunkt gebracht werden kann, den die neue Kriegskunst erfordert.

Bedenkt man, dass der Cavallerie jetzt die Aufgabe zufallen soll, bei gleicher Dienstzeit das Reiterwesen und noch nebstbei den Dienst des Infanteristen, wie ihn die richtige Handhabung des Gewehres erheischt, zu cultiviren, so wird man nicht umhin können, alle die früher angedeuteten Schwierigkeiten, die der praktischen Realisirung der Frage entgegenstehen, ihrer ganzen Tragweite nach zu würdigen.

Um aus diesem Dilemma herauszukommen, kam man auf die Idee, berittene Infanterie zu formiren, die von Vielen als die goldene Mittelstrasse zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes angesehen wurde, und durch welche das Cavallerie-Pferd vom Schlachtross zu einem simplen Transportmittel herabgesetzt werden sollte.

So schön sich etwa diese Infanterie-Cavallerie auf dem Papiere ausnimmt und so gross auch die Distanzen sein mögen, die man mit diesen Reitern im

Geiste durcheilen sieht, so bleibt doch für ruhige Denker der Werth und der Nutzen einer solchen Cavallerie auf europäischen Kriegsschauplätzen ein höchst zweifelhafter, da sich unwillkürlich die Besorgniss aufdrängen muss, welche Rolle denn eine cavalleristisch so schlecht ausgebildete Truppe vor dem Feinde spielen würde, wenn sie das Unglück hätte, in ihrer Bewegung von einer gut geschulten und von echtem Reitergeiste beseelten Cavallerie überfallen zu werden.

Oder verlangt man etwa, dass man diese Infanterie-Cavallerie noch unter den Schutz einer Reitertruppe stelle?

Um in den letzteren Kriegen in der Cavallerie die Manövrirfähigkeit beider Waffen — Infanterie und Cavallerie — zu vereinigen und sie zur Ausführung besonderer Aufgaben geeigneter zu machen, nahm man zu dem Auskunfts-, respective Aushilfsmittel Zuflucht, den mehr selbständig operirenden grösseren Cavallerie-Körpern Jäger-Bataillone zuzutheilen, die dann nach Umständen auch auf requirirten Wagen weiterbefördert werden könnten.

Diese Beförderungsart war jedoch überall, wo sie in Wirklichkeit ausgeführt werden sollte, mit einer Menge von Schwierigkeiten verbunden und musste manchmal gerade in den Augenblicken, wo sie dringend geboten schien, unterbleiben, weil die nöthige Wagenzahl entweder gar nicht oder erst nach längerer Zeit herbeigeschafft werden konnte.

Da die eben angedeuteten Wagen-Transporte im Kriege nicht immer auszuführen sein dürften, so bleibt uns Nichts anderes übrig, als nur mit der Wirklichkeit zu rechnen und die Kriegsmärsche beider Waffengattungen nur von diesem Gesichtspunkte aus zu beurtheilen. Versucht man in einem solchen Falle das Maximum der Marschfähigkeit der Cavallerie mit dem der Infanterie in eine Parallele zu setzen, so gelangt man zu dem Resultate, dass in allen jenen Augenblicken, wo es sich um die rasche Zurücklegung einer Terrainstrecke handelt, die Jäger, wenn sie auf ihre eigenen Füsse angewiesen bleiben, den Bewegungen der Cavallerie entweder gar nicht folgen können, wodurch der ursprüngliche Zweck, den die Verbindung der zwei Waffen hervorbringen soll, verloren geht, oder aber die Cavallerie bleibt in stetem Contacte mit den Jägern und leistet dadurch auf den Hauptvortheil, der dieser Waffe eigen ist, — „die Schnelligkeit" — gänzlich Verzicht.

Dass beide Arten nicht zum Ziele führen, — bedarf keiner näheren Erörterung.

Soll also die grössere Widerstandsfähigkeit, die sich auf der Seite der Fusstruppen befindet, mit der Schnelligkeit einer tüchtigen Cavallerie bleibend in Einer Waffe vereinigt werden, so ergiebt sich nach dem eben Gesagten als natürliche Folge, dass dieser Doppelvortheil nur mit der Bewaffnung der Cavallerie mit Hinterladern erreicht werden kann.

Aus den eben geschilderten Andeutungen erhellt auch, welchen Umständen die Neubewaffnungs-Frage der Cavallerie ihren „Ursprung" verdankt, und welche „Ursachen" massgebend waren, die die Wirkung hervorgebracht

haben, dass zu der schliesslichen „Einführung“ des Carabiners geschritten werden musste.

Da die kritische Untersuchung der Genesis der Bewaffnungs-Frage mit diesen Zeilen als beendigt betrachtet werden kann, so bleibt jetzt noch die zukünftige Wirksamkeit und die Art und Weise, wie die neue Waffe verwendet werden soll, zu besprechen.

In nachstehenden 3 Punkten lassen sich sämmtliche Hauptschwierigkeiten, die der praktischen Durchführung der schnellfeuernden Waffe im Wege stehen, zusammenfassen:

1. Wie soll die Vertheilung des neuen Gewehres bei den Regimentern vor sich gehen?

2. In welchen Fällen soll von der neuen Waffe Gebrauch gemacht werden, und

3., darf die neue Taktik auf Kosten der Reiterei bewerkstelligt werden?

Die Art und Weise, wie die Vertheilung des Gewehres bei den Regimentern stattzufinden hat, ist ungemein wichtig, und die taktische Verwendung und Brauchbarkeit der Truppe steht mit ihr im engsten Zusammenhang.

Man kann die Gewehre entweder derart vertheilen, dass jeder 2. Mann ein solches erhält; bei einer geringeren Zahl derselben kann jedoch wieder die Vertheilung zugsweise bewerkstelligt werden, d. h. die Gewehre sind unter den 4 Zügen einer Escadron gleichmässig vertheilt; — oder aber man errichtet eigene Schützenzüge und Schützenescadronen, in denen jeder 2. Mann mit einem Gewehre bewaffnet ist.

Selbstverständlich wäre es in gewisser Hinsicht am besten, wenn in einem Regimente jeder 2. Mann mit einem Gewehre betheilt werden würde, weil dadurch die Einfachheit bei der Ausscheidung der Schützen um ein Bedeutendes erhöht werden möchte.

Da es jedoch anderseits nie oder doch nur sehr selten vorkommen dürfte, dass ein ganzes Cavallerie-Regiment zum Absitzen in die Feuerlinie befehligt wird, so ist es hinreichend, wenn die Gewehranzahl dem Drittel des Mannschaftsstandes gleichkommt.

Theilt man die Gewehre in einer Escadron derart ein, dass jeder Zug nur einige von denselben erhält, und dass die Gewehranzahl nicht ganz der Hälfte der Reiterzahl gleichkommt, so hat man den Nachtheil, dass in allen denjenigen Fällen, wo von den Gewehren irgend ein Gebrauch gemacht werden soll, erst eigene Schützenzüge formirt werden müssen, was eine höchst langweilige und unter gewissen Umständen sogar schwierige Manipulation zur Folge hätte.

Ein Beispiel, dem praktischen Leben entnommen, dürfte dieses am besten veranschaulichen.

Ein in der Bewegung begriffener grösserer Cavallerie-Körper erhält den Auftrag, 200 Schützen auf einen vom Feinde bedrohten Punkt schleunigst zu dirigiren.

Was ist die Folge?

Zuerst müssen hievon die Schützen, sowie die einzelnen Escadrons-Commandanten, und von diesen wieder die betreffenden Schützen nominativ verständigt werden, die, nachdem sie aus der Front herausgebrochen, später in Schützenzüge formirt werden.

Bei dieser Gelegenheit muss auch erwähnt werden, dass gleichzeitig mit den Schützen auch noch die nöthige Zahl von Reitern zum Pferdehalten die Front zu verlassen hat.

Dass unter diesen Verhältnissen die Ruhe und das Tempo der Haupttruppe leiden würde, da nach dem Herausbrechen der Schützen die letztere neu eingetheilt werden müsste, bedarf keiner näheren Erörterung.

In Folge der vielen Übelstände, die aus der Zersplitterung der Schützen entstehen, gibt es nur eine Art von Vertheilung, und zwar die, dass man die Schützen in besondere Abtheilungen concentrirt.

Durch die Vereinigung der Schützen in Zügen ist man jeden Augenblick in der Lage, ohne die geringsten Schwierigkeiten und ohne nur im Geringsten die Ruhe der Haupttruppe zu stören, grössere oder kleinere Abtheilungen auszuscheiden.

Durch die Errichtung einer Schützen-Escadron per Division ist anderseits dem Commandanten auch die Möglichkeit geboten, selbst eine grössere compacte Abtheilung zur Action zu bringen.

Auf die Vortheile, die aus der eben angedeuteten Concentrirung der Schützen in Gefechtsmomenten entstehen, wird später noch besonders hingewiesen werden.

Es ist wohl nicht nöthig hier nochmals zu wiederholen, dass der jetzt beschriebene Vertheilungsmodus sich auf die allgemein verbreitete Annahme gründet, dass den Cavallerie-Regimentern nur eine Gewehranzahl, die höchstens dem Drittel des Mannschaftsstandes gleichkommt, zugewiesen wird.

Bevor ich zu der Beantwortung der zweiten Frage, „in welchen Fällen von der neuen Feuerwaffe Gebrauch gemacht werden soll“, übergehe, ist es nothwendig, den Wirkungskreis der Cavallerie in allgemeinen Umrissen anzudeuten und die Thatsache hervorzuheben, dass trotz der modernen Feuertaktik der Infanterie die Thätigkeit der Cavallerie nicht gehemmt, sondern vielmehr erhöht wurde, weil zu den alten Pflichten, die noch immer dieselben geblieben, sich noch neue hinzugesellt haben.

Was die Wirksamkeit der Cavallerie im Kriege anbelangt, so zerfällt diese nach Waldstättens Taktik in 2 Hauptmomente:

1. die Verwendung während der Operationen und
2. die Verwendung in der Schlacht.

Die Thätigkeit der Cavallerie vor der Schlacht, das ist während der Operationen, umfasst das Recognosciren, Beobachten und das momentane Aufhalten des Feindes.

Diese Verwendungsart gehört nach dem eben angeführten Werke zu den schönsten und wichtigsten Aufgaben der Cavallerie. Wenn auch die Findigkeit und Schnelligkeit in allen diesen Fällen die Hauptsache bleibt, so

kann dennoch die projectirte Neubewaffnung der Cavallerie, bei richtiger Anwendung der Feuerwaffe, für das grosse Ganze von enormer Bedeutung sein.

Ein Beispiel dürfte diese Verwendungsart, wo die Feuerwaffe eine grosse Rolle spielt, am besten beleuchten.

Das Armee-Commando, in Kenntniss gesetzt, dass eine Heeresabtheilung im Anmarsche auf unsere Stellung begriffen sei, um diese zu umgehen oder um auf einem bestimmten Punkte mit anderen Heerestheilen zusammenzutreffen, entsendet nach dem bedrohten Punkte eine Cavallerie-Abtheilung mit dem Auftrage, das Umgehungsmanöver zu vereiteln oder das Rendezvous unmöglich zu machen.

Bei der Lösung derartiger Aufgaben war die Mitwirkung der Infanterie dringend nothwendig, da derselben die Besetzung der verschiedenen Objecte zukam.

Dass das harmonische Zusammengreifen beider Waffen vollkommen verloren ging, wo es vor Allem darauf ankam, mit der grössten Schnelligkeit ein bestimmtes Endziel zu erreichen, wurde schon früher bewiesen.

Durch die Bewaffnung der Cavallerie mit den Hinterlad-Feuerwaffen ändert sich jetzt die Sachlage, und ein grosser Theil der Schwierigkeiten, die der Erreichung des beabsichtigten Zweckes im Wege standen, entfällt gänzlich. Die Cavallerie ist von nun an an das langsamere Marschtempo der Infanterie bei solchen Aufgaben nicht mehr gebunden, und sollte es ihr auch nicht möglich sein, in solchen Fällen einen entscheidenden Schlag zu führen, so ist doch die Aussicht und Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass sie das Gefecht, bei kluger Benützung des Terrains und der neuen Feuerwaffen, wenigstens so lange aufzuhalten vermag, bis die zu ihrer Unterstützung nachrückende Infan terie herangekommen ist.

Die Wirkung der Cavallerie in der Schlacht beschränkte sich bis jetzt hauptsächlich auf die Erfassung des richtigen Moments, eine erschütterte und zurückweichende Infanterie anzugreifen, die Evolutionen der gegnerischen Cavallerie zu beobachten und in günstigen Augenblicken zum Angriff und zu Umgehungen selbst die Initiative zu ergreifen. Die grösste Aufgabe blieb jedoch jederzeit der Cavallerie am Ende der Schlacht vorbehalten, ob diese nun glücklich oder unglücklich ausfallen mochte. Die gegenwärtige furchtbare Wirkung des Infanteriefeuers hat unbedingt dazu beitragen müssen, das stolze Bewusstsein der Infanterie zu erhöhen und in ihr zu gleicher Zeit die Überzeugung wachzurufen, dass von derselben eine jede Attake, selbst ohne Carréformation, zurückgeschlagen werden muss:

Dieses kühne Selbstbewusstsein hat in manchen Theilen der Infanterie auch die Idee erzeugt, als ob von nun an die Cavallerie zur vollkommenen Ohnmacht verbannt wäre, und somit die Kosten ihrer Erhaltung mit den von ihr zu erzielenden Resultaten in keinem Verhältniss ständen.

Diese Idee beruht auf vollkommen falschen Prämissen, da es nie der

Zweck einer Cavallerie „war“ und somit viel weniger „jetzt“ noch sein kann, Infanterie-Carrés zu attakiren.

Wenn schon in den Tagen der verbesserten Percussionsgewehre Infanterie-Carrés anzugreifen mit grossen Menschenopfern verbunden war, um wie viel ungünstiger muss sich gegen die Hinterlader jetzt eine Attake gestalten!

Eine Attake auf ein Infanterie-Carré kann vollkommen mit der Stossgegenüber der Feuertaktik verglichen werden.

Wohin der Angriff unserer nicht feuernden und daherstürmenden Colonnen gegen die feuernden Linien der Preussen geführt, ist wohlbekannt und bedarf keiner näheren Besprechung. Ich will hier nicht im Geringsten mit diesen Worten gesagt haben, dass der Angriff von Seite der Cavallerie auf eine noch kampfmuthige Infanterie bereits zu einem überwundenen Standpunkt zähle.

Gerade so wie in den Zeiten der Stosstaktik eine Attake auf ein Carré nur dann unternommen wurde, wenn ein besonderer Zweck damit verbunden werden sollte, eben so wird auch in unseren Tagen in allen jenen Fällen, trotz der Hinterlader, diese Ausnahme eintreten, wenn die dadurch zu erzielenden Resultate in gleichem Masse zu jenen enormen Opfern stehen, die ein so ungleicher Kampf erfordert.

Unterzieht man die hier angeführten Thatsachen einer näheren Erörterung, so muss man unbedingt zu der logisch richtigen Schlussfolgerung gelangen, dass der Wirkungskreis der Cavallerie, wie ich früher hervorgehoben, trotz der schnellfeuernden Infanteriewaffen nicht nur derselbe geblieben, sondern, dass sich sogar zu ihrer alten Wirkungssphäre in Folge ihrer Neubewaffnung noch ein anderes Feld der Thätigkeit eröffnet hat, auf dem sich auszuzeichnen nur allein von ihrer Agilität abhängt.

Die Gefechte, die von abgesessener Cavallerie in der Zukunft geführt werden, können ihrer Natur nach den mannigfaltigsten Charakter haben. Sie können aufhaltende Gefechte sein, d. h. sie werden schon von Haus aus mit der Idee unternommen, die Position nur so lange zu halten, bis die nachrückende Infanterie zu ihrer Unterstützung oder Ablösung herangekommen ist, was insbesondere während einer Schlacht vorkommen kann, — oder aber sie sind offensiv und haben dann den Zweck eine feindliche Flanke zu bedrohen und selbst durch eine Vorrückung den etwa errungenen Vortheil festzuhalten.

Da die Treffsicherheit des österreichischen Carabiners nur auf eine Distanz von 600 Schritten berechnet ist, somit um ein Drittel den meisten Infanteriegewehren neuerer Construction nachsteht, so folgt daraus, dass die abgesessene Cavallerie jedem Kampfe im offenen Terrain, wo das Infanteriegewehr zur vollen Geltung gelangen kann, wenn möglich ausweichen muss, ausser es würde ihr gelingen, durch Überraschung den früher angedeuteten Nachtheil zu paralysiren. Die Art und Weise, wie die Besetzung irgend einer

Terrainstrecke vor sich zu gehen hätte, wird das nachfolgende Beispiel am deutlichsten versinnlichen.

Ein Dorf, das am Eingange eines Defilés liegt, soll durch zwei Schützen-Escadronen besetzt werden. Um dieses zu bewerkstelligen, reiten die bezeichneten Abtheilungen in das Dorf hinein, die Schützen sitzen ab, und sämmtliche Pferde werden, wo möglich in der Colonnenformation, auf einem gedeckten Platz im Orte, oder nach Umständen auch rückwärts der Ortschaft hinter deckenden Terraingegenständen aufgestellt.

Wenn auf die sitzengebliebenen Reiter nur 1 Handpferd entfällt, so bietet der Rückmarsch keine Schwierigkeiten dar und kann, so wie der Vormarsch, in allen Gangarten erfolgen.

Abgesehen von besonders günstigen Terrainabschnitten sollte als Norm gelten, dass 1000 Schritte das Maximum und 500 Schritte das Minimum derjenigen Distanz ist, die sie von den tiraillirenden Reitern trennt.

Zwischen den Handpferden und den kämpfenden Reitern sollte unter gewöhnlichen Umständen dasselbe Verhältniss platzgreifen, wie es bei der feuernden Artillerie zwischen der rückwärts stehenden Bespannung und den abgeprotzten Geschützen besteht, nur dass selbstverständlich bei der Cavallerie grössere Distanzen angenommen werden müssen.

Die an und für sich so wichtige Frage, ob im Falle eines Rückzuges dieser „stets nur“ zu Pferd bewerkstelligt werden darf, lässt sich weder positiv bejahen noch verneinen, und die Gefechtsverhältnisse allein können hier das massgebende Regulativ bilden.

Wenn eine Cavallerie schon bei den ersten Anzeichen, dass das Gefecht eine ungünstige Wendung nehmen „dürfte“, gleich die Position preisgibt, aus reiner Furcht resp. Besorgniss, von den Pferden abgeschnitten zu werden und den Rückzug zu Fuss bewerkstelligen zu müssen, eine solche Cavallerie wird ihre Aufgabe schlecht lösen und ihr gerade in den entscheidendsten Augenblicken die Palme des Sieges entrissen werden.

Gerade so wie es oftmals zur heiligen Pflicht der Artillerie wird, in einer Position, selbst auf die Gefahr hin, die Geschütze zu verlieren, todesmuthig auszuhalten und mit dem letzten Kartätschenschusse von den Kanonen Abschied zu nehmen, ebenso wird sich oftmals die abgesessene Cavallerie, z. B. bei Defilé-Vertheidigungen, so lange als nur möglich in der eingenommenen Stellung halten müssen und diese auch dann nicht verlassen dürfen, wenn sie von den eigenen Pferden abgeschnitten werden sollte und den Rückzug dann zu Fuss antreten müsste.

Eine praktische Verwendung könnten die Handpferde auch finden, wenn sie in „manchen Fällen“, anstatt hinter der Gefechtslinie müssig zu stehen, zum Transporte einer nachmarschirenden Infanterie benützt werden würden; — z. B. eine Brücke wird von einer abgesessenen Escadron vertheidigt; der Feind, der den Übergang mit aller Gewalt forciren will, verstärkt zu diesem Zwecke immer mehr und mehr seine Angriffs-Colonnen. Die Cavallerie-Schützenabtheilung vertheidigt zwar die Brücke heldenmüthig, befürchtet

aber noch vor der ihr versprochenen und auch schon herannahenden Infanterie-Unterstützung diese verlassen zu müssen.

In solchen kritischen Augenblicken dürfte es wohl angezeigter sein, durch die rückwärts befindlichen Pferde schleunigst eine angemessene Infanterie-Unterstützung an sich zu ziehen, als vielleicht das wichtige Object wegen der nicht zur rechten Zeit eingetroffenen Verstärkung preiszugeben.

Bei der Besprechung des ersten Punktes, „wie die Vertheilung der Gewehre bei den Truppen stattzufinden hat“, habe ich besonders den Umstand hervorzuheben gesucht, dass nur eine Concentrirung der Schützen in besondere Abtheilungen vom Nutzen ist, da die Gewehre selbst bei Reitergefechten unter „gewissen Verhältnissen“, die ich später besonders anführen will, verwendet werden könnten.

Ich kann nicht leugnen, dass ich hier mit Erinnerungen kämpfe, die sich auf jene Tage beziehen, die ich seinerzeit bei einer anderen Waffe zugebracht, deren Kraft und entscheidende Wirkung ich in so vielen Schlachten kennen gelernt und unter deren Fahnen ich so manchen Sieg erglänzen sah.

Diese in mehreren Feldzügen gesammelten Erfahrungen, in Verbindung mit der nicht wegzuleugnenden Thatsache des letzten nordischen Krieges, welchen Schaden gut postirte Infanterie-Abtheilungen einer attakirenden Cavallerie bringen können, bilden die leitenden Motive zu der eben angedeuteten Kampfweise.

Als sich die preussische Cavallerie nach den ersten Gefechten von der furchtbaren Wirkung ihrer Infanterie und dem kühnen Reitergeiste unserer Cavallerie überzeugt, verschmähte sie es nicht, wo es nur halbwegs möglich war, die Attaken durch Zuhilfenahme der ersteren Waffe zu unterstützen, resp. unsere Cavallerie stets auf das eigene Infanteriefeuer zu locken.

Es mochte diese Kampfweise gegen den kühnen Reitergeist verstossen, gerade so wie das Schiessen vom Pferd vor einer Attake, das, nebenbei gesagt, grösstentheils resultatlos blieb; doch ein praktischer Erfolg kann unter den damaligen Verhältnissen der früher angedeuteten Taktik nicht abgesprochen werden, was insbesondere die Verlustlisten unserer Cavallerie, die im letzten Feldzuge am meisten durch das Infanteriefeuer gelitten, beweisen.

Die preussische Cavallerie-Taktik zeigt sich uns als das Resultat einer richtig durchdachten und den momentanen Verhältnissen vollkommen angepassten Kriegsführung, die das militärische Hauptprincip hochhält, die grössten Erfolge mit dem geringsten Menschenverluste zu erzielen; da wir nicht Kriege führen, um unsere Heldenthaten zu beweisen oder tollkühne Reiterstücke auszuführen, sondern vor Allem, um den Feind zu schlagen. Wie dieses geschieht, ist für das allgemeine Staatsinteresse höchst gleichgiltig und bleibt es auch dann, wenn die Erfolge gegen gewisse herkömmliche Annahmen errungen wurden.

Unterzieht man die eben beschriebenen Thatsachen einer näheren Prüfung, so wird man unbedingt zu dem Calcul gelangen, dass in Folge der Hin-

terlad-Feuerwaffen selbst die kleinsten Infanterie-Abtheilungen der Cavallerie gegenüber an Bedeutung gewinnen, da die ermöglichte Schnelligkeit des Feuers ihre numerische Schwäche ersetzen kann.

Ich habe seinerzeit in einem Aufsatze, der im 3. Bande des Jahrganges 1867, Seite 319 dieser Zeitschrift veröffentlicht wurde (Rückblicke auf unsere Taktik auf dem nördlichen Kriegsschauplatze etc.), den Beweis geliefert, welches leichte Spiel im letzten Feldzuge die Preussen hatten, unsere Sturmcolonnen durch ihre Feuertaktik zu bewältigen, und in welchem Vortheile sich das Hinterlad-Feuergewehr unseren nicht feuernden Massen gegenüber befand.

Da die österreichische Cavallerie in kürzester Zeit mit einem ähnlichen Gewehre bewaffnet sein wird, so drängt sich bei einer gerechten Würdigung der bekannten Thatsachen unwillkürlich der Gedanke auf, dass diejenige Cavallerie eine vernichtendere Wirkung auch selbst gegen eine Reiterüberzahl ausüben wird, die es versteht, in geeigneten Momenten von der Feuerwaffe Gebrauch zu machen, da bei Cavalleriegefechten dann die früher erwähnte Analogie zwischen Feuer- und Stosstaktik eintritt. Bei „offensiven“ Reitergefechten ist es unmöglich; doch sobald die Cavallerie in die Lage kommt, sich „vertheidigungsweise“ verhalten zu müssen, ist es vollkommen ausführbar.

Ich finde in Waldstättens Taktik, wo von der Vertheidigung grösserer Cavalleriekörper gesprochen wird, den Hinweis auf diese Kampfesart, wenn auch der Verfasser dieses Werkes nur in der Attake das einzige Mittel zur Abwehr des Gegners sehen will.

Da, wie die eben citirte Taktik sagt, der Vertheidiger den Boden, auf dem er fechten soll, meist kennt und die Überraschung im Detail, gleichsam den Hinterhalt für sich hat, so wie auch den Moment der Attake bestimmen kann, so ist es in solchen Fällen möglich, durch abgesessene und in Hinterhalt gelegte Schützen-Escadronen den Feind durch maskirte Attaken zu täuschen, auf diese zu locken und so die Wucht des Säbels durch die Feuerwirkung zu „unterstützen“.

Rechnet man die Schützenzahl der zwei abgesessenen Schützen-Escadronen eines Regiments mit 140 Mann, und wird in Erwägung gezogen, dass der Soldat im Stande ist, in der Minute 8 Schüsse abzufeuern, so ergibt sich daraus, dass eine derartige Abtheilung dem Feinde in der Minute 1120 Kugeln entgegen zu schicken vermag.

Selbstverständlich darf die Cavallerie, die eine solche Taktik befolgen will, nicht blindlings kämpfen, sondern sie muss vor Allem manövriren. Trotzdem die furchtbare Wirkung einer solchen Taktik weder theoretisch abgeleugnet, noch durch die Lehren der Praxis bestritten werden kann, da es wohl keinen Cavallerie-Officier gibt, der den Schaden leugnen könnte, den bei einer attakirenden Cavallerie ein wohl unterhaltenes Kleingewehrfeuer anzurichten im Stande ist, so wird dennoch diese Kampfweise, die sich insbesondere im kleinen Kriege mit sehr viel Erfolg anwenden liesse, sehr viele und sehr heftige Gegner finden, die schon im Princip gegen jede Cavallerie-

Bewaffnung mit Hinterladern sind. Ich finde in diesem Falle in den schönen Worten Trochu's, die dieser hochverdiente General als Motto an die Spitze seines berühmten und geistreichen Werkes: „L'armée française en 1867" setzt, Trost und Beruhigung: „Lutter contre des préjugés anciens et généralisés c'est risquer beaucoup, mais c'est peut-être bien servir l'intérêt public, sinon pour le temps présent au moins pour l'avenir."

Auf die dritte Frage, „ob die neue Taktik auf Kosten der Reiterei bewerkstelligt werden darf", muss ich mit einem entschiedenen „Nein" antworten.

Dass sich jedoch mit der Pflege des Reitergeistes auch die Ausbildung des Cavalleristen mit dem neuen Hinterlad-Feuergewehr gut vereinigen lässt, ist unbestreitbar und dürfte um so leichter auszuführen sein, wenn der Soldat belehrt wird, dass durch die neue Bewaffnung dem Reiter die Möglichkeit geboten ist, sich selbst gegen grössere Cavalleriemassen zu behaupten.

Es wäre jedoch ein grosser Fehler, wenn wir bei der Ausbildung des Reiters zu Fuss jene complicirten taktischen Formationen der Infanterie annehmen würden, die diese braucht, um sich fortzubewegen und zu entwickeln.

Unser vorzügliches Cavallerie-Exercir-Reglement, auch auf die Evolutionen zu Fuss angewendet, genügt vollkommen, um die abgesessenen Reiter in der kürzesten Zeit dahin zu bringen, wo ihre Verwendung nothwendig ist.

Was das Feuern anbelangt, so sollte der Einfachheit wegen als Norm angenommen werden, dass die Reiter jederzeit nur tiraillirend, ohne eine Unterstützung auszuscheiden, das Gefecht durchzuführen hätten, da diese Feuerart unserem Zwecke am besten entspricht und dem Einzelfeuer der Infanterie-Fronten am ähnlichsten ist.

Mit der Besprechung des dritten Punktes beschliesse ich die mir hier vorgezeichnete Aufgabe. Ich habe von den vielen Fällen, wo der neue Hinterlad-Carabiner zur Anwendung kommen kann, nur einige Beispiele aus dem praktischen Leben hervorzuheben gesucht, da diese alle aufzuzählen selbst das beste Reglement nicht vermag, wie viel weniger also ein Aufsatz, der keinen Anspruch auf Vollkommenheit macht, und dessen Hauptzweck nur in der Andeutung der neu einzuschlagenden Richtung besteht, damit der kostspielige Carabiner in den Händen der Cavallerie nicht ein Ballast, sondern eine gefürchtete Waffe werde.

Neusiedl am See, im Monate Juni 1869.

Unmittelbar nach Beendigung des vorstehenden Aufsatzes gelange ich in den Besitz des Mai-Heftes der österr. Militär-Zeitschrift, wo in einem Artikel unter dem Titel: „Cavallerie-Bewaffnung und berittene Schützen im letzten amerikanischen Kriege" die Aufmerksamkeit aller militärischen Kreise auf Deninson's Werk: „Modern Cavalry" gelenkt wird.

Die in dem Buche enthaltenen Ideen dürften wohl alle in dieser Hinsicht bis jetzt in Europa veröffentlichten Vorschläge zu cavalleristischen Reformen übertreffen, da sie nicht nur mit allen taktischen Regeln über Zweck und Verwendung dieser Waffe ganz und gar brechen, sondern dieser offen den Krieg erklären und so zu sagen das Grabesgeläute für jede Reiterei bedeuten.

Die in dem Buche citirten Beispiele aus dem amerikanischen Kriege stehen in offenem Widerspruche mit den Erfahrungen auf unseren Kriegsschauplätzen, und ich will versuchen, Einiges über die Wirksamkeit des Feuers im Momente einer Attake, „vom Pferde aus“ anzuführen.

Wenn schon überhaupt die Erfolge eines jeden Feuers im Kriege, und sei es selbst das der besten Infanterie, nicht mit der Anzahl der abgefeuerten Schüsse in Harmonie stehen, weil die moralische Aufregung selbst den besten Schützen beeinflusst, um wie viel geringer stellt sich die Procentanzahl der Treffer bei einem Feuer vom Pferd heraus, wo zu denselben benachtheiligenden Einflüssen, wie sie auf den Fusssoldaten einwirken, noch die schwankende Bewegung des Pferdes kommt, wodurch jeder Schuss von seinem Zielobject abgelenkt werden muss.

Die Geschichte des preussisch-österreichischen Krieges weiss in Folge dessen keinen einzigen Fall aufzuweisen, wo der preussische Hinterlad-Carabiner, der bei den Attaken so vielmals eine grosse Rolle gespielt hat, nur einen einzigen bedeutenden Erfolg errungen hätte. Der Säbel war bis jetzt nach europäischen Begriffen die eigentliche Waffe für den Nahkampf, und ob bei einer Mélée der unsichere Revolverschuss dem sicheren Hieb vorzuziehen sei, möchte ich unbedingt bezweifeln, wenigstens ist bekannt, dass unsere Cavallerie-Officiere bei den Attaken sich niemals auf ihre Revolver, sondern stets auf ihre Säbel verliessen, da derselbe bei Handgemengen unbedingt handsamer und verlässlicher bleibt.

Deninson's Ansichten scheinen auf der Annahme zu beruhen, dass die berittenen Schützen wegen ihrer vernachlässigten cavalleristischen Ausbildung nur in Schritt oder Trab die Attaken ausführen können. Denkt man sich einer derartigen Abtheilung eine gut geschulte Cavallerie gegenüber, die die Attaken im Galop unternimmt, und die in Folge ihrer Manövrirfähigkeit auch den Flankenangriff für sich hat, so wird man nach europäischen cavalleristischen Begriffen die Wirksamkeit des Feuers negiren müssen.

General James Wolfe's Heldentod

auf der Abrahams-Ebene von Quebek 1759 [1]).

Es ist bekannt, dass der im Jahre 1748 zu Aachen nach dem sogenannten Successionskriege abgeschlossene Friede den damaligen allgemeinen europäischen Streitigkeiten ein Ende machte. Dieser Friede hatte auch auf England und Frankreich Bezug, welche sich sowohl in Europa als in ihren Colonien jenseits des Oceans bekämpft.

Eine Unachtsamkeit der Diplomaten aber hatte die Grenzen zwischen den britischen und französischen Besitzungen unbestimmt gelassen. Diese merkwürdige Unterlassung führte fünf Jahre später abermals zu einem Kriege, aus welchem wir eine Episode hervorheben wollen, mit der die ruhmvolle Laufbahn eines ausgezeichneten Generals abgeschlossen ward, dessen Name in England von so gutem Klange war, dass ihm unter den grossen Todten der berühmten Westminster-Abtei die ehrende letzte Ruhestätte ward.

Unser Ereigniss fällt in das Jahr 1759 und betrifft die Unternehmungen der Engländer zur Wegnahme des wichtigen, von den Franzosen besetzten Quebek.

Diese Stadt, gewissermassen die Citadelle Canada's, war, schon durch die Natur zu einem festen Punkte geschaffen, an der Spitze eines felsigen Vorgebirges erbaut und an den Flanken durch Abgründe geschützt; die krystallene Strömung des St. Lorenz floss zur Rechten an ihm vorüber, und der St. Charlesfluss bespülte es zur Linken, ehe er sich mit jenem mächtigen Strome vereinigte. Der Platz war leidlich befestigt, aber noch nicht wie heutzutage durch die Kunst uneinnehmbar gemacht.

Den Posten befehligte der französische General Montcalm, vielleicht manchem Leser aus Cooper's trefflichem Roman: „Der letzte Mohikaner" bekannt. Seine Truppen waren zahlreicher als die des Angreifers, aber der grösste Theil bestand aus Canadiern, worunter viele Einwohner von Quebek waren; auch hatte er einen Schwarm von Wilden bei sich. Montcalms Streitkräfte waren auf dem nördlichen Ufer unterhalb der Stadt von dem St. Charlesflusse bis zu dem Wasserfalle von Montmorency aufgestellt und in ihrer Position durch starke Verschanzungen und tiefe Gräben gesichert. Zum Angriffe auf Quebek hatte der commandirende englische General James Wolfe 8000 Mann versammelt; unter ihm befehligten die Brigadiere Monck-

[1]) Nach dem Englischen aus: „The life of George Washington by Washigt. Irving" u. a.

ton, Townshend und Murray, junge und tapfere Männer wie ihr Befehlshaber, der zur Zeit 33 Jahre zählte, und die, wie er, des Waffenhandwerkes wohl kundig waren. Die Grenadiere, welche unter den Truppen Wolfe's sich befanden, wurden vom Obersten Guy Carleton, und die leichte Infanterie vom Oberstlieutenant William Howe befehligt. Die gesammte Streitkraft wurde zu Ende des Monats Juni auf der Flotte eingeschifft, welche den St. Lorenzstrom bewachte, und nach der Fahrt auf der grossen, volkreichen undgutangebauten Insel Orleans etwas unterhalb Quebek ausbarkirt, wo sie auf den fruchtbaren Feldern derselben ihren Lagerplatz nahm.

In der Nacht nach der Ausschiffung der Truppen Wolfes verursachte ein wüthender Sturm den Transportschiffen grossen Schaden und versenkte einige kleine Fahrzeuge. Während er noch wüthete, kam eine Anzahl von Brandern, welche ausgesendet worden waren, um die Flotte zu zerstören, den Strom herabgetrieben. Sie wurden unerschrocken von den britischen Seeleuten erstiegen und bei Seite bugsirt, so dass sie keinen Schaden thun konnten. Nach langem Widerstande errichtete Wolfe auf der westlichen Insel der Spitze Orleans und zu Point Lewi, am rechten (oder südlichen) Ufer des St. Lorenz, Batterien innerhalb Kanonenschussweite von der Stadt. Oberst Guy Carleton commandirte die erstere Batterie, Brigadier Monckton die letztere. Vom Point Lewi wurden Bomben und glühende Kugeln entsendet, viele Häuser in der obern Stadt angezündet, und die Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt; aber das Halbfort blieb unverletzt.

Wolfe, der sich nach einem entscheidenden Kampfe sehnte, setzte am 9. Juli auf Booten von der Insel Orleans nach dem nördlichen Ufer des St. Lorenz über und lagerte sich unterhalb des Montmorencyfalles. Es war eine übelberathene Position denn noch immer lag der reissende Strom mit seinen felsigen Ufern zwischen ihm und dem Lager Montcalms; aber das Terrain, welches er gewählt hatte, lag höher als das von dem Letzteren besetzte, und der Montmorency hatte unterhalb des Falles eine Furt, die zur Ebbezeit passirt werden konnte. Drei Meilen landeinwärts entdeckte man eine zweite Furt, aber die Ufer waren steil und mit Wald bedeckt. An beiden Ufern hatte der wachsame Montcalm Brustwehren aufgeworfen und Truppen postirt.

Am 18. Juli unternahm Wolfe mit zwei bewaffneten Sloops und zwei mit Truppen beladenen Transportschiffen eine Recognoscirung flussaufwärts. Er kam unbeschädigt an Quebek vorüber und beobachtete sorgfältig die Ufer oberhalb der Stadt. Fast dicht am Rande des Wassers stiegen überall rauhe zackige Klippen empor. Über ihnen, sagte man ihm, liege eine Fläche, welche die Abrahams-Ebene genannt werde, und auf welcher man sich der Stadt von ihrer schwächsten Seite nähern könne. Wie sollte aber diese Ebene erreicht werden, da die Klippen grösstentheils unzugänglich, und jede Stelle, welche eine Landung gestattete, befestigt war!

Er kehrte mit getäuschter Hoffnung nach Montmorency zurück und beschloss, Montcalm in seinem Lager anzugreifen, wie schwierig auch die

Annäherung sein würde, und wie fest er auch postirt sein möge. Townshend und Murray sollten mit ihren Brigaden zur Ebbezeit unterhalb des Falles über den Montmorency gehen und die dem Fort gegenüber aufgeworfene Redoute erstürmen. Zu gleicher Zeit sollte Monckton mit einem Theile seiner Brigade von Point Lewi in Booten übersetzen. Das im Fahrwasser postirte Schiff „Centurion" hatte den Auftrag, das Feuer einer Batterie, welche die Furt beherrschte, zum Schweigen zu bringen, während ein auf einer Anhöhe aufgepflanzter Artillerietrain die Verschanzung des Feindes enfilire, und zwei armirte Flachboote in der Nähe der Redouten auf den Strand gesetzt werden sollten, um den Übergang der Truppen zu begünstigen.

Wie es bei complicirten Befehlen gewöhnlich der Fall ist, wurde ein Theil derselben missverstanden oder vernachlässigt, und die Folge davon war Verwirrung. Viele von den Booten, die von Point Lewi herüberkamen, liefen auf eine Untiefe auf, wo sie einem starken Feuer von Kugeln und Bomben ausgesetzt waren. Wolfe, der sich am Ufer befand und Alles leitete, bemühte sich, seine ungeduldigen Truppen zurückzuhalten, bis die Boote wieder flott gemacht und die Leute gelandet seien. Dreizehn Compagnien Grenadiere und 200 Mann Provincialtruppen waren die Ersten am Lande. Ohne auf Brigadier Monckton und seine Regimenter, ohne auf die Mitwirkung der Truppen unter Townshend zu warten, ohne auch nur so lange zu warten, bis sie in Schlachtordnung aufgestellt werden konnten, stürmten die Grenadiere heftig gegen die Verschanzungen des Feindes los. Ein Feuerstrom mähte sie nieder und trieb sie hinter die vom Feinde aufgegebene Redoute bei der Furt, um Schutz zu suchen. Hier blieben sie stehen, ohne sich unter dem vernichtenden Feuer, dem sie ausgesetzt waren, sobald sie sich aus ihrer Deckung hervorwagten, wieder formiren zu können. Endlich wurde Monckton's Brigade an's Land gesetzt, in Ordnung aufgestellt und kam nun zu ihrer Unterstützung herbei, indem sie den Feind zurücktrieb. Unter ihrem Schutze zogen sich die Grenadiere ebenso übereilt zurück, wie sie vorgedrungen waren, und liessen viele von ihren Kameraden auf dem Schlachtfelde liegen, die vor ihren Augen von den Wilden getödtet und scalpirt wurden. Die hierdurch verursachte Verzögerung wurde dem Unternehmen verderblich. Der Tag war vorgerückt; das Wetter wurde stürmisch; die Flut begann heraufzukommen, und zu einer spätern Stunde würde der Rückzug im Falle einer zweiten Zurückweisung unmöglich gewesen sein. Wolfe stand daher von dem Angriffe ab und zog sich über den Fluss zurück, nachdem er durch die tollkühne Hitze der Grenadiere über 400 Mann verloren hatte. Die zwei auf den Grund gesetzten Schiffe wurden in Brand gesteckt, um sie nicht dem Feinde in die Hände fallen zu lassen.

Nun wurde Brigadier Murray mit 1200 Mann auf Transportschiffen abgesendet, um über die Stadt hinaufzufahren, gemeinschaftlich mit Contre-Admiral Holmes die feindlichen Schiffe zu zerstören und Truppen auf dem nördlichen Ufer auszusetzen. Die Schiffe waren gegen jeden Angriff gesichert, es wurden aber einige Vorräthe und etwas Munition vernichtet, einige Ge-

fangene gemacht, und dann kehrte Murray mit der Nachricht von der Einnahme des Forts Niagara, Ticonderogha und Crowen Point und von den Rüstungen Amhersts zum Angriff auf die Isle aux Noix zurück.

Auf Wolfe, der von zarter Constitution und gefühlvoller Natur war, hatte die nachdrückliche Zurückweisung am Falle von Montmorency einen tiefen Eindruck gemacht: er glaubte sich mit Schmach bedeckt, und die Erfolge der übrigen Befehlshaber in anderen Gegenden vermehrten die Vorwürfe, welche er sich selbst machte. Diese sich um ihn vervielfältigenden Schwierigkeiten und das Zögern des Generals, Amherst, ihm zu Hilfezu eilen, nagten unablässig an seinem Gemüth. Er war bis zur Muthlosigkeit niedergeschlagen und erklärte, dass er sicherlich nicht unverrichteter Sache zurückkehren würde, um sich, wie andere unglückliche Befehlshaber, dem Hohne und dem Vorwurfe des Pöbels auszusetzen. Die Gemüthsbewegung hatte ein Fieber zur Folge, welches ihn auf einige Zeit unfähig machte, im Felde etwas zu unternehmen.

Mitten in seiner Krankheit berief er einen Kriegsrath, welcher den ganzen Operationsplan zu ändern beschloss. Man entschied sich, Truppen über die Stadt hinaufzuschicken, um wo möglich nach jener Richtung eine Diversion zu machen, oder Montcalm in das offene Feld zu locken. Ehe Wolfe diesen Plan zur Ausführung brachte, recognoscirte er nochmals die Stadt in Gesellschaft des Admirals Saunders, aber es bot sich kein besserer Ausweg dar.

Der kurze canadische Sommer war vorüber. Man befand sich im Monat September. Das Lager am Montmorency wurde abgebrochen, und die Truppen nach Point Lewi transportirt, indem man nur eine Anzahl zurückliess, welche eben hinlänglich war, um die Batterien auf der Insel Orleans zu bemannen.

Am 5. und 6. September fand die Einschiffung oberhalb Point Lewi auf Transportschiffen Statt, die zu diesem Zwecke heraufgesendet worden waren. Montcalm detachirte de Bougainville mit 1500 Mann längs des nördlichen Ufers oberhalb der Stadt, um die Bewegungen der Escadre zu beobachten und eine Landung zu verhindern. Admiral Holmes ging, um ihn zu täuschen, mit den Kriegsschiffen drei Stunden über den Punkt, wo die Landung versucht werden sollte, hinauf. Er sollte jedoch bei Nacht wieder hinabfahren und die Landung beschützen. An dieser Expedition der Flotte nahm auch der künftige Entdecker James Cook Theil, der nebst einigen Anderen dazu verwendet wurde, den Fluss zu peilen und dem Lager Montcalms gegenüber Baken zu legen, als ob man auf jener Seite einen Angriff beabsichtige.

Wolfe litt noch immer an den Folgen seines Fiebers. „Meine Constitution ist gänzlich ruinirt,“ schreibt er an einen Freund, „ohne dass ich den Trost habe, dem Staate einen bedeutenden Dienst geleistet zu haben, und ohne dass ich Aussicht auf einen solchen hätte.“ Dessenungeachtet waren seine Anstrengungen unablässig, denn er wünschte die eingebildete Schmach,

die er am Falle von Montmorency erlitten hatte, wieder auszuwischen. In dieser Stimmung soll er an seiner Abendtafel das kleine Soldatenlied, welches noch jetzt mit seinem Namen verknüpft ist, gedichtet und gesungen haben:

> Sprich, Soldat, warum
> Schlägst Dich mit Sorgen 'rum,
> Sprich, Soldat, warum?
> Sterben musst Du d'rum!

Selbst als er sich zu seinem mitternächtlichen Unternehmen einschiffte, scheint die Ahnung des Todes ihren Schatten über ihn ausgebreitet zu haben. Ein Midshipman (der spätere Professor John Robinson in Edinburg), der dabei zugegen war, pflegte zu erzählen, dass Wolfe, als er unter seinen Officieren sass, und die Boote geräuschlos mit der Strömung hinabtrieben, in leisen und rührenden Tönen Grays „Elegie auf einem Dorfkirchhofe", die damals soeben erschienen war, recitirt habe. Ein Vers besonders wird seiner trüben Stimmung entsprochen haben:

> Der Glanz der Wappenzier, der Prunk der Macht,
> Und was uns Schönheit oder Reichthum gab,
> Sinkt Alles unvermeidlich einst in Nacht.
> Der Pfad des Ruhms führt doch nur in das Grab.

„Nun, meine Herren," sagte er, nachdem er damit fertig war, „ich möchte lieber der Verfasser dieses Gedichtes sein, als Quebek einnehmen."

Die Einschiffung erfolgte auf Flachbooten nach Mitternacht am 13. September. Sie liessen sich geräuschlos von der schnellen Strömung hinabtreiben. „Qui va là"? (Wer da) rief eine Schildwache vom Ufer. „La France," antwortete ein Hauptmann im ersten Boote, der die französische Sprache verstand. „A quel régiment?" fragte es wieder. „De la Reine" (Regiment Königin) erwiderte der Capitän, welcher wusste, dass dieses Regiment sich bei dem detachirten Corps Bougainville's befand. Glücklicherweise erwartete man einen Proviantconvoi von de Bougainville's Stellung her, und die Schildwache glaubte, dass es dieser sei. „Passe," rief der Soldat, und die Boote glitten, ohne weiter angerufen zu werden, vorwärts.

Die Landung erfolgte in einer Bucht bei dem Cap Diamond, welche noch jetzt Wolfe's Namen trägt. Er hatte sie beim Recognosciren bemerkt und damals gesehen, dass sich von hier ein steiler Pfad zur Abrahamshöhe hinaufwand, der, wenn auch mit Mühe, erklettert werden konnte, und dass der obere Ausgang nur schwach bewacht zu sein schien. Wolfe war einer der Ersten, welche landeten und den steilen schmalen Pfad hinaufstiegen, wo nicht mehr als zwei Mann neben einander gehen konnten, und der mit Quergräben durchschnitten worden war. Zu gleicher Zeit kletterte Oberst Hove mit der leichten Infanterie und den Hochländern die steilen Klippen empor, wo sie sich an Wurzeln und Zweigen hinaufhalfen, und trieb eine auf dem Gipfel postirte Sergeanten-Abtheilung in die Flucht. Wolfe stellte seine Leute in dem Masse, wie sie hinauf kamen, in Reih und Glied und sah sich mit Tagesanbruch im Besitz der wichtigen Ebene von Abraham.

Montcalm war wie vom Blitz getroffen, als ihm die Nachricht in's Lager gebracht wurde, dass sich die Engländer auf den Höhen befänden und den schwächsten Theil der Stadt bedrohten. Er verliess seine Verschanzungen, eilte über den St. Charlesfluss und erstieg die Höhen, welche von dessen Ufern allmälig aufsteigen. Seine Streitkräfte waren denen der Engländer an Zahl gleich, aber ein grosser Theil bestand aus Colonialtruppen und Wilden. Als er das furchtbare Heer von Regulären sah, mit welchen er es aufnehmen sollte, sendete er Eilboten ab, um de Bougainville mit seinem Detachement zu Hilfe zu rufen und von de Vaudreuil 1500 Mann Verstärkung aus dem Lager zu verlangen. Unterdessen schickte er sich an, die linke Flanke der englischen Linie zu überflügeln und die Feinde nach den gegenüberliegenden Abgründen zu drängen. Wolfe erkannte seine Absicht. Er sendete ihm den Brigadier Townshend mit einem Regiment entgegen, welches en potence formirt war und von zwei Bataillons unterstützt wurde, so dass es zur Linken eine doppelte Front darbot.

Die Franzosen, welche dachten, dass sie blos eine Streifpartei zurückzutreiben hätten, hatten in ihrer Eile nur drei leichte Feldstücke mitgebracht. Die Engländer besassen nur eine einzige Kanone, welche von den Matrosen die Höhen heraufgeschleppt worden war. Mit diesen Geschützen kanonirten sie einander eine Zeit lang, während welcher Montcalm immer noch auf die herbeigerufene Hilfe wartete. Endlich gegen 9 Uhr verlor er die Geduld völlig und führte seine disciplinirten Truppen zu einem näheren Kampfe mit dem kleinen Gewehr heran, während die Indianer sie durch ein nachdrückliches Feuer aus Dickichten und Kornfeldern unterstützen sollten. Die Franzosen kamen muthig, aber unregelmässig heran und feuerten schnell, jedoch mit geringer Wirkung; die Engländer sparten ihr Feuer, bis ihre Angreifer auf 40 Schritt herangekommen waren, und gaben darauf tödtliche Salven. Sie hatten jedoch von den im Versteck liegenden Wilden zu leiden, welche die Officiere wegschossen. Wolfe, der vor der Linie stand, und ein hervorragendes Ziel abgab, wurde durch eine Kugel am Handgelenk verwundet. Er band sein Taschentuch um die Wunde und führte die Grenadiere zu einem Bajonnet-Angriff gegen den Feind, welcher zu wanken begann. Eine zweite Kugel traf ihn in die Brust. Er fühlte, dass die Wunde tödtlich war, und fürchtete, dass sein Fall die Truppen entmuthigen könne. Er lehnte sich an einen Lieutenant, um sich aufrecht zu erhalten, und sagte schwach: „Meine braven Burschen sollen mich nicht fallen sehen.“ Er wurde nach rückwärts getragen; man brachte ihm Wasser, um seinen Durst zu löschen, und fragte ihn, ob er einen Wund-Arzt wünschte. „Es ist unnütz,“ antwortete er, „mit mir ist Alles aus.“ Dann verlangte er, dass die ihn Umgebenden ihn niederlegen möchten. Der Lieutenant setzte sich auf den Boden und hielt ihn in seinen Armen aufrecht.

„Sie laufen! Sie laufen! Seht, wie sie laufen!“ rief einer von den Umstehenden. „Wer läuft?“ fragte Wolfe eifrig, als ob er eben aus dem Schlafe erwacht wäre. „Die Feinde, Sir, sie weichen überall.“ Der Geist des

sterbenden Helden flammte noch einmal auf. „Geht Einer von Euch, meine Burschen, zu Oberst Burton und sagt ihm, dass er mit aller Eile Webb's Regiment über den Charlesfluss hinabmarschiren lassen möge, um den Rückzug über die Brücke abzuschneiden.“ Dann wendete er sich auf die Seite und sagte: „Nun, Gott sei Dank, jetzt will ich in Frieden sterben!“ und hauchte, in den letzten Momenten durch die Idee, dass der Sieg die eingebildete Schmach von Montmorency verwischen würde, getröstet, seinen Helden-Geist aus [1]).

Brigadier Murray hatte in der That das Centrum des Feindes durchbrochen, und die Hochländer richteten mit ihren Claymoren ein heftiges Blutbad an, indem sie die Franzosen in die Stadt oder nach ihren Verschanzungen am St. Charlesfluss hinabtrieben. Monckton, der erste Brigadier, war durch eine Verwundung der Lunge kampfunfähig geworden, und der Befehl ging auf Townshend über, der sich beeilte, die Truppen des Centrums, welche bei der Verfolgung des Feindes in Unordnung gerathen waren, wieder zu formiren. Jetzt erschien de Bougainville in einiger Entfernung im Rücken. Er kam mit 2000 Mann frischer Truppen an, traf aber zu spät ein, um das Schicksal des Tages zu wenden. Der tapfere Montcalm hatte, während er bemüht war, seine fliehenden Truppen wieder zu sammeln, seine Todeswunde bei dem Johannesthore erhalten und war in die Stadt getragen worden.

Townshend rückte mit einer Truppenabtheilung vor, um de Bougainville zu empfangen; aber dieser wich dem Kampfe aus und zog sich in Wälder und Sümpfe zurück, wohin man es nicht für klug hielt, ihm zu folgen. Die Engländer hatten einen vollständigen Sieg erlangt, etwa 500 von den Feinden getödtet, mehr als 1000 Gefangene, unter denen sich mehrere Officiere befanden, gemacht und besassen eine starke Position auf der Ebene von Abraham, welche sie sich beeilten mit Redouten zu befestigen und mit ihrer über die Höhen heraufgezogenen Artillerie zu armiren.

Der tapfere Montcalm schrieb noch einen Brief an General Townshend, um der Menschlichkeit der Briten die Gefangenen zu empfehlen. Als ihm sein Arzt sagte, dass er nur noch wenige Stunden zu leben habe, antwortete er: „Um so besser. Ich bin froh, dass ich die Übergabe von Quebek nicht erleben werde.“ Er übergab de Ramsay, dem französischen Königslieutenant, welcher die Garnison commandirte, die Vertheidigung der Stadt. „Ihrer Verwahrung empfehle ich die Ehre Frankreichs“ sagte er; „von jetzt an werde ich weder Befehle geben, noch mich weiter einmischen. Ich habe wichtigere Geschäfte zu beachten, als Ihre ruinirte Stadt und dies unglückliche Land. Meine Zeit ist kurz, — ich werde diese Nacht mit Gott verleben und bereite mich auf den Tod vor. Ich wünsche Ihnen guten Muth, und dass

---

[1]) Der amerikanische Maler West hat die eben geschilderte Scene in meisterhafter Ausführung der Nachwelt übermacht, und der Engländer Woolet das Gemälde nicht minder glücklich in Kupfer gestochen.

Sie sich glücklich aus Ihrer gegenwärtigen Verlegenheit ziehen mögen.“ Hierauf verlangte er seinen Caplan, der, nebst dem Bischof der Colonie, diese Nacht bei ihm blieb. Er starb in der Morgenfrühe als tapferer Soldat und frommer Katholik.

Selten wohl hatten zwei würdigere Feinde ihr Lebensblut auf dem Schlachtfelde vermischt, als Wolfe und Montcalm.

Vier Tage nach dem ruhmvollen Ende Beider capitulirte Quebek.

James Wolfe war der Sohn eines ebenfalls ausgezeichneten Militärs und 1726 zu Westerham in Kent geboren. Von Jugend auf für den Soldatenstand bestimmt, erhielt er auch eine demgemässe Erziehung. Seine ersten Sporen verdiente er sich im österreichischen Erbfolgekriege in den Niederlanden; namentlich zeichnete er sich im Treffen von Lawfeld aus, nach welchem er den Rang eines Brigadiers erhielt. Mit 32 Jahren (1758) zum General-Major ernannt, wurde Wolfe mit der Flotte des Admirals Boscawen nach Amerika zur Übernahme des dortigen englischen Truppen-Commandos abgeschickt und trug wesentlich zur Eroberung der Feste Louisburg und der Besitznahme des Cap Brenton bei. Leider endete er schon ein Jahr darauf, zu frühe für sein Vaterland, das in ihm einen General von nicht gewöhnlichen Eigenschaften besass, für die Armee, welche in ihm einen eben so tapfern wie umsichtigen Führer und ausgezeichneten Charakter verehrte, doch nicht zu frühe für seinen eigenen Ruhm, denn war seine Laufbahn als General auch nur kurz, so war sie doch lang genug gewesen, um ihm dauernden Ruhm zu sichern. Wie seinen sterblichen Überresten in der Westminster Abtei, so ist auch seinem Andenken in den Annalen der englischen Heeresgeschichte ein überaus ehrenvoller Platz für immer bewahrt.

W. E. v. Janko.

Die k. k. II. Reserve-Cavallerie-Division
in und unmittelbar nach der Schlacht bei Königgrätz
am 3. und 4. Juli 1866.

Ein Beitrag zu dem Werke: „Österreichs Kämpfe im Jahre 1866“.

In dem unter dem Titel „Österreichs Kämpfe im Jahre 1866“ vom k. k. Generalstabe herausgegebenen Geschichtswerke finden sich bezüglich der k. k. II. Reserve-Cavallerie-Division einige Auslassungen und Unrichtigkeiten, welche zu constatiren den braven Truppen der gedachten Division gegenüber umsomehr Pflicht ist, als bei Schilderung ihres Verhaltens in und unmittelbar nach der Schlacht bei Königgrätz das erwähnte Werk die eigene, ohnehin sehr trocken und bescheiden gehaltene Gefechtsrelation nicht ganz berücksichtigt hat, und als in Folge der damaligen Umstände

eine ausserhalb der Division stehende Autorität während des Zeitabschnittes, der hier besprochen werden soll, nicht zugegen war.

So heisst es auf Seite 363:

„Auf dem rechten Flügel deckte die Cavallerie-Division Taxis, am linken jene des General-Majors Baron Edelsheim mit der 2. Sächsischen Reiter-Brigade den Rückzug der Infanterie.“ Dies ist allerdings richtig, nur hat die II. Reserve-Cavallerie-Division den gerechten Anspruch, hier in gleicher Weise mitgenannt zu sein.

Laut ihrer Gefechtsrelation dtto. Ölls 9. Juli 1866 zog sich die II. Reserve-Cavallerie-Division am 3. Juli ungefähr 2 Uhr Nachmittags, als der Rückzug des königlich Sächsischen Armee-Corps und unserer in erster Linie kämpfenden Truppen entschieden offenkundig zu werden begann, etwas links, d. h. gegen Klačov, und nahm östlich dieses Ortes Stellung.

Später, als feindliche Projectile bei der Division dichter einzuschlagen begannen, entwickelte sie ihre beiden Brigaden in Linie und liess endlich nach 4 Uhr, da jetzt Preussische Infanterie und Cavallerie aus dem Břiza'er Walde vorbrechend sich zeigte, auch ihre Batterien das Feuer eröffnen.

Eine Gelegenheit zu activerem Vorgehen bot sich leider nicht, doch hielt die Division hier so lange als möglich Stand, indem sie blos wegen des feindlichen Artillerie-Feuers einigemale unbedeutend ihre Aufstellung wechselte, und ging gegen 6 Uhr, nachdem alle vorwärtigen eigenen Truppen bereits vollständig zurückgezogen waren, und der Feind in der Front wie in beiden Flanken mit Macht vorgedrungen, in der rechten Flanke sogar hinter unsere Aufstellung gelangt war, flügelweise, d. h. in Brigaden, bis zu dem südlich von Bohdanec und Freihöfen gelegenen Pulvermagazin zurück, wo wieder in Gefechtsformation Stellung genommen und schliesslich, nachdem beiläufig 7½ Uhr das Feuer wegen nahezu gänzlichen Verbrauchs der beihabenden Munition eingestellt werden musste, gegen 9 Uhr der Rückzug über Kuklena nach Opatowitz „vollkommen geordnet und schlagfertig“ angetreten wurde, um dort gemäss erhaltener Weisung über die Elbe zu gehen.

Alle diese Bewegungen wurden im Schritt mit Ruhe und „musterhafter Ordnung“ wie auf dem Exercirplatze ausgeführt. — Trotz der mitunter regellosen Flucht einzelner Truppentheile, die sich rechts und links an uns vorbeidrängten, und ungeachtet des von mehreren feindlichen Batterien durch 3½ Stunden ununterbrochen auf die Division gerichteten heftigen Geschützfeuers war auch nicht einen Augenblick die geringste Unruhe, das leiseste Schwanken in der Division wahrnehmbar.

Mehrere unserer zurückgehenden Truppenkörper, auch ein Theil der III. Reserve-Cavallerie-Division, sammelten sich unmittelbar hinter uns, und es kann sich in Betreff der eben beschriebenen festen Haltung der Division auf das Zeugniss einiger Herren Infanterie-Brigadiere so wie auf jenes Seiner Excellenz des Armee-Commandanten selbst berufen werden, von denen die Ersteren bald nach der verhängnissvollen Schlacht, der Herr Feldzeugmeister aber, welcher sich am 3. Juli zwischen 5 und 6 Uhr Abends mit seinem gesamm-

ten Stabe eine kurze Zeit bei der Division aufgehalten hatte, später bei einem zufälligen Zusammentreffen Ihre Anerkennung uns zu erkennen gegeben haben. Bis Opatowitz gelangte die Division ohne Aufenthalt, da die Strasse dahin vollkommen geräumt und frei war; hier aber ungefähr 11 Uhr Nachts eingetroffen, fand sie die dort geschlagenen und ihr zum Rückzuge auf Bukowina angewiesenen Brücken abgefahren.

Die Division musste sonach den Marsch auf der Hauptstrasse gegen Pardubitz fortsetzen, fand jedoch gleich vom südlichen Ausgange des Dorfes an die Passage so gehemmt, die Chaussée mit einer zwei- und dreifachen Reihe von Fuhrwerken aller Art, Geschützen, Pontons u. s. w. dermassen verfahren und mit einer Masse von 25.000 bis 30.000 Flüchtigen und Verwundeten bedeckt, dass sie erst am 4. gegen 5 Uhr Morgens bei Sanddorf, d. i. nahezu eine Meile nördlich von Pardubitz und noch immer am rechten Ufer der Elbe, anlangte.

Hier nahm die Division à cheval der Chaussée mit der Front gegen Norden erneuert Stellung, benützte den Aufenthalt, um sowohl die Entwirrung und Weiterbewegung des Trains zu beschleunigen, wie auch ihre eigene Artillerie von den dort lagernd vorgefundenen Batterien mit Munition versehen zu lassen, und trat erst ungefähr 10 Uhr, nachdem mittlerweile der grösste Theil der mehrerwähnten Trainmasse endlich abgefahren war, den weiteren Rückzug nach Pardubitz an, wo sie mit der Tête ihrer Colonne nach 11 Uhr Vormittags eintraf.

Aus dieser Darstellung ist zu ersehen, dass die II. Reserve-Cavallerie-Division am 3. Juli 1866 von 2 Uhr Nachmittags bis 7 Uhr Abends, sowie es Seite 363 von andern Cavallerie-Abtheilungen hervorgehoben wird, u. z. unmittelbar neben der I. leichten Cavallerie-Division zur Deckung des Rückzuges des linken Flügels unserer Armee in fester und musterhafter Haltung das Ihrige beigetragen hat, von dem letztbezeichneten Zeitpunkte aber bis 9 Uhr Abends — da die erste leichte Cavallerie-Division laut Seite 372 Zeile 17 v. o. um 7 Uhr das Schlachtfeld verlassen hatte — als letzte geschlossene Abtheilung dort verblieben war, endlich von 11 Uhr Abends des 3. bis 11 Uhr Vormittags des 4. Juli die Arrieregarde des bezeichneten Flügels der Armee gebildet hat, was in dem Werke „Österreichs Kämpfe im Jahre 1866" nirgends erwähnt ist.

Die Übernahme der letztbesagten Aufgabe dürfte nicht ohne alles Verdienst gefunden werden, wenn man bedenkt, dass Mannschaft und Pferde damals bereits über 18 Stunden, ohne etwas genossen zu haben, unter Waffen standen, und dass es bei unserer genauen Kenntniss der dortigen Gegend ein Leichtes gewesen wäre, von Sanddorf aus, oder kurz vorher, uns links wendend, durch Benützung einer der vielen Elbefurten oder der Brücke bei Nemcič, — oder selbst früher schon, nämlich von Opatowitz, wo die Verstopfung der Strasse sich schon ganz entschieden herausgestellt hatte, mittels des in Anbetracht der Umstände immerhin nicht bedeutenden Umweges über Přelauc die Division über die Elbe und auf diese Weise wenigstens im letzteren Falle bald nach Mitternacht zu relativer Ruhe zu bringen.

In Anbetracht aber des ungeheueren Trains und der vielen Geschütze, welche wir vor uns in wirrem Durcheinander ganz ungedeckt im Rückzuge sahen, — mit Rücksicht auf die erwähnte grosse Anzahl Flüchtiger und Blessirter aller Chargengrade, welche auf und beiderseits der Chaussée theils im Marsche, theils gelagert waren, von denen ein grosser Theil wie todt herumlag und zur Fortsetzung des Marsches nicht zu bewegen war, — endlich mit Rücksicht darauf, dass eine feindliche Verfolgung noch in dieser Nacht nicht ausser aller Möglichkeit, für den nächsten Morgen aber zu erwarten stand, hielten wir es für Pflicht, auszuharren und — obgleich ohne Befehl dazu — die Ariéregarde des hier zurückgehenden Theiles unseres Heeres zu bilden.

Es dürfte auch die bei Sanddorf genommene und durch fünf Stunden behauptete Aufstellung thatsächlich nicht ohne Nutzen und eventuell selbst von beträchtlichem Vortheile gewesen sein, da laut dem bezüglichen Geschichtswerke des königlich preussischen Generalstabes, Seite 430 Zeile 9—12 v. u., die Elbearmee allerdings den Auftrag hatte, uns zu verfolgen, ja dies laut Seite 438 dieses Werkes auch wirklich — in falscher Richtung jedoch — ausgeführt hat, und es somit wohl denkbar ist, dass feindliche Abtheilungen am Morgen des 4. Juli uns nahe waren, eben deshalb aber, weil sie 5 Regimenter Cavallerie mit 16 Geschützen schlagfertig bei Sanddorf aufgestellt sahen, die hinter diesen herrschende Verwirrung jedoch nicht wahrnehmen konnten, vom Ersteren abgestanden sind. Man vergegenwärtige sich nur eine Masse von Train und Flüchtlingen, dicht gedrängt auf einer einzigen, nicht allzubreiten Strasse in der Ausdehnung einer deutschen Meile, und als einzigen Ausweg das ziemlich enge Brücken-Defilé über die Elbe bei Pardubitz, — man denke sich ferner im Rücken jener Masse am Morgen des 4. das Erscheinen einer feindlichen Patrulle, das Fallen einiger Schüsse und dergleichen, — und wer je die in einem grösseren Train eingerissene Panique zu beobachten Gelegenheit hatte, wird sich leicht eine Vorstellung von den Scenen machen können, die in einem der erwähnten Fälle unfehlbar eingetreten wären, und welche verhindert zu haben, das, wenn auch negative, doch immerhin mit voller Überlegung angestrebte Verdienst der 2. Reserve-Cavallerie-Division war.

In „Österreichs Kämpfe vom Jahre 1866" steht Seite 384 Zeile 5—7 von oben: „Die 2. Reserve-Cavallerie-Division blieb bis 9 Uhr, „Abends bei Kuklena und marschirte dann nach Pardubitz, wo sie am 4. um „5 Uhr Morgens ankam und nächst Sanddorf den Biwak bezog."

Dieser Satz enthält in seiner Kürze mehrere Unrichtigkeiten.

Die Division stand am 3. Juli bis 9 Uhr Abends nicht bei Kuklena, sondern nördlich davon bei einem alten Pulvermagazin halbwegs zwischen Kuklena und Bohdanec; — sie marschirte von da, wie schon früher berichtet wurde, nicht nach Pardubitz, sondern nach Opatowitz ab, um dort, dem erhaltenen Auftrage gemäss, über die Elbe zu gehen und bei Bukowina zu lagern; — sie konnte endlich, wie ein Blick auf die Karte zeigt, am 4. um 5 Uhr Morgens nicht in Pardubitz eingetroffen sein und gleichzeitig bei Sand-

dorf den Biwak bezogen haben, weil Sanddorf nahezu 1 Meile nördlich von Pardubitz und — was bei den damaligen Umständen von grossem Belange war — noch am rechten Ufer der Elbe liegt; sie hat vielmehr bei Sanddorf zur gedachten Zeit Stellung genommen und durch 5 Stunden ausgeharrt, ist erst gegen 11 Uhr über die Elbe gegangen und mit der Tête in Pardubitz eingetroffen.

In Pardubitz war damals die Verwirrung grenzenlos. Truppen kreuzten sich nach allen Richtungen, die Gassen waren vollständig verfahren, und es währte volle 3 Stunden, bis die Division buchstäblich Mann für Mann durch dieses Chaos gebracht war. Mittlerweile hatte Major Br. Sacken den Befehl überbracht, nach Chrast zu marschiren; die Division setzte daher nach vollständiger Sammlung den Marsch unverweilt fort, traf gegen 7 Uhr Abends in Chrast ein und bezog endlich hier den Biwak, nachdem sie volle 35 Stunden ohne Abkochen und Füttern unter Waffen gewesen und stets vollkommen geordnet und schlagfertig geblieben war.

Wer nun obigen Bericht einiger Aufmerksamkeit würdigen will, wird vielleicht finden, dass Wichtiges von wirklich historischem Werthe nicht darin enthalten, und Nichts erzählt ist, was nicht von einer pflichttreuen Truppe mit Recht zu erwarten gewesen wäre.

Wir gestehen dies vollkommen zu: all das oben Berichtete und noch vieles Andere, welches der k. k. Generalstab in sein Geschichtswerk doch sehr umständlich aufgenommen hat, war auf die geschichtlichen Thatsachen allerdings von keinem Einfluss. Die Geschichte eines Feldzuges aber, geschrieben vom eigenen Generalstabe, dürfte doch auch die Aufgabe haben, nebst den wirklich historischen Facten auch das zu erwähnen, was einzelne Heerestheile, abgesehen vom Erfolg, Verdienstliches geleistet. Und wer die am Morgen des 4. Juli 1866 zwischen Sanddorf nnd Pardubitz herrschenden Zustände, das gegenseitige Verhältniss beider Armeen und den Umstand, dass die 2. Reserve-Cavallerie-Division damals bereits an 22 Stunden ohne Abkochen und Füttern unter Waffen und meistens im Sattel war, unbefangen würdigen will, wird wohl zugestehen, dass der 6stündige Marsch von Opatowitz bis Sanddorf (ungefähr $^3/_4$ Meilen) die Aufstellung bei letzterem Orte und das 5stündige Ausharren hier vom Pflichtgefühl dictirt, nicht ohne Selbstverläugnung und der Erwähnung werth waren.

Ein Urtheil über die Thätigkeit anderer Heeresabtheilungen in und nach der Schlacht bei Königgrätz steht uns nicht zu, noch weniger fällt es uns bei, deren verdienstliche Leistungen anzweifeln oder schmälern zu wollen, unsere Absicht ist lediglich, unserer Pflicht zu genügen, indem wir auch für die 2. Reserve-Cavallerie-Division in Anspruch nehmen, was sie thatsächlich geleistet hat, und was ihr in dem oft bezogenen Werke „Österreichs Kämpfe im Jahre 1866“, Seite 370, im Allgemeinen cumulativ und ganz kurz wohl zugestanden, in den Details aber und im weiteren Verlaufe der Begebenheiten vom 3. Juli Abends bis Mittags des 4. theils nicht ganz richtig geschildert, theils mit Stillschweigen übergangen wurde.

Pest, am 20. April 1869.

Über Officiers-Schulen der Truppen.

Von **A. B.**

Die vielfachen Veränderungen im Heerwesen überhaupt, in der Bewaffnung und in der Taktik insbesondere, zu welchen die Kämpfe des Jahres 1866 die nächste zwingende Veranlassung waren, führten auch zu der Überzeugung, dass der Erfolg im Zukunftskriege der wahren kriegerischen Intelligenz gehören werde.

Der volle Werth des Individuums — vom Feldherrn bis zum letzten seiner Soldaten — wird zur Geltung kommen. Echtes kriegerisches Wissen und Können darf daher kein Monopol Einzelner sein!

Viele nützliche, mit allgemeiner Freude begrüsste Einrichtungen basiren auf dieser Ansicht, — in den lobenswerthen Bestrebungen Einzelner fand diese Ansicht freiwilligen Ausdruck.

So wurde das Entstehen militärisch-wissenschaftlicher Vereine in der Reichshauptstadt und einigen grösseren Garnisonen nicht allein ein sehr schätzbares Mittel zur militärischen Fortbildung der Betheiligten, sondern es wendete sich den Leistungen dieser Vereine auch ein ungetheiltes allgemeines Interesse zu.

Man sah eben mit Befriedigung und Stolz, dass in allen Waffen und allen Chargengraden das Streben nach Wissen und Klärung der Ansichten an's Tageslicht trat, sobald Mittel und Wege hiezu geboten waren. Das in dieser Richtung Erreichte gründet sich auf freiwillige Leistungen; durch Zwang wäre man wohl kaum zu einem so günstigen Resultate gelangt. Diejenigen, welchen die Möglichkeit geboten war, für ihre militärische Fortbildung in obiger Weise thätig — ja allgemein fördernd — zu wirken, dürften wohl von einem grossen Theile Jener beneidet werden, welche während des nun abgelaufenen Wintersemesters blos auf die herkömmlichen „Officiers-Schulen" angewiesen waren.

Der Gleichgiltige (und dieser darf wohl nicht als Massstab gelten) wird mit dem Abschluss der Officiers-Schulen sich eines unliebsamen Zwanges entledigt fühlen; — der ernste, den Geist der Zeit und seines Standes richtig erfassende Officier mag sich fragen: was wurde geboten und geleistet? was hätte zur Verbreitung wahrhaft kriegsgemässen Wissens geleistet werden können??

In Beantwortung dieser Fragen sei ein Blick auf die bisherige Einrichtung der Officiers-Schulen bei den Truppen geworfen.

Diese Schulen haben den wichtigen Zweck, militärische Kenntnisse bei dem Subaltern-Officierscorps durch — während des Wintersemesters regelmässig zu haltende — Vorträge zu verbreiten.

Sie entstammen einer Zeit, in welcher das Officierscorps, — hinsichtlich militärisch wissenschaftlicher, kriegstüchtiger Bildung — aus sehr verschiedenen Elementen bestand.

Jene, welche in einem Militär-Institute gebildet waren, die einstmaligen Hörer von Universitätsvorträgen, die aus den Regiments-Cadetenschulen und die aus dem Mannschaftsstande hervorgegangenen Officiere mussten dem Vortragenden auch als ein Auditorium von sehr ungleicher allgemeiner Bildung und Befähigung gegenüberstehen.

Um diesen nicht zu viel, jenen nicht zu wenig zu bieten, beschränkte sich der Vortragende daher meist auf eine vermeintlich „richtige Mitte“: er besprach (oder recitirte gar häufig) blos die verschiedenen Vorschriften der Reglements nach ihrem Wortlaute und wiederholte somit seinen Zuhörern nur, was sie schon längst wussten, — Gegenstände, welche sie selbst als Lehrfächer in Mannschafts- und Chargenschulen behandelten!

Dass dem so war, wer wollte es gänzlich in Abrede stellen? Wir haben diese Skizze der Officiers-Schulen gewiss mit freundlichen Farben gegeben, manch' nöthigen Schatten schonend verwischt.

Aus obiger Thatsache entsprang denn auch als ganz natürliche Folge eine gründliche Abneigung gegen solche Officiers-Schulen, eine allgemeine und schwer zu behebende Unpopularität derselben; sie waren eben keine frische Quelle, aus welcher sich der Wissensdurstige wahre Labung holen konnte.

In dem Masse aber, als man neuester Zeit die Vorträge in den Officiers-Schulen der Truppen lehrreicher und interessanter zu machen versuchte, in eben diesem Masse — ja vielleicht in noch höherem! — hat das Officierscorps und dessen jetzige Ergänzung an eigenem Wissen zugenommen, seit kein Officierspatent an Solche verliehen werden kann, die sich desselben nicht durch Ablegung gewisser Prüfungen auch wirklich werth erwiesen haben.

Wie ein Erbübel ist aber den Officiers-Schulen bei den Truppen — vielleicht auch den besten, im Sinne des Fortschrittes geleiteten! — die alte Unpopularität von Seite der Schüler anhaften geblieben. Hiegegen mag sich einwenden lassen, dass in unserem Stande dergleichen Sympathien oder Antipathien dort nicht berücksichtigt werden dürfen, wo es sich um Erreichung eines sehr ernsten Zweckes handelt.

In dem hier speciell behandelten Falle denken wir nicht so; wir wollen ja eben die Erreichung desselben Zweckes, dem die Officiers-Schulen dienen sollen; wir opfern aber gerne starre Formen, wenn wir mit veränderten Mitteln, auf freierer Bahn, ebenfalls — und wie wir glauben leichter und der Gegenwart entsprechender! — zum Ziele gelangen können.

Betrachten wir die Schwierigkeiten, mit welchen der Erfolg von Offi-

ciers-Schulen bei der Truppe immer zu kämpfen hat, so finden sich selbe hauptsächlich in zwei Richtungen: in jener der Wahl des Vortragenden — und in der Zusammensetzung und Bildung seiner Zuhörer.

Erstere beschränkt sich auf die reglementmässig zu dergleichen Vorträgen Berufenen, ohne eingehende Rücksicht darauf, ob selbe überhaupt einen Lehrerberuf in sich fühlten.

Hatten diese Vortragenden auch wirklich alle Eignung für ihre Bestimmung, oder hatte eine freiere Auffassung zur Wahl geeigneter Lehrer aus dem Gesammt-Officierscorps geführt: immer stand man sich in der Officiers-Schule nur als Lehrer und Schüler, Vorgesetzter und Untergebener gegenüber.

Unter solchen Verhältnissen konnte eine wissenschaftliche Discussion, ein freier Ideenaustausch, die Klärung der Meinungen in den Officiers-Schulen der Truppen auch bisher nicht erreicht werden.

Die Gegenwart, die Kriegskunst verlangt aber gebieterisch klare Begriffe über ihr wahres Wesen in dem Kopfe eines Jeden!

Hievon muss das Officierscorps der Jetztzeit durchdrungen sein, ein Officierscorps, welches aus für ihren Stand gebildeten Männern hervorgeht, aus Männern, die von der Erhabenheit all' ihrer Pflichten erfüllt sein müssen, sollen sie den Kitt eines aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangenen, die gesammte Intelligenz der Nation in seinen Reihen zählenden Heeres bilden!

Solche Männer, Berufssoldaten im besten Sinne des Wortes, werden selbsteigen fortschreiten auf ihrer frei gewählten Laufbahn, — sie werden jener hier besprochenen Schulen nicht bedürfen, um ihre militärischen Kenntnisse zu bereichern.

Im freien Vereine werden sie besprechen, was ihnen und allen Gebildeten ihres Standes wissenswerth erscheint, ihre Ansichten über Neues im gegenseitigen Meinungsaustausche zu klären und so ein wahrhaft nützliches Resultat zu erreichen suchen.

Wir sprechen es daher je eher je lieber aus: die Officiers-Schulen bei den Truppen wären sofort durch freie wissenschaftliche Vereine in den einzelnen Officierscorps zu ersetzen.

Wer wird, wenn ihm alle Mittel zu Gebote stehen, nicht lieber ein ganz neues, allen billigen Anforderungen und Neigungen seiner Bewohner entsprechendes Gebäude aufführen, statt in einem alten, unbequemen und dunklen Wohnhause alle Stockwerke in neuer Eintheilung umzubauen??

Die Vortheile, welche aus der hier entwickelten Idee in ihrer Verwirklichung fliessen, müssen aus einem Vergleiche zwischen dem erwähnten freien, wissenschaftlichen Vereine und den bisherigen Officiers-Schulen bei den Truppen leicht ersichtlich sein.

Es sei uns daher gestattet, die Einrichtung und Thätigkeit des von uns befürworteten Vereines kurz zu schildern.

Dieser Verein bildet sich aus sämmtlichen gleichberechtigten und gleichverpflichteten Mitgliedern des Officierscorps eines Infanterie-Regiments oder Jäger-Bataillons etc. etc.

Der Zweck des Vereins ist zunächst die Vorbereitung jener militärischen Kenntnisse, deren das Officiercorps nach Eigenthümlichkeit der Waffe und Vorbildung seiner Mitglieder besonders bedarf.

Taktik und Kriegsgeschichte sollen im Vereine eine ganz hervorragende Berücksichtigung finden; die in den neuesten militärischen Schriften entwickelten Anschauungen sollen im Vereine ihre Verbreitung, Besprechung und Würdigung erhalten.

Diesem Zwecke wird durch regelmässige (wöchentlich 2—3) Vorträge oder Vorlesungen von Seite der Vereinsmitglieder während des Wintersemesters zu entsprechen getrachtet.

Die bezüglichen Versammlungen finden in den späteren Nachmittagsstunden im Vereinslocale (Lehrsaal einer Regiments-Cadeten- oder Divisionsschule oder in einem eigenen Saale, im Nothfalle dort wo die Officiers-Schule abgehalten wurde) Statt.

Die Leitung des Vereins in jeder Beziehung liegt in den Händen eines vom gesammten Officierscorps zu wählenden Comités, welches aus einem Stabsofficier als Präses und etwa 6—8 Mitgliedern zu bestehen hätte.

In dieses Comité sind solche Officiere (ohne Rücksicht auf Charge und Rang) zu wählen, von welchen die Vereinsmitglieder Förderung der Vereinsinteressen und persönliche Leistungen auf dem militärisch-wissenschaftlichen Gebiete mit Recht erwarten können.

Ein bis zwei Monate vor Beginn des Wintersemesters gibt jedes Vereinsmitglied dem Comité schriftlich bekannt, welche militärisch-wissenschaftlichen Gegenstände ihm besonders wissenswerth und zu Vorträgen im Vereine geeignet erscheinen, ob und welche Vorträge das betreffende Mitglied selbst zu übernehmen bereit wäre.

Das Comité verfasst sodann auf Grund der ihm bekannt gewordenen, wohl geprüften Wünsche des Officierscorps ein Programm über den Stoff der wissenschaftlichen Besprechungen und deren Reihenfolge; es bestimmt nach Umständen aus den sämmtlichen Vereinsmitgliedern oder aus seiner Mitte Jene, welche die betreffenden Vorträge zu halten haben, und theilt diesen nach Bedarf Hilfsarbeiter für gewisse Vorbereitungen und Behelfe (grosse, übersichtliche Kartenskizzen, Croquis in sehr grossem Massstabe zur Darstellung von Gefechten u. dgl. m.) aus den Vereinsmitgliedern zu.

Dieses Programm wird sofort veröffentlicht, es bildet die Basis der Vereinsthätigkeit während des Wintersemesters. Die Verwaltung und Ergänzung der Bibliothek des Truppenkörpers obliegt dem Comité des wissenschaftlichen Vereines. — Anschaffungen von Büchern, Karten etc. finden nach den Beschlüssen des Comités, gegründet auf die von diesem erkannte Nothwendigkeit, oder nach Antrag von Vereinsmitgliedern Statt.

Derlei geschehene Anschaffungen werden dem Officierscorps vom Comité mit einem mündlichen oder schriftlichen Referate über selbe bekannt gegeben. (Die Bibliotheken, welche oft wahre wissenschaftliche Schätze bergen, werden dann auch einer allgemeinen Benützung zugeführt sein.)

Die Vorträge im wissenschaftlichen Vereine finden stets unter Leitung des Präses des Comités Statt; dieser verleiht oder entzieht das Wort zu der nicht allein gestatteten, sondern sehr erwünschten wissenschaftlichen leidenschaftslosen Discussion.

Es sei hier das Beispiel eines Programmes von Vorträgen gegeben, wie wir es uns in dem projectirten wissenschaftlichen Vereine der Officiere eines Truppenkörpers entstanden denken; dieses Programm dürfte etwa lauten:

1. Darstellung der gegenwärtigen Organisation des Heeres; zwei Vorträge von Hauptmann W.

2. Die militär-geografischen Verhältnisse des Kronlandes, in welchem das Regiment dislocirt ist; zwei Vorträge von Lieutenant A. Hiezu eine Kartenskizze.

3. Das Gefecht um Ortschaften und um Wälder, durch Beispiele aus der Kriegsgeschichte erläutert; drei Vorträge von Oberlieutenant T. Hiezu vier Croquis von den Lieutenants M. und R.

4. Über Stellungen, deren Besatzung und Verstärkung; ein Vortrag von Hauptmann J.

5. Die Schnellfeuerwaffen der Infanterie, deren verschiedene Construction und Wirkung; drei Vorträge von Oberlieutenant D.

6. Die gegenwärtige Bestimmung, Organisation und Taktik der Cavallerie; zwei Vorträge von Lieutenant G.

7. Die Herstellung von Kriegsbrücken; ein Vortrag von Lieutenant P.

8. Die Schlacht bei Custoza 1866, dargestellt und kritisch beleuchtet von Major K.; 2 Croquis von Lieutenant M. (2—3 Vorträge.)

9. Österreich's Eisenbahnnetz militärisch betrachtet; ein Vortrag von Hauptmann V. Hiezu eine Kartenskizze von Lieutenant R.

10. Wird die „Zukunftstaktik“ mit Recht „Umgehungstaktik“ genannt? Ein Vortrag von Hauptmann B.

11. Die gezogenen Feldgeschütze, ihre Einrichtung und Gefechtswirkung; ein Vortrag von Lieutenant Z.

12. Der Kampf um Defiléen. Darstellung bezüglicher Beispiele aus der Kriegsgeschichte. Drei Vorträge von Oberstlieutenant F. Hiezu drei Gefechtsskizzen von den Lieutenants 5 B. u. O.; u. s. w., u. s. w.

Sollte ein derartig mannigfaltiges Programm undurchführbar sein? Gewiss nicht! Ce n'est que le premier pas qui coûte! — Ein solches Programm ruht auf dem Grundsatze der „Theilung der Arbeit“; es kann dem Einzelnen keine Schwierigkeiten bieten, den gewählten Gegenstand mit aller Gründlichkeit zu studiren und ihn später — en famille — auch ansprechend und gründlich vorzutragen!

Indem aber der Einzelne sich in einen militärischen Gegenstand mit

Lust und Liebe vertieft, leistet er für sich mehr, er bietet sich und seinen Zuhörern mehr, als jemals oberflächliche Vorträge ihm und Anderen bieten konnten.

Wir sind fest überzeugt, dass ein Officierscorps im freien wissenschaftlichen Vereine sich leichter und gründlicher fortbilden könne, als unter dem Zwange einer Schule, deren Wirkung selten weit über das Schulzimmer hinausreicht. Im freien Vereine wird die Thätigkeit und der Ehrgeiz des Einzelnen gefördert, mancher mehr Gleichgiltige (wer möchte leugnen, dass auch deren hie und da vorhanden sind?) wird, — anfänglich nur aus Neugierde, um den maiden speech eines Kameraden zu hören, — den Vorträgen mit Aufmerksamkeit und wachsendem Interesse folgen, er wird unwillkürlich lernen und zur Erörterung aufgefordert sein.

Ja! solche Vereine werden nach und nach eine wahre Pflege echter militärischer Intelligenz werden! Möge die Idee zur Activirung solcher Vereine, welche nicht dem Sinnen eines Grüblers, sondern den Verhältnissen der Wirklichkeit entsprang, Förderer finden bei Hoch und Nieder!

Der Vergleich zwischen den bisherigen Officiers-Schulen bei den Truppen und den in einem derartigen freien wissenschaftlichen Vereine der Officierscorps zu erreichenden schönen Resultate kann keinem Militär schwer fallen; wir stellen den von uns vorgeschlagenen Verein, welcher noch mancher Verbesserung fähig und bedürftig sein mag, dem unbefangenen, gerechten Urtheile der Gesammtheit getrost mit der Frage anheim: „Haben die herkömmlichen Officiers-Schulen bei den Truppen Besseres oder nur Gleiches geleistet??"

Am 31. März 1869.

Montecuccoli's Aufzeichnungen über die Einrichtung des Kriegswesens im schwedischen Heere in Deutschland, zur Zeit des dreissigjährigen Krieges (1634).

(Aus dessen handschriftlichem Nachlasse.)

I. Notizen über die Armee.

I. Die schwedischen Generale, welche in der Armee commandiren, sind:
der FM. Torstensohn,
der General der Artillerie Lillihök [1],
der General-Major der Cavallerie Hallaus,
die General-Majore der Cavallerie Königsmark und Wittenberg,
der General-Major der Infanterie Carl Wrangel (welcher eine Reise nach Schweden gemacht hat, jedoch wieder zurückkehren wird), dann der General-Major der Infanterie Montaigne.

II. Das Corps Torstensohn, vereint mit jenem des Hallaus, wird auf 9000 Infanteristen und 5000 Reiter effective Truppen geschätzt; überdies sind noch bei 3000 unberittene Reiter, zu deren Ausrüstung und Berittenmachung der Gesandte Oxenstiern dem Feldmarschall 100.000 Thaler ausfolgen wird, welcher die Pferde in Polen ankaufen und sie in den Ländern ausheben lässt, wo er sie vorfindet.

In der Artillerie zählt man 4 halbe Geschütze, einen grossen Mörser, welcher in Wismar gegossen wurde, und der 200pfündige Steinkugeln wirft; dann sechs Achtel-Kanonen, welche ungefähr sechspfündige Eisenkugeln schiessen, und gegen 40 kleine Stücke von leichterem Kaliber, welche ein bis dreipfündige Kugeln schiessen.

Kanonen: 48 ganze, 24 halbe, 12 viertel, 6 achtel.

Feldschlangen: 16pfd. ganze, 8pfd. halbe, 4pfd. viertel, 2pfd. achtel, oder Falkonetts. Leichtere Stücke 24pfd. Halbkanonen, 12pfd. Viertelkanonen 6pfd. Achtelkanonen, 3pfd. Sechzehntelkanonen.

III. Der Unterhalt der schwedischen Armee wird auf verschiedene Art bewirkt.

Die Officiere erhalten im eigenen Lande, bis sie in's Feld rücken, jährlich eine gewisse Quantität Korn und Geld, und dieses wird ihnen von jenen Dörfern oder Städten ausgefolgt, welche zu dieser Auflage bestimmt und angewiesen werden, wodurch es den Gemeinden derselben nicht schwer fällt, den Unterhalt einiger Officiere zu bestreiten.

Der Unterhalt der Soldaten geschieht fast auf eben dieselbe Art, weil das Land sowohl in Friedens- als auch in Kriegszeit eine Art Miliz unterhält, welche besoldet und in den Waffen geübt wird; ein jeder Ort unterhält so beispielweise einen Soldaten mit Brod und der Besoldung.

[1]) Liljenhoek.

Die Zunächstbefindlichen von ihnen kommen jede Woche einmal unter einem Führer zusammen, der ihnen zugetheilt ist und sie in den Waffen einübt, oder sie werden auf eine gewisse Zeit in die Garnisonen des Reiches verlegt, um in der Handhabung der Waffen und in den Feldverschanzungsarbeiten unterrichtet zu werden. Jetzt während der Kriegszeit, wo die Truppen ausser Landes sich befinden, sind jene Ortschaften, welche die ausmarschirten Soldaten zu erhalten haben, verpflichtet, andere in Bereitschaft zu halten, damit nach dem Abgang der erstern diese sogleich durch andere an ihrer Stelle ersetzt werden können; und dies sind jene Recruten, welche alljährlich aus Schweden kommen, um die erlittenen Verluste der Regimenter wieder zu ersetzen. Sobald irgend ein neues Regiment aufgestellt ist, wird es ganz in eine Garnison der eroberten Staaten, d. i. nach Pommern oder Meklenburg, gelegt; die alten Garnisonen dagegen werden herausgezogen und zum Heere in's Feld geschickt. Bei der Cavallerie findet derselbe Brauch Statt, indem die zur Erhaltung der Leute bestimmten Orte jeden derselben mit einem anderen Pferde zu versehen haben, wenn das erste zu Grunde geht; wenn daher ein Regiment Verluste an Pferden erleidet und unberitten ist, so wird die Mannschaft auf Schiffen nach Schweden geschickt und kehrt alsbald wieder beritten zurück.

Ein jedes Regiment besteht aus acht Compagnien; vier Compagnien bilden eine Escadron. Der Stand einer Compagnie besteht aus 125 Mann zu Fuss und 100 Mann zu Pferd. Man pflegt gewöhnlich eine Escadron pr. Regiment hinaus zu schicken, während die andere im Lande bleibt. Ihr Ersatz geschieht auf die obbesagte Weise. Wenn dermalen eine ausmarschirte Escadron an Mannschaft herabgeschmolzen ist, so pflegt man sie nach Schweden zu senden, und die andere vom selben Regimente in's Feld herauszuziehen. Auf diese Weise ergänzt sich die Armee auf ihren früheren Stand.

Ausser dem Tractament, welches die Officiere im eigenen Lande beziehen, erhalten sie, wenn sie auswärts zu Felde ziehen, mehr als ihre Quartiere, auf einige Monate Sold, aber in jedem Fall der Noth sind sie verpflichtet, sich mit der Verpflegung zu begnügen, weil sie ihre Gebühren in Schweden erhalten.

Die deutschen Regimenter werden auf gewöhnliche Art recrutirt und mit Quartier und Geld versehen.

Der Feldmarschall, welcher volle und unumschränkte Vollmacht besitzt, pflegt sogleich, sobald ein Regiment Verluste erlitten hat, es in irgend einen Ort zu legen, damit es sich erhole, und daselbst werden ihm die Quartiere angewiesen. Gewöhnlich wartet man, bis mehrere Regimenter, welche geschwächt worden sind, zusammenkommen, damit die Armee nicht allzusehr auf einmal verringert werde. Da auf diese Art sich das eine Regiment früher ergänzt und organisirt, bevor das andere zusammenschmilzt, so wird das Heer auf diese Art gleichsam stets auf einem und demselben Stande erhalten, in dem Falle ausgenommen, wenn eine allgemeine Niederlage es auflösen würde. Aus diesem Grunde werden auch höchst selten Änderungen vorgenommen, obschon dies zuweilen geschieht.

Die Gelder werden aus den Staatscassen von den Städten erhoben und auch aus Frankreich bezogen; diese wegen der vertragsmässigen Besoldung der Bundestruppen, jene aus den Zöllen, welche auf die Waaren gesetzt sind, und aus den auferlegten Contributionen. — So bezog man aus Pommern in einem Jahre 30.000 und im darauffolgenden 40.000 Thaler. Gleicherweise hatte auch Meklenburg etwas gegeben.

Die Zuneigung der Bevölkerung wird durch Begünstigung ihres Handels gewonnen, den sie über das baltische Meer betreiben, und der ihnen, wie sie meinen, durch die Schweden beeinträchtigt werden könnte.

Durch die ihnen gemachten Versprechungen des Friedens, in welchem sie bei ihrem Landbau, Handel und anderen Gewohnheiten des Lebens ruhig verbleiben, vermindert man ihren Hass gegen die Abgaben und Steuern, theils indem man ihnen begreiflich zu machen sucht, dass selbst auch die erblichen Staaten aller Fürsten heutzutage diesen nothwendigen Auflagen unterzogen werden, theils auch unter dem Vorwand der Religion, indem Schweden ihre Prediger besoldet, damit dieser Punkt den Gemüthern des gemeinen Volkes stets von der Kanzel eingeprägt werde.

Obgleich aber schon Viele die Maske gelüftet haben, so wird das Volk dennoch durch dieses berechnete Mittel hinters Licht geführt.

Die Anhänglichkeit der Officiere, welche mit Ausnahme des Prinzen Franz Heinrich von Sachsen und des Grafen della Torre fast durchgehends Soldaten des Glück's sind, wird durch Verschenkung von Gütern, welche die Krone in den eroberten Ländern an sie vertheilt, erhalten. Prinz Heinrich von Sachsen erhielt ein Haus in Stettin und ein Gut in der Nähe mit der Anwartschaft auf andere Besitzungen nach dem Tode der Fürstin von Treptau; der Oberst Wirzburg hat ein Gut bei Stettin, der Oberst Debitz ein solches im Meklenburgischen und Oberst Wrangel eines in Lievland; und so wurden alle Übrigen mit irgend etwas betheilt, mehrere auch mit Gütern in Schweden belohnt.

Die gemeinen Soldaten folgen dem Glücke und Zufalle, das sich ihnen eben darbietet, und heutzutage besteht der grösste Theil von ihnen aus solchen Leuten, welche bereits in kaiserlichen und schwedischen Diensten gestanden sind; denn sobald als einer von beiden Theilen über den andern Vortheile erringt und Gefangene macht, wählen sich letztere irgend ein Regiment der feindlichen Abtheilung, in welches die einzutreten und Dienste zu nehmen sich verpflichten, und entziehen sich auf diese Art dem Ungemach der Gefangenschaft. Es wird Pardon gegeben und empfangen, und die Gefangenen dienen so lange, bis sie von der Gegenpartei wieder gefangen werden, zu der sie in derselben Weise ihre Zuflucht nehmen.

IV. Bei der Aufstellung in Schlachtordnung werden drei Fronten oder Treffen hintereinander, eines von dem andern 500 Schritte entfernt, formirt. Das erste Treffen ist am stärksten, das zweite etwas schwächer, und das dritte am schwächsten. Das Fussvolk ist in der Mitte, und die Cavallerie auf den beiden Flügeln aufgestellt. Zwischen den Schwadronen pflegt man jedoch

Infanterie-Abtheilungen zu stellen und auf diese Art Infanterie mit Cavallerie zu vermengen.

Die Bataillone der Infanterie stehen zu 6 Mann in der Tiefe, die Schwadronen zu 4, bisweilen auch zu 3 Mann.

Die Kanonen werden vor dem ersten Treffen aufgestellt, und jedes Stück wird von 2 Mann bedient; der eine ladet und brennt ab, der andere steht am Fusse der Laffette, schiebt und richtet solche und lässt das Geschütz mit derselben Geschwindigkeit, wie der Marsch der Truppe ist, bewegen.

V. Die Garnisonen der Seestädte werden alle von schwedischen Commandanten und Truppen, oder von Finnländern und Lievländern bestritten, da man sie den Deutschen nicht anvertrauen will.

In Wismar commandirt Erich Hanssohn, ein alter Soldat, der früher Admiral im baltischen Meere war. Er ist ein eifriger und thätiger Mann, aber wenig kundig in den Grundsätzen der Befestigungskunst, und bedient sich zu den Arbeiten eines Ingenieurs aus Nürnberg, und zwar des nämlichen, der mit Lagen (?) in Regensburg war, als Seine Majestät der Kaiser es belagerte und eroberte. Das königliche Fort ist ein Fünfeck und liegt gegen Süden. Es wurde von Borri begonnen und wird dermalen mit grosser Sorgfalt verbessert; insbesondere gibt das Wasser dem Platze eine grosse Widerstandsfähigkeit.

Man hat Versuche gemacht, zur Winterszeit ausgepichte und mit Pulver geladene Kästen in die Wassergräben, gleichsam wie Minen, unter die Eisdecke zu legen, um bei einem plötzlichen Anfall des Feindes das Eis zu sprengen und den Graben frei zu machen. — Die Besatzung beträgt bei 1600 Mann. Bei den fortificatorischen Bauten wird folgendermassen vorgegangen:

Die Bürger sind gehalten, einen Theil selbst auszuführen, der andere wird von den Soldaten in der Art besorgt, dass sie einen Tag die Wachen beziehen, den andern Tag unentgeltlich die Arbeit verrichten und am dritten Tage für die Arbeit bezahlt werden.

Der früher erwähnte Erich Hanssohn hat auch das Commando über andere Garnisonen, wie Polle, Plauen etc.

In Stralsund geniessen die Bürger schon ein grösseres Ansehen. Sie haben die Schlüssel der Stadt in ihrer Verwahrung, sie bilden die Besatzung und beziehen ihre Wachen selbst und gestatten es auf keine Weise, dass die Bundes-Artikel, welche sie mit der Krone Schwedens eingegangen sind, auch nur um ein Jota abgeändert werden.

Die Schanzen, welche oberhalb der Durchgänge von Dammgarten, Tribsees, Loitz etc. angelegt sind, werden nur von schwachen Besatzungen bewacht, welche von Zeit zu Zeit aus grösseren Garnisonen herangezogen werden, von woher sie auch ihre Verpflegs-Vorräthe beziehen.

In Greifswalde commandirt derselbe Oberst, welcher in Demmin befehligte, als es Gallas eingenommen hatte. Ich glaube, er heisst Bonen. Die Stadt hat eine Besatzung von 600 Mann. Die Inundation und die Sümpfe machen den Platz zu einer starken Festung. Auch die Arbeiten, welche dort ausgeführt wurden, sind durch Palissadirungen und Verpfählungen verstärkt.

In Wolgast commandirt ein schwedischer Oberstwachtmeister vom Regimente des Obersten Strick; er hat eine 400 Mann starke Garnison. Der Wall des Castelles ist sturmsicher gemacht, und hat dermalen einen grösseren Aufzug, als er zur Zeit war, wo der Prinz von Toscana den Ort eingenommen hatte. Er ist durch starke Verpfählungen und Palissaden gesichert, und die kleine Brücke, welche das Castell mit der Stadt verbindet, ist durch einen halbmondartigen Brückenkopf gedeckt. Die Flanken des erwähnten Walles sind übrigens sehr klein, und der Raum im Innern sehr enge.

In Stettin liegt der General-Major Axelilie, welcher Gouverneur von Vor- und Hinter-Pommern ist. Er wird für einen tüchtigen und wachsamen Soldaten gehalten. Er hat bei Mainz einen Fuss verloren. Die Garnison ist 1600 Mann stark. Die Stadt ist mit Bastionen wohl befestigt, hat aber einen grossen Umfang und einen trockenen Graben. Zur Befestigung derselben wurde ein sehr geschickter deutscher Ingenieur verwendet, welcher bereits als Feuerwerker unter Kaiser Mathias gedient hatte.

Bezüglich der nothwendigen Anlagen und Erhaltung der Festungswerke haben die Schweden einen besonderen Vertrag mit den Bürgern abgeschlossen: Alle Werke, welche mit dem Walle und überhaupt mit der äussersten Umfassung der Stadt zusammenhängen, sind die Bürger verpflichtet, auf ihre Kosten herstellen zu lassen; alle übrigen Arbeiten ausserhalb der Stadt jedoch haben die Schweden zu besorgen, was sie mit Hilfe der Soldaten bewirken.

In Collberg commandirte früher Oberst Duprien und leistete später hierauf Verzicht. Die Stadt hat eine hinreichende Besatzung und ist gut befestigt. Es ist überhaupt ein gewöhnlicher Brauch der Schweden, alle jene Orte, welche sie in Besitz nehmen, fortwährend zu verstärken.

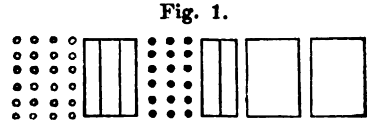
Die Garnisonen solcher Festungen erhalten ihre Service, d. i. Feuerungsmateriale, Beleuchtung, Bettfournituren und Salz an Orten, wo man es findet; — der Proviant für dieselben, als: Zwieback, Häringe, Käse und Butter, wird jedoch aus Schweden zugesendet (das Brod wird meistens durch die Commissäre besorgt, welche den Einkauf der Frucht im Grossen und die Anlegung der Magazine über sich haben). Auch das sonstige Kriegsmateriale, als Salpeter, Schwefel, Blei, Musketen, Degen, Piken, Rüstungen, Bekleidung etc., muss aus Schweden geschickt werden. In manchen Garnisonen sind die Soldaten nicht beim Bürger bequartirt, sondern sie werden an der Umwallung untergebracht, an welcher sie ihre Baraken aufrichten und auf diese Art auch in grösserer Bereitschaft für die Vertheidigung sich befinden. Wo diese Art von Unterkunft üblich ist, geniessen die Soldaten von den Bürgern mancherlei andere Begünstigungen.

Der Wachdienst wird auf eine eigenthümliche Weise bestritten: Am ersten Tage, an dem die Besatzung einzieht, werden jeder Schwadron oder dem Regimente ihre Posten bezeichnet, welche während der ganzen Zeit der Garnisonirung nicht mehr verändert werden dürfen, und so ist eine jede Abtheilung verbunden, ihre Strecke zu befestigen und so zu bewachen, dass sie stets im Stande sei, den ihr anvertrauten Posten vor einem plötzlichen Überfall zu schützen, gegen einen offenen Angriff zu vertheidigen und den Militärgesetzen zu entsprechen.

II. Militärisches Exercitium der Schweden.

(Mit 4 Holzschnitten.)

Fig. 1.

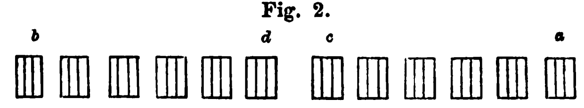


Eine Compagnie schwedischen Fussvolks besteht aus 96 Musketieren und 36 Piken. Die Piken stehen in der Mitte, zu 6 Mann in der Tiefe und 6 Mann in der Front, und formiren 2 Schwadronen, jede zu 18 Mann. Die Musketiere bilden die beiden Flügel, jeder zu 48 Mann. Diese stellen sich in Reihen zu 6 Mann in der Tiefe und 8 Mann in Front auf, sind gleichfalls in zwei Schwadronen eingetheilt, jede derselben zu 24 Mann.

Die Reihe, in welcher, 6 Mann in die Tiefe, einer hinter dem andern steht, wird Rotte genannt, und der vorderste Mann, der sie führt, heisst Rottenmeister.

Der Stand der ganzen Compagnie besteht aus 132 Gemeinen, welchen 8 Officiere zugetheit sind, und im Ganzen daher aus 140 Köpfen.

Fig. 2.



Eine Brigade ist aus 12 Compagnien zusammengesetzt, welche, wenn sie complet ist, bei 1584 Gemeine und mit den 8 Officieren 1680 Köpfe beträgt. Weil die Compagnien jedoch nicht immer vollzählig sind, so rechnet man eine Brigade im Durchschnitt auf 1500 Mann, und bei einem completen Stande 1152 Musketiere und 432 Pikeniere.

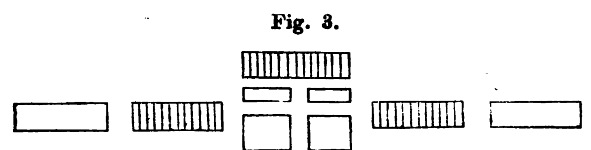
Wenn eine Brigade in Schlachtordnung gestellt werden soll, so disponirt jeder Hauptmann seine Compagnie auf die in der Figur 1 bezeichnete Weise, und zwar die Pikeniere in die Mitte und die Musketiere an die Seiten.

Sämmtliche 12 Compagnien werden eine neben der andern aufgestellt, wie es in der Figur 2 ersichtlich ist. Die erste rechtsstehende Compagnie *a* heisst die Obersten-Compagnie; die andere am äussersten linken Flügel stehende *b* die Oberstlieutenants-Compagnie; jene, welche die linke Seite des rechten Flügels schliesst, *c*, ist die Oberstwachtmeisters-Compagnie, und die, welche die rechte Seite des linken Flügels bildet, *d*, des ältesten Hauptmanns Compagnie. Dieses geschieht deshalb, damit die Ecken von den Officieren und älteren Soldaten besser beaufsichtigt sind.

Wenn man die auf solche Art gereihten Compagnien in Bataillone formiren und alle Pikeniere mit einander in der Mitte und alle Musketiere auf den Flügeln vereinigen will, so commandirt man die sämmtlichen Musketiere der rechten Hälfte zu einer halben Rechts-Wendung und jene der linken Hälfte zu einer halben Links-Wendung. Die Rotten marschiren sodann jede in ihre Aufstellung, um sich mit den auf den äussersten Flügeln stehenden

Musketieren zu vereinigen. Auf diese Art bleiben die Pikeniere in der Mitte, und die Musketiere kommen auf die Flanken derselben zu stehen. Hierauf zählt der Oberstwachtmeister die Zahl seiner Rotten oder Reihen von Piken ab und theilt sie in 3 Schwadronen, wodurch die Compagnien complet bleiben, und auf jede Schwadron 4 Compagnien, d. i. 144 Piken in 24 Reihen oder Rotten entfallen. Dann nimmt man 32 oder 40 Rotten Musketiere und stellt sie rechts von den Pikenieren, und eben so viele links auf; was an Musketieren übrig bleibt, wird in 2 Abtheilungen, und jede Abtheilung in zwei andere abgetheilt und hinter der Mitte der Pikeniere aufgestellt.

Fig. 3.



Tritt der Fall ein, dass man Mannschaft irgendwohin zu commandiren hat, so wird sie aus jenen Musketieren genommen, welche hinter den in der Mitte aufgestellten Pikenieren stehen.

Auch bei andern Gelegenheiten werden die Detachements rottenweise commandirt, indem man hiezu eine Rotte vom rechten, und eine andere vom linken Flügel einer Compagnie nimmt.

So zieht man auf die leichteste Weise die nöthige Anzahl Soldaten heraus, ohne die Schwadronen zu trennen und zu zerreissen, welche stets in ihrer ursprünglichen Formation und in derselben Tiefe bleiben, während die Front nur unfühlbar vermindert wird.

Wenn Soldaten durch Krankheiten abgehen oder sonst absent sind, so wird der Abgang derselben nicht sichtbar, weil er nur bei den hinter den Piken in der Mitte stehenden Leuten wirklich besteht, und weil die Flügel, durch Ergänzung sich stets in der gewöhnlichen Zahl erhalten.

Da der Soldat jederzeit seine gewöhnliche Eintheilung in der Compagnie wissen und sich in dieselbe begeben muss, ohne sich darum zu kümmern, ob ein Platz leer bleibt, so macht der Sergeant — wenn sich derlei Plätze durch Absente ergeben, — entweder die Reihen voll, indem er eine oder mehr Rotten vermindert, oder er behält die Anzahl Rotten, indem er die leeren Plätze der Absenten in der Mitte lässt und die ersten und letzten Reihen ausfüllt, wodurch die Schwadron eine grössere Front behält.

Fig. 4.

Ueber die türkischen Eisenbahnen.[1]

Die Anlage der Eisenbahnen wird in einem Staate nicht allein durch die physikalische Beschaffenheit des Bodens und die Handelsrichtungen bestimmt, es sind dafür auch die politischen und strategischen Verhältnisse massgebend. In der europäischen Türkei mehr als in jedem anderen Staate.

Das osmanische Reich hat in seinen Ejalets einen unmittelbaren, in den Fürstenthümern der Moldau und Walachei, Serbien und Montenegro einen nur mittelbaren Bodenbesitz. Politische Rücksichten müssen daher die hohe Pforte bestimmen, vor Allem auf dem ihr unmittelbar gehörigen Boden Eisenbahnen zu Stande zu bringen. Insofern die dafür nöthigen Traçen nicht mit den von der Natur vorgezeichneten günstigsten Linien zusammenfallen, wird wohl die Regierung — im Falle sie die Ausführung und den Betrieb der Eisenbahnen in Privathände legen will — den betreffenden Gesellschaften erhöhte Begünstigungen zukommen lassen müssen. Anderseits haben dauernde Gesellschaften mit grossen Fonds nicht viel zu riskiren, da auch die technisch minder günstigen Traçen, namentlich in Türkisch-Croatien und Bosnien Landestheile durchziehen, welche binnen kurzer Zeit eine reiche Ausbeute nicht nur an landwirthschaftlichen, sondern auch an Bergwerks-Producten, wie Eisen, Quecksilber, Blei, Salz etc. in Aussicht stellen.

Wir wollen nun erst die geeigneten natürlichen Linien, dann aber die politisch- und militärisch- wichtigen einer näheren Betrachtung unterziehen.

Constantinopel, die Welthandelsstadt, die Capitale des römischen byzantischen und osmanischen Kaiserreiches, die Völkerbrücke zwischen Asien und Europa, verdient die erste Berücksichtigung. Eine stehende Brücke über den Bosporus war schon beantragt und wird früher oder später doch zu Stande kommen, wenn sie gegenwärtig auch noch ausserhalb des Programms bleibt. Da aber bei Eisenbahnprojecten ein Blick in die Zukunft mit nöthig ist, so wird Constantinopel immer als der wichtigste Knotenpunkt von Verkehrslinien im Auge zu behalten sein.

Für die Feststellung eines vollständigen Eisenbahnnetzes im Inneren des Reiches mögen folgende Betrachtungen dienen:

Die europäische Türkei ist ein Gebirgsland, rings umgeben (mit Ausnahme im Nordwesten) von Meeren und Niederungen.

[1] Ein Vortrag, gehalten von Streffleur in der geografischen Gesellschaft in Wien.

Von diesen Tieftheilen, sowohl von den Meeresküsten, als von der Save und Donauebene aus, gehen (gegen die Gebirge zu) busenartige Niederungen, welche die Culturcentren bilden, wichtige Küstenorte, sowie Städte im Inneren besitzen, daher jedenfalls Eisenbahnen benöthigen und bei der günstigen Terrainbeschaffenheit auch erhalten können. Derlei Landestheile sind:

Nördlich der Donau die Moldau und Wallachei.

Südlich der Donau vom ägeischen Meere herein die Maritza-Niederung mit dem Hauptorte Erdene (Adrianopel) und dem Hafen von Enos.

Das Vardar-Gebiet mit den wichtigen Städten Üskup und Bitolia (Toli Monastir) und dem Hafenpunkte Salonik.

Im Norden Griechenlands an der Ostseite: die Niederung von Larissa mit dem Hafen von Volo; an der Westküste die Niederung von Arta mit Janina im Hintergrunde.

Am adriatischen Meere: die Küstenniederungen von Avlona und Durazzo, — und weiter nördlich jene von Alessio und Skutari.

Vom Norden herein liegt die grösste der fruchtbaren Niederungen im Gebiet der Morawa, zu Serbien gehörig.

Würde die Hauptwasserscheide in der Mittellinie des Landes, wie die Theoretiker bis vor kurzer Zeites uns gelehrt hatten, einen zusammenhängenden Hochrücken bilden, mit zwei Abdachungen nach Nordost und Südwest, so wäre das vorher geschilderte Verhältniss ein für die Türkei sehr nachtheiliges, — denn die Culturniederungen hätten keine Verbindung unter sich, und deren Ausgänge wären nur nach auswärts gerichtet.

Nach der Natur steht aber die Sache anders, und zwar äusserst günstig.

Die Hochmassen des Landes sind in der Mitte desselben — zwischen der Morawa und dem Vardar — gleichsam auseinander geschoben, so dass man in der Linie zwischen der Donau (an der Morawa-Mündung) und dem ägeischen Meere bei Salonik gar kein Gebirge zu überschreiten hat. Die Wasserscheide am Ursprung der Morawa besteht nur aus einer Hochfläche von 1328 bis 1500 Pariser Fuss Erhebung, so dass die Luftlinie vom Sattelpunkte zur Donau auf 42 Meilen horizontalen Abstand nur um 1288 Fuss und auf der Südseite zum Meere im Abstande von 30 Meilen um 1328 Fuss fällt. Das Verhältniss der Höhe zur Länge ist daher

im Norden wie 1 : 800
im Süden „ 1 : 530,

was sogar bei Bahnen in der Ebene für sehr günstig zu gelten hätte.

Freilich hat die Natur in diesen Linien statt der stetigen auch Stufengefälle, wie nördlich ober Stalatz, bei Kurwingrad und ober Leskowatz, dann südlich bei Nowoselo, an der Vardar-Enge bei Demir Kapu und der Zigeunerenge unter Gjewyjelü. Doch sind diese Stellen Bauhindernisse nicht zu nennen.

Der tiefe Untergrund im Centrum des Reiches beginnt östlich des weissen Drin mit der nur 1000 Fuss hohen Ebene Metoja, geht nördlich der Hauptwasserscheide zum classischen Amselfelde über, mit 1500 Fuss, — dann an die obere Morawa, deren flaches Gebiet bei Wranja nur 1280 Fuss hoch liegt, und schliesst an die Höhen bei Sophia, welche Stadt auch nur eine Höhenlage von 1600 Fuss hat. Südlich der Hauptwasserscheide von 1328 Fuss liegen die Niederungen bei Komanowa und Üskup (Mustapha Ontassi) bei 900 und 700 Fuss, und die Fläche Owtsche Polje (Schaffeld) südlich Ptschinja, noch tiefer liegend.

Von allen diesen Flächen, die nur mit isolirten Bergstöcken besetzt sind, gehen Communicationen über verhältnissmässig niedere Sättel nach allen Hauptflussgebieten des Landes, so dass man die erwähnten Hochflächen oder, besser gesagt, die vielen Einsenkungen in der Mitte des Landes zwischen den Quellenstöcken des weissen Drin, der beiden Morawa, des Vardar und Struma, endlich der Maritza, des Isker und der Nissowa für einen Centralknoten von Tiefenlinien ansehen kann. Wer dieses Hochland besitzt, der hat den Schlüssel zu allen Communicationen, der ist in handelspolitischer und militärischer Beziehung Herr der Bewegung nach allen Landestheilen und Meeren.

So wie uns die theoretischen Gelehrten an die Stelle dieses relativ sehr tief liegenden Hochlandes schwer zu überschreitende Gebirgsketten hinsetzten, z. B. schon Strabo „die Kette des Orbelos" und die Kartenmacher der neuesten Zeit „die Kette des hohen Balkan"; — ebenso wird noch heute die Ansicht ausgesprochen, dass dieses Hochland jedenfalls zu den sterilen gehöre und daher wenig Bedeutung für die Cultur habe.

Dieser Ansicht widersprechen jedoch die geschichtlichen Thatsachen, wie die Erforschungen der neuesten Reisenden.

Die Hochfläche war schon zu Römerzeiten von den Dardaniern und Päoniern bewohnt. Römische Kunststrassen durchzogen diese Gegend. An der Stelle des heutigen Novo Brdo, einer Stadt und Feste, welche, zwischen dem Amselfelde und der Niederung von Wranja, beherrschend steht, hatten schon die alten Galabrier eine grosse Stadt. Als die Serben, Bulgaren und Illyrier im Centrum der europäischen Türkei sich ausbreiteten, war das beherrschende Amselfeld in dem Besitze der Serben, und Novo Brdo war nach Hammers „Geschichte des osmanischen Reiches" die reichste und festeste Stadt Serbiens, die schon von Alters her „die Mutter der Städte" hiess.

Die Türken, als sie ihren Besitz in Europa erweitern wollten, erkannten das Amselfeld als den Schlüsselpunkt des Hochlandes und als den Ausgangspunkt ihrer weiteren Operationen gegen die Donau. Sie trachteten daher, auf dem Hochlande die Macht der Serben zu brechen. Erst nach einem harten Kampfe im Jahre 1389 auf dem Amselfelde, wobei beide Heerführer (Murad wie Lazar) ihr Leben verloren, waren die Serben verdrängt. Später fochten Ungarn, Serben, Bosnier, Albanesen und Bulgaren unter Lazarewich, Hunyad, Skanderbeg, Mathias Corvinus u. s. w. noch öfter in diesen Hochgegenden

bei Perserin, Kossowo, Sophia, etc. gegen die Türken. Auch österreichische Truppen kämpften 1669 unter Brown bei Wranja, 1689 und 1690 auf dem Amselfelde. Bemerkenswerth ist die Thatsache, dass die Bewohner des Hochlandes die dortige Trennung des Hochgebirges wie gemacht als Ausfallsthor gegen die südlichen türkischen Provinzen betrachteten; denn so oft das türkische Heer anderwärts beschäftigt war und Unfälle erlitten hatte, waren die Serben von Wranja und vom Amselfelde aus in Macedonien eingefallen. Selbst in der neuesten Zeit hörten die Kämpfe auf der Hochfläche nicht auf, das Amselfeld war noch im 19. Jahrhundert der Schauplatz der Wirren zwischen den Türken, Serben und Montenegrinern.

Wo also die Strassen sich kreuzten, Städte blühten und Heere lagerten und kämpften, da gab es gewiss auch zu allen Zeiten Cultur und Lebensmittel, und heute noch schildert uns von Hahn das dardanische Hochland — wie er es nennt — als besäet mit schönen Ortschaften und versehen mit guten Strassen, überhaupt als cultivirt und wohlhabend.

Dieser Gegend im Centrum des Reiches, welche zu allen Zeiten ihre Wichtigkeit zeigte, wird daher auch im Eisenbahnnetze ein besonderer Werth beizulegen sein.

Eine besondere Begünstigung der Natur für das türkische Eisenbahnnetz liegt noch in dem, dass die — bildlich gesagt — aus der Mitte zur Seite geschobenen Gebirgsmassen nicht aus einfachen Rücken, sondern aus Parallelketten bestehen, zwischen welchen tiefe Einsenkungen bestehen, die es möglich machen, hoch liegende Eisenbahnen in der Längenrichtung der Gebirge zu führen.

Die westliche Gebirgsmasse zieht parallel mit der Richtung des adriatischen Meeres, von Carlstadt gegen Griechenland. Alle Flüsse, die dem Nordabhange entspringen, wie Unna, Verbacs, Bosna und Drina bilden in ihrem obern Gebiete entweder selbst oder in ihren Zuflüssen mit dem Hauptgebirge parallel laufende Längenthäler, in welchen Eisenbahnen zu führen möglich ist. Aus einem Längen-Hochthal über den niedersten Sattel in das nächste Längenthal übergehend, gelangt man, von Carlstadt oder Sissek ausgehend, über Trawnik, Serajewo, Novibasar und Pristina auf das Amselfeld und von da über Üskup nach Salonik.

Von dieser Hochlinie (I) sind Abzweigungen möglich:

gegen die Save:

1. Von Kostainica in dem Thale der Unna,
2. in dem Thale der Bosna,
3. von Foča über Višegrad in dem Thale der Drina,
4. von Serajowo über Zwornik nach Belgrad;

gegen das adriatische Meer:

5. von Kostainica über Bihač zur österreichischen Grenze gegen Knin [1]),

[1]) Österreich muss es in seinem Interesse finden, das wichtige Knin zu einem Knotenpuncte seines eigenen Eisenbahnnetzes zu machen, und wird nicht nur die Bahn von der türkischen Grenze nach Knin führen, sondern von Knin aus auch weitere Verzweigungen nach Gospić in die Militärgrenze, dann nach Zara, Sebenico und Spalato leiten. Es wäre auch ein directer Anschluss von Knin aus über Jaica nach Serajewo möglich.

6. von Serajevo direct gegen Mostar oder Foča nach Mostar mit der Abzweigung gegen Trèbigne,

7. von Pristina über Perserin nach Skutari.

Die zweite Hauptlinie (II), von Belgrad nach Constantinopel geht bis zur Vereinigung der Nissawa mit der Morawa grösstentheils im Hauptthale der Morawa, und von Filibé an grossentheils im Thale der Maritza. Zwischen Nisch und Filibé aber ist die Linie eine Hochbahn zwischen Parallelketten, im ähnlichen Verhältniss wie im westlichen Gebirge. Die Hochmassen des Gebirges stehen auch im östlichen Theile der Türkei in der Richtung gegen Südost, von Nisch gegen den Despoto Dagh, der steil an der Mitte der ägeischen Seeküste endet. An der Porta Trajana — westlich von Tatar Basardschik — gabeln sich die Massen, das Maritza-Gebiet umschliessend, und es geht der im allgemeinen minder hohe, sogenannte kleine Balkan in seinem Zuge an das schwarze Meer nahezu parallel mit der Donau.

Die nördlichen Abzweigungen von der Hauptlinie Belgrad-Constantinopel gehen gegen die Donau und das schwarze Meer, nämlich die Linien

8. nach Widdin,

9. nach Nikopoli,

10. von Adrianopel nach Schumla,

11. von Schumla über Trnova nach Nikopoli,

12. von Schumla nach Rustchuk,

13. von Schumla nach Silistria,

14. von Schumla nach Varna,

15. von Hirmeny an der Maritza nach Burgas am schwarzen Meere.

Die südlichen Abzweigungen wären

16. von Adrianopel nach Enos an das ägeische Meer und

17. von Sophia über Kostendil und durch das Strumerthal nach Seres.

Zur Querverbindung der beiden Hauptlinien Carlstadt-Salonik und Belgrad-Constantinopel sollen dienen:

die schon angeführte Bahn von Serajewo nach Belgrad,

eine dritte Hauptbahn (III) von Constantinopel über Enos und Seres nach Salonik, und

auf der dardanischen Hochfläche

18. eine Bahn von Nisch über Wranja und Kamanova gegen Üskup,

19. von Sophia zur vorigen Bahn bei Brekodolze,

20. von Sophia über Kostendil gegen Üskup, und

21. von Wranja über Gilan gegen Pristina.

Durch diese kleinen Einfügungen entstehen wieder zwei in der Mitte des Landes sich senkrecht durchkreuzende Hauptlinien, nämlich

Belgrad-Salonik (IV) und

Skutari-Burgas (V).

Im südwestlichen Theile des Landes wären wünschenswerth:

22. eine Bahn von Salonik über Larissa nach Volo, zur Fortsetzuug nach dem Piräus,

23. von Salonik über Mostar und Kostaria nach Durazzo,
24. von Kostaria nach Larissa,
25. von Durazzo über Avlona und Janina nach Arta,
26. von Üskup nach Mostar über Rrilep.

Bis jetzt wurde mit den 5 Hauptbahnen und 26 Seitenlinien nur das überhaupt möglíche Netz angedeutet. Wir wollen nun auf die Würdigung dieses Systems näher eingehen.

In handelspolitischer Beziehung. Die Geschichte der Civilisation zeigt uns neben einem allmähligen Fortschreiten auch Sprünge durch Erfindungen, welche tief auf den Gang der Aufklärung, der Politik und Staatenbildung eingreifen. Denken wir nur an die verschiedenartige Wirkung der Ruderschiffahrt, welche nur längs der Küsten auftrat und die Kenntniss der Welt an das mittelländische Meer und die südöstlichen Gegenden bannte, — an die Segelschiffahrt, welche uns zwar langsam aber doch in alle Welttheile brachte, — und an die Dampfschifffahrt und Dampfbenützung überhaupt, welche nebst der Erhöhung der Intensität auch Raum und Zeit vermindert.

Es waren seiner Zeit Weltereignisse, wenn Kriegsflotten auf dem Wege von Sicilien nach Carthago oder Syrien das mittelländische Meer überschritten oder wenn Drusus in Monaten und Jahren über die Alpen setzte; — heute gehen Dampfflotten nach China oder Japan, und eine ganze Armee war im Jahre 1866 mittels Dampf in wenigen Wochen zweimal von der Donau nach Italien und über die Alpen wieder zurück an die Donau gebracht worden. Telegrafendrähte umspannen nahezu die Erde über Land wie durch das Wasser, und Nachrichten, die man früher erst in Monaten erhielt, brauchen zu ihrem Wege jetzt kaum Stundenzeit!

Diese erst seit kurzem eingetretene Verkürzung an Raum und Zeit und die darauf beruhende Erweiterung des Handels wie der Machtwirkung der Staaten wird nun bald auch ihren Einfluss auf die Politik und die Staatenbildung zeigen. Das passive Leben und die reine Cabinetspolitik hören auf. Staaten, die nicht mit vorwärts schreiten, verderben in sich selbst. Das äussere Leben der Staaten wird sich erhöhen; der Gesichts- und Handelskreis werden sich erweitern. Was früher die Handelsbewegung und die Schifffahrtswege im mittelländischen und arabischen Meere waren, dehnt sich jetzt um die Südküsten der Continente der nördlichen Erdhälfte aus. Die Hauptlinie des Weltverkehres ist nun bis zum Wendekreis des Krebses hinausgeschoben. Sie geht aus New-York und dem Meerbusen von Mexico durch das mittelländische Meer, hier sich spaltend, über Suez oder die Euphrat-Linie an die Küsten von Indien, China und Japan und durch den stillen Ocean über Californien wieder nach New-York.

Dieser Linie wird sich der Welthandel zudrängen; nach dieser Linie und dem Süden überhaupt werden die industriereichen Mittelländer Europa's ihre Kunstproducte bringen, um sie gegen die vielartigen Naturproducte des Südens einzutauschen, und nur jene Staaten, die Verkehrsmittel schaffen,

welche darthun, dass die Befriedigung der materiellen Interessen einen mächtigeren Hebel für die Einigung auch verschiedener Völkerstämme bildete, als die Verfassungsvorliebe und selbst das Nationalitätsgefühl. Man denke nur an das Consulatswesen, die hohe industrielle Thätigkeit und die vielseitigen Handelsverbindungen der heterogenen Volksstämme der kleinen Schweiz.

Es wäre also auch für die türkische Regierung der Fingerzeig gegeben, ihre verschiedenen Völkerstämme dauernd durch Handelsverbindungen auf Schienenstrassen zu einigen, was hier um so leichter erscheint, da alle Interessen durch Verbindungen mit dem Süden und dem Orient zu befriedigen wären.

Es ist dabei nicht zu übersehen, dass Russland den Weg nach Indien vom Aralsee aus anstrebt, dass diese Linie, rückwärts verlängert, den Norden Europas direct mit Indien verbindet, dass Russland schon an 8 Linien arbeitet, um den Osten Europas mit Asien zu verbinden, dass jetzt schon an einer Telegraphenlinie gearbeitet wird, die London, — den Harz und die Karpathen entlang, dann über Tiflis ziehend — in kürzester Linie mit Ostindien verbindet, eine Linie, die auch eine Eisenbahn werden kann, und dass derartige Parallelbahnen zur Mittelmeer- und Euphrat-Linie manche Köpfe schwankend machen wird, ob sie sich dem Norden oder dem Süden anschliessen sollen? Hiebei hilft kein Beweis, welche Linie mehr Vortheile bietet, welche productenreichere Länder durchzieht u. dgl. Wer der Erste ist, der hat den Vortheil; wo der Verkehr einmal feste Wurzel gefasst hat, ist er schwer wieder abzuziehen.

Andererseits ist nicht zu verkennen, dass der türkischen Regierung für jetzt die unmittelbaren Besitzungen näher am Herzen liegen. Es wird es daher Niemand verargen, wenn sie die zu bringenden Opfer vorerst ihren Bahnen zuwendet. Im Principe jedoch soll sie das ganze Netz für wünschenswerth erkennen und nicht in Opposition treten, wenn die Regierungen der suzeränen Länder sich freiwillig zu Opfern für die schnellere Ausführung der sie zunächst interessirenden Bahnen herbeilassen sollten.

Würden dagegen Hindernisse von Seite der suzeränen Länder auftauchen, so könnte dies die türkischen Interessen nicht gefährden, da das Bahnnetz so projectirt ist, dass die Hauptlinien aus Österreich, sowohl nach Constantinopel als nach Salonik, auch mit der Umgehung von Serbien, Rumänien und Montenegro möglich bleiben. Der Schlüssel dazu liegt auf dem Centralplateau des Landes, wenn man Pristina mit Sophia verbindet, es mag dies direct über Wranja und Prekodolze oder auf Umwegen nördlich über Wranja und Nisch oder auch südlich über Üskup und Kostendil geschehen.

In diesen kurzen Zweigen liegt wiederholt gesagt, der Kern des ganzen Systems, die Freiheit der Bewegung, sowohl mit, als auch ohne Berücksichtigung Serbiens.

In politisch-administrativer Beziehung durchzieht das Bahnnetz alle Regierungsbezirke und erleichtert, verbunden mit Telegraphenlinien

nicht nur den schnellen Verkehr aller Behörden, sondern macht auch die beliebige Ansammlung von Machtmitteln zur schnellen Unterdrückung von Aufständen auf allen Punkten des Landes möglich.

In militärischer Beziehung wäre der strategische Werth des vorgeschlagenen Bahnnetzes einer gründlichen Beurtheilung zu unterziehen — was wir in einer folgenden Abhandlung versuchen wollen.

Was die Reihenfolge der Ausführungen betrifft, so muss der türkischen Regierung, da sie mit ihrem Gelde für den Ertrag einsteht, wohl das Recht zuerkannt werden, vorerst solche Linien auf dem ihr unmittelbar gehörigen Boden in Angriff zu nehmen, die ihr den grössten Nutzen bringen. Diese Linien wären:

1) Vor allem eine Linie von Sissek nach Constantinopel über Serajewo, Nowibazar, Pristina, Sophia, Adrianopel, welche das Reich in der längsten Richtung auf eigenem Boden durchschneidet.

2) Eine Abzweigung von der ersten Linie über Üskup nach Salonik.

3) Eine Abzweigung von Adrianopel nach Enos und

4) eine andere von Adrianopel nach Burgas.

Zunächst wichtig in militärischer Beziehung wäre die Verbindung von Adrianopel mit Schumla. Im Hochlande sind Schumla, Sophia, die Gegend „Üskup-Wranja-Pristina" und Serajewo die wichtigsten Knotenpunkte.

Die Verbindung dieses Netzes mit Belgrad und Brod hängt von der Betheiligung der serbischen und österreichisch-ungarischen Regierung ab. Hiebei kommen die Eisenbahn-Jungfern-Länder: die Militärgrenze und Dalmatien in Frage. Die Beantwortung einer solchen Frage, die leider noch wenig geneigte Ohren gefunden, erfordert eine eigene Abhandlung!

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist ein Anschluss der türkischen Hauptbahn mit den österreichischen Bahnen nur dort möglich, wo die österreichische Linie schon ausgebaut oder der Vollendung nahe ist, für jetzt also bei Brod.

Die kürzeste Linie aus dem Westen Europa's (Paris und London) nach Constantinopel geht durch Süddeutschland nach Brixen, von da über Linz und Villach nach Tarvis, durch das Thal der Wurzner Save nach Laibach, endlich über Steinbrück gegen Sissek [1]). Eine wichtige Zukunftslinie, in welcher aber noch viele Stücke fehlen.

Die Mitte Europa's hätte die beste Verbindung mit Constantinopel durch Ungarn und Serbien über Belgrad, was sich von selbst machen wird.

So lange aber die türkische Regierung nur auf dem ihr unmittelbar gehörigen Boden Bahnen errichten will, bleibt, so lange die Linie Brixen-Sissek nicht hergestellt ist, kein anderer Anknüpfungspunkt als Brod mit den Endpunkten Spalato, Salonik und Constantinopel.

---

[1]) Siehe die Broschüre über die Gründung einer Südalpen-Eisenbahn-Gesellschaft. Von Streffleur. Wien, 1856 Buchhandlung Gress.

Die Mittel zur Ausführung der Bahnen sind technischer und financieller Natur.

An technischen Kräften fehlt es in Europa nicht, doch mangelt es an topographischen Behelfen. Von der Türkei besteht keine Landesaufnahme, es finden sich aber eine Menge Detailarbeiten, namentlich Recognoscirungsberichte, Ortsaufnahmen, Thal- und Passbeschreibungen, die von österreichischen, russischen, französischen Militärs etc. oder auch von Civilreisenden verfasst wurden. Den grössten Reichthum an Aufnahmen aus älterer Zeit besitzt Österreich: die häufigen Türkenkriege gegen Ende des vorigen Jahrhundertes bewogen die Majestäten Kaiser Josef II., Leopold und Franz, viele Aufnahmen durch Officiere machen zu lassen. Die besten dieser Arbeiten kamen aber nicht in das Kriegsarchiv, sondern wurden Familien-Eigenthum der Regenten und sind auf diese Weise meist unbekannt und unbenützt geblieben. Obgleich werthvoll in manchen Details eignen sich derlei ältere Aufnahmen doch nicht für Eisenbahntracirungen über ganze Länder, da man in früherer Zeit keine Höhenmessungen ausführte. Es ist daher das Angezeigteste, Eine Karte im grossen Massstabe — wie wir sie jetzt in der Karte der Türkei von Scheda, in 13 Blättern besitzen, — zur Grundlage zu nehmen, ein General-Nivellement in den gewünschten Richtungen vorzunehmen und nur jene Stellen detaillirt zu skizziren, wo bei schwierig zu überwältigenden Partieen Alternativ-Projecte nothwendig werden.

Die financielle Frage würde eine ausführliche Beantwortung verdienen. Es stehen sich hier die Interessen der Concessionäre und des Staates entgegen. Die Concessionäre erhalten von Seite der Regierung die Genehmigung, die zu beiden Seiten der Bahn (auf eine gewisse Entfernung) liegenden Staatswaldungen und Bergwerke auszubeuten. Da wird man oft von der technisch günstigen Lage etwas abweichen müssen, um ein in der Nähe liegendes Bergwerk noch zur Ausnützung hereinzuziehen. Der Staat andererseits wäre noch in der Lage, die Bahnen billiger als in allen andern Staaten Europa's auszuführen. In beiden Richtungen hatte ich Gelegenheit viel Material zu sammeln, das mir seinerzeit von dem österreichischen Botschafter Baron Bruck an die Hand gegeben wurde. Doch hier, in der geographischen Gesellschaft, gehört dies nicht zur Sache, weshalb ich die Details übergehe.

Für Österreich kann es nur erwünscht sein, die türkischen Eisenbahnen, unter was immer für Verhältnissen, zu Stande kommen zu sehen, denn der Handel nach dem Südosten braucht nach Eröffnung des Suezcanales seine Zuzugslinien in mehrfachen Richtungen.

Kriegschronick der Gegenwart.

Die Ereignisse in Spanien im September 1868[1].

Es wird hier nicht beabsichtigt, eine, wenn auch noch so kurze Geschichte der spanischen September-Revolution zu geben, welche den Sturz der Bourbonen-Dynastie veranlasst hat. Wir wollen vielmehr vorwiegend die militärischen Ereignisse in's Auge fassen, vom Augenblicke der Flottenerhebung zu Cadix an, bis zu Serrano's siegreichem Einzuge in Madrid.

Zuvörderst empfiehlt es sich, einen Blick auf die spanische Armee und ihre Lage im September 1868 zu werfen.

Sie bestand damals aus 40 Regimentern Linien-Infanterie, einem Disciplinar-Infanterie-Regiment, zum Garnisonsdienste an der africanischen Küste bestimmt, aus 20 Jäger-Bataillons[2]), 10 Artillerie-, 18 Cavallerie-[3]) und 2 Genie-Regimentern. Ausserdem zählte man 16.000 Mann Gendarmerie (Guardia civil), etwa 14.000 Mann Landjäger (Guardia rural) und 12.000 Grenzjäger (Carabineros). Diese drei Corps sind in Spanien militärisch organisirt, in Brigaden eingetheilt und dem Kriegsministerium untergeordnet, welches sie nach Bedarf in Kriegszeiten zur Verstärkung des stehenden Heeres verwenden kann. Jedes Linien-Infanterie-Regiment, von einem Obersten befehligt, besteht aus 3 Bataillons, die von einem Oberstlieutenant, nöthigenfalls auch von einem Major commandirt werden. Die Stärke des Bataillons am Friedensfusse beträgt 750 Mann ohne die Officiere. Die dritten Bataillons sind Depôt- und Lehr-Bataillons, die ihre abgerichteten Mannschaften an die übrigen Cadres abgeben. Ein Bataillon besteht aus 6 Compagnien in Frieden, aus 7 bis 8 im Kriege. Die Organisation der Fussjäger-Bataillons ist dieselbe, wie jene der Linie. Die 18 Cavallerie Regimenter zerfallen in: schwere Cavallerie (2 Cürassier- und 2 Carabiniers-Regimenter), Linien-Cavallerie (8 Lanciers- [Uhlanen] Regimenter), leichte Cavallerie (4 reitende Jäger- und 2 Huszaren-Regimenter).

---

[1]) Bearbeitet nach dem Spectateur militaire vom Februar und März 1869, so wie nach einigen anderen Quellen, wie die Correspondenzen der Allgemeinen und der Kölnischen Zeitung.

[2]) Die Stärke der gesammten Infanterie betrug nach Klöden 169.972 Mann und 5972 Officiere, nach Kolb 128.096 Mann (41 Regimenter Infanterie, 20 Jäger-Bataillons und 80 Bataillons Provinzial-Miliz), nämlich 70.484 Mann im activen Dienst, 57.612 Mann in der Reserve.

[3]) Cavallerie = 16.824 Mann nach Klöden, 13.069 Mann nach Kolb, der indes 19 Regimenter aufzählt, nämlich 4 Regimenter Cürassiere, 8 Regimenter Lanciers, 4 Regimenter Jäger, 3 Regimenter Huszaren zu 4 Schwadronen, dann 2 leichte Jägerschwadronen.

Es bestehen noch 3 Remonten-Etablissements und 2 stabile Escadronen von Galicia und Mallorca. Jedes Cavallerie-Regiment soll eine reglementmässige Stärke von 360 Pferden und 460 Mann haben; die 100 Unberittenen haben den Stalldienst zu versehen. Die 10 Artillerie-Regimenter bestehen aus 5 Regimentern reitender Artillerie, 4 Regimentern zu Fuss und 1 Regiment Berg-Artillerie. Letzteres ist mit Kanonen kleinen Kalibers ausgerüstet, welche von Mauleseln getragen werden. Die 5 Regimenter reitender und die Berg-Artillerie zählen jedes 6 Compagnien (Batterien) zu je 6 Geschützen und etwa 100 Mann Bedienung. Die Fussartillerie-Regimenter bilden 2 Bataillons à 6 Compagnien. Ihr Stand ist stärker als jener der übrigen Artillerie-Regimenter, denn er soll, dem Reglement gemäss, 1800 Mann betragen. Die Genie-Truppe bildet 2 Regimenter à 2 Bataillons, jedes der letzteren zu 900 Mann. Alles in Allem sollte die spanische Armee am Friedensfusse etwa 150.000 Mann stark sein; im verflossenen September indes erreichte sie nicht diese Ziffer, denn eine grosse Anzahl Soldaten war beurlaubt und befand sich in der ersten und zweiten Reserve.

Die erste Reserve besteht aus Leuten, die in ihre Heimat beurlaubt sind, die zweite aus solchen, welche von ihrer achtjährigen Dienstzeit vier Jahre zurückgelegt haben. In Spanien stehen die Reservisten erster und zweiter Classe jederzeit dem Kriegsminister zur Verfügung, der sie jeden Augenblick zu ihren respectiven Truppenkörpern einberufen kann. Diese Beurlaubungen hatten also den Effectivstand der Armee vermindert, die sich nach den Ausweisen des Kriegsministeriums bezifferte:

Am 1. September 1868 nach dem Kriegsminist.		Anfangs 1862 (Kolb).	1863 (Klöden).
Lin.-Inftr. - Fussjäger (Guardia rural)	94.335	70.484	zusamm. 169.972 M.
Reserve 53.033 Mann		57.612 M.	
Gendarmerie (Guardia civil)	14.000	9.844	12.951
Grenzjäger (Carabineros)	10.000	12.962	11.784
Cavallerie	7.500	13.069	16.824
Artillerie	7.500	12.829	12.626
Genie	2.500	4.016	4.016
Totalsumme [1]	135.835		

Diese Truppen waren über die ganze Halbinsel zerstreut; es genügt indes hier jene anzuführen, welche in Andalusien lagen, da sie allein an dem wirklichen Feldzuge Theil genommen. Die wichtigsten Garnisonsplätze waren:

[1]) Hiezu kommen indes noch: königliche Hellebardiere: 283 Mann. — Miliz auf den canarischen Inseln: 7329 Mann; Catalonisches Corps: 516 Mann. Eine nicht unbedeutende Streitmacht befindet sich ferner in den Colonien. Auf Cuba standen nach den officiellen Listen vom 31. December 1859: 8 Regimenter Infanterie (à 2 Bataillons), 3 Bataillons Cazadores (Jäger), 2 Regimenter Cavallerie, 1 Regiment Fuss- und 1 Regiment Gebirgs-Artillerie, dann noch verschiedene Special-Corps, zusammen 23.929 Mann; gleichzeitig 3600 Mann bei der Marine (32 Schiffe mit 368 Kanonen). — Auf Puerto-Rico 1860: 1 Regiment Infanterie, 1 Bataillon Cazadores, 1 Brigade Artillerie, zusammen 3393 Mann. Auf den Philippinen 1860: 10 Regimenter Infanterie, 1 Regiment Cavallerie, 2 Brigaden Artillerie, zusammen 10.923 Mann.

Sevilla mit:

Baylen-Linien-Infanterie-Regiment.

Tarifa-, Simancas-, Segorbe- Jäger-Bataillons.

Santiago-Lanciers.

Zweites reitendes Artillerie-Regiment.

Zahlreiche Detachements von Guardia rural, civil und Carabineros.

Cadix mit:

Cantabria-Linien-Infanterie-Regiment.

Erstes Fuss-Artillerie-Regiment.

2 Bataillons Marine-Infanterie [1]).

Starke Guardia civil- und Carabineros-Abtheilungen.

Malaga und Ceuta [2]) mit:

Aragon-Linien-Infanterie-Regiment.

Bourbon- „ „ „

Disciplinar-Linien-Infanterie-Regiment.

Ein halbes Bataillon Alcantara-Jäger.

Desgleichen bedeutende Abtheilungen der Guardia rural, civil und der Carabineros.

Es gehört nicht in den Rahmen unserer Darstellung, die Missstände zu erörtern, welche dem königlichen Regime in Spanien zur Last gelegt wurden. Wir begnügen uns, daran zu erinnern, dass in Spanien seit lange schon die Pronunciamentos und Militär-Revolutionen einen üppigen Boden gefunden und daher nahezu alljährlich dort ausbrachen. Im Jänner 1866 versuchte General Prim, Conde de Reus, eine Erhebung, die indes misslang; die Aufrührer wurden auf portugiesisches Gebiet gedrängt und dort entwaffnet. Im Juli 1868 fanden gleichfalls Unruhen Statt, welche die Verhaftung vieler hervorragender Persönlichkeiten, besonders der Armee zur Folge hatten. Es waren dies der General-Capitän Serrano y Dominguez, Herzog de la Torre [3]),

[1]) In der General-Capitänerie Granada gelegen.

[2]) Schon früher war bei dieser Truppe aufrührerische Gesinnung wahrzunehmen, weshalb man sie aufzulösen beabsichtigte.

[3]) Francisco Serrano, Herzog de la Torre, wurde im Jahre 1810 geboren und verdiente sich die Sporen in den Kämpfen, die nach Ferdinand's VII. Tode ausbrachen; 1840 war er Ober-Befehlshaber in Barcelona. Die „Times" rühmt seine Verwaltung als General-Capitän von Cuba. Den Herzogstitel erhielt er vor sechs Jahren in Folge der Expedition nach San Domingo. Im Jahre 1843 gehörte er zu den Generalen, welche Espartero's Sturz herbeiführten, war dann mit Narvaez gegen das Ministerium Olózaga; später versöhnte er sich wieder mit Olózaga und setzte dessen Heimberufung aus dem Exile durch; als Narvaez wieder obenauf war, ward Serrano als General-Capitän nach Andalusien versetzt. Von dieser Zeit an bis zu der Revolution von Vicalvaro (17. Juli 1854) gehörte Serrano zur Opposition und wurde, weil in den Aufstand zu Saragosa verwickelt, verbannt. Der Sieg der Vicalvaristen brachte ihn wieder empor; bei dem Zerwürfnisse zwischen Espartero und O'Donnell schloss er sich Letzterem an, wurde 1854 General-Capitän der Artillerie, war General-Capitän von Neu-Castilien während des Staatsstreiches von 1856, und ging dann als Gesandter nach Paris. Nach dem Tode von Narvaez wurde er nach den Canarien verbannt, von wo er siegreich nach Cadix zurückkehrte.

der nach Madeira gebracht ward, die General-Lieutenants Domingo Dulce Marquis de Castelfloride [1]), den man nach Tenerifa führte; Zavala Marquis de la Sierra Bullones, Cordova Marquis de Menvigorria; dann der Feldmarschall Serrano y Bedoya und der Brigade-General Letona; sie alle wurden nach den Balearischen Inseln geschafft. Auch die September-Revolution war von langer Hand vorbereitet und die königliche Regierung sogar von ihrem bevorstehenden Ausbruche unterrichtet. Doch scheint sie die Tragweite der Erhebung unterschätzt, keinesfalls aber energische Massregeln zur Unterdrückung derselben vorbereitet zu haben.

Schon am 16. September nahm der General-Capitän der Armee, Manuel Pavia y Lacy, Marquis de Novaliches, seine Entlassung als General-Capitän von Neu-Castilien und ward durch den General-Lieutenant Eusebio de Calonge y Fenolles ersetzt, der seine Amtsthätigkeit mit der Proclamirung des Standrechtes in Madrid begann. An demselben Abend traf der königliche Marschall de la Concha, Marquis del Duero, in der Hauptstadt ein, dessen jüngerer Bruder José de la Concha, Marquis de la Habaña, so eben zum Ministerpräsidenten ernannt worden war. Novaliches begab sich zu den Truppen in Andalusien, wo die meiste Gefahr herrschte. Marschall de la Concha ward Commandant aller in Andalusien stehenden Truppen.

Das erste Signal zum Aufstande wurde merkwürdiger Weise von der Flotte [2]) aus gegeben, und zwar von den im Hafen von Cadix liegenden Schiffen, besonders von den Panzer-Dampf-Fregatten Zaragoza und La Villa de Madrid. Sechs andere grössere Schiffe: Tetuan, der Kriegsdampfer Isabella II., Vulcano, Ferrol, die Kanonenboote Edetana und Ligera und alle kleineren Fahrzeuge, die sich vor Cadix befanden, unterstützten die Bewegung, zu welcher die heimliche Ankunft Prim's das Zeichen gegeben. Diese Insurrection auf den Kriegsschiffen war in hohem Grade wichtig, denn mit ihnen beherrschte die Revolution die Küsten und konnte die Bewegung überall hintragen. Andererseits war die moralische Wirkung des Pronunciamientos der Flotte, die ein aristokratisches Corps bildet, und die sich niemals noch an

[1]) Dieser ist General-Lieutenant, gleichfalls seit 1854, und machte sich zuerst 1841 bekannt durch seine tapfere Vertheidigung des Palastes bei dem Aufstande desselben Jahres gegen die Regentschaft Espartero's.

[2]) Da die Marine bei dem jetzigen Aufstande eine hervorragende Rolle spielt, so wollen wir bemerken, dass der Präsident des berathenden Marine-Comité's General-Lieutenant Antonio Estrada y Gonzalez de Guirot ist, unter welchem fünf Directoren stehen, wobei sich auch Schiffscapitän B. Topete befand. Generalcapitän der Flotte ist Admiral Casimiro Vigodet y Garnica; unter ihm stehen zehn Vice-Admirale (oder General-Lieutenants) und dreizehn Contre-Admirale (oder Geschwader-Commandanten). In Cadix steht Vice-Admiral José M. Halcon y Mendoza, in Ferrol Vice-Admiral S. Diaz de Herrera y Mella, in Cartagena Vice-Admiral José Ibarra y Autran. Spanien hat drei Marine-Departements: Cadix im Süden, Ferrol im Norden und Cartagena im Osten. Cadix hat 71.000, Carthagena 22.000 und Ferrol 18.000 Einwohner. Die Flotte zählt nach der amtlichen Liste von 1867 zwanzig Schiffe erster Classe (Dampfer), darunter sechs Panzer-Fregatten, eilf Schrauben-Fregatten und drei Raddampfer; ferner achtzehn Schiffe zweiter, vierundfünfzig Schiffe dritter Classe. Die gesammte Flotte besteht mit den kleineren Fahrzeugen aus 118 Kriegsschiffen mit 1071 Kanonen und circa 14.700 Matrosen, 8000 Marine-Soldaten und 589 Mann Arsenalwache.

den Aufständen betheiligt hatte, eine höchst ausserordentliche. Die Fahne des Aufstandes wurde von Don José Malcampo y Monge aufgesteckt, der seit 1862 Linienschiffs-Capitän und Befehlshaber der Panzerfregatte Zaragoza, einer der angesehensten und tapfersten Officiere der spanischen Flotte war. An die eigentliche Spitze dieser Bewegung stellte sich aber der Hafen-Capitän von Cadix, Contreadmiral Don Juan B. Topete, der nachstehende berühmt gewordene Proclamation erliess:

„Ein Seemann, der Euch besondere Auszeichnungen verdankt und namentlich die, Euer Vertreter im Parlamente gewesen zu sein, richtet das Wort an Euch, um Euch über ein sehr wichtiges Ereigniss Erklärungen, d. h. über die feindliche Haltung der Marine der unglückseligen Regierung gegenüber zu geben, welche die Geschicke der Nation leitet. Erwartet von mir keine eleganten Phrasen, sondern bereitet Euch auf ernste Wahrheiten vor. Unser unglückliches Vaterland ist seit einer Reihe von Jahren der schrecklichsten Dictatur unterworfen: unser Staatsgrundgesetz ist verletzt, die Bürgerrechte sind verkannt, die Nationalvertretung eine scheinbare, alle Bande vollständig zerrissen, welche ein Volk an den Thron fesseln, eine wahre constitutionelle Monarchie bilden sollen. Diese Wahrheiten zu proclamiren, ist gar nicht vonnöthen, sie sind im Gewissen Aller eingeschrieben. Übel von einer solchen Bedeutung, ohne von denen zu sprechen, die auf der Marine lasten, erheischen analoge Heilmittel. Wir verlangen, wir wollen, dass die gesetzlichen Gewalten, Volk und Thron, innerhalb der Kreise functioniren, die ihnen von der Verfassung vorgezeichnet sind, dass die erloschene Harmonie und das zwischen ihnen zerrissene Band wieder hergestellt werde. Wir wollen, dass die constituirenden Cortes, im Verständnisse ihrer Mission und getreu ihrem Mandate, der Nation eine wahrhafte Ära der constitutionellen Monarchie eröffnen; wir wollen, dass die Bürgerrechte von den Regierungen vollständig geachtet werden, indem sie dieselben als heilige Rechte anerkennen; wir wollen endlich eine moralische und aufgeklärte finanzielle Verwaltung. Nur um diesen Preis wird das Glück des Vaterlandes von Bestand sein. Bewohner von Cadix! Ich komme Eurer Zuneigung entgegen, indem ich mich bei dem Kampfe, der heute beginnt, an die Spitze stelle, und den Ihr mit Eurer wohlbekannten Tapferkeit aushalten werdet. Bucht von Cadix, an Bord der Zaragoza, den 17. September 1868.

(gezeichnet) Juan B. Topete."

Dies trug sich zu am Abend des 17. Septembers; die Flotte harrte sehnsüchtig der Ankunft Prim's und der übrigen exilirten Generale; noch in der Nacht mussten diese alle in Cadix ankernden Kriegsschiffe besuchen, um durch ihre eigene Erscheinung die frohe Botschaft ihrer Ankunft zu bewahrheiten. Indessen verbreitete sich auch schon in der Stadt das Gerücht von Prim's Anwesenheit, und das Volk nahm eine drohende Haltung gegen die Regierung an. Der militärische Gouverneur, General de Bouligny, meldete diese Vorfälle telegraphisch nach Madrid und erhielt die Weisung, mit den ihm unterstehenden Truppen Widerstand zu leisten, bis man ihm Verstärkungen

senden würde; er nahm daher die Verwaltung in die Hand, liess die Strassen säubern und verkündete den Belagerungszustand. Doch schon am 18. gegen Mittag machte die Flotte aller Ungewissheit ein Ende; denn um 1 Uhr legte sie sich unter dem Befehle Topete's vor den Hafen und schloss ihn, während zugleich eine Salve von 21 Schüssen erscholl und die Matrosen, sich auf Deck und Masten gruppirend, das laute Freudengeschrei: „Freiheit, Gerechtigkeit, Ordnung“ ausstiessen. Am Lande stieg die Aufregung. Bald kam die Nachricht, dass die Eisenbahnbrücke bei S. Fernando [1]) zerstört und mithin Cadix von Sevilla abgeschnitten sei; die Telegraphendrähte waren ebenfalls zerrissen. Da begaben sich Bürger-Deputationen zu den Casernen S. Roque und Sta. Elena, um die Soldaten zu einem Pronunciamiento aufzufordern. Es war das Regiment Cantabria, welches einhellig der Aufforderung nachkam, und von nun an war Cadix in der Gewalt der Aufständischen. Prim und Topete landeten am 19. Morgens um 6 Uhr und nahmen in aller Form Besitz von der Stadt im Namen der Revolution. Der in Sevilla residirende General-Capitän von Andalusien, Don Francisco Paulo de Vasallo, hatte kaum von den Vorgängen in Cadix erfahren, als er das Regiment Baylen-Infanterie nach diesem Platze entsendete; doch gaben seine eigenen Truppen Zeichen von Meuterei, so dass er, vielleicht etwas vorschnell, das Commando seinem Unterbefehlshaber, dem General Yzquierdo, abtrat, welcher heimliche Verbindungen mit den verbannten Generalen unterhielt. Sevilla war solcher Massen ohne Schwertstreich gefallen. Nicht minder einfach ging es in Algesiras zu, wo der General Osorio, sich wohl bewusst, dass er der Bewegung nicht entgegentreten könne, die Besatzung aufforderte, sich für die Revolution auszusprechen, was auch einstimmig geschah. Darauf wurde das Gefängniss geöffnet, dessen Insassen in Freiheit gesetzt, und die Archive verbrannt. — Dinge, die nicht gerade nothwendig erschienen, um den Sturz der Königin Isabella herbeizuführen. Auch in Málaga und Ceuta standen die Garnisonen auf, in letzterer Stadt sogar auf Befehl ihres Commandanten, des Generals Rey y Caballero.

Mittlerweile hatte das Ministerium Gonzalez Bravo seine Entlassung eingereicht, und war der Marquis de la Habaña mit der Bildung eines neuen Cabinetes beauftragt worden. Eine seiner ersten Handlungen war die Eintheilung ganz Spaniens in vier grosse Militär-Bezirke [2]); an ihre Spitze stellte er:

Marschall D. Juan de la Pezuela
Graf von Cheste:
Aragon, Catalonien und Navarra.

Marschall D. Manuel de la Concha
Marquis de Duero:
Neu-Castilien und Valencia.

Don Eusebio Calonge
y Fenolles:
Alt-Castilien, Asturien, Galicien und Vascongados.

Don Manuel Pavia
Marquis de Novaliches:
Estremadura, Andalusien.

---

[1]) Dieses Fort ist der Schlüssel zu Cadix.

[2]) Früher war Spanien behufs der Militärverwaltung in 11 Generalcapitänerien getheilt, zu welchen noch 3 auf den Adyacenten und 3 in den Colonien hinzukamen.

Als Novaliches sein Commando erhielt, befand er sich in Madrid; allsogleich, am 20. September, begab er sich mit den Officieren seines Generalstabes nach Baylen [1], um dort seine Armee zu organisiren. In dieser Stadt angelangt, wartete er zwei Tage, in welchen nach einander das Prinzen-Infanterie-Regiment, die Madrider Fussjäger und die Talavera reitenden Jäger einrückten. An der Spitze dieser Truppen begab er sich am 23. nach Andújar [2], wohin ihm 1 Bataillon vom Regiment Königin - Infanterie, 2 von Mallorca-Infanterie, das 4. reitende Artillerie-Regiment, das España-Lanciers- und Königin-Cürassier-Regiment vorausgegangen waren. Gleichzeitig hatte eine weitere Truppenzusammenziehung in der nicht weit entfernten Stadt Montoro [3]) stattgefunden; hier waren am 25. September das Infanterie-Regiment Gerona, 1 Bataillon Iberia-Infanterie und Pavia-Huszaren unter dem Commando ihres Obersten, des Grafen von Girgenti [4], vereinigt.

Der Marquis von Novaliches begab sich selbst nach Montoro, wo er am 26. mit dem General-Capitän von Granada, General Paredes zusammentraf, der ein Bataillon Málaga-Infanterie, ein halbes Alcantara-Jäger-Bataillon, 2 Escadronen Montesa - Lanciers und eine reitende Batterie des in Sevilla gelegenen Artillerie-Regiments mitgebracht hatte. Ausser diesen Truppen langten noch im Laufe des 25. und 26. sowohl zu Villa del Rio [5], als in Andújar die Barcelona-, Barbastro- und Alba de Tormes-Jäger-Bataillons, 2 Batterien des in Madrid garnisonirenden ersten reitenden Artillerie-Regiments und 2 Genie-Compagnien ein. Sämmtliche Truppen waren bei den Einwohnern der die benannten Städte umgebenden Dörfer untergebracht und hatten Befehl, auf den ersten Ruf bereit zu sein.

Nachdem er keine Verstärkungen mehr erwartete, organisirte Marquis Novaliches seine Truppen in 3 Divisionen, wie folgt:

Erste Division: General Echavarria, Marquis de Fuente-Fiel, Adjutant des Königs.

Erste Brigade: General Lacy.
Madrid- Jäger-Bataillon.
Barcelona- " "
Barbastro- " "
1 Bataillon Gerona-Infanterie.

Zweite Brigade: General Trillo, Adjutant des Königs.
Prinz-Infanterie-Regiment.

---

[1]) Liegt auf der Hauptstrasse von Madrid nach Granada, nördlich von Jaen, am Südfusse der Sierra Morena, im olivenreichen Hügellande; 5000 Einwohner, Schlacht 1808.

[2]) Am rechten Ufer des Guadalquivir, in der Provinz Jaen; 9400 Einwohner, alt, freundlich und wohlhabend, mit einer Steinbrücke von 17 Bogen über den Strom, in baumreicher Vega.

[3]) Mit 10.500 Einwohner, freundliche Stadt auf steilem Fels, links am Guadalquivir, in dessen Durchbruchthale mit hoher vierbogiger Brücke in den olivenbewaldeten Vorbergen der Sierra Morena.

[4]) Der Graf hatte erst am 21. Paris verlassen, um sich an die Spitze seines Regiments zu stellen.

[5]) Zwischen Montoro und Andújar, am linken Ufer des Guadalquivir.

Alba de Tormes-Jäger-Bataillon.
Ein halbes Bataillon Alcantara-Jäger.

Zweite Division: General Paredes, General-Capitän von Granada.
Erste Brigade: General Mogrovejo.
Königin-Infanterie-Regiment.
Iberia-Infanterie.
2. Bataillon Gerona-Infanterie.
Zweite Brigade: Oberst des Regimentes Malaga-Infanterie.
Mallorca-Infanterie-Regiment.
1 Bataillon Málaga-Infanterie.
2 Genie-Compagnien.

Dritte Division: General Vega, Adlatus General Arce, bestand aus sämmtlichen, oben als Garnisonen in Andalusien angeführten Truppen.

Die Artillerie bildete eine Brigade von 32 Feldgeschützen aus Krupp's Fabrik in Essen und stand unter den Befehlen des Generals Camus, dem der Oberst Alcala, Ordonnanz-Officier des Königs beigegeben war.

Während Marquis Novaliches seine Truppen organisirte, waren die Insurgenten unter den Befehlen des Marschalls Don Francisco Serrano, Herzog de la Torre, bis Córdova am Guadalquivir vorgerückt. Dank der Thätigkeit des Marschalls, welcher bei jener Gelegenheit ein wunderbares Organisationstalent an den Tag legte, waren die revolutionären Streitkräfte bald um 8 Bataillons vermehrt, wovon 4 aus bewaffneten Bürgern und 4 aus Reserve-Soldaten und Guardia rural bestanden. Zu Córdova gab er ihnen folgende Eintheilung:

Erste Division: General Caballero de Rodas.
Erste Brigade: General Salazar.
Tarifa- Jäger-Bataillon.
Simanca- " "
Segorbe- " "
Zweite Brigade: General Alaminos.
Cantabria-Linien-Infanterie-Regiment.
Bourbon- " " "
Dritte Brigade: Oberst Enrile.
Baylen-Infanterie-Regiment.
1. Bataillon von Cuenca-Infanterie.

Zweite Division: General Rey y Caballero.
Erste Brigade: Oberst Alemany.
Valencia-Infanterie-Regiment.
1. Bataillon Carabineros.
Zweite Brigade: Oberst Taboada.
Aragon-Infanterie-Regiment.
2 Bataillons Guardia rural.

Dritte Brigade: Oberst Pazos.

1. Fuss-Artillerie-Regiment.

1 Bataillon Guardia civil.

Das 2. reitende Artillerie-Regiment unter Oberst Blengua bildete eine eigene Brigade.

Die Cavallerie-Brigade unter Oberst Chacon bestand aus den Lanciers-Regimentern Santiago und Villaviciosa und 2 Escadronen reitender Carabineros.

Dies war die Organisation der beiden Armeen, die um den 26. September sich gegenüber standen.

Die Bevölkerung Andalusiens, welche schon bei einigen Anlässen ihre Sympathien für die Sache der Liberalen ausgedrückt hatte, sprach nunmehr ihren Enthusiasmus für die Insurrection überall offen aus und machte aus ihren Gesinnungen selbst in den vom Marquis Novaliches besetzten Landestheilen kein Geheimniss. Daher befand sich dieser in der Unmöglichkeit, genaue Berichte über die Stärke seines Gegners zu erhalten, während dieser, von der Landbevölkerung vollständig unterrichtet und Herr der reichen Provinzen von Cadix, Sevilla, Malaga und Cordova, in aller Sicherheit alle Vorbereitungen zum Angriffe treffen konnte.

Am 27. September entsendete der Herzog de la Torre in das Hauptquartier des Marquis Novaliches seinen vertrauten Freund Don Adelardo Lopez de Ayala (gegenwärtigen Colonial-Minister) mit nachstehenden Schreiben:

„Seiner Excellenz dem Marquis de Novaliches, General-Capitän der Armee. Mein theurer Herr! Ehe eine verhängnissvolle Eventualität den Kampf zwischen zwei Armeen von Brüdern unvermeidlich macht, ehe noch der erste Kanonenschuss gefallen ist, der jedenfalls im Herzen Aller einen Eindruck des Entsetzens und des Schmerzes hervorbringen wird, schreibe ich Ihnen die gegenwärtigen Zeilen zur Beruhigung meines Gewissens und zur ewigen Rechtfertigung der mir anvertrauten Waffen. Ich setze voraus, dass in diesen feierlichen Augenblicken Sie Kenntniss haben werden von Allem, was dazu beitragen kann, ihr Urtheil über die wahre Lage der Dinge aufzuklären. Sie wissen ohne Zweifel, dass der Protestschrei, welchen die ganze Marine einstimmig ausgestossen hat, sofort wiederholt worden ist von den Städten Cadix, Ceuta, Santoña, Jaca, Badajoz, Coruña, Ferrol, Vigo, Tarifa, Sevilla, Málaga, Córdova, Huelva und Santander, sammt allen ihren Garnisonen und den Truppen des Lagers von Gibraltar, sowie von einer Menge anderer Städte, welche — ich fürchte mich nicht zu irren, dessen versichere ich Sie — bereits die Waffen in gleichem Sinn ergriffen haben, oder sie noch ergreifen werden. Es ist schwer zu wissen, welches die beste Weise ist seinem Lande zu dienen, wenn dasselbe schweigt oder seine Wünsche nur furchtsam kund gibt; heute aber spricht es mit solcher Klarheit und Feierlichkeit, dass der Weg des Patriotismus vor Niemanden, wer es auch sei, verborgen bleiben kann; es gibt einen Punkt namentlich, in Bezug auf den

eine Zweideutigkeit unmöglich ist, dieser Punkt ist die Unmöglichkeit, aufrecht zu erhalten, was besteht, oder, besser gesagt, was gestern bestand. Ich bin sicher, dass Sie diese Wahrheit in Ihrem Innern zugestehen, und dann werden Sie mir auch zugeben, dass die Pflicht der Armee, in derartigen Augenblicken eben so einfach wie erhaben, darin besteht, die Wünsche des Volks zu achten, das Leben, die Ehre und das Besitzthum der Bürger zu vertheidigen, damit die Nation frei über ihre Geschicke verfüge. Sich von dieser Bahn entfernen, das ist in der That sich zum Instrument des Unheils und Verderbens machen. Die Leidenschaften sind bis jetzt glücklich niedergehalten worden, durch das absolute Vertrauen, welches das Land in seinen Sieg hat, aber bei dem ersten Versuch zum Widerstande, bei der Nachricht vom ersten Zusammenstoss werden diese Leidenschaften wüthend und schrecklich ausbrechen, und der erste, der diesen Ausbruch provocirt, wird vor Gott und der Geschichte verantwortlich sein für das Blut, das vergossen werden, und für alles Unglück, das noch eintreten wird. Im Angesicht des auswärtigen Feindes stellt die militärische Ehre die kühnsten Anforderungen, aber hier — Sie wissen es so gut wie ich — besteht die Ehre einzig und allein darin, den Frieden und das Glück der Brüder zu sichern. Im Namen der Humanität und des Gewissens bitte ich Sie, mich meinen Marsch weiter verfolgen zu lassen, sich den Truppen unter meinen Befehlen anzuschliessen und diejenigen, welche Sie unter Ihrem Commando haben, nicht des Ruhmes zu berauben, zur Sicherstellung der Ehre und der Freiheit des Vaterlands mitbeizutragen Die Folge fortwährender Irrthümer, welche wir Alle beklagt haben, würde heute Schmerz und Unwille hervorrufen; — vermeiden wir, dass sie nicht Schauder erzeuge. Es ist der letzte und höchste Dienst, den uns gegeben ist, dem zu leisten, was heute zusammenbricht durch den unwiderruflichen Beschluss der Vorsehung. Ihr persönliches Urtheil wird meinen Argumenten Kraft verleihen, und Ihre Vaterlandsliebe wird Ihr bester Rathgeber sein. Mein Abgesandter, Don Adelardo Lopez de Ayala, ist beauftragt, Ihnen diesen Brief zu überreichen und Ihnen die Versicherung zu geben der hohen Achtung und der ununterbrochenen Freundschaft, mit welcher ich verbleibe Ihr sehr zugethaner Freund Francisco Serrano."

Das Antwortschreiben des Generals Novaliches lautete:

An Seine Excellenz, den Herzog de la Torre (Serrano), General-Capitän der nationalen Armeen. Mein lieber Herr! Ich habe den Brief in Händen, welchen Sie durch Vermittlung des Abgesandten Don Adelardo Lopez de Ayala mir heute zugestellt (am 27.), obgleich Sie ihn irrthümlich vom 28. datirt haben. Ich empfinde einen tiefen Schmerz, indem ich erfahre, dass Sie es sind, der sich an der Spitze der Bewegung befindet, und ich bin gewiss, dass Sie, indem Sie Ihren Brief schrieben, und ehe Sie meine Antwort erhielten, bereits die Natur derselben errathen haben. Die constitutionelle Regierung Ihrer Majestät der Königin Isabella II., (die Gott erhalten möge), hat mir das Commando dieser Armee anvertraut, welche, dessen bin ich überzeugt, ihre Pflicht erfüllen wird, wie leid es ihr auch thun mag, mit denjenigen das

Bajonnet zu kreuzen, die noch gestern ihre Cameraden waren. Dieses Unglück kann nur verhütet werden, wenn Alle die bestehende Loyalität anerkennen, um unserm unglücklichen Vaterlande grössere Missgeschicke zu ersparen. Die Königin und ihre constitutionelle Regierung würden glücklich darüber sein, und das Volk, welches nur Freiheit und Gerechtigkeit will, würde sein Herz der Hoffnung öffnen, wenn es sich von der Unruhe befreit sähe, die es heute verzehrt. Wenn, was durchaus unwahrscheinlich ist, das Schicksal diesen Erfolg nicht begünstigen sollte, so würden meine tapfern Truppen und ich den gerechten Stolz auf unserer Seite haben, dass wir den Kampf nicht hervorgerufen, und die Geschichte, die stets streng zu Gericht geht mit denen, welche den Ruf zum Bürgerkrieg vorziehen, würde uns ein glorreiches Blatt vorbehalten. Ihr Abgesandter ist beauftragt, Ihnen diese Antwort zu überbringen, die Sie als den einstimmigen Ausdruck der Gefühle aller Leute betrachten dürfen, welche die Armee bilden, die zu befehligen ich die Ehre habe, und dennoch: zweifeln Sie nicht an der ununterbrochenen Hochachtung und Freundschaft, mit welcher ich Ihr sehr zugethaner Diener bleiben werde. Novaliches, General-Quartier von Montoro, 27. September 1868."

Nach Austausch dieser, wie man sieht, in hochchevalereskem Tone gehaltenen Correspondenz und gedrängt durch die von Madrid ihm zugehenden Befehle, bereitete sich Novaliches darauf vor, die Offensive zu ergreifen. Deshalb ertheilte er seinen Truppen Marschbefehl nach Carpio, einem sehr reichen Dorfe am linken Ufer des Guadalquivir, etwa 6 Meilen von Córdova. In Carpio sollten sie übernachten. Eine besondere Aufgabe fiel der Brigade Lacy zu, die am Abend desselben Tages den Guadalquivir auf der prachtvollen Brücke von Montoro übersetzte, um in Villafranca de las Abujas ihre Nachtquartiere zu nehmen. Villafranca ist ein Dorf am rechten Ufer des Stromes, zwei Meilen stromaufwärts der Brücke von Alcolea, welche die Avantgarde des Herzogs de la Torre besetzt hielt.

Die Bodenplastik der beiden Ufer des Guadalquivir ist hier sehr verschieden. Während die Abhänge der Sierra Morena auf dem rechten Flussufer sich bis zum Strome selbst erstrecken und mit ihrem coupirten und bewaldeten Terrain ein schwieriges Passageland bilden, ist das linke Ufer vollkommen flach. Mehrere kleine Gewässer, der Sierra Morena entquellend, fallen hier in den Guadalquivir, darunter der Guadalmellado, dessen Mündung sich dicht in der Nähe der Wirthshäuser von Alcolea befindet. Diese Wirthshäuser, auf zwei Meilen von Córdoba und am rechten Ufer des Flusses gelegen, haben ihren aus dem Arabischen stammenden Namen der Brücke gegeben, welche die Madrid mit Sevilla verbindende Hauptstrasse passirt. Diese Brücke, aus schwarzem Marmor aufgeführt, zählt 19 Bogen und hat eine Länge von 1200 Fuss. Ihre Achse bildet keine gerade Linie, sondern einen stumpfen Winkel, dessen Scheitel der Strömung des Wassers entgegengesetzt ist, so dass man sie unmöglich mit Artilleriefeuer enfiliren kann. Auf eine halbe Viertelmeile davon ist die Eisenbahnbrücke. Bei Alcolea geht auch das rechte Ufer des Guadalquivir in eine Ebene über, welche die Haupt-

strasse und die Eisenbahn, fast parallel mit dem Flusse, nach Córdoba hin durchziehen.

Der Plan des Marquis Novaliches scheint gewesen zu sein, am anderen Tage mit dem Gros seiner Truppen die Brücke von Alcolea in Front und von der Seite der Eisenbahnbrücke her anzugreifen, um auf jene Seite die Streitkräfte des Marschall Serrano zu lenken und sie dergestalt von den Abhängen der Sierra Morena zu entfernen, von wo aus General Lacy im gegebenen Augenblick mit seiner Brigade hervorbrechen sollte, um den linken Flügel des Feindes zum Weichen zu bringen. Man versichert überdies, dass General Lacy, die ihm in dieser Affaire zugedachte Rolle nicht ganz begreifend, seinen Chef und Vetter nicht gehörig unterstützt habe. In der That, am 28. September, mit Tagesanbruch, verliess Lacy mit seiner Brigade Villafranca und, seinen Weg auf den Bergeshöhen nehmend, von wo man die ganze Ebene überblickt, konnte er das Gros der Armee des Novaliches sehen, welche, von Carpio aufgebrochen, sich nach der Brücke von Alcolea hin bewegte. Anstatt die erhaltenen Instructionen zu befolgen und sich in den Windungen des Berglandes gedeckt zu halten, drang Lacy kühn vor und überschritt den Guadalmellado auf einer Brücke, welche der Feind nicht besetzt hatte. Weiter überschritt er die Brücken zweier kleinen ausgetrockneten Bäche, des Buenagua und Jegüeros, und befand sich urplötzlich den Segorbe-Jägern gegenüber, welche die Avantgarde von Serrano's Armee bildeten. Eben hatte er Halt machen lassen, als der Commandant jener Avantgarde ihn um eine Unterredung ersuchen liess. General Lacy willfahrte diesem Wunsche und erfuhr von diesem Officier, dass er gemessene Weisung habe, die Feindseligkeiten nicht zu beginnen und sich nur im Angriffsfalle zu vertheidigen. Lacy antwortete, dass seine eigenen Instructionen genau dieselben seien, und liess daher nach beendeter Unterredung seine Truppen über den Jegüeros zurückmarschiren, um die der feindlichen Avantgarde gegenüber befindlichen Bergspitzen zu besetzen. Es war etwa halb zehn Uhr Morgens, und die Brücke von Alcolea war blos durch die erste Brigade der ersten Division, 4 Geschütze und 2 Escadronen Serrano's besetzt. Diese Truppen standen unter den Befehlen des Generals Caballero de Rodas. Als jedoch die Nachricht von der Ankunft der Königlichen im Hauptquartier zu Córdoba eingetroffen war, entsendete Marschall Serrano allsogleich nach der Brücke von Alcolea den Rest der ersten und die ganze zweite Division, welche mittels Eisenbahn rasch am Orte ihrer Bestimmung einlangten.

Es scheint, dass in der Nacht vom 27. Marquis Novaliches Nachrichten erhalten hatte von den vortheilhaften Stellungen, welche der Feind auf den Höhen am rechten Ufer des Guadalquivir einnehmen könnte. Die Brigade Lacy unter solchen Umständen nicht mehr für ausreichend zu der gedachten Aufgabe erachtend, befahl Novaliches dem General Echavarria, mit der zweiten, von General Trillo befehligten Brigade seiner Division Lacy zu verstärken und von diesem das Commando über die Operationen zu übernehmen. In Folge dessen kehrte Echavarria am 28. mit Tagesanbruch nach Montoro zurück,

um dort den Guadalquivir zu passiren. Bestrebt, eiligst auf dem Ort der Action anzukommen, liess er die Brigade Trillo zurück und eilte mit seinen Officieren voran, um den Oberbefehl zu übernehmen.

Die Folge dieser neuen Dispositionen, welche seinen ursprünglichen Plan modificirten, war, dass Novaliches, um der Brigade Trillo Zeit zu lassen bei Lacy anzulangen, dem Gros seiner Armee Halt befahl und Artillerie wie Cavallerie absitzen liess. Die Ausführung dieses Befehles ward von Lacy beobachtet, welcher von seinem Standpunkte alle Bewegungen von Novaliches Armee vollkommen einblickte; dagegen konnte er die zu seiner Unterstützung heranmarschirende Brigade Trillo, nicht sehen, von deren Anrücken er übrigens auch keine Kenntniss hatte. Offenbar verursachte ihm diese Unthätigkeit seines Chefs, deren Motive er sich nicht zu erklären vermochte, eine um so lebhaftere Besorgniss, als er eine sehr grosse Bewegung im feindlichen Lager wahrnehmen konnte, und das Pfeifen der Locomotive das Herannahen neuer aus Cadix, Sevilla und Córdoba kommenden Unterstützungstruppen für Serrano verkündete. Plötzlich meldeten die enthusiastischen Rufe: Viva Serrano! Viva la libertad! und das Abspielen der Riego-Hymne die Ankunft des Herzogs de la Torre selbst.

Um 2 Uhr Nachmittags ward Lacy durch einen Ordonnanz-Officier verständigt, dass Marschall Serrano ihn zu sprechen wünsche und deshalb an der kleinen Jegüeros-Brücke erwarte. General Lacy beeilte sich, dem Wunsche des Marschalls Folge zu leisten, der ihn freundschaftlich begrüsste und etwa mit folgenden Worten ansprach: „General, mit Ihrer Stellung stehen „Sie ganz in meinem Schlachtplane; Sie haben eine höchst schwierige Stel„lung zwischen zwei Flüssen und meiner Armee inne; mit meinen 18 Batail„lons, 24 Geschützen und 800 Reitern könnte ich über Sie herfallen und Sie „sammt Ihrem Corps zweifelsohne gefangen nehmen. Da es mir aber wider„strebt, spanisches Blut zu vergiessen, so komme ich, um Sie einzuladen, „mit uns, die wir alle Wünsche und Hoffnungen des Volkes repräsentiren, „gemeinsame Sache zu machen. Das ganze Volk hat sich gegen die Regie„rung Isabellen's erhoben, welche all Ihre heroischen Anstrengungen zu hal„ten unvermögend sind. Kommen Sie daher mit uns!"

Lacy antwortete, dass er nicht glaube, einen solchen Entschluss fassen zu sollen, sich jedoch beeilen werde, den Sinn und Inhalt dieser Besprechung dem Marschall Novaliches wissen zu lassen. Darauf trennten sich die beiden Generale, Serrano noch versichernd, dass er sein Möglichstes gethan zu haben glaube, um das Vergiessen spanischen Blutes zu verhüten, dass er Lacy alle Freiheit, zu bleiben oder mit seinen Truppen sich zurückzuziehen, gestatte und in keinem Falle die Feindseligkeiten beginnen werde.

In sein Lager zurückgekehrt, sandte Lacy allsogleich einen Adjutanten zu Novaliches, um ihn von dem Vorgefallenen zu verständigen. In diesem Momente traf General Echavarria ein, welcher ihn auf seine kritische Lage aufmerksam machte und bemerkte, dass der Herzog de la Torre ihm, Lacy, dieselbe in sehr verständlicher Weise begreiflich gemacht habe.

Unzufrieden, sich für eine Lage der Dinge verantwortlich zu sehen, die er selbst nicht geschaffen, liess Echavarria, anfangs ärgerlich, die drei Bataillons der Lacy'schen Brigade eine etwas gedecktere Stellung einnehmen, während er die Ankunft des Bataillons Barbastro-Jäger erwartete, die er bei der Fähre von Villafranca zurückgelassen hatte. Kaum war diese Truppe eingelangt und hatte sie die ihr zugewiesene Stellung bezogen, als Echavarria um 3 Uhr Nachmittags einen Adjutanten mit folgender Weisung in's feindliche Lager entsendete: „Melden Sie dem Marschall Serrano von „mir, dass ich ihn allsogleich nach Ihrer Rückkunft und trotz seiner starken „Stellung angreifen werde. Sagen Sie ihm gleichfalls, dass ich ihn von dieser „Absicht unterrichte in Erwiderung seines chevaleresken Vorgehens gegen „General Lacy."

Sobald diese Mission erfüllt war, begannen die Feindseligkeiten. Echavarria hatte seine 4 Bataillons aufgestellt, wie folgt: links und mit dem Rücken angelehnt an den Guadalquivir die Barcelona-Jäger mit Befehl, die Jegüeros-Brücke um jeden Preis zu halten; im Centrum Madrid- und Barbastro-Jäger. Ein halbes Bataillon Gerona-Infanterie sollte die rechte Flanke decken, das andere Halb-Bataillon die Reserve bilden. Damit meinte Echavarria sich stark genug bis zur Ankunft der Brigade Trillo, die im Laufschritte heranrücken sollte.

Der Herzog de la Torre, erstaunt ob der Kühnheit des Generals Echavarria, dessen geringe Kräfte er vollkommen kannte, wollte nochmals einen Beweis seiner Grossmuth geben und ertheilte Befehl, den Angriff einfach zurückzuweisen, ohne zur Offensive überzugehen. Dieser Befehl ward auch ausgeführt; jedoch erwägend, dass von seinem Benehmen in diesem Augenblicke wahrscheinlich das Glück und das Schicksal Spaniens abhingen, änderte Serrano seinen Plan. Er kannte die grosse Entfernung, welche das Corps Echavarria's von dem Gros des Novaliches trennte, und beschloss daher, ersteren zu schlagen, bevor er noch Unterstützung erhalten konnte. Demgemäss befahl er der ganzen ersten Division seiner Armee, die Position des Generals Echavarria anzugreifen, was allsogleich geschah. Die vier Bataillons der Königlichen mussten den Choc der überlegenen Kräfte des Feindes aushalten und widerstanden mit der grössten Bravour, ohne anfänglich auch nur einen Zoll breit zu weichen. Bei jedem Angriffe, bei jedem Rufe: Viva la libertad! antworteten sie mit Enthusiasmus: Viva la Reina! So dauerte der Kampf eine halbe Stunde, und das Feuer der Liberalen decimirte die schon stark gelichteten Reihen ihrer Gegner. Mit Ungeduld blickte Echavarria nach rückwärts, ob denn die Brigade Trillo noch nicht zu seiner Unterstützung heranrücke; vergebens. Da erkannte er seine Lage für nicht mehr haltbar; doch wollte er noch, ehe er zum Rückzug blies und dem Feinde die Jegüeros-Brücke räumte, einen letzten Versuch machen, die Liberalen zu werfen. Sich an die Spitze der Madrid-Jäger stellend, rief er: „Jäger! In meiner „langen Laufbahn habe ich niemals meiner Pflicht gefehlt; unseren der Königin geleisteten Schwur der Treue, wir müssen ihn heute mit unserem Blute „besiegeln. Vorwärts! Es lebe die Königin!"

Enthusiastisch ward dieser Ruf von der ganzen Brigade, die sich todesmuthig vorwärts stürzte, wiederholt. Das heftige Kreuzfeuer des Feindes aber zwang sie neuerdings zum Rückzuge, und zwar bis über die Buenagua-Brücke. Doch begann sie nochmals den Kampf an diesem Bache mit demselben Heroismus und noch ermuthigt durch das Artilleriefeuer, welches jetzt Novaliches über den Guadalquivir auf die Angreifer richtete. Als aber das die rechte Flanke deckende Halb-Bataillon Gerona-Infanterie seine letzten Patronen verschossen hatte, sah es sich zum Aufgeben seiner Position genöthigt, und in Folge seines etwas eiligen Rückzuges durch ein üppiges Gehölz ward ein halbes Bataillon Barbastro-Jäger gefangen.

Erst nach Verlauf von 7 Viertelstunden konnte Novaliches die Schlacht mit dem Gros der feindlichen Armee beginnen, und während dieser Zeit verlor die Brigade Echavarria an Todten und Verwundeten 45 Officiere (worunter zwei Ordonnanz-Officiere), 370 Unterofficiere und Soldaten, endlich das gefangen genommene halbe Jäger-Bataillon.

Als Echavarria den Befehl zum Angriff ertheilte, befand sich Marquis Novaliches in sehr kritischer Lage. Seine Absicht war, die Schlacht erst am nächsten Morgen anzufangen, und er rechnete darauf, dass seine Befehle buchstäblich ausgeführt werden würden. Als er aber das Feuer seiner detachirten Brigade vernahm, beeilte er sich, die Distanz, welche ihn noch von der Brücke trennte, zurückzulegen, um dieser Brigade wenigstens indirect Hilfe bringen zu können.

Als sich endlich der Marschall der Brücke gegenüber befand, und seine Artillerie ihr Feuer eröffnen konnte, war es schon halb 5 Uhr Nachmittags. Seine Truppen waren wie folgt disponirt: im ersten Treffen die gesammte Artillerie in Schlachtlinie, unterstützt von den in Colonnen im zweiten Treffen stehenden Bataillons der zweiten Infanterie-Division. An den beiden Flügeln war die Cavallerie zur Attake bereit, im Falle als der Feind die Alcolea-Brücke überschreiten und in die Ebene debouchiren würde. Die Artillerie von Novaliches, aus Krupp'schen Kanonen bestehend, konnte ihr Feuer aus grosser Entfernung wirken lassen, während der Feind, der keine solchen Geschütze besass, darauf nicht antworten konnte.

Kurz vor der Brücke stand ein grosser Meierhof; Novaliches, der ihn von den feindlichen Vorposten besetzt glaubte, liess denselben durch seine Artillerie in Brand stecken. Echavarria, unter dem mörderischen Feuer Caballero's de Rodas zum Rückzuge gezwungen, bereitete sich unterdessen vor, den Guadalmellado zu überschreiten, als endlich gegen halb Sechs der langerwartete Trillo zu ihm stiess. Es war hohe Zeit, denn die Brigade Lacy, erschöpft und ohne Munition, hätte diesen Übergang nicht ohne grosse Verluste bewerkstelligen können. Echavarria zog sogleich die Brigade Trillo zum Kampfe heran, und mit einem frischen Angriffe gewann er wieder alles Terrain bis zum Buenagua-Bache, wo sich dann das Gefecht auf gegenseitige Flintenschüsse beschränkte.

Während dieser Zeit hatte Novaliches am linken Ufer des Guadalquivir über den Feind in einem Artilleriekampfe gesiegt. Anfangs wohlgenährt, ward das Feuer der Liberalen immer schwächer, weil ihnen die Munition ausging. Diesen Vortheil wollte Novaliches benützen, und da er ausserdem den Brückenkopf durch kein Erdwerk befestigt sah, beschloss er einen Bajonnetangriff. Er liess deshalb die Infanterie vier Angriffs-Colonnen formiren und disponirte Artillerie und Cavallerie derart, dass sie der Infanterie jede Unterstützung leisten konnten. Sechs Uhr war's, und die Dunkelheit brach eben herein, als die Sturm-Colonnen gegen die Brücke heranrückten; leider aber für die Königlichen beleuchteten die Flammen des brennenden Meierhofes das Schlachtfeld.

Die Brücke war nur mit einer Compagnie Simancas-Jäger unter Capitän Sabas und einem Bataillon Valencia-Infanterie besetzt. Diese in vier Colonnen in Schlachtordnung aufgestellten Truppen stützten sich auf den Rest der Division Rey-y-Caballero und auf einige zu ihrer Unterstützung rechts von der Brücke auf der Höhe postirte Geschütze.

Die erste Colonne der königlichen Armee näherte sich der Brücke von Alcolea im Sturmschritt, mit geschultertem Gewehr und unter Anführung des tapfern Generalstabs-Officiers Perez de Meca, Sohn des Grafen von San-Julian. Der Feind, von der ruhigen Haltung dieser Colonne betroffen, glaubte anfänglich, sie wolle zu ihm übergehen; man liess sie also bis auf 40 Meter nahekommen, dann rief Capitän Sabas, um zu wissen, wie er daran sei: Viva la libertad! worauf Perez de Meca in edlem Enthusiasmus entgegnete: Es lebe die Königin! Wir schlafen diese Nacht in Córdoba! Da gaben die feindlichen Reihen eine furchtbare Decharge, als deren erstes Opfer der tapfere Perez de Meca fiel, mit dem Leben seine Ergebenheit zahlend für eine Sache, welche seither die ganze Nation aufgegeben hat. Die Angriffs-Colonne, vom feindlichen Feuer hart mitgenommen, wankte und drohte auf die zweite rückwärtige Colonne zurückzufallen; ihr Muth ward indessen gehoben durch die plötzliche Erscheinung des Marquis Novaliches, welcher sich an ihre Spitze stellte, um sie unter dem Rufe: Viva la Reina! neuerdings zum Sturme gegen die Brücke zu führen. Der Marschall war von allen Officieren seines Generalstabes umgeben, welche sich durch ihre Ergebenheit und Bravour ihres Chefs würdig zeigten. Die Sturm-Colonne drang lebhaft auf die Brücke ein, doch ward die zweite wie die erste Attake durch das mörderische Feuer der Liberalen zurückgewiesen, und Marquis Novaliches selbst fiel, an der unteren Kinnlade durch eine Kugel schwer verwundet. Dicht neben ihm fiel General Sartorius, durch eine Kugel in's Bein getroffen.

Die Verwundung des Feldherrn scheint das Schicksal der Schlacht entschieden zu haben. Hätte man kühn die zweite, dritte und nöthigenfalls die vierte Sturm-Colonne gegen die feindliche Position anrücken lassen, vielleicht wäre es möglich gewesen, sie zu forciren; Niemand aber ordnete eine solche Bewegung an. Die Armee entbehrte thatsächlich jedes Commando's; man hatte Novaliches aus der Melée gezogen, um seine Wunde zu pflegen, und

General Paredes, dem in diesem Falle der Oberbefehl zufiel, zögerte aus hier nicht zu untersuchenden Gründen mit der Annahme desselben.

Die erste Colonne ward daher gänzlich ihrem Schicksale auf der Brücke überlassen. Sie verschanzte sich hinter den Cadavern von Menschen und Thieren, deckte sich hinter der Balustrade und unterhielt aus dieser Stellung, woraus sie zu vertreiben die Liberalen nicht ernstlich Miene machten, bis gegen 8 Uhr das Kleingewehrfeuer. Die Artillerie fuhr fort, von Zeit zu Zeit einige Explosionskugeln in's feindliche Lager zu werfen. Doch ward der Kampf ohne Kraft und ohne absehbaren Zweck geführt. Weder die Königlichen noch die Liberalen machten einen energischen Versuch, sich aus ihren gegenseitigen Stellungen zu vertreiben. Um 8 Uhr Abends ward das Feuer eingestellt, und die beiden Armeen campirten in den eingenommenen Positionen. Jetzt erst übernahm Paredes das Commando der Königlichen und führte sie nach dem Dorfe Carpio zurück, von wo sie am Morgen ausgerückt waren.

Wir müssen zur Division Echavarria zurückkehren. Kaum hatte dieser den Angriff des Novaliches und den Ruf Viva la Reina! vernommen, welche eine Fortsetzung des Kampfes andeuteten, als er selbst lebhaft die Offensive wieder ergriff, neuerdings über den Buenagua setzte und das Gefecht auf das ursprüngliche Terrain am Jegüeros hinüberspielte. Bald aber setzten Dämmerung und Dunkelheit auch hier dem Kampfe ein Ziel, und nunmehr konnte Echavarria deutlich die fanatischen Rufe: Viva la libertad! Viva Serrano! vor sich und links von sich vernehmen, welche seltsam contrastirten mit der Todtenstille im königlichen Heere. Nichtsdestoweniger reorganisirte Echavarria seine durch den ungleichen Kampf zweier Stunden hart mitgenommene erste Brigade, liess ihr Munition verabreichen und traf alle Anstalten, um am nächsten Tage den Kampf wieder aufzunehmen. Seine Division lagerte auf dem Terrain zwischen dem Jegüeros- und Buenagua-Bache, und in der Nacht hörte man Nichts als das Gestöhne der Verwundeten und Sterbenden.

Die Entfernung zwischen Echavarria und dem Gros der Königlichen war der Luftlinie nach nicht gross; da aber hier der Übergang über den Guadalquivir unmöglich ist, und man hiezu bis zur Fähre von Villafranca zurückmusste, waren beide Corps ohne Nachrichten von einander. Echavarria sandte daher einen Adjutanten zu Novaliches, um ihm die Vorfälle des Tages zu melden und sich Instructionen für Morgen zu erbitten. Halbenwegs begegnete dieser Officier aber einem Gesandten des Paredes, welcher Echavarria befahl, der Rückzugsbewegung zu folgen, die er selbst mit dem Gros der Armee ausführen wollte.

Diese Bewegung begann um Mitternacht. Echavarria setzte seine Division mit grosser Vorsicht über den Guadalmellado und erwartete in gedeckterer Stellung den Sonnenaufgang, um dieselbe nach Carpio, den ihm angegebenen Orte des Rendezvous, zurückzuführen.

Die Liberalen waren am nächsten Morgen sehr überrascht, keinen Feind mehr zu sehen. Sie hatten die ganze Nacht fleissig daran gearbeitet,

sechzig aus Sevilla und Cadix eingetroffene Kanonen in Batterie aufzustellen, weil sie dachten, sie bei Tagesanbruch schon zu benöthigen. Sie wussten Nichts von der Verwundung Novaliches, von der Ernennung seines Nachfolgers, von der von den Königlichen eingeschlagenen Richtung. Bald aber erfuhren sie alle diese Details durch das halbe Bataillon Alcantara-Jäger, welche Echavarria auf das Schlachtfeld entsendet hatte, um die Todten und Verwundeten aufzulesen, die man über Nacht hatte liegen lassen müssen, wo sie gefallen waren.

Beiderseits waren die Verluste an Todten und Verwundeten sehr beträchtlich. Die königliche Armee hatte 2 Generale, 4 Bataillons-Commandanten, 61 Officiere und 680 Unterofficiere und Soldaten, das Heer Serrano's etwa im Ganzen 800 Mann verloren. Es waren ungefähr 6000 Granaten von beiden Seiten geworfen worden, und die Kartätschen spielten bei Vertheidigung der Brücke eine wichtige Rolle.

Die königliche Armee setzte am 29. und 30. September ihren Rückzug fort, den das Corps des Generals Echavarria als Arrièregarde deckte. Am 30. übernachtete das Gros in Andújar, die Nachhut in Villa del Rio. In dieser selben Nacht vom 30. sandte Marschall Serrano als Parlamentär zum General Paredes seinen Freund Lopez de Ayala mit der wichtigen Mission, zu erwirken, dass die königlichen Truppen unter seinen Befehl gestellt würden, was auch geschah. Paredes benachrichtigte davon Echavarria in Villa del Rio, indem er ihm selbst freistellte, die ihm gut dünkenden Massregeln zu ergreifen. Echavarria versammelte nunmehr seine zwei Brigade-Generale und Oberst Golfin, seinen Generalstabschef, und liess nach gepflogener Berathung dem General Paredes antworten, dass er sich dem Herzog de la Torre nicht, ohne ehrenhafte Bedingungen zu erlangen, ergeben könne. Dann nahm er Rücksprache mit all seinen Bataillons-Chefs und erklärte ihnen die Lage des Heeres und des Reiches. Nach lebhafter Erörterung, an der sich alle Anwesenden mit vollkommener Offenherzigkeit und grösster Loyalität betheiligten, ward entschieden, dass die Division, welche den Angriff weit überlegener Kräfte ausgehalten, sich tapfer geschlagen, am Schlachtfelde übernachtet und nur auf Befehl des Generals en chef sich zurückgezogen hatte, wohl ein Anrecht auf eine ehrenhafte Capitulation besitze. Man wählte zu Parlamentärs den General Trillo und die Obersten Espina und Golfin. Diese Officiere begaben sich in's liberale Lager, wo sie der Herzog de la Torre mit grossem Wohlwollen und Zeichen besonderer Hochachtung empfing und aus freiem Antriebe der Division Echavarria sowie der ganzen Armee des Marquis Novaliches die Belohnungen und militärischen Auszeichnungen zu Theil werden liess, mit denen er seine eigenen Truppen bedacht hatte, nicht nur um, wie er sagte, ihre Tapferkeit anzuerkennen, sondern auch um seinen eigenen Wünschen zu genügen, welche auf Unification des Heeres, als der Stütze der Ordnung, der wichtigsten Grundlage aller Freiheiten, abzielten. Nach Rückkehr der Parlamentäre erschien ein Tagesbefehl, welcher die ehemalige königliche Armee mit den ihr verliehenen Auszeichnungen bekannt machte, und am 2. October

erhielt sie Befehl, nach Andalusien zu marschiren, um dort die von den liberalen Truppen verlassenen Städte und Garnisonsorte zu besetzen. Die liberale Armee hingegen marschirte auf Madrid und erwartete in dessen Umgebung die Ankunft des Generals Prim, mit welchem sie inmitten des Volksenthusiasmus und beinahe unbeschreiblichen Ovationen ihren Triumph-Einzug in die Hauptstadt hielt.

Aus dieser Darstellung der September-Ereignisse in Spanien geht hervor, wie grundverschieden die Anschauungen in jenem Lande von jenen sind, welche wir hochzuhalten gewohnt sind. Ob wir ein Recht besitzen, diese spanische Auffassung der Dinge zu verurtheilen, blos weil sie nicht die unsrige, scheint zweifelhaft. Man begeht überhaupt den Fehler, die Dinge in Spanien zu sehr mit unseren Begriffen und Meinungen zu betrachten, ohne mit den dort von der Natur gegebenen Thatsachen zu rechnen. Diese Thatsachen mögen uns nun nicht gefallen, nicht zu unseren Wünschen, unseren Theorien passen, Thatsachen bleiben sie doch. Die österreichische, deutsche und französische oppositionelle Presse, welche sich in herrlichen idealen Träumereien zu ergehen pflegt, die Tagesfragen nie studirt, sondern Alles über den Leisten ihrer abgeleierten Hirngespinnste schlägt, hat daher auch nicht ermangelt, anlässlich der spanischen Revolution unglaublich viel schöne Worte und unglaublich viel Non-sens in dem langen Brei ihrer politischen Staatsweisheit umzurühren und dem grossen Publicum aufzutischen. In den Augen des Kenners sehen aber die Dinge ganz anders aus, und deshalb wollen wir hier mit unserer Meinung über die spanischen Dinge nicht hinter dem Berge halten.

Als im Herbste 1868 das Regiment der Königin Isabella gestürzt und für den Neuaufbau des Staates tabula rasa geschaffen ward, gab es in der ganzen gebildeten Welt wohl keinen nur irgendwie freisinnig Denkenden, der nicht aus vollem Herzen dem Vorgehen der Spanier Beifall zollte. Man hoffte nunmehr auf eine neue Ära im Ebro-Lande, d. h. auf offene Einführung der republicanischen Institutionen, die sich ja in dem transatlantischen Musterstaate so überaus glänzend bewährt haben sollen; den Herren Victor Hugo, Edgar Quinet, Jules Favre, Garibaldi und auch sonst noch vielen Anderen, welchen es hauptsächlich auf eine etwaige Durchkreuzung der napoleonischen Politik ankam, wässerte so zu sagen der Mund nach einer spanischen Republik. Nur Wenige hatten damals schon die Einsicht, über ihrer Liebe zum Fortschritt, zur wahren Freiheit, die thatsächlichen Verhältnisse nicht zu übersehen, mit Factoren zu rechnen, die, wie für Jeden des Landes Kundigen keiner Versicherung bedurfte, volle Berücksichtigung erheischen würden. Wir haben niemals zu den Verehrern des bourbonischen Regierungssystems in Spanien gehört; wir haben Königin Isabella niemals bewundert; allein darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben, wie schlimm auch das Regiment der Exkönigin gewesen, so schlimm war es nicht, dass nicht Schlimmeres hätte darauf folgen können, dass Schlimmeres nicht schon dagewesen wäre. Kein Kenner spanischer Geschichte wird

bezweifeln, dass, was auch an Isabella haften bleibt, ihr politisches Leben auf dem Hintergrunde des väterlichen Schaltens und Waltens Ferdinands VII. noch verhältnissmässig günstig sich abheben werde. Was geschehen ist, sind nur Consequenzen schon vorläufiger Ereignisse. Wir haben demnach die Erhebung von 1868 niemals für „glorreich“ angesehen, weil wir sehr gut wissen, dass sie nur von Persönlichkeiten, nicht von der Gesammtheit des Volkes ausgegangen, welches höchst wahrscheinlich die Regierung Isabella's noch länger acceptirt hätte, wenn die vorjährige Erhebung misslungen wäre, wie jene Prim's im Jänner 1866. Die Revolution von 1868 unterschied sich nur durch den Erfolg von den unzähligen Pronunciamientos, die Spanien seit zwei Menschenaltern durchmacht; dass früher oder später eine derartige Erhebung gegen die Regierung — sei diese gut oder schlecht, ist gleichgiltig — erfolgreich sein würde, war leicht vorauszusehen und lehrt die Geschichte des spanischen Volkes in schlagendster Weise; dafür aber, dass der Erfolg eben die 1868er Revolution begünstigen werde, war keine Garantie geboten; es konnte diese und ebenso gut auch erst eine spätere sein; was also von der stolzen Kraft, dem sittlichen Bewusstsein des Volkes und anderen schön klingenden Worten mehr geschrieben worden, gehört so ziemlich in's Gebiet der hohlen Phrase; zur Erreichung bestimmter Parteizwecke mag dies sehr nützlich sein, das Verständniss der spanischen Dinge im lesenden Publicum wird dadurch nicht gefördert.

Neueste Berichte aus Korea.

Wir haben im Jahrgange 1867, Band I, Seite 415 dieser Zeitschrift über die Ende 1866 unternommene Expedition der Franzosen nach Korea berichtet. Seitdem sind nur spärliche Nachrichten aus jenem entfernten Lande bis zu uns gedrungen. Wir stellen indes im Nachfolgenden zusammen, was uns hierüber bekannt geworden ist.

Zuerst erfahren wir, dass die Christenverfolgungen, welche die französische Intervention veranlassten, mit der Ermordung von zwei französischen Bischöfen und sieben Priestern begannen. Die Ermordung dieser Männer war um so betrübender und bedenklicher, als sie nicht etwa vom fanatisirten Volke, sondern von der dortigen Regierung selbst ausging und gewissermassen nur als der Beginn einer förmlich organisirten Christenverfolgung betrachtet werden musste, die in der That auch später ausbrach, wie wir weiter unten sehen werden.

Ohne alle Veranlassung wurden die oberwähnten Bischöfe und Priester gefangen genommen und nach einer längeren Tortur enthauptet. Einige unter ihnen erhielten als besondere Gunst die Erlaubniss, am Charfreitag (1866) hingerichtet zu werden. Nur drei Priester entkamen, indem sie sich einige Zeit in den Bergen verborgen hielten, und von welchen Einer, Pater Ridel, nach unbeschreiblicher Mühe und Gefahr die Küste zu erreichen vermochte,

um dem französischen Gesandten in Peking von dem Vorgefallenen Kunde zu bringen. Nach dem Berichte des Pater Ridel gab es schon damals keine christliche Kirche mehr in Korea. Alle eingebornen Neophyten wurden niedergemetzelt, und die von den Missionären mit grosser Mühe in der Hauptstadt King-ki-tao angelegte Bibliothek nebst mehreren höchst werthvollen Manuscripten von koreanischen Wörterbüchern, welche die katholischen Priester verfasst hatten, völlig zerstört. Die Verfolgung der Christen ward einen Augenblick unterbrochen, weil sie mit der Ernte zusammenfiel, aber es stand zu besorgen, dass sie sofort und mit noch grösserer Wuth wieder beginnen würde, sobald die Ernten eingebracht sein würden.

Wir haben gesehen, wie in Folge dessen Frankreich die Expedition unter den Befehlen des Contre-Admirals Roze ausgerüstet hat, welcher am 16. October 1866 sich der Stadt Kanghoa am gleichnamigen Flusse bemächtigte. Da er keinem Widerstande begegnete, nahm er seine Aufgabe ziemlich leicht. Kaum aber hatte er einen Dampfer abgefertigt, um die Nachricht von der Besetzung Kanghoa's nach Shanghai und von dort nach Europa zu befördern, als er seine Truppen plötzlich von grossen Massen bewaffneter Eingebornen umringt sah, welche auf die Eindringlinge ein mörderisches Feuer eröffneten und dieselben nach einem Verluste von 35 Mann zum Rückzuge zwangen. Ein längeres Verweilen wäre für den französischen Admiral schon aus dem Grunde nicht räthlich gewesen, weil er sich der Gefahr ausgesetzt hätte, mit seinem Geschwader im Flusse einzufrieren und sich so jeden Rückzug selber abzuschneiden. Die französische Mission, welche also vorläufig nur eine Untersuchung des Gebietes vorgenommen hatte, kehrte nach Tschifu zurück. Von hier aus entsendete Roze seinen vom 17. November 1866 datirten, vom Moniteur veröffentlichten Bericht über die Resultate der Expedition. Bei einigen, nach der Besetzung der Stadt Kanghoa in's Innere der Halbinsel unternommenen Streifzügen, sagt der Contre-Admiral, fielen kleinere Scharmützel vor. Da der Winter herannahte, und der französische Admiral die Unterbrechung der Schifffahrt im Salzfluss befürchten musste, verliess er Kanghoa nach Zerstörung der öffentlichen Gebäude, mit einer aus Silberbarren im Werthe von 197.000 Francs und aus Büchern und Handschriften, die für die Wissenschaft einiges Interesse bieten dürften, bestehenden Beute. Es hiess, dass zweifelsohne die Franzosen im nächsten Frühjahre (1867) nach Korea eine zweite Expedition unternehmen würden, welche für den Handel erfolgreich zu werden verspreche. Doch hat darüber weiter Nichts verlautbart, wohl aber, dass inzwischen die Koreaner sich neue Grausamkeiten zu Schulden kommen liessen. Der nordamerikanische Schooner „General Sherman", welcher den Hafen von Tschifu am 9. August 1866 verliess, scheiterte an der Küste von Korea, und die Eingebornen mordeten nicht nur die Schiffbrüchigen, sondern verbrannten auch das Schiff, nachdem sie sich alles Vorgefundene angeeignet hatten. Im Februar 1867 verbreitete sich in Hongkong das Gerücht von einem bevorstehenden Feldzuge Japan's gegen

Korea, allein auch dieser scheint durch den immer mehr um sich greifenden Bürgerkrieg in Japan verhindert worden zu sein.

In jüngster Zeit haben die „Missions Catholiques“ einige Mittheilungen über die Zustände in Korea gebracht. Schon vor einiger Zeit hiess es, dass 3000 koreanische Christen den Tod für ihren Glauben gefunden hätten. Die „Missions Catholiques“ wollten dieser Nachricht vor Einziehung genauerer Erkundigungen nicht erwähnen, doch ein Schreiben der Directoren des Seminars für auswärtige Missionen lässt keinen Zweifel mehr über die Verfolgungen, die seit 1866 in Korea stattgefunden. Nach einem Berichte vom 18. September 1868 schätzt man die Zahl der Opfer auf mehr als 2000, von denen über 500 allein auf die Hauptstadt kommen. Während in den Provinzen die Christen in Verhör genommen werden, erdrosselt man in der Hauptstadt alle Jene, die als ehemalige Christen erkannt werden, ohne Procedur auf der Stelle im Gefängnisse; alle Christen sind verjagt, und viele der Getreuen kommen elend um, während die Heiden die Verfolgung benutzen, um ihnen Alles was ihnen etwa noch blieb, wegzunehmen. Ein neues Gesetz befiehlt allen Einwanderern, sich bei den Bezirksbeamten zu melden, sobald sie angekommen sind, um sich auszuweisen, ob sie Christen sind oder nicht. Der König von Korea hat gesagt: „Binnen sechs Jahren will ich diese Religion mit der Wurzel ausrotten.“ Drei Christen der Hauptstadt sind Apostaten geworden und haben viele ihrer früheren Mitchristen angezeigt; doch werden auch Beispiele muthiger Bekennerschaft von Christenfamilien angeführt, die den Missionären, die noch auf Korea blieben, eine Zufluchtsstätte bieten. Angesichts der sich überall, wo Missionäre auftreten, wiederholenden Christenverfolgungen wird sich wohl kein Einsichtsvoller der Erkenntniss verschliessen dürfen, dass diese selbst durch ihre Hartnäckigkeit, das Christenthum fremden Völkern, die kein Verlangen darnach tragen, aufdrängen zu wollen, Schuld sind an dem barbarischen Blutvergiessen.

Der gegenwärtige König von Korea ist ein Knabe, welcher von der Witwe des verstorbenen Herrschers (dem eigentlichen Urheber der Christenverfolgung) an Kindes-Statt angenommen wurde. Der Missionsbericht schildert ihn indes als einen blutgierigen Nero, einen verhassten Tyrannen, der eine werthlose Münze schlagen liess, welche Zwangscurs erhielt, die er aber selbst wieder anzunehmen sich weigerte. Mehrere Leute, welche die Annahme dieser Münze verweigerten, seien hingerichtet worden; sein Bruder, der ihm Vorstellungen machte, musste entfliehen und sich versteckt halten. Der König von Korea ist unumschränkter Gebieter und Herr des ganzen Grundes und Bodens im Reiche; zum Pekinger Hofe, dem er jährlich zweimal Geschenke zu schicken hat, steht er in einem ähnlichen Verbande, wie der Vicekönig von Egypten zur Pforte. In politischer Beziehung herrscht das Feudalsystem, wie in Japan. Wenn aber Pater Ridel meinte, Regierung und Armee befänden sich in solcher Auflösung, dass ein einziges Kanonenboot hinreichen würde, um ungestört nach der Hauptstadt zu gelangen und von derselben Besitz zu ergreifen, so irrte er gewaltig. Die Franzosen sahen mehrere Gewehre mit

achtzügigen Läufen und waren nicht wenig darüber erstaunt, dass die Koreaner bereits von Hinterladungsgeschützen Gebrauch machten, welche nach einem, dem sogenannten Snider's Enfield Rifle ähnlichen Princip construirt waren. Ihre Waffen sind im Lande selbst fabricirt und von einer überraschenden Vollendung, einzelne sogar mit eingelegten silbernen Plättchen verziert, um den Namen darauf zu graviren. Auch in anderen Industrien scheinen die Eingebornen sehr vorgeschritten zu sein. Eine Bibliothek von 300 Bänden in Kanghoa, ebenso einige Marmortafeln und mehrere Stücke Seidendamast von einheimischer Fabrication lassen darauf schliessen. Die von den Koreanern getragenen Helme waren aus Leder und hatten in der Form Ähnlichkeit mit jenen der preussischen Soldaten. Ungeheure Massen Schiesspulver wurden in Kanghoa aufgefunden, die — bei der völligen Abgeschlossenheit, in welcher sich bisher die Halbinsel befand — muthmasslich im Lande selbst fabricirt wurden. Auch die eroberten Silberbarren waren von runder, ungewöhnlicher Form und völlig von der in Japan und China üblichen verschieden.

Nach dem bis jetzt Gesehenen und Erfahrenen zu urtheilen, scheinen sich die bisher sehr ungläubig aufgenommenen Angaben und Berichte der katholischen Missionäre über die Fruchtbarkeit und den Mineralreichthum der Halbinsel in der That wenigstens theilweise zu bestätigen. In jüngster Zeit sind in Korea ausgedehnte Kohlenlager entdeckt worden, die sich über die Mongolei und die südliche Mandschurei, nach den Schätzungen des englischen Geologen Kingsmill, in einer Ausdehnung von 87.000 englischen Quadratmeilen erstrecken. Das Land könnte Seide, Gold und Silber exportiren; viele Flüsse sind goldführend; gleichwohl gestattet die Regierung den Eingebornen nicht, sich dem Bergbau zuzuwenden, vielleicht aus Furcht vor der auri sacra fames, so wie, dass dadurch die landwirthschaftliche Thätigkeit der Eingebornen empfindlich leiden würde. Die Lebensweise der Letzteren ist übrigens höchst ärmlich; die Wohnhütten sind aus Lehm gebaut; die Kleidung besteht aus Baumwolle und Grastuch, und zwar von weisser Farbe für Männer, von blauer für Frauen und Kinder. Alles in Allem genommen aber stellt sich immer mehr heraus, dass Korea, weit entfernt kahl und werthlos zu sein, ein überaus günstiges, fruchtbares Feld für commercielle Operationen bietet.

F. v. H.

Die Stille Ocean-Bahn (Pacific Railroad) durch Nordamerika.

Im Jahrgang 1868 der österreichischen militärischen Zeitschrift wurden aus dem Organ für den technischen Fortschritt des Eisenbahnwesens Notizen mitgetheilt über die Art, wie das enorme Unternehmen der Pacificbahn quer durch den Continent von Nordamerika betrieben worden ist; im Folgenden geben wir nach dem polytechnischen Journal einige Notizen über die allgemeinen Verhältnisse dieser Bahn, deren Vollendung kürzlich erfolgt ist.

Die Pacificbahn erstreckt sich von (Council Bluffs) Omaha am Missouri (an der Grenze von Jowa und Nebraska) östlich bis San Francisco am Stillen Meere. Omaha ist schon seit einigen Jahren mit dem Atlantischen Ocean und New-York durch ein die Staaten New-York, Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Illinois und Jowa schneidendes Eisenbahnsystem verbunden. Die Entfernung von New-York bis Omaha beträgt 305 preussische Meilen, von Omaha bis San Francisco noch 387, die ganze Länge der Eisenbahnverbindung zwischen New-York und San Francisco mithin 692 preussische Meilen.

Die Pacificbahn steigt von Omaha (968′ über dem Meeresspiegel) allmälig bis 8242′ (Evanspass im Hillsgebirge, 115 Meilen westlich von Omaha), fällt in den nächsten 6 Meilen (Lamarie River) bis auf 7175′, steigt dann aber wieder auf 7560′, welche Steigung sie, nach vielem Schwanken, 60 Meilen weiter bei Ruds Summt wieder erreicht. Dann senkt sich die Bahn allmälig auf 4047′ (Humboldt, 313 Meilen von Omaha), bis sie die Sierra-Nevada erreicht, deren höchsten Punkt, Crest 7042′, sie 38 Meilen weiter überschreitet. Hierauf fällt die Bahn auf 22 Meilen Länge (Sacramento) bis auf 56′. Von Sacramento wendet sie sich südlich nach San Francisco (25 Meilen), bis wohin sie noch zweimal Steigungen, deren eine auf 0·4 Meilen 605′ (?) beträgt, zu überwinden hat.

Die Pacificbahn ist von zwei verschiedenen Gesellschaften erbaut worden und besteht deshalb aus zwei an einander anschliessenden Linien. Beide Gesellschaften sind von der Bundesregierung mit Privilegien ausgestattet. Die Union-Pacific-Railroad-Company hat von Omaha westwärts gebaut. Ihr Capital besteht aus 100 Millionen Dollars, wovon die Regierung 44$^{1}/_{5}$ Millionen Dollars in Bonds zur zweiten Hypothek, in 30 Jahren rückzahlbar, gegeben hat. Ausserdem hat die Regierung der Gesellschaft das Land in einer Breite von 20 englischen Meilen (4·2 preussische Meilen) zu beiden Seiten jeder zweiten Section der Bahn geschenkt. Die andere Gesellschaft ist die Central-Pacific-Company (von Californien). Sie hat die Strecke südlich von Sacramento über Stocktown nach San Francisco (25 Meilen) gebaut und

dann der Union-Pacific-Company von Sacramento aus ostwärts entgegengearbeitet. Ihr sind die überaus schwierigen Bauten in der Sierra Nevada zugefallen, in welcher die Bahn Tunnels von 1000—1700′ Länge durchschneidet und meilenlang zum Schutze gegen den Schnee überdacht ist. Die Vereinigung beider Bahnen hat in der Nähe des grosen Salzsees, etwa 257 preussische Meilen westlich von Omaha und 130 Meilen östlich von San Francisco, stattgefunden.

Ausser diesen beiden grossen Pacificbahnen sind noch andere Bahnen mit ähnlichem Namen theils im Bau begriffen, theils projectirt, so die Union-Pacificbahn, östliche Abtheilung, welche, aus Kansas kommend, an der Grenze von Nebraska (Evans-Pass) in die grosse Bahn einmündet, — die Südwest-Pacificbahn, welche von St. Louis über Springsfield und Fort Smith nach Californien führt,— die südliche Pacificbahn, welche die grosse Pacificbahn an der Grenze von Jowa rechtwinklig durchschneidet, und andere.

Ein neues Geschütz.

König Carl von Schweden hat eine neue Bataillonskanone — das Militärwochenblatt nennt sie „Karrenbüchse“ — erfunden, welche sich bei angestellten Vergleichsschiessversuchen, an denen noch drei kleinere schwedische Feldgeschütze und eine Gatling-Revolverkanone theilnahmen, sehr bewährt haben soll.

Sie ist ein Hinterladungs-Geschütz, wiegt 207 Pfund, hat ein Kaliber von 1·5 Decimalzoll und ist aus Stahl, nach einem ganz neuen Princip construirt. Die Munition besteht aus Granaten, Granatkartätschen und Büchsenkartätschen, im Gewichte von 2.3, 2·45 und 1·48 Pfund; die Projectile sammt der Pulverladung umschliesst eine Messinghülse. Die Ladung besteht nur aus einer Einheitspatrone mit centraler Zündung, welch' letztere bewerkstelligt wird, indem ein Hammer auf einen Klöpfel schlägt, der ein im Centrum der Hülse angebrachtes Zündhütchen zur Explosion bringt.

Die Kartätschen haben Zinkhülsen, die mit achtzehn Stück zweilöthiger Kugeln gefüllt sind. Zur Ladung wird starkes Gewehrpulver angewendet. Mit einer Ladung von einem Zwölftel des Gewichtes der Granatkartätsche erhält man bei $2^3/_8{}^0$ Elevation eine Schuss-Distanz von 2800 Fuss.

Der Lauf ruht auf einer karrenähnlichen Laffette, deren Block zugleich als Deichsel dient; auf jeder Seite der Büchse befinden sich Munitionskästen mit je 28 Schüssen; ferner sind in einer Lade an der Deichselseite noch vier Kartätschenschüsse für kurze Distanzen. An der Laffette ist eine Schutzplatte angebracht, welche die Bedienungsmannschaft gegen Gewehrschüsse zu decken hat. — Die Kanone wird von zwei Pferden gezogen; im Nothfalle kann dies auch von einem Pferde oder von Menschenhänden geschehen. Zur Bedienung gehören drei Mann. Das Gewicht des Geschützes sammt der obbe-

zeichneten Munition ist 1215 Pfund, wogegen Gatlings-Revolverkanone sammt Munition 1236 Pfund wiegt, nur von Menschenhänden bewegt werden kann (wenigstens in ihrer gegenwärtigen Construction), von vier Mann bedient wird und keine Schutzplatte hat. Der Preis der letzteren beträgt 1575 Thaler, während die Karrenbüchse nur 375 Thaler preussisch Courant kostet.

Bei den angestellten Vergleichs-Schiessversuchen machte die Karrenbüchse 15, die Gatlingkanone 150 Schüsse per Minute, und es wurden auf 2000 Fuss Distanz und Scheiben von 56 Fuss Breite und 9 Fuss Höhe an Treffern erzielt:

Karrenbüchse mit Granaten 192,
dto. mit Granatkartätschen 282,
Gatlingkanone mit Gewehrprojectilen 265;

ferner lieferten, bei 8 Schüssen der Karrenbüchse und 100 der Gatlingkanone, per halbe Minute auf 1000 Fuss die

Karrenbüchse mit Granaten 109,
„ mit Granatkartätschen 270,
Gatlingkanone mit Gewehrprojectilen 254

und endlich beim Kartätschenschiessen per Minute:
die Karrenbüchse auf 400 Fuss 405,
die Gatlingkanone auf 500 Fuss Distanz 433 tödtliche Treffer.

Die Wirkung des neuen Geschützes also, gleichwie seine Beweglichkeit und Billigkeit, machen dasselbe sehr anempfehlenswerth.

Ein Überfall des hannoverischen Majors Scheider im siebenjährigen Kriege.

Nachdem der Herzog Ferdinand die hessischen Lande im Jahre 1758 von den Franzosen gereinigt und das rechte Rheinufer erreicht hatte, wurde der Oberst Scheider, welcher am 28. Mai mit seinem Corps in Duisburg eingerückt war, gewahr, dass die Franzosen auf der anderen Seite des Rheins, bei dem Dorfe Homburg eine starke Batterie angelegt hatten, welche durch das Regiment Champagne und ein Bataillon Ronsillon nebst einem Reiter-Regimente gedeckt wurde. Er fasste den Entschluss, eine Probe mit seinem neu errichteten Corps abzulegen, und einen Versuch auf diesen Posten zu machen. Er liess einen Officier mit 8 Mann sofort übersetzen, welche sich in der Entfernung von einer halben Stunde in ein Gehölz zur Rechten der Batterie verstecken, in der Entfernung ein grosses Feuer machen und ohne Aufhören dabei feuern mussten, um die Aufmerksamkeit der Franzosen auf diese Seite zu lenken. Mit Einbruch der Nacht verliess Major Scheider Duisburg und passirte den

Rhein den 30. Mai in der Nacht zwischen 12 und 1 Uhr, wobei 40 freiwillige Grenadiere in Kähnen den Vortrab machten. Diese hatten kaum Zweidrittheile des Flusses passirt, als nach einigen „qui vive" eine Schildwache Feuer gab.

In diesem Augenblicke fingen die versteckten Leute im Holze an zu feuern, wodurch alle feindlichen Quartiere in Bewegung geriethen. Die Grenadiere suchten das feindliche Ufer zu gewinnen, stürzten sich, ohne zu fragen, wie viel deren waren, auf die vor ihnen sich zeigenden Franzosen, und schlugen sich so lange mit diesen herum, bis das Gros ihnen zu Hülfe kam; sie machten sich zu Meistern der Batterie und schlugen die Bedeckung in die Flucht. Sechs Stücke wurden erbeutet und zwei Officiere nebst etlichen zwanzig Mann zu Gefangenen gemacht, ohne die Beute zu rechnen, welche den Leuten in die Hände fiel. Durch diesen kühnen Streich hatte der Major Scheider die Aufmerksamkeit der Franzosen auf die Seite des Angriffes gelenkt; sie glaubten demnach der Herzog Ferdinand werde in dieser Gegend den Fluss passiren, was indess auf der entgegengesetzten Seite geschah.

Technische Notiz.

Das gezogene Martini-Henry'sche Hinterladungsgewehr.

Seitens der „Ordonance Select Committee" wurde der englischen Regierung dieses Gewehr, nach lange fortgesetzter strenger Prüfung, zur Annahme empfohlen.

Das Laden dieses Gewehres geschieht in 3 Tempos:

1. Niederdrücken eines Hebelarmes, wodurch sich das Verschlussstück hinter das rückwärtige Laufende senkt, und etwaige Patronenreste mittels eines Extractors selbstthätig entfernt werden.
2. Einführen der Patrone.
3. Zuklinken des Verschlussstückes, wodurch das Gewehr geschlossen, gespannt und zum Abfeuern bereit ist.

Ein Index gibt auch äusserlich Kenntniss davon, ob das Gewehr geschlossen und gespannt ist.

Das Rohr ist 35 Zoll (engl.) lang, hat 0.45 Zoll Kaliberdurchmesser, 4 Pfund 5 Unzen Gewicht, sieben flache Züge und 22 Zoll Drall-Länge.

Die Patrone ist bei einem Totalgewichte von 718 Grains 3,75 Zoll lang. — Die aus 12 Theilen Blei und 1 Theile Zinn bestehende Kugel ist 480 Grains schwer, 1,27 Zoll lang, hinten etwas ausgehöhlt und verjüngt sich, mit nach einwärts geschweiften Seitenwänden, vom unteren Rande bis zur Basis des conoidischen Geschosskopfes im Kaliberdurchmesserverhältnisse von 0,45 zu 0,439 Zoll. Festgehalten wird die Kugel in der Patronenhülse durch Einkneifen der letzteren, welche zunächst des Pulvers einen Pfropf von Jutehanf erhält, worauf Wachs, dann wieder Hanf und endlich die Kugel folgt.

(Im Auszuge nach Dingler's polytechnischen Journal; 10. Heft 1869).

Aus ausserdeutschen Militär-Zeitschriften und Notizen.

The Army and Navy Gazette.

(August 1869.)

Das Marine Etablissement zu Sheerness.

Den Staatswerften von Deptford und Woolwich, die unter dem Sparsystem der jetzigen Regierung gefallen sind, soll demnächst das Marine-Etablissement in Sheerness in den Untergang folgen, so dass die Zahl der Staatswerften und Marine-Etablissements sich in Zukunft auf vier beschränkt: Chatham, Portsmouth, Devonport und Pembrocke. Dass diese Einschränkungen nur eine Vereinfachung in der Verwaltung und deren Kosten bezwecken, ist schon früher hervorgehoben worden. Die Schliessung der Werkstätten von Sheerness war übrigens vorauszusehen, denn schon seit mehreren Jahren war es zum Range eines der kleinsten Staatswerften herabgesunken, nachdem das wenige Meilen weiter den Medway aufwärts gelegene Chatham den Bau und die Ausrüstung der britischen Panzergeschwader fast monopolisirt hatte. Auf Chatham und die drei übrigen Staatswerften wird auch die Mehrzahl der durch Schliessung der andern entlassenen Arbeiter vertheilt werden.

Wassermangel in Gibraltar.

Es wird aus Gibraltar geschrieben, dass daselbst augenblicklich grosse Noth herrscht, und dass Garnison und Einwohner nach Verlauf von 50 Tagen, sollte inzwischen kein Regen fallen, vollständig ohne Wasser sind. Es ist zu bemerken, dass dieses nothwendige Lebensbedürfniss in Gibraltar überhaupt zu den Luxusartikeln gehört, und dass dort stationirte Officiere für sich und ihre Familie schon über 30 L. in einem Jahre an die Wasserträger gezahlt haben, abgesehen von den ihnen durch die Garnisons-Regulationen bewilligten Quantitäten.

Hafenbauten in Jütland.

Die Hafenanlage bei Esbjerg in Jütland schreitet rasch vorwärts. Die ungeheuren Betonblöcke, welche zum Schutze des Hafens dienen sollen, stehen in langen Reihen am Strande aufgestellt und bieten schon jetzt einen imposoanten Anblick. Die Maschine, welche das Wasser aus dem Hafenbassin herauspumpt, kann den Boden desselben vollkommen trocken halten, so dass sämmtliche Arbeiten ungestört ausgeführt werden können. Der Boden zeigt sich bis jetzt noch sandig, nur an einigen Stellen bemerkt man Torferde. Ungefähr in der Mitte des grossen Hafenbassins, tief unter dem Niveau des Meeres, stiess man auf die Überreste eines Waldes, welcher grösstentheils aus ziemlich grossen Eichen und einzelnen Föhren bestanden hat. Der überwiegend grösste Theil dieser Bäume steht noch auf der Wurzel aufrecht, einige waren umgestürzt, aber sämmtliche Bäume waren, merkwürdig genug, mehrere Ellen über der Wurzel abgebrochen, so dass man deutlich die Dicke der Stämme sehen kann. Das Holz ist, wenn man mit einem Messer hineinschneidet, sehr hart und schwarz und sieht dem Ebenholz sehr ähnlich, woraus deutlich hervorzugehen scheint, dass es Jahrhunderte (Jahrtausende?) im Wasser gelegen ist; man vermuthet, dass dieser Wald kaum an derselben Stelle gewachsen, sondern dass es ein Stück Land mit Bäumen, vielleicht von England oder Norwegen, ist, welches sich bei einer Erdrevolution losgerissen hat und hier strandete, wo es dann nach und nach unter Flugsand begraben worden ist. Die Richtigkeit dieser Vermuthung scheint dadurch bestätigt zu werden, dass alle Bäume auf einer begränzten, nicht grossen Fläche gefunden und ausgegraben worden sind, während an anderen Stellen des Meeresgrundes keine Spur von Waldung entdeckt wurde.

Uniformirungs-Änderung in England.

Über die vielfältigen Veränderungen in der Uniformirung der Officiere, welche der Höchstcommandirende, Herzog von Cambridge, in kurzen Zwischenräumen anordnet, wird in militärischen Kreisen stark Beschwerde geführt. Nachdem jüngst erst den Infanterie-Officieren Stahlscheiden für ihre Säbel vorgeschrieben worden, hat sich neuerdings bei Belagerungsmanövern ausgewiesen, dass der Glanz derselben die Träger bei Nacht aus weiter Ferne kenntlich machen würde, sobald der Feind Leuchtkugeln steigen lassen würde, und um die Officiere daher nicht zum willkommenen Ziel des Infanterie-Feuers zu machen, lautet die neueste Bestimmung dahin, dass die Säbelscheiden für die Folge geschwärzt sein müssen.

Aus dem Lager zu Aldershot.

Im Standlager zu Aldershot haben in letzter Zeit die Kriegsgerichte viel Arbeit gehabt, indem kurz nacheinander eine Reihe Fälle sich ereigneten, wo Soldaten ihre Unterofficiere oder Kameraden aus Rachsucht mit den immer bei der Hand befindlichen Gewehren niederschossen. Es hat sich in Folge dessen eine Erörterung darüber entsponnen, wie für gewöhnlich dem Soldaten die leichte Gelegenheit zu derartigen Thaten am besten zu entziehen sei, und von manchen Seiten wird die Ansicht geltend gemacht, es sei am besten, die Gewehrständer unter Verschluss zu halten, wenn die Gewehre nicht gerade dienstlich nothwendig sind. (Dass der englische Soldat ausser den Dienststunden keine Waffen trägt, ist bekannt.)

Ein fernerer Befehl des englischen Kriegs-Ministeriums bestimmt, dass in Folge der geschehenen Mordthaten die Munition für Schiessübungen regimentsweise unter Verschluss gehalten, nach jedem Schiessen die Taschen revidirt, und der Rest der Munition abgeliefert werden soll, wie es in festländischen Heeren schon längst der Brauch war.

Rivista militare italiana.

(August 1869.)

Neue Heeres-Einrichtungen in Russland.

Ein Ukas vom 20. Juli bringt eine Herabsetzung der Dienstzeit für diejenigen, welche sich zur Einstellung in's Heer vor Vollendung des zwanzigsten Lebensjahres freiwillig melden. Diese sollen nicht sieben, sondern nur fünf Jahre zu dienen haben und können durch gute Aufführung die Zeit noch um ein Jahr verkürzen. Mit der abgekürzten Dienstzeit wird auch das Heiraten der Soldaten — das man bisher nicht nur erleichterte, sondern geradezu provocirte, um dem Soldaten das Heer zur Heimat zu machen— beschränkt werden und dadurch der Militärverwaltung eine grosse Ersparniss erwachsen. Denn bei der grossen Sorgfalt, die man der Verpflegung der Soldatenfrauen und Familien beim stehenden Heere widmete, wurde schon die Unterhaltung des Heeres sehr vertheuert, und die Bewegung der Truppentheile wurde durch den sie stets begleitenden Tross von Weibern und Kindern sehr erschwert. Schon jetzt, wo die kürzere Dienstzeit erst seit vier Jahren eingeführt ist, hat das Heiraten der Soldaten bedeutend abgenommen; denn während z. B. im Jahre 1860 noch von zehn Soldaten vier verheiratet waren, sind gegenwärtig von 17 vier verheiratet. Von der Flotte sollen für den Herbst keine Beurlaubungen stattfinden, und die zur Einstellung in die Marine bestimmten Mannschaften werden schon im October eintreten und im inneren Dienst eingeübt werden.

Englische Urtheile über die preussische Cavallerie.

Über die preussische Cavallerie lauten die Bemerkungen des militärischen Berichterstatters der Times, welcher den Herbstübungen des 3. Armee-Corps beiwohnte, nicht minder günstig als über die Infanterie. „Bei Reitern wie Fusstruppen“ — heisst es in seinem letzten Briefe unter Anderem — „zeigten die Manöver die gleiche Gelas-

senheit und Ruhe. Aufregung und Verwirrung werden überhaupt im preussischen Heere sorglich vermieden. Den Officieren wird ganz besonders eingeschärft, eine ruhige, gesammelte Haltung zu bewahren, da man mit Recht von der Ansicht ausgeht, dass Unruhe und Hitze bei den Vorgesetzten in der Schlacht sich sehr bald bei den Mannschaften widerspiegeln würde. Nur wenige Worte werden ausser den nothwendigen kurzen, scharfen Commando's während der Manöver gesprochen. Vorwurf und Tadel werden dort, wo sie erforderlich sind, ruhig nach Beendigung der Übungen des Tages ertheilt. Die preussische Cavallerie erzielt bei viel geringerer Hast beträchtlich grössere Geschwindigkeit als die Reiter anderer Nationen. Die Pferde sind nicht so gut genährt wie englische Cavalleriepferde, gehen aber, nachdem sie die Nacht über auf Vorpostendienst gewesen, einen langen Tag hindurch über schweren tiefen Boden und rauhes Terrain in einer Weise, die geradezu wunderbar erscheint, zumal wenn man erwägt, dass die Reiter, allenfalls die Unterofficiere abgerechnet, im höchsten Falle drei Jahre dienen. Hinsichtlich der Ausrüstung und des Sattelzeuges darf man sagen, dass, so weit Solidität in Betracht kommt, die englische Cavallerie besser versehen ist als die preussische. Dafür ist jedoch das Material der letzteren leichter, und praktische Erfahrung im Felde hat den Beweis geliefert, dass es für die ihm zugemutheten Strapatzen stark genug ist. Sieht man auf die beendeten Manöver zurück, so bleibt am lebhaftesten der Eindruck, welchen die ausgezeichnete Cavallerie auf den fremden Besucher macht. Die Intelligenz der Officiere, die vom ersten bis zum letzten eine vollkommene Schule in den Dingen besitzen, welche der Reiterofficier wissen muss, — die Schnelligkeit, mit der sie sich in dem Terrain zurecht finden, die gewandte Beurtheilung der Verhältnisse, die zu raschem Entschluss und schleuniger Ausführung leiten, — Alles gibt Veranlassung zu eingehender Beobachtung und Erwägung. Dabei ist das Reiten der Mannschaften bemerkenswerth gut, was auch von der Art und Weise gilt, wie der Vorpostendienst betrieben wird, und wie Meldungen erstattet werden. Es gibt nur wenige Officiere in England, die eine klare Vorstellung davon haben, wie tüchtig die preussische Cavallerie in der That ist.

Flottenbestand des Norddeutschen Bundes.

Eine jedenfalls interessante Vergleichung des Flottenbestandes, über welchen der Norddeutsche Bund jetzt zu verfügen hat, mit dem früheren preussischen Bestande ergibt Folgendes:

In dem ersten Jahrzehnt der neuen Flottenbegründung bis zum Eintritt der Regentschaft im Jahre 1858 waren an Schiffen vorhanden.

1 gedeckte Corvette (Arcona) mit . . . . 28 Geschützen
1 Glattdeck- „ (Danzig) „ . . . . 12 „
1 Yacht (Grille),
1 Kasernschiff (Barbarossa),
2 alte Segelfregatten (Gefion und Thetis),
1 Segelcorvette (Amazone),
2 Schooner (Hella und Frauenlob),
1 Transportschiff (Mercur),
38 Kanonenschaluppen und Jollen mit Ruderkraft.

Auf Stapel lag die Gazelle mit 28 Geschützen. Nach Ablauf des zweiten Jahrzehends sind, nachdem „Danzig" ausrangirt ist, gegenwärtig vorhanden:

3	Panzerfregatten	mit	zusammen	55	Geschützen,
2	Panzerschiffe	„	„	7	„
5	ged. Corvetten	„	„	140	„
4	Glattdeck- „	„	„	62	„
1	Yacht (Grille)				
3	Dampfavisos	„	„	8	„
22	Dampfkanonenb.	„	„	52	„
1	Transportschiff				
1	Wachtschiff (Barbarossa)			9	„

Im Bau sind: eine Schraubencorvette zu 16, und eine Panzercorvette zu 8 Geschützen. Die Segelschiffe haben sich auch vermehrt: sie dienen aber nur zu Übungszwecken und Hafengeschäften, kommen demnach nie in's Gefecht.

Mittheilungen

aus der Abtheilung für Kriegswissenschaften des k. k. Militär-Casino's zu Wien.

Romänien.

Eine militärisch-politische Skizze.

Vorgetragen vom Herrn k. k. Hauptmann **Fidler** des Generalstabes.

Einleitung.

Indem ich, der ehrenden Aufforderung Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Folge leistend, es unternehme, die militärischen und politischen Verhältnisse der untern Donaufürstenthümer zu besprechen, ermesse ich sehr wohl die bedeutenden Schwierigkeiten, welche der erfolgreichen Lösung einer solchen Aufgabe entgegenstehen.

Diese Schwierigkeiten schreiben sich einerseits aus der Misslichkeit her, einen Gegenstand zur Sprache zu bringen, von welchem zahlreiche Mitglieder dieser hohen Versammlung die eingehendste Kenntniss, geschöpft aus dem längeren Aufenthalte gelegentlich der Occupation zur Zeit des Orientkrieges besitzen, — andererseits aus dem Missverhältnisse, welches zwischen der kurzen Zeitfrist eines Vortrages und dem weiten Umfange der Materie überhaupt besteht. Indem ich Sie bitte, diese Schwierigkeiten zu würdigen, rechne ich auf Ihre wohlwollende Nachsicht, sowohl für die Fälle, wo ich nur Bekanntes zur Sprache bringe, wie für das Skizzenartige des Ganzen.

Erwarten Sie von mir keine schwunghaften, in die Farben üppiger Fantasie getauchten Reisebilder, ebenso wenig aber einen künstlichen Aufbau von allerlei kühnen strategischen Idealen, die, wenn sie lediglich auf der Topografie fussen, nothwendig einseitig sind, — wenn alle andern Einflüsse aber mit berücksichtigt werden, zu einer Überfülle von Combinationen führen und schliesslich doch von höchst geringem praktischen Werthe sind. Ich beabsichtige lediglich die natürlichen Verhältnisse des Landes zu schildern und deren Einfluss auf die kriegerische Thätigkeit zu besprechen.

Bei allem Festhalten dieses militärischen Standpunktes gedenke ich doch nie zu unterlassen, Verhältnisse von allgemeinem culturhistorischen oder handelspolitischen Interesse wenigstens anzudeuten und, wenn einerseits klar hervorgehen wird, wie nothwendig es ist, der Organisation eines Heeres

jene Elasticität zu bewahren, die erforderlich ist, um sie mühelos den Eigenthümlichkeiten eines Kriegsschauplatzes, wie nicht minder jenen des voraussichtlichen Gegners anzupassen, so dürften sich andererseits Motive genug ergeben, um die innigen Analogien zwischen der kriegerischen und der Handelsthätigkeit wie den Zusammenhang, welcher zwischen den Bodeneigenthümlichkeiten, dem Charakter und der historischen Entwicklung eines Volkes besteht, neu zu belegen.

Als Einleitung erlaube ich mir einige Worte über die Wichtigkeit der Fürstenthümer. Ich will hier nicht davon sprechen, dass sie auf einer so langen Linie, wie jene von Orsowa bis Czernowitz unserer Grenze entlang liegen; dass die Donau, diese Hauptverkehrsader Österreichs, ihren Lauf längs ihrem Gebiete vollendet, und dass dieser Umstand allein genügt hätte, die lebhaften Beziehungen des Handels und Verkehrs zu knüpfen, wie sie gegenwärtig bestehen; ich will hier übergehen, dass diese Länder von einem Stamme bewohnt sind, dessen cultivirtere Mehrzahl dem österreichischen Staatsgebiete angehört, und von der Bedeutung auch nicht sprechen, welche diese Gebiete durch ihre mächtige Production auf dem Getreidemarkte haben, und die sich mit der zunehmenden Cultur zweifelsohne noch steigern wird, — ich möchte nur ein politisch-militärisches Moment hervorheben.

Seit der Consolidirung des russischen Reiches unter Peter dem Grossen ist das unablässige Streben dieses Staates dahin gerichtet, sich als europäische Grossmacht geltend zu machen. Zu diesem Zwecke muss es bei seiner tief continentalen Lage seine Macht überall und rasch entfalten können, braucht also Flotten und für diese den Zutritt an das freie Meer; und da aus räumlichen und klimatischen Rücksichten weder Kamtschatka noch Archangel seinem Bedürfnisse genügen können, war es mit traditionell gewordener Zähigkeit bemüht, die Ostsee und den Pontus Euxinus zu russischen Seen zu machen.

Was es im Norden durch Anknüpfung verwandtschaftlicher Beziehungen und durch ähnliche Mittel anstrebte, hat es im Süden abwechselnd mit diplomatischen Intriguen und durch offene Gewalt versucht; dies hier mit um so grösserem Nachdruck, als es galt, der gewaltigen Production seiner Südprovinzen den rechten Aufschwung zu verschaffen.

Dass diese bekannte Politik Russlands eine ganz natürliche und berechtigte ist, braucht ebensowenig eine weitere Ausführung wie das Factum, dass sie ganz Europa und vor Allem Österreich mit seinen zahllosen und lebhaften Beziehungen zum Orient auf's Empfindlichste bedrohe.

Mehr denn je ist Russland zur Verwirklichung seiner Absichten auf den Landweg gewiesen, seit die Donner von Sebastopol seine Pontus-Flotte vernichtet haben, und seit es ihm vertragsmässig nicht mehr gestattet ist, bewaffnete Schiffe auf diesem Meere zu unterhalten. Mag Russland seine Handelsschiffe und Paketdampfer immerhin darauf einrichten, sie eventuell zu armiren, so viel ist sicher, dass es für jetzt und langhin eine Flotte, wie sie die heutigen Verhältnisse erheischen, entbehren muss.

Sehen wir von dem sehr unwahrscheinlichen Falle ab, dass es seine Operationslinie nach Constantinopel auf dem langen und gefährlichen Umwege durch die Kaukasusländer und Kleinasien lege, wie davon, dass ein völliger Umsturz der bestehenden neuen Verhältnisse die Erreichung seines Zieles in anderer Weise ermögliche, — was bleibt dann Russland übrig, als den oft begangenen Weg von Bessarabien durch die Fürstenthümer über den Balkan nochmals zu betreten? — was anderes, als seinen ganz schlechten Basisverhältnissen durch Etablirung einer sichern Zwischenbasis in den Fürstenthümern aufzuhelfen? — was für Österreich, als mit aller Kraft und mit voller Ausnützung seiner so ungemein günstigen Position solchem Beginnen entgegenzutreten?

Ein Blick auf die Karte genügt, um klar zu machen, wie günstig hier die militärische Stellung Österreichs ist, und dass eine russische Armee es allenfalls wagen kann an die Donau vorzugehen, dass aber ohne ausdrückliche Bewilligung Österreichs kein russischer Soldat die Donau und vollends den Balkan überschreiten darf.

Der Umstand also, dass diese Länder der Boden sind, auf dem die vitalsten Interessen Österreichs und Russlands thatsächlich collidiren, lässt die hohe Wichtigkeit derselben genügend hervortreten, schliesst aber keineswegs aus, dass sie in dem Kriegsfalle Macht gegen Macht: Österreich gegen Russland, oder Österreich gegen die Türkei, wo die Entscheidung naturgemäss in der kürzesten Verbindung der respectiven Machtcentren fallen soll, wahrscheinlich nur secundäre Kriegsschauplätze sein werden.

Gewässer.

Ich gehe nun daran, die militärischen Linien, vor Allem die wichtigsten derselben, die Gewässer, zu charakterisiren und nenne hier zunächst

die Donau, welche in einer Längenentwicklung von mehr als 170 Meilen die Südgrenze Romäniens gegen Serbien und das Donau-Vilayet bildet. Überall von 600—2000 Schritte breit, 10—20, von Braila an 25—47′ tief, mit 3—9′ Geschwindigkeit, ist sie ein gewaltiges Hinderniss, das noch dadurch an Bedeutung gewinnt, dass sie von Kalafat ab links, und in der Dobrudscha auch rechts von Sümpfen und Seen begleitet wird, die $1/2$ bis 2 und 3 Meilen breit sind, bei den Frühjahrshochwässern (Mai, Juni) überschwemmt werden und dadurch in der guten Jahreszeit (Hochsommer und Winter) den Zugang auf wenige Stellen beschränken. Das rechte Ufer ist hier durchwegs höher und tritt steil, oft 3—400′ hoch dicht an den Fluss, indess das Rideau, welches die Niederung links begleitet, 80—150′ hoch ist. In ihrem aufwärtigen Laufe durchbricht sie zwischen Orsova und Turn-Severin die Kalkkette des Grenzgebirges und ist bis vor Viddin mehr oder minder nahe von Rideaus und niederen Bergrücken begleitet. — Ihr Thal ist über 20 Meilen breit, und wird, was das linke Ufer betrifft, später eingehender besprochen werden.

Nicht jährlich, aber doch häufig friert der Strom zu und unterbricht dann vom halben December bis halben Februar die Schifffahrt, die sonst, und namentlich von Giurgiu abwärts, eine sehr schwunghafte ist. Seeschiffe gehen bis Galatz und Braila, bei günstigem Stande selbst bis Giurgevo.

Zwei grosse Hindernisse hemmen den Verkehr: das Eiserne Thor abwärts Orsova (durch Felsbänke hervorgerufene Untiefe und Strömungen), welches durchschnittlich durch 164 Tage im Jahre nicht passirbar ist, und die schwierigen Verhältnisse an der Mündung. Ich setze die höchst interessanten Verhältnisse an diesen viel besprochenen Mündungen als bekannt voraus und begnüge mich zu erwähnen, dass die europäische Donau-Commission den Sulina-Canal, den gewundensten und armseligsten aller Mündungsarme, der nur $^2/_{27}$ des ganzen Donauwassers ableitet, mindestens provisorisch bedeutend ameliorirt, durch Eindämmung auf der Barre eine Tiefe von 16—17' erzielt und auch die schlechtesten Stellen im Canale (Asgagnis-Bänke, Batmisch, Kavak etc.) auf 10' Tiefe bei 0 Wasserstand gebracht hat.

Stabile Übergänge bestehen keine. Bei militärischen Übergängen ist man sonach auf Herstellung von Brücken, und zwar mit schwimmenden Unterlagen, gewiesen, die kaum grossen Schwierigkeiten begegnen wird, da Material genug vorhanden ist. Verfügt ja die Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft auf der untern Donau allein über 82 Dampfer nebst 354 Schleppern. Es muss jedoch hervorgehoben werden, welch' grosse Vortheile in Bezug auf Zeitgewinn das Übersetzen auf grossen Dampffähren gegenüber dem langwierigen und riskanten Brückenschlage über einen so mächtigen Strom bietet, und weise ich darauf hin, dass die russische Armee im letzten Kriege in drei Colonnen, von Galatz, Braila und Ismail aus, auf türkischen Boden übersetzte.

Nach der geschilderten Uferbeschaffenheit ist es erklärlich, dass man zahlreiche günstige Übergangspunkte von Rechts nach Links findet. In umgekehrter Richtung kann man nur von solchen sprechen, welche die relativ geringsten Nachtheile bieten. Turn-Severin ist ziemlich vortheilhaft, hat aber rechts eine nahe Gegenstellung, und Braila und Galatz sind nur bei Tiefwasser der Donau brauchbar, zu welcher Zeit man die schilfbedeckte Niederung des rechten Ufers mit Colonnen passiren kann.

Besonders hervorheben muss ich, dass sich an allen brauchbaren Übergangspunkten türkische Festungen befinden, so: Cetate, Kladova, Viddin, Nikopoli, Sistovo, Rustschuk, Turtukain, Silistria, Hirsova, Matuhin, Isaktscha, Tultscha. Allerdings verdienen darunter nur Viddin, Silistria und allenfalls Rustschuk diesen Namen, aber auch die andern können, wenn halbwegs armirt und vertheidigt, einem Übergange die grössten Hindernisse in den Weg legen.

Ihre Anlage erklärt sich sehr einfach daraus, dass der gewöhnliche Handel und Verkehr naturgemäss jene Stellen aufsuchte, wo man trockenen Fusses an den Fluss gelangen konnte, so Niederlassungen veranlasste, die

sich allmälig zu Städten aufschwangen, und die man dann zum Schutze gegen feindliche Angriffe befestigte.

Die zahlreichen Befestigungen, die in gleicher Weise am linken Ufer entstanden waren und so mit den genannten doppelte Brückenköpfe bildeten, wurden theils in Folge des Adrianopler, theils (und zwar in Moldauisch-Bessarabien) in Folge des Pariser Friedens demolirt; ich nenne: Giurgevo, Braila, Ismail, Kilia. — Die Erdbrückenköpfe von Kalafat, Slobodzin und Kâlârusch, die man zur Zeit des Orientkrieges errichtet hat, sind heutigen Tags Ruinen ohne Werth.

Ich brauche kaum zu bemerken, dass ein Strom von so grossen Dimensionen eine gewaltige Vertheidigungslinie ist, die besser Front gegen Nord, aber auch umgekehrt zu benützen und nur durch eine beträchtliche Übermacht an Mitteln zu bewältigen sein wird. Erst ihr Besitz, also das Festsetzen auf beiden Donauufern sichert jenen der Wallachei.

Von besonderer Bedeutung für uns, weil im engsten Zusammenhange mit unserem südlichen Kriegsschauplatze, ist der Theil des Donaulaufes von Turn-Severin bis zur Altmündung. Seiner langen Ausdehnung ungeachtet, wäre er auch Front gegen Süd nicht allzu schwer zu halten, weil man bei dem beiderseitigen Mangel an guten Communicationen entlang des Flusses seine Aufmerksamkeit auf jene Punkte concentriren kann, wo gute Communicationen zu ihm führen. Diese Punkte sind Viddin und Nikopoli; also wären Kalafat und Turnu ausreichend zu besetzen und haltbar zu machen, wozu noch Turn-Severin käme, welches ein ziemlich guter uns günstiger Übergangspunkt ist und das Debouché der Szécheny-Strasse entlang der Donau, die wichtigste und beste Verbindung des Abschnittes mit der Monarchie, sichert. Als Centralstellung für die Reserven empfiehlt sich Kraiova, wo gute Verbindungen von allen den genannten Punkten zusammenlaufen, und die Bedingungen zur Ansammlung grösserer Truppenmassen (Wasser, Holz, Lebensmittel, Unterkünfte) vorhanden sind, die weiter südlich fehlen.

Betrachtungen ähnlicher Art, auf den östlichen Theil der Donaulinie angewendet, werden ergeben, dass Giurgevo, Kâlârusch, Braila die wichtigsten Punkte der Widerstandssphäre einer strategischen Aufstellung, Front gegen Süden, sind, und dass sich zu Centralstellungen Bukurešti allenfalls Slobodzin empfehlen.

Der Alt (Olt) 60—120′ breit, 4—6′ tief, hat sich in das Alluvium eine bis $^5/_4$ Meilen breite, häufig nasse Thalebene eingeschnitten, die bis Slatina von Höhenzügen, weiterhin von hohen steilen Rändern begleitet ist. Bei dem genannten Orte besteht die einzige stabile eiserne Brücke. Der Alt wird nur von kleinen Flössen befahren. Gerade im wichtigsten Theile seines Laufes, vom Austritt aus dem Gebirge an bis südlich Slatina, begünstigt die Thalbeschiffung den Übergang auf's rechte Ufer. Sollte er also als Vertheidigungslinie benützt werden, wozu er durch seine Grösse an sich ganz geeignet ist, so könnte dies, Front gegen Ost, nur gestützt auf gute doppelte

Brückenköpfe geschehen, und die wichtigsten Punkte in dieser Richtung wären Slatina, dann Turnu und Rumuk.

Alle andern wallachischen Gewässer sind Torrenten, die sich durch ihre Wildheit und den gänzlichen Mangel an jederzeit brauchbaren Übergängen auszeichnen, also sehr geeignet sind, zu gewissen Zeiten Operationen, vornehmlich in westöstlicher Richtung, auf's Äusserste zu erschweren.

Der Seret zwingt erst von der Bistritza-Mündung an jederzeit zu Übergängen auf Brücken; weiter aufwärts gewinnt er nur zu Zeiten, und stellenweise durch sein sumpfiges Bett militärische Bedeutung. Er wird von Bakeu an beflösst und von Vaduroški an mit Kaiks befahren. Von seinen zahlreichen Brücken verbürgt keine einen allzeit sichern Übergang. Ein Höhenzug, später Rand, begleitet ihn nahe links und erleichtert fast überall den Übergang auf's rechte Ufer.

Als Vertheidigungslinie kann sein unterer Lauf im Zusammenhang mit der untern Donau benützt werden, vortheilhafter gegen Süd als gegen Nord, in welch' letzterem Falle doppelte Brückenköpfe bei Marašešti und Galatz unentbehrlich sind. Unter allen Umständen ist bei der Richtung seines Laufes der westliche Flügel dieser Vertheidigungslinie der gefährdete, und legt die offene Gegend von Fokšani Umgehungen nur allzu nahe.

Der Prut ist ganz eigentlich ein Hochlandgewässer von höchst ungleichen Ständen, Anfangs mit breitem, schottrigem Bette, das aber, je näher der Mündung um so schmäler (bis 35 Schritte) und gewundener seine trüben, schlammigen Fluten der Donau zuschleichen lässt. Seine $^1/_2$ bis $1^1/_2$ Meilen breite Thalebene, die nur von Lipkany bis Stefanešti fehlt, ist von Kalmatzui an mit Seen und Sümpfen erfüllt. Die Anlage grösserer Orte bezeichnet auch hier die besseren trockeneren Stellen, die den Übergang gestatten und nach rechts oder links erleichtern, je nachdem der Fluss den einen oder andern der begleitenden stereotypen Hochlandrücken berührt. Stabile Brücken existiren nicht. Der Fluss wird durchwegs beflösst und bis Kotu Germanesti, selbst bis Tzutzora unter vielen Fährlichkeiten und in ganz unregelmässigen Zeiträumen mit flachgehenden Dampfschiffen befahren. Sehr charakteristisch am Prut ist, dass nebst ihm meist noch ein zweiter, oft ziemlich beträchtlicher Fluss in dieselbe Thalsohle eingeschnitten ist: so Kalmatzui, Žižija, Prutec etc.

Der Prut kann ganz wohl als Vertheidigungslinie benützt werden, obgleich er erst von Tzutzora an jederzeit künstliche Übergänge nöthig macht. Sehr hinderlich ist die Unwirthbarkeit seiner Ufergegenden und der Mangel an brauchbaren Längencommunicationen. Für Österreich würde namentlich der nördliche Theil von Bedeutung sein wegen seiner nahen Beziehungen zum südrussischen Kriegsschauplatze. Ein Festsetzen an ihm bei Nowo Pelitza und Lipkany könnte einen allfälligen Kampf um die Dnjestr-Linie sehr erleichtern, indem es den Gegner am Manövriren am rechten Dnjestr-Ufer sehr wirksam hindert. Im mittleren Theile, in der Gegend von Jassy, muss sich die Vertheidigung, Front gegen Ost, nothwendig auf Brückenköpfe

bei Skuleni, Tzutzora, Leova stützen, weiter südlich auf Vadului Issak und Ravi.

Die Seret-Nebenflüsse des rechten Ufers sind Torrenten, jene links aber, wie alle Zuflüsse des Prut, Hochlandflüsse und Bäche mit wenig Wasser, das meist noch in Stauteichen zur Viehtränke und zum Mühlenbetrieb gesammelt wird, mit häufig sumpfigen Thalsohlen und stereotypen lehmigen oder sandigen Thalbegleitungen, an denen ich besonders hervorhebe, dass die linken durchweg steiler und zerrissener als die rechten sind.

Der Vollständigkeit wegen führe ich noch an, dass die Küste des schwarzen Meeres, soweit sie den Fürstenthümern angehört, eine öde, sandige oder sumpfige Flachküste ist, der sich schwere Fregatten, die etwa 30′ Tiefgang haben, nicht auf weniger als 10.000′ nähern können, und die besonders darum sehr gefürchtet und gemieden wird, weil sie schutzlos den im schwarzen Meere so häufigen und plötzlichen Nordoststürmen preisgegeben ist.

Terrain.

Das Terrain gliedert sich naturgemäss in drei Abschnitte: a) das Gebirge, welches den Boden von der österreichischen Grenze an bis zur Linie Turn-Severin, Kraiova, Slatina, Pitešti, Tirgovištea, Ploešti, Buzeu, Fokšani, Bakeu, Priatra, Niamtz, Baia erfüllt; b) das Berg- und Hochland östlich dieser Linie bis zum Prut; c) die Ebene im Süden dieser Linie bis zur Donau und dem Seret.

a) Das Gebirge.

Das Gebirge ist in seinem Hauptzweige längs der Grenze durchwegs ein hohes, rauhes, bewaldetes, zerrissenes Alpengebirge zwischen dem Altdurchbruch und den Kronstädter Pässen mit Hochgebirgscharakter, felsigen Kuppen und Kämmen, die bis über 8000′ Höhe erreichen. Die Alpenrücken tragen Weiden und sind vielfach begangen, die steilen Abfälle bis zu den tief eingerissenen engen Thälern sind dicht bewaldet und sehr beschwerlich zu ersteigen. Bemerkenswerth ist der Parallelrücken zwischen Parîngu und Königstein, der vom Alt weiterhin von allen am Hauptstock entspringenden Gewässern in wilden Felsengen durchbrochen wird.

Die Zweige, die den Übergang zur Ebene vermitteln, haben meist nordsüdliche Richtung, nehmen eben so rasch an Höhe ab, wie die Thäler an Breite zu. Letztere sind meist cultivirt und enthalten die besten Communicationen.

Das moldauische Gebirge ist von ähnlicher Beschaffenheit wie das wallachische, aber weit niederer; nur einzelne Felsspitzen erheben sich bis zu 6000′. Der Wasserscheiderücken liegt auf österreichischem Gebiete und fällt ähnlich wie der wallachische gegen Siebenbürgen meist kurz und steil ab; seine Verzweigungen haben in der Regel westöstliche Richtung.

Beckenbildungen und Durchbrüche sind in allen Seret-Seitenthälern unverkennbar.

Der Hauptstock des Gebirges ist Gneis und Glimmerschiefer. Diesem ist Sandstein vorgelagert, in welchem sich mächtige Salzstöcke und Erdölquellen befinden.

Die wichtigeren Übergänge und Communicationen, die das Gebirge enthält, sind auf romänischem Gebiete folgende:

Eisernes Thor: Thalpass, Chaussé (Széchenystrasse). — Vulkan-Pass: Bergpass, Reitweg. — Rother Thurm-Pass: Thalpass bis Kîineni Chaussé; dann nach Rîmnik durch den zweiten Altdurchbruch, Thalpass, sehr schlechter Fahrweg, oder nach Kurtia de Argiš schlechter, bergiger Fahrweg. — Törzburger Pass: Bergpass, Reitweg. — Tömöser Pass: Bergpass, Chaussé (Prädial-Strasse). Bodzaer Pass (Tatarhovas): Bergpass, sehr schlechter Karrenweg. — Bodzaer-Pass: Thalpass (des Buzeu Fl.) Reitweg. — Oitoz Pass: Thalpass, Chaussé, Landstrasse und Feldweg. — Gyimes-, Békas- (Bikaz) und Tölgyes Pass: Thalpässe, mehr oder weniger schlechte Fahrwege.

Sie sehen, dass es von der Donau bis zur Moldova nur drei jederzeit und ohne besondere Herrichtung für Militärzwecke brauchbare Pässe gibt: Széchenу-Strasse, Prädial-Strasse und Oitoz-Pass, an welche sich der Güte nach: Tölgyes-, Békas-, Rother Thurm-, Gyimes Pass etc. anreihen.

Dieser Mangel an brauchbaren Communicationen, das rauhe Klima, der reiche Schneefall, der vom October bis April die meisten Pässe ganz unzugänglich macht, der Mangel an Ressourcen jeder Art, — Alles dies macht aus dem Gebirge ein gewaltiges Hinderniss, für Armeen ein sehr schwieriges, 2—4 Märsche tiefes Durchzugsland, welches durch seine grosse relative Gangbarkeit Nichts an Bedeutung verliert. Aus seiner letzten Eigenschaft folgt jedoch, dass es so gut wie unmöglich ist, das Gebirge für Infanterie- und Reiterabtheilungen zu sperren, und dass man also bei Gefechten im Gebirge mehr als überall auf Sicherung der Flanken und des Rückens Bedacht nehmen muss. An günstigen Gelegenheiten zum Gefecht ist wohl kein Mangel, eher an Örtlichkeiten zur Anlage von guten Passsperren, die mit wenig Mitteln ihren Zweck erfüllen.

Das moldauische Grenzgebiet ist als Vertheidigungslinie von höchst geringem Werth, weil es aus der Bukowina sehr leicht umgangen werden kann.

Um das wallachisch-siebenbürgische Gebirge als Vertheidigungslinie zu würdigen, genügt es offenbar nicht, dasselbe als Linie etwa nach dem Hauptkamme zu betrachten; man muss vielmehr jenen ganzen Raum in den Calcül ziehen, der von dem Manövrir-Terrain, in welchem sich eine Armee ungehindert bewegen, aufhalten, entwickeln und schlagen kann, beiderseits begrenzt wird. In der Wallachei ist diese Grenze angegeben worden, in Siebenbürgen läuft sie über Hátczeg, Reussmarkt, Hermannstadt nach Kronstadt. Nebst diesen wichtigen Linien sind dann noch jene

Punkte hervorzuheben, die zu Sperren oder sonst geeignet sind, mit geringen Kräften gegen eine Übermacht behauptet zu werden. Hier wird man mit kleinen Abtheilungen halten, indess das Gros auf der 1. Roquirlinie im Manövrirlande echelonnirt ist, bereit, auf den Hauptangriffspunkt geworfen zu werden, um den Angreifer während des Debouchirens zu fassen und zu schlagen.

Dass diese Roquirlinie österreichischerseits der Grenze bedeutend näher liegt, begünstigt hier die Defensive, indess wallachischerseits die grössere Entfernung und der Umstand, dass diese Linie keineswegs eine ausgebaute Strasse ist, dieser hinderlich sind.

Aus der Grenzconfiguration folgt, dass die Pässe, je weiter westlich, in defensivem Sinne für uns um so wichtiger sind, weil hier die nächsten Wege zu unserem Machtcentrum an der mittleren Donau führen. Für die eigene Offensive gilt das Umgekehrte.

Die Punkte, wo die Communicationen über das Gebirge die Grenzlinien des Manövrirterrains durchschneiden, sind sämmtlich durch Städte bezeichnet und militärisch wichtig. Für den Vertheidiger bezeichnen sie Centralstellungen, wo er grosse Lagerräume, Unterkünfte und Ressourcen findet. Für den Angreifer sind es wichtige Operationsobjecte, die er möglichst rasch erreichen und festhalten muss, deren Besitz ihm eine Menge Ressourcen, das Entfalten seiner Kräfte, das Debouchiren in die Ebene sichert. Der Grad ihrer Wichtigkeit dependirt einerseits von der Güte der betreffenden Communication, andererseits von dem allgemeinen Lagenverhältnisse.

Es verdient jedenfalls bemerkt zu werden, dass Handel und Verkehr die Verhältnisse nach seiner Art gewürdigt und genau dieselben Punkte allmälig nach dem Verhältnisse der Güte der Communicationen zur Anlage von Städten ausersehen hat. So entspricht der guten Prädial-Strasse und dem Bodza Pass Ploešti mit über 26.000 Einwohnern, dem directen und besseren Wege vom Rothen Thurm-Passe nach Bukurešti das rasch aufblühende Pitešti, der guten Széchenу-Strasse das nicht minder gedeihende Turn-Severin etc.

Eine andere Bemerkung möchte ich mir an dieser Stelle noch erlauben, und zwar bezüglich des Einflusses, den die Gestaltung des Gebirges höchstwahrscheinlich auf die Erhaltung der romänischen Nationalität genommen hat. Ich habe hier vornehmlich die Durchbrüche der verschiedenen Flüsse in der Parallel- und auch Hauptkette des Grenzgebirges im Auge. Sie boten Gelegenheit, mit Wenigen gegen eine Übermacht gehalten zu werden und mochten bei der Unwirthbarkeit der ganzen Umgegend das Eindringen der Barbarenschwärme jedes Namens wohl abgehalten haben, welche in dem ganzen Jahrtausend seit dem Aufgeben des alten Daciens durch die Römer bis zur Wiedereinwanderung der Dako-Romänen die gangbaren und fruchtbaren Landestheile überschwemmten. So bildeten die Hochthäler des Gebirges, Siebenbürgen und die Marmaros die Schlupfwinkel für die vertriebenen Romänen. Die Anlage von Klöstern oder Burgen an allen diesen Ausgängen

spricht ebenso für diese Verwendung, wie dass diese Baulichkeiten bis in die neueste Zeit hinein, gelegentlich der zahlreichen türkischen Invasionen, in ähnlicher Weise, wie oben angedeutet, benutzt wurden.

b) Das moldauische Berg- und Hochland.

Das ganze andere Terrain ist Manövrirland.

In der Moldau finden wir zwischen dem Gebirge und dem rechten Seret-Ufer ein ziemlich wohl cultivirtes Berg- und Hügelland. Am linken Seret-Ufer betritt ein bei 1200 Fuss hoher, theilweise bewaldeter breiter Landrücken das moldauische Gebiet, der hart dem linken Ufer des genannten Flusses folgt, höhere Zweige in östlicher Richtung am rechten Prut-Ufer gegen Lipkany, am rechten Bachliu-Ufer gegen Jassy und am rechten Dombrava-Ufer gegen Vaslui entsendet, sonst aber in zahllosen, südlich streichenden, breiten, hochlandartigen Rücken sich verästelt, die erst ganz im Süden in flache Platten übergehen und mit steilem, 60—80′ hohem Abfall an der Donau und am Seret enden.

Die nördlichen und westlichen Abfälle dieser Zweige sind durchwegs steiler als die entgegengesetzten; der Boden ist jüngeres Gebilde, Lehm und Sand; die Thäler sind schon in der Nähe ihres Ursprunges ziemlich breit, häufig versumpft; die Gewässer sind klein, Sommers meist wasserleer; die Ortschaften liegen vorwiegend in den kleinen Seitenthälern; die Communicationen sind zahlreich, doch meist nur Naturwege. Die Bedeckung ist theilweise Laubwald, sonst Feld und Wiesen; längs des Prut und im Süden des Landes steppenartiger, häufig sandiger Heideboden.

Aus dieser Charakteristik folgt, dass die Operationen im höchsten Grade von der Witterung beeinflusst sind, dass man im Hochsommer sehr häufig mit Wassermangel, in den Prut-Landschaften auch mit Mangel an Holz wird zu kämpfen haben.

An Stellungen ist Überfluss, aber sie sind sehr selten gut. Meist fehlen Stützpunkte und Flügelangehänge, und sind ebenso gute Gegenstellungen vorhanden.

c) Die wallachische Ebene.

Die wallachische Ebene endlich, deren Begrenzung früher angegeben, ist fast nirgends absolute Ebene und eigentlich eine hochlandartige Fläche, nachdem die Flüsse in dem wenig resistenten Alluvium von Lehm und Sand sich 10—30° hohe, mehr oder minder steile Ränder eingewaschen haben.

Die kleine Wallachei verdient vollends nicht die Bezeichnung Ebene, da sie von vielen niedern Gebirgszügen durchzogen ist und im südwestlichen



Theile zahlreiche Sandhügelreihen enthält, die, senkrecht auf die herrschende Windrichtung aus Nordosten laufend, diesen ihre Entstehung verdanken.

Östlich des Alt finden sich grosse, sanft gewölbte Platten, die in südlicher Richtung an Höhe abnehmen, und im östlichsten Theile der Wallachei grosse, völlig steppenartige Flächen (Baragan zwischen Donau und Jalomitza) mit Salzquellen und undeutlichen, mitunter sumpfigen Thalformen.

Bemerkenswerth sind die zahlreichen Movilen oder Mogilen, 3—6° hohe, kegelförmige Erdhaufen — wahrscheinlich tartarische Grabmale — die man aber auch in den Prut-Landschaften, im südlichen Russland und bis weit nach Inner-Asien hinein findet.

Die Bedeckung ist Feld, Wiese, Heide und Wald, der aber nur dort, wo er mit den grösseren Waldungen des Gebirges zusammenhängt, den Namen verdient, in der eigentlichen Ebene aber lediglich niederes, verkrüppeltes Eichengestrüpp ist.

In der nördlichen Hälfte der Ebene finden sich die meisten Ressourcen, zahlreiche Ortschaften, Holz und Wasser; in der südlichen mangelt es an Allem, und in der Nähe der Donau ist man, wie in allen Donaustädten, auf das Wasser dieses Stromes gewiesen, welches keineswegs sehr gesund und namentlich bei höheren Wasserständen ein gerade so abscheuliches Getränk ist, wie jenes des Prut.

Communicationen.

Die Communicationen im Lande lassen sich strenge nur zweifach classificiren, als: Chausséen und Naturwege.

Erstere sind kunstmässig und oft sehr splendid gebaut, haben aber das Bedenkliche, dass häufig ganze Strecken in einer Linie und einzelne Brücken fehlen. Jede Beschädigung bleibt bei der principiellen Abneigung der Romänen gegen Reparaturen Jahre lang in statu quo und kann bei der Beschaffenheit der Gewässer den Nutzen dieser, gerade hier unschätzbaren Verbindungen sehr leicht in Frage stellen. Um dem dringenden Bedürfnisse nach Brücken abzuhelfen, hat Fürst Cusa mit Barklay-Stainforth einen Vertrag auf 19 eiserne Chaussé-Brücken geschlossen. Doch zieht sich die Sache, hauptsächlich wegen Unpünktlichkeit der Regierung, sehr in die Länge; 1867 war erst jene von Slatina fertig, und glaube ich, dass die Construction auf Jochen zu drei hohlen eisernen Piloten für den Charakter der Gewässer viel zu leicht ist und keineswegs die Garantien einer permanenten Verbindung gibt.

Chausséen bestehen von Kronstadt über Ploešti, Bukurešti nach Giurgevo; von Seret über Botošani nach Jassy; von Jassy bis Roman und südlich nach Vaslui; von Foltičeni im Seret-Thal nach Foksani und weiter über Buzeu nach Ploešti; von Adžud über Tekuč nach Galatz; von Bukurešti

über Pitešti, Slatina nach Kraiova; ferner mehrere kleine Stücke im Eisernen Thor-, Rothen Thurm- und Oitoz-Pass.

Alle andern Fahrwege (Naturwege) sind durch den Gebrauch entstanden, haben weder eine feste Trace noch bestimmte Breite, noch irgend eine Schotterdecke oder andere Erhaltung. Sie haben sehr grosse Steilen über die Fluss-Rideaus und im Gebirge und sind bei der vorwiegend lehmigen Bodenbeschaffenheit, namentlich in den Waldungen sehr schlecht. Brücken fehlen entweder gänzlich oder sind so schwache und elende Pfahljoch- oder Pontonbrücken, dass sie bestimmt keinem Hochwasser widerstehen. Die Decke ist landesüblich aus Prügeln hergestellt und derart, dass nicht-romänische Pferde oder schwere Fuhrwerke sie nur mit äusserster Gefahr passiren können. Die Überfuhren sind klein und ebenfalls sehr schlecht.

Diese Zustände bessern sich zwar, aber nur sehr allmälig, und ist der Mangel an brauchbarem Schotter ein grosses Hinderniss.

Aus der Beschaffenheit der Communicationen folgt, dass der Hochsommer die günstigste Zeit für Operationen ist, da alsdann die Wege — die enorme Staubentwicklung abgerechnet — sehr gut und die meisten Gewässer ganz bequem furtbar sind; allenfalls auch der Winter. Bei Thauwetter oder nach Regengüssen bleibt aber jedes schwere Fuhrwerk stecken, und vielfach mit Ochsen bespannte leichte Karren brauchen ganze Tage, um eine kleine Post von weniger als 2 Meilen zurückzulegen.

Was für eine grosse Rolle hier den Pionnieren in Hinsicht von Wegherstellungen und Übergängen zufällt, brauche ich nicht auszuführen.

Das landesübliche Transportmittel sind hölzerne Ochsenkarren, die selten über 8 Centner, die grössten mit 3 Paar Jochthieren bespannten bis zu 20 Centner laden und selten über 2½ Meilen im Tage machen. Da das ganze Gefährte, die Führer inbegriffen, biwakirt und wirklich ein Minimum an Bedürfnissen hat, so kostet der Transport unter gewöhnlichen Verhältnissen sehr wenig. Aber der precäre Werth, den sie als Wart- und Vorspannswagen für operirende Heereskörper haben, ist einleuchtend.

Ich übergehe es, von den Telegrafenverbindungen zu sprechen, dem einzigen Lebenskräftigen, das Österreich hier geschaffen, desgleichen von den Bahnen, deren bis nun noch keine vollendet ist. Ich möchte nur daran erinnern, dass unter allen Wegen zur Überschreitung des Grenzgebirges das Eiserne Thor der bequemste für Schienenstrassen ist, und diesem zunächst der Bodzaer Thalpass sich anreiht. Dass dem letzteren als kürzeste Verbindung der Monarchie mit den grossen See- und Donauhäfen Galatz-Braila, eine ganz besondere Wichtigkeit als Handelsbahn und eine ebenso hervorragende militärische Bedeutung für eine Offensive zukommt, ist auf den ersten Blick klar.

Statistische Verhältnisse.

Indem ich auf die statistischen Verhältnisse übergehe, hebe ich zunächst hervor, dass die Fürstenthümer bei einer Oberfläche von circa 2200 Quadratmeilen nicht ganz 4½ Millionen Einwohner zählen, dass somit nur 2000 Einwohner auf die Quadratmeile entfallen. Die grösste Dichtigkeit der Bevölkerung und die intensivste Bodencultur kommt, im Grossen genommen, in einer Zone vor, die dem Fuss des Gebirges entlang zieht.

Die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung sind Romänen, obwohl sich so nur die Bewohner der Wallachei nennen, indess die Moldauer ihren alten Namen vorziehen. Officiell kommt der Begriff Moldau-Wallachei nicht mehr vor; das ganze Land heisst Romänien, und man spricht nur von dem Lande „diesseits und jenseits des Milkov“, jenes kleinen Flusses, der ehedem die Grenze bildete.

Ferner kommen vor sehr viele Juden (30 per mille der Bevölkerung), etwa 135.000, vornehmlich in der Moldau, dann Griechen, Russen, Bulgaren, Ungarn, Armenier, viele Zigeuner und Fremde (gemeinhin Niamtzi genannt).

Der Romäne ist schön gebaut, kräftig, intelligent, höchst gutmüthig, wenn auch nicht aus Charakter, so doch aus Mangel an Leidenschaft, aber auch misstrauisch und ungemein träge, zu grosser physischer Anstrengung, wie ernster geistiger Conception gleich unfähig. Diese Indolenz und Apathie zeigt sich in seiner ungemein primitiven Art der Landbebauung, in seiner Abneigung gegen Handwerk und Gewerbe, erweist sich in seiner Begnügsamkeit ohne Gleichen und klingt durch seine melancholischen, nationalen Gesänge und Tänze.

Der Einfluss, den das Terrain auf die Entwicklung des Volkscharakters genommen, dass also z. B. die Bewohner der gebirgigen Vranča nordwestlich Fokšani wilde, lebhafte, freiheitsliebende Leute sind, kann ebenso wenig geleugnet werden, wie jener des Climas. Das Hauptmoment liegt jedoch in der historischen Entwicklung des Volkes, und Nichts spricht mehr für die Güte des anfänglichen, wahrscheinlich germanischen Grundstoffes und für die gewaltige Resistenzfähigkeit, die ihm durch eine kaum 200jährige Imprägnirung mit römischer Cultur verliehen wurde, als dass es dem zersetzenden Einflusse jener folgenden 15 Jahrhunderte voll Blut und Thränen, voll Verdrängung, fremder Einmischung, Ausbeutung und Unterdrückung, verhältnissmässig so gut widerstanden, dass es aus solchem Chaos seine Sprache, Sitten und Namen und so viel von seinem ursprünglichen Charakter gerettet hat.

Rechnen Sie immerhin das Jahrtausend vom Aufgeben der alten dacischen Provinzen Seitens der Römer bis zur Wiedereinwanderung und Bildung romänischer Fürstenthümer unter Kadu negru und Bodgan im Anfange

des 14. Jahrhunderts ab; — eine Zeit, in welcher in bunter Aufeinanderfolge Sarmathen und Gothen, Hunnen, Gepiden, Griechen, Avaren, Slaven, Bulgaren, Magyaren, Petschenegen, Kumanen, Mongolen und Tartaren das offene Land mehr oder weniger lang behaupteten. Die folgenden Jahrhunderte zeigen nichts Besseres. Höchst selten und nur für kurze Zeitintervalle leuchtet Ihnen die Gestalt eines kräftigen einheimischen Herrschers entgegen, der Unabhängigkeit und Ruhe schafft; die Regel aber ist Parteiung, Bürgerkrieg und Fremdherrschaft. Da finden Sie Krieg mit Polen und Ungarn und mit den Türken, — lange und wiederholte Occupationen und Kriege der Russen und Österreicher gegen die türkischen Oberherren, deren endliche Verdrängung wir alle selbst erlebt haben. Da finden Sie Jahrhunderte hindurch eine förmliche Verpachtung der unglücklichen Fürstenthümer an den Meistbietenden: ein Adelsregiment, welches an Corruption und Niederträchtigkeit seines Gleichen sucht, das sich mit hundertfachem Verrath gegen die Nation, seine Fürsten und Lehensherren besudelt und den Rest des Volkes mit einer Schamlosigkeit ausgebeutet hat, die nur in der schimpflichen Unwissenheit, in der diese armen Leibeigenen erhalten wurden, ihres Gleichen findet.

Solche Zustände mussten es wohl Jedermann klar gemacht haben, wie vergeblich es sei, auch nur das Geringste über die gemeine Nothdurft zu arbeiten, mussten aus dem fleissigen Colonen einen trägen Hirten machen, mussten an zahllosen Beispielen den Hang zur Zerstörung wecken und nähren und jenen vorsorglichen Sinn, der auch auf morgen denkt, ganz abhanden kommen lassen.

Diese Vergangenheit müssen Sie aber auch im Auge behalten, wenn Sie die politischen und socialen Verhältnisse der Gegenwart beurtheilen und die unendlichen Schwierigkeiten ermessen wollen, mit welchen die Cultur in jenen Ländern zu kämpfen hat.

Von dieser Abschweifung wende ich mich wieder zu meinem Gegenstande. Bezüglich der Bodencultur werde ich mich auf wenige Ziffern beschränken. Nur 52 % der ganzen Area sind urbar, der Rest ist mit 17 % Wald, sonst sterile Fläche. Von diesen 52 % sind nur 39 % Feld, Weinberge oder Gärten, und obwohl die Bewirthschaftung wenigstens bei allen kleinen Besitzern noch in völlig alttestamentarischer Weise geschieht, so producirt das Land doch selbst im Durchschnittsjahre um 16·5 Millionen Metzen Weizen und 14·3 Millionen Metzen Mais mehr, als es verbraucht — Zahlen, welche beredter als jede Phrase für die ganz erstaunliche Fruchtbarkeit des Bodens sprechen.

Der Waldbestand nimmt reissend ab. Nicht weniger als das Fünffache dessen, was der benützbare Wald wirklich hervorbringt, wird jährlich geschlagen, und die bekannten Folgen solcher Devastation machen sich schon gegenwärtig fühlbar.

An Jochthieren, Schafen und Schweinen hat das Land grossen Reichthum.

Die Pferde, deren es etwa $\frac{1}{2}$ Million gibt, sind sehr klein und unansehn-

lich, aber ungemein hart, ausdauernd und genügsam und namentlich im Gebirge sehr gut zu gebrauchen.

Von Mineralien wird blos Salz und Erdöl gewonnen, beides von guter Qualität und in grosser Menge.

Sie erlassen es mir, Ihnen romänische Städte zu beschreiben, die grossen Dörfern gleichen, mit einem kleinen Kern solider Gebäude und vielen zerstreuten Bojarenhäusern im Style unserer Sommerfrischen, — oder wallachische Märkte zu veranschaulichen, die sich gemeiniglich nur als eine Gasse jüdischer Boutiken darstellen, — oder endlich romänische Dörfer zu schildern, die aus einer Zahl bunt durcheinandergewürfelter Häuschen, aus Strauchwerk mit Lehm verschmiert, oder selbst unterirdischen Erdhütten bestehen; ich werde mir blos erlauben, die militärischen Consequenzen aus der Beschaffenheit der Niederlassungen zu ziehen.

Die Unterkunftsverhältnisse sind sehr schlecht, theils weil die Orte selten sind, theils weil das romänische Haus, recte Häuschen, nur 1 bis 2 Räumlichkeiten enthält, lediglich für die Familie bestimmt ist und Nebengebäude, Scheuern u. dgl. gänzlich entbehrt. Kommen doch selbst in den Stadtgemeinden auf 1000 Familien nicht weniger als 606 Häuser. Betten und Leintücher sind Luxusartikel, die man auch in den Städten nicht allzu oft findet.

Stallungen gibt es wenige, und auch diese sind nur für die kleinen Landespferde, keineswegs aber für grössere, etwa 16fäustige Thiere zu benützen.

Bei der grossen Fläche und dem Mangel jeder brauchbaren Umfassung sind die Niederlassungen sehr schwer zu vertheidigen; doch können die zahlreichen, etwas besser gebauten Klöster und Herrenhöfe bei Localgefechten brauchbare Stützpunkte abgeben.

Dieselben Umstände und Verhältnisse gestalten es zu einem höchst schwierigen Problem, einen romänischen Ort mit wenig fortificatorischen Mitteln haltbar zu machen, und weise ich hier auf die von den Russen so häufig angewandte Manier hin, Befestigungen in einer Anordnung, die ganz dem beabsichtigten Zwecke entspricht, auf einen passenden Platz neben die vorhandene Stadt zu legen.

Ismail bietet hiefür in den Fürstenthümern ein gutes Beispiel.

Ich übergehe nun nothgedrungen die Verhältnisse des Handels und der Arbeit und erwähne bezüglich der Requisitionen nur, dass man sich bei der Schlaffheit der Administration, bei der spärlichen Bevölkerung und deren so niederen Culturstufe nicht viel von ihnen versprechen darf.

In den Städten am Rande der Ebene und in den Donauplätzen findet ein Corps auf einen oder auch mehrere Tage zu leben.

Getreide und Mais im rohen Zustande, Heu, Holz, Vieh und Pferde können Gegenstand ergiebiger Requisitionen werden. Man hat aber nur dann

Aussicht, den Productenreichthum der Fürstenthümer zur Ernährung einer Armee mit Erfolg auszubeuten, wenn man das Land völlig beherrscht, die Ausfuhr verhindert und genügende Zeit nebst den geeigneten Persönlichkeiten besitzt, um die Ausnützung der reichen Landesmittel zu organisiren.

Grössere Aufmerksamkeit verdienen die climatischen Verhältnisse.

Die Fürstenthümer haben Continentalclima. Wenig Niederschlag, heisse Sommer mit kühlen Nächten, kalte Winter und sehr rasche Temperaturwechsel bis zu 20° an einem Tage sind ihnen eigenthümlich. Die Witterung ist rauher als sie nach der geografischen Breite sein sollte. Ursache dessen: die Nähe des Gebirges und die offene Lage gegen die herrschenden kalten Nordostwinde. Gewöhnlich ist der Frühling lange und garstig, der Sommer kurz und heiss, der Herbst sehr schön. Die Winter sind sehr ungleich, bald sehr hart und strenge mit enormem Schneefall, bald einem kothigen Herbste gleichend. Im Ganzen ist das Clima zwar gesund, für Fremde aber gefährlich.

Ruhr und Fieber, und zwar sowohl Climafieber wie Sumpffieber, welche die Sommerhitze aus den zahlreichen Überschwemmungsgebieten und Sümpfen erzeugt, sind die Hauptkrankheiten.

Nach dem Terrain betrachtet, ist das Gebirge allerdings völlig fieberfrei und sehr gesund, desto schlimmer aber steht es mit der Ebene. Nehmen Sie nun hier die Verhältnisse einer operirenden Armee: die Strapatzen, die sie bestehen muss, die Schwierigkeiten der Verpflegung, der Mangel an gutem Trinkwasser und an Holz, die elenden und ungenügenden Unterkünfte — mithin das Biwak als Regel — dazu die zahlreichen Sümpfe und stagnirenden Gewässer, und Sie haben eine Fülle von Erkrankungsursachen vor sich, die zu den umfassendsten Vorkehrungen auf dem Gebiete der Militär-Hygiene gebieterisch auffordert.

Als historischen Beleg hiefür citire ich einige Daten aus Moltke's: „Russisch-türkischer Krieg 1828 u. 1829", und zwar über die Campagne des ersten Jahres, die sich im Donauthale abspielte, und während welcher das russische Heer nie über 100.000 Mann zählte. Damals trat in den Fürstenthümern die Pest auf, aber noch ungleich mehr Leute rafften Ruhr, nervöse Wechsel- und Faulfieber hinweg.

Binnen 10 Monaten war jeder Mann des Heeres zweimal im Lazareth, in einem Monate starben 6000 Mann an Krankheiten, und 10 Monate Feldzug sammt Winterquartieren verschlangen nicht weniger als 82.000 Mann, wovon nur eine geringfügige Zahl auf Verluste vor dem Feinde kam.

Um so monströse Ziffern zu erreichen, hatten eine ungenügende Bekleidung, eine auf Nordrussland berechnete Kost und ganz mangelhafte, ärztliche Vorkehrungen im Verein mit den climatischen Verhältnissen das Ihrige gethan.

Will man solche Ungeheuerlichkeiten vermeiden, dann muss man die grossen Operationen, wenn es angeht, in die Monate April bis Juni verlegen, wo man Wasser und Fourage findet, und die Hitze noch nicht allzu gross ist; man muss den Soldaten angemessen kleiden, ihm warme Hosen,

dichte Kamaschen, wollene Westen und Leibbinden, eine dichte und leichte Kopfbedeckung geben; man muss bei Anordnung von Märschen und Lagern die climatischen Verhältnisse berücksichtigen; man muss zur Verpflegung ein weicheres, leichter verdauliches Brod oder Zwieback wählen, die Wein- und Kaffee-Ration vergrössern, in sumpfiger Gegend vielleicht ständig ein Fieberantidot geben, endlich sich weit über das normale Mass hinaus mit ärztlichem Wartpersonale, mit Medicamenten und Spitalsgeräthschaften versehen, da die Länder in dieser Hinsicht so gut wie keine Ressourcen bieten, und die bestehenden Spitäler, die wenigstens in den Hauptstädten recht gut organisirt sind, quantitativ grösseren Anforderungen nicht entsprechen können.

Als ganz eigentlich landesübliche Krankheit muss ich hier noch die Syphilis nennen, die sehr allgemein, besonders unter den höheren Ständen verbreitet, und von welcher, wie eine ärztliche Autorität behauptet, nicht weniger als die Hälfte der Bevölkerung ergriffen ist.

Man kann zwar nicht leugnen, dass dieses Vorkommniss auch ganz besondere Vorkehrungen nöthig macht, doch fühle ich mich zu wenig berufen, in dieses heikliche Gebiet weiter einzudringen.

Politische Verhältnisse.

Die karg bemessene Zeit macht es mir unmöglich, die politische Eintheilung des Landes, den Mechanismus der Verwaltung, die Verhältnisse der Finanzen, des Cultus, der Justiz, des Unterrichts u. s. w. zu erörtern und die politischen Verhältnisse des Landes, die Stellung der Regierung und Parteien etc. mit jenem Detail zu schildern, das dem Bilde erst Leben zu verleihen vermag.

Ich beschränke mich daher auf eine kurze Skizze:

Sie wissen, dass die Pariser Convention vom August 1858 die staatsrechtliche Stellung der Fürstenthümer, wie folgt, festgesetzt hat; die Länder sollten den Titel: „Vereinigte Fürstenthümer der Moldau und Wallachei“ führen, je von einem gewählten Hospodar mit einem verantwortlichen Minister und unter Mitwirkung einer gewählten Kammer regiert werden, unter der Suzeränetät der Pforte und der Garantie der Grossmächte stehen und einen Tribut von 4 Millionen Piaster (32 Piaster = 1 österr. Dukaten) jährlich an die Türkei bezahlen; dafür unterhält disee keine Besatzungen auf romänischem Gebiete. Für gemeinschaftliche Gesetzgebung endlich sollte eine Centralcommission in Fokšani sorgen.

In Wirklichkeit aber machten sich die Dinge anders. Bei den Hospodar-Wahlen Ende 1858 zersplitterten sich in der Moldau die Stimmen der Aristokraten; die Nationalen gewannen die Oberhand, wählten den bis dahin ganz unbekannten Obersten Cusa, den Stadtcommandanten von Jassy, und

indem die Wallachen denselben Candidaten acceptirten, war die Union factisch vollzogen und am Schlusse der 50ger Jahre, Dank dem energischen Treiben der Nationalen, durch Umänderung der Verfassung in rechtliche Form gebracht.

Cusa war Čokoi (wie man hier eine turbulente Partei von kleinen Grundbesitzern, verarmten Edelleuten, bankerotten Kaufleuten und ähnlichen Individuen nennt, die wesentlich das demokratische Element vertreten) und regierte, gestützt auf das ergebene Militär, sehr autokratisch und kräftig. Das Rural-Gesetz, die Aufhebung der Frohne, das Finanzgesetz, die Schöpfung der Armee, Einführung des Code Napoleon, Erklärung der Klostergüter als Staatseigenthum etc. geben hiefür Zeugniss.

Zwar wurde Cusa im Winter 1865 durch die verschworenen Bojaren vertrieben, aber ihr Zögern und die Scheinwahl Philipps von Flandern schlug zu ihrem Nachtheile aus. Die Ultra-Nationalen, den beredten Feuerkopf Ivan an der Spitze, gewannen das Feld, proclamirten die Nothwendigkeit eines fremden Fürsten, um den Bojaren-Intriguen die Spitze abzubrechen, unterdrückten die Separationsgelüste der Moldauer, die sich als Annex der grösseren Wallachei keineswegs sehr behaglich fühlten, terrorisirten durch diverse Strassen-Emeuten die Kammern und setzten Ende Juni 1866 die letzte Constitution auf liberalster Basis und schliesslich nicht ohne fremden Einfluss die Wahl Carl's I. von Hohenzollern-Sigmaringen ins Werk, der als neutrale Persönlichkeit schliesslich auch von den Aristokraten acceptirt wurde.

Bei aller Anerkennung seiner Güte, seiner persönlichen Liebenswürdigkeit, seiner vollkommenen Lauterkeit und extremen constitutionellen Loyalität, kann man dem Fürsten füglich doch weder die geistige Potenz, noch jene Charaktereigenschaften zuerkennen, die nöthig sind, um den unendlichen Schwierigkeiten seiner Lage gerecht zu werden, um in einem, von fremden Einflüssen tiefdurchwühlten, von der Cultur nur nothdürftig beleckten Lande voll turbulenter Parteien menschenwürdige Zustände zu schaffen. Bei seiner gänzlichen Abstinenz vom persönlichen Regiment und bei dem geringen Gefühl der Wallachen für constitutionelle Mustertugenden ist sein Ansehen im Lande fast Null, und so währt das alte Chaos fort, und der Drang der besitzenden und denkenden Leute, die leider keineswegs die Majorität bilden, nach Ruhe und Ordnung, nach einer redlichen Verwaltung und einer lebendigen Verfassung ist so gross, dass man in die bestehenden Verhältnisse nur sehr wenig Vertrauen setzen kann.

Thatsächlich regiert die Majorität, d. h. die nationale Fortschrittspartei mit ihren verschiedenen Schattirungen. Sie macht mehr oder minder entschieden tabula rasa und hat offen das dako-romänische Königreich, die selbständige nationale Verbindung aller romänischen Stämme auf ihr Banner geschrieben.

Als Hauptschmerzenskinder fungiren die Siebenbürger Romänen. Ob

das Land wirklich hinter dieser Partei steht, ist bei den dortigen Verhältnissen schwer zu sagen. Gewiss ist, dass ihre kühnen Pläne der beweglichen Phantasie des Volkes sehr zusagen, und dass die Partei ebenso energisch als wenig wählerisch in ihren Mitteln ist. Zwar leidet die Administration durch den häufigen Wechsel der Präfecten, die mit jedem Ministerium kommen und gehen, doch hat die Partei in der Grundentlastung, in Schulen, Strassen- und Brückenbauten und im Bahngesetze sehr achtungswerthe Dinge geschaffen.

Die aristokratische Gegen- oder Bojarenpartei begnügt sich mit den gegenwärtigen Grenzen Romäniens und würde wohl auch zu den Punktationen der Pariser Convention zurückkehren, schon um die alte Bojaren-Herrlichkeit in zwei Mittelpunkten wieder aufzufrischen. Sicher ist, dass sie den bestehenden Rechten ungleich mehr Rechnung tragen würde, als die herrschende Partei; — wie die Dinge stehen, ist sie aber völlig in der Minorität.

Diese beiläufige Skizze der politischen Verhältnisse muss nothwendig durch eine Schilderung der fremden Einflüsse ergänzt werden, die in einem politisch unselbständigen Lande begreiflich eine sehr grosse Rolle spielen.

Sie präsentiren sich lediglich als ein Kampf des französischen und russischen Einflusses. Dem ersteren dankt ja die Union ihre Entstehung. Schon zu Ende der österreichischen Occupation machte er sich im höchsten Grade fühlbar, und es ist begreiflich, dass, so lange Frankreich mit vollen Segeln auf den hochgehenden Wogen der Nationalitäten-Politik daherflog, die nationale Partei mit einem gewissen Enthusiasmus seinen Impulsen folgte. Schädigte diese Politik doch Österreich, aus dessen Provinzen die mächtigsten Bausteine des künftigen Dako-Romäniens entstehen sollten. Von dem Augenblicke an — also vor etwa 3 Jahren — als Frankreich einzulenken und Interessenpolitik zu treiben begann, sich also von einer weitern Schwächung Österreichs abwandte, gewann Russland immer mehr Boden und verdrängte endlich den französischen Einfluss fast gänzlich.

Nur von Russland, das die triftigsten Interessen hat, Österreich zu schwächen, damit es seine Absichten im Orient realisire, können die Nationalen die Verwirklichung ihrer hochfliegenden Plane hoffen, und darum gehen sie mit ihrem colossalen Nachbar durch Dick und Dünn. Und der Einfluss Preussens, der sich bei den verwandtschaftlichen Beziehungen der Regenten von selbst ergab, erklärt sich genau aus denselben Rücksichten.

Eine nationale, demokratische Fortschrittspartei im Dienste des Alles verschlingenden, jede Eigenart vernichtenden Zarenthums ist gewiss eine höchst befremdliche Erscheinung, die nur erklärlich wird, wenn man weiss dass diese Leute glauben, Europa werde ihre Absorption durch Russland nie zugeben, während es eher beistimmen dürfte, dass sie Österreich, etwa zur Etablirung eines neuen ungarisch-romänischen Dualismus, zufielen.

Auch die Aristokraten neigen sich unbedingt eher zu Russland als zu

Österreich, weil sie im Vergleich zu dem österreichischen Adel, der ihnen an allgemeiner Bildung und Weltanschauung unbedingt überlegen ist, auf jede Rolle verzichten müssten.

Auf solche Weise erklärt sich der gewaltige Einfluss Russlands, den es durch zahlreiche Agenten und durch noch zahlreichere blanke Rubel auf's Wirksamste unterstützt, erklären sich die Hetzereien gegen die Türkei, den Suzerän der Romänen und alten Feind der Russen, gegen Österreich, dessen Bestand und Gedeihen nach romänischen Anschauungen die beständige Drohung, das Ende aller nationalen Träume ist.

Wenn Sie mich nunmehr beschuldigen, den Einfluss Österreichs ganz vergessen zu haben, Österreichs, das wiederholt das Land occupirt, selbst theilweise besessen hat, und durch seine Lage wie durch seine mächtigen Handelsbeziehungen u. s. w. berufen wäre, den allermächtigsten und am meisten berechtigtsten auszuüben, so muss ich rechtfertigend gestehen, ihn durchaus nicht vergessen zu haben: er existirt eben gar nicht. Belege hiefür werden Sie mir gewiss erlassen: — Sie können deren von Woche zu Woche in den Tagesblättern finden.

Auch davon dürfte ich enthoben sein, zu erzählen, wie es allgemach so gekommen, welche traurigen Früchte unser unentschiedenes Auftreten zur Zeit der Occupation getragen, welch' lebhaften Wiederhall der unglückliche Ausgang unseres letzten Krieges in der leicht beweglichen, äussern Eindrücken so zugänglichen Vorstellung unserer Nachbarn gefunden, auf welches Minimum von Achtung die einstige Furcht vor dem grossen Österreich gesunken, und wie langsam die Wiederkehr zu gesünderen Anschauungen bei einem halbcivilisirten Volke ist, dem vornehmlich nur die Äusserungen von Kraft und Macht, viel weniger die Werke des Friedens zu imponiren im Stande sind.

Die Armee.

Ich übergehe nunmehr zu einer kurzen Übersicht der romänischen Armee, ohne eine detaillirte Schilderung der Organisation etc. derselben zu beabsichtigen.

Die romänische Armee ist eine Schöpfung Cusa's und wurde im August v. J. nach der bekannten preussischen Schablone in ein Cadreheer mit allgemeiner Wehrpflicht umgewandelt; auch besteht eine der unseren ähnliche Militärgrenze in einer 30 Kilometer tiefen Zone längs aller Grenzen.

Das stehende Heer enthält die Wehrpflichtigen vom 20.—27. Jahr, mit 3 Jahren Liniendienst, 4 Jahren Reserveverpflichtung, und zählt auf Kriegsfuss an: Infanterie, Jägern, Artillerie, Reitern, Extra-Corps, Doroban-

zen und Grenzern nicht ganz 46.000 Mann mit 96 Geschützen. (Factisch war nie über die Hälfte dieser Zahl vorhanden.)

Für die Miliz (Verpflichtung vom 27.—36. Jahre) werden 32 Bataillons-Cadres aufgestellt; jedes Bataillon wird circa 1000 Mann enthalten.

Der Landsturm (Verpflichtung vom 17.—20. und vom 36—50. Jahre) soll zur Aufrechthaltung der Ordnung in den Gemeinden errichtet werden. Näheres über seine Organisation ist nicht bekannt.

Die Stellung der Nationalgarde, die in Bukurešti, Fokšani, Bakeu und Ploešti errichtet wurde und die hier nicht ausgelosten Freiwilligen enthalten soll, ist im neuen Statut gleichfalls nicht präcisirt.

Ferner bestehen Pompiers, die in die einzelnen Städte vertheilt sind, endlich eine kleine Donau-Flotille von 1 Dampfer und 5 Kanonenbooten.

Alles in Allem kann die Armee auf etwa 110.000 Mann gebracht werden.

Die Bewaffnung mit etwa 50.000 Zündnadelgewehren und gezogenen Geschützen ist Dank dem lebhaften Export unserer liebenswürdigen, nördlichen Nachbarn seit vorigem Jahre geordnet.

Die Adjustirung ist ebenso elegant als zweckmässig, und zwar wesentlich nach französischem Muster: Infanterie dunkelblaue Tunique's mit rothen Hosen; Jäger dunkelgrau und schwarz; die Lanciers wie unsere alten Uhlanen; die Dorobanzen ähnlich unseren Huszaren.

Die Infanterie sieht vortrefflich aus, hat eine gute militärische Haltung und manövrirt auch gut in kleineren Körpern. Die Cavallerie ist mittelmässig beritten und manövrirt nicht besser. Die Artillerie endlich war bis nun nach Material und Ausbildung noch sehr weit zurück.

So viel lehrt der äussere Anschein; über den eigentlichen Werth dieser Armee hat noch keine Probe entschieden. Sehr hoch kann er keinesfalls veranschlagt werden. Weit entfernt davon, die grosse Genügsamkeit der Leute, ihre Acclimatisation und Vertrautheit mit dem Terrain zu unterschätzen, die namentlich im Gebirge sehr werthvoll werden kann, so ist es doch bekannt, dass sich die guten Soldateneigenschaften des Romänen nur unter einer sehr energischen und schneidigen Führung entwickeln, und diese mangelt entschieden. Das romänische Officiercorps ist trotz der vorhandenen Militärschulen keineswegs sehr gebildet, überdies ohne Kriegserfahrung, dazu noch schlecht gezahlt und von tiefen Parteiungen: Cusaisten, Aristokraten, Demokraten zerrissen. Dass dies von schädlichstem Einfluss auf die Disciplin sein muss, brauche ich kaum zu sagen. Eine Anstellung von fremden Officieren in grösserem Massstabe ist bei der herrschenden nationalen Empfindlichkeit nicht leicht in Szene zu setzen, hat auch bis nun nicht stattgefunden. Endlich ist noch die tiefe Culturstufe des Volkes und das junge Datum der ganzen Formation einer grösseren militärischen Machtentfaltung in den nächsten Jahren hinderlich.

Schlussbemerkungen.

Wenn Sie mir nunmehr gestatten, aus dem Gesagten Einiges zusammenzufassen, so muss ich vor Allem die Thatsache betonen, dass die Fürstenthümer wesentlich offenes Land sind, und dass es nach Überschreitung der Grenzbarrièren ebenso an wichtigen geeigneten Punkten und Linien, wie an guten Stellungen und Befestigungen fehle, um den Angreifer aufzuhalten; dass also mehr noch als anderwärts die höchste Weisheit darin bestehen wird, nach Überschreiten der Grenzen sofort rücksichtslos die feindliche Armee aufzusuchen und zu schlagen.

Es wird nunmehr auch Material genug vorliegen, um den Werth der verschiedenen Operationslinien, wenn man noch die Grenzentwicklung und Lage der eigenen Basispunkte zur feindlichen Hauptstadt als Operationsobject mit einbezieht, zu würdigen, und es wird Ihnen die hohe Wichtigkeit der Prädialstrasse für den Fall eines Krieges Österreichs mit den Fürstenthümern nicht entgangen sein. Sie ist die kürzeste und beste Operationslinie, und die zahlreichen Nebenpässe erleichtern Scheinangriffe und Demonstrationen in hohem Grade. Eine Operation auf ihr repräsentirt die Idee des Durchbrechens. Eine Sprengung der Union, eine Trennung der Kriegsmittel und rasche Lähmung alles Widerstandes wären, zumal nach dem Falle der Hauptstadt, die wohl anzuhoffenden Folgen.

Wie diese die wichtigste, so ist jene aus der Bukowina die bequemste aller Einbruchsrichtungen.

Wie die Infanterie mit Rücksicht auf das Clima auszurüsten wäre, habe ich schon angedeutet. Der Zustand der Communicationen macht es nothwendig, jeder Colonne eine ausreichende Zahl von Pionnieren sammt Equipagen mitzugeben, um die Bewegungshindernisse, die man überall findet, zu bewältigen. Die Zeugs-Reserven werden speciell mit einer gehörigen Anzahl von Pilotenschuhen, Hegerringen und anderem Geräth zum Bau von Nothbrücken zu dotiren sein. Werkzeug-Parks sind unentbehrlich.

Die Beschaffenheit des Landes gestattet der Verwendung der Cavallerie in jedem Sinne den weitesten Spielraum. Jede Division muss ausreichend mit Reiterei dotirt sein: sie wird deren Mithilfe bei keiner Gelegenheit ohne Nachtheil entrathen können. Die Reiterei wird auch ein kostbares Medium sein, die Hilfsmittel des Landes auszunützen. Je zahlreicher sie ist, und je ausgesprochener ihre Überlegenheit über jene des Gegners feststeht, um so sicherer wird man sie und die Armee erhalten, um so wirksamer den Unterhalt des Feindes in Frage stellen können.

Diese Bemerkungen gewinnen an Bedeutung, wenn man erwägt, dass die Gegner, mit denen man es hier wahrscheinlich zu thun hat: Russen und Türken, an den Kosaken und Spahi's eine leichte National-Cavallerie besitzen, die zwar durch Regularisirungsversuche herabgekommen, aber noch immer ebenso zahlreich als für die verlangten Zwecke höchst brauchbar ist.

Ganz abgesehen vom Zahlenverhältniss wird unsere Cavallerie dieser fremden gegenüber in empfindlichem Nachtheile sein, weniger darum, weil das kosakische und orientalische Pferd sich höchst geschickt in jedem Terrain bewegt, als weil es ausserordentlich abgehärtet und acclimatisirt ist und die fortwährenden Biwaks in jedem Wetter und den häufigen Mangel an Fourage ohne Nachtheil erträgt, indess diese Verhältnisse unsere grossen, verzärtelten Gäule decimiren werden.

An Artillerie wird man so wenig als möglich, höchstens 2 Geschütze auf 1000 Mann, mitnehmen, einerseits um den Train zu vermindern, andererseits weil man nicht leicht grosse materielle Widerstände zu überwältigen haben wird. Einige Wochen Campagne werden übrigens dies Verhältniss zum Vortheile der Artillerie rapid verändern.

Dagegen kann man an technischen Truppen, vornehmlich an Pionnieren, nicht zu viel haben, — nicht so wohl für die Operationen, als für die Behauptung des Landes, die weniger von dem fortificatorischen Festsetzen auf den militärischen Punkten, als von der raschen Herstellung allezeit brauchbarer Verbindungen zwischen ihnen und dem eigenen Lande abhängt.

Dass eine geordnete Verpflegung bei den bestehenden Verhältnissen zu den allerschwierigsten Problemen gehört und an die Gewandtheit, Findigkeit, ja an das Genie der Intendanz die höchsten Anforderungen stellt, brauche ich nicht auszuführen. Und eine nicht minder schwierige Aufgabe wird es sein, den Train in zweckentsprechender Weise zu organisiren.

Einerseits muss man Vieles an Werkzeugen, Geräthschaften und Utensilien etc., was man sonst in einem cultivirten Lande leicht findet, mitnehmen, andererseits auf's Ernstlichste bedacht sein, den Train möglichst herabzumindern und jedes Fuhrwerk so wenig als möglich zu belasten Dass die Versöhnung dieser Gegensätze von höchstem Belange ist, wird evident, wenn man an den immensen Vortheil denkt, in dem sich eine Armee mit wenig und leichtem Train einer andern mit vielem und schwerem Fuhrwerk gegenüber befindet, welch' letztere selbst in der guten Jahreszeit ein mehrstündiger Regen zu völligem Stillstand verurtheilen kann.

Indem ich schliesse, fühle ich selbst nur zu gut das Lückenhafte und aus Mangel an Detail Farblose meiner Darstellung.

Ich müsste es als ein besonderes Glück betrachten, wenn es mir trotzdem gelungen wäre, Ihr Interesse jenen Ländern zuzuwenden, die eine solche

Fülle von Bedingungen zu höchster Cultur entfalten, und die gleichwohl von ihrem Geschick bisher in beispielloser Weise misshandelt worden sind.

Möge es der eigenen Kraft ihrer Bewohner recht bald gelingen, die gewaltige Culturaufgabe zu lösen, die ihnen gestellt ist! — hat es aber das Schicksal anders beschlossen, und muss eine mächtige fremde Kraft entscheidend eingreifen, so bin ich wohl mit Ihnen Allen im vollsten Einklange, wenn ich dies von Österreich wünsche, dessen Fahnen im Anfange des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit des grossen Prinzen Eugen, durch 26 Jahre das Land bis zum Altflusse beherrscht, und die am Schlusse desselben an den denkwürdigen Schlachttagen von Fokšani und Martinešti den Siegern vorangeleuchtet.

Literatur.

Recensionen.

Vivenot, Alfred Ritter von, Thugut, Clerfayt und Wurmser. Original-Documente aus dem k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archiv und dem k. k. Kriegs-Archiv in Wien, vom Juli 1794 bis Februar 1797. Mit einer historischen Einleitung. Wien. Braumüller. 1869. 8. CXXXI p. u. 633 S. mit 2 Facsimiles.

Hüffer, Hermann. Die Politik der deutschen Mächte im Revolutionskriege bis zum Abschluss des Friedens von Campo Formio. Zugleich als Erwiderung auf Heinrich v. Sybel's Ergänzungsheft zur Geschichte der Revolutionszeit. Münster, 1869. 8. (242 S.)

„Seit einer Reihe von Jahren," — so leitet Vivenot sein Buch ein, — „wird die neuere deutsche Geschichtschreibung durch die Werke Häussers, Treitschke's, Springer's, v. Sybel's und ihrer Schule beherrscht, — einer Schule, die, wie jeder Unbefangene gestehen muss, mit ihrer Darstellung die Absicht verbindet, die Zwecke Preussens zu fördern. Diesen zunächst auf Deutschland berechneten Bestrebungen gegenüber verharrte man österreichischer Seits in beklagenswerther Unthätigkeit"; — dies ist, wie Jedermann weiss, auch von preussischer Seite vielfach zugestanden wird, ganz richtig. Auch Hermann Hüffer, Professor in Bonn, sagt in der Einleitung zu seinem Werke: „Diplomatische Verhandlungen aus der Zeit der französischen Revolution": nicht leicht werde Jemand in Abrede stellen können, dass die Geschichtswerke Sybel's und Häusser's die Förderung der preussischen Zwecke beabsichtigten und diese Absicht auch erreicht haben. Gewiss verdient eine solche Tendenz vom Standpunkte des preussischen Patriotismus keinen Tadel; aber es ist doch sehr erfreulich zu sehen, dass in Norddeutschland auch der rein wissenschaftliche Standpunkt in der Geschichtschreibung noch festgehalten und vertreten wird.

Es war namentlich die Zeit der französischen Revolutionskriege, deren Beurtheilung durch H. v. Sybel eine gänzliche Umkehrung erfuhr. Das wichtigste Ereigniss ist hier der Baseler Friede, den Preussen, trotzdem es sich bis dahin als Alliirten der Seemächte und Österreichs gerirte, einseitig abschloss, um Österreich am Rhein zu lähmen und gleichzeitig seine eigenen Pläne in Polen zu verfolgen. H. v. Sybel stellte dies Vorgehen als Nothwehr dar, da kurz vorher Österreich eine Vereinbarung (geheime Declaration) mit Russland getroffen habe, welche Preussens Wachsthum gegen Osten zu hindern und ihm nöthigenfalls mit Waffengewalt entgegen zu treten bestimmt war. Es ist eine Thatsache, dass diese geheime Declaration, abgesehen davon, dass sie zu jener Zeit ohne alle Folgen blieb, erst sechzig Jahre später durch Miliutin zum ersten Male veröffentlicht wurde, also unmöglich die Ursache des Baseler Friedens gewesen sein kann, der sich vielmehr sehr einfach aus den preussischen Vergrösserungsplänen und der ganz natürlichen Abneigung Österreichs, dieselben zu begünstigen, erklärt. Den Zeitgenossen, namentlich aber denen, welche zur Vertheidigung der westlichen Grenzen Deutschlands mitkämpften, konnte dieser Friede wohl nur im Lichte eines Reichsverraths erscheinen. Da nun die Argumentation, welche von den Gegnern dieser Anschauung zur Rechtfertigung des

Separatfriedens aufgestellt wurde, ihnen selbst nicht ganz genügend erscheinen konnte, so lag ihnen daran, das Verhalten Österreichs, auch das militärische, schon von Anbeginn des Kampfes an als im höchsten Grade selbstsüchtig und verrätherisch darzustellen, und hiezu war wieder erforderlich, dass diejenige Persönlichkeit, welche damals in Wien massgebend war oder schien, der Minister Thugut nämlich, mit allen Attributen eines Erzbösewichts ausgestattet wurde — welche Ausstaffirung ihm denn auch wirklich durch Sybel und Häusser zu Theil wurde.

Was nun die Vorgänge während der Kämpfe in Belgien und am Rhein betrifft, so hat der österreichische Hauptmann v. Vivenot das Verdienst, in die Darstellung Sybels zuerst Bresche gelegt zu haben durch sein Werk über den letzten Reichsfeldmarschall Albrecht von Sachsen-Teschen und den Baseler Frieden, welches die preussische Kriegführung am Rhein als lediglich auf die Hemmung und Lähmung der österreichischen Armeen berechnet darstellte, die hier in der That gegen Frankreich das Reichsinteresse mit ehrlicher Aufopferung verfochten. Bald darnach erschien der erste Band von Hüffer's „diplomatischen Verhandlungen aus der Zeit der französischen Revolution", in welchem der Verfasser in Betreff der meisten wichtigen Fragen rücksichtlich der österreichischen Politik ungefähr zu den gleichen Ergebnissen gelangt wie Vivenot. Mehr noch gegen seinen Universitäts-Collegen Hüffer als gegen Vivenot veröffentlichte nun H. v. Sybel vor Kurzem ein „Ergänzungsheft zu seiner Geschichte der Revolutionszeit", dessen nichts weniger als ruhige und gemessene Sprache die Erschütterung des eigenen Standpunktes verräth. Sybel vergisst sich darin sogar bis zu einer förmlichen Denunciation seines Collegen, der preussischer Professor und Mitglied des norddeutschen Reichstages ist, indem er ausruft: „Die Existenz des preussischen Staates sei für ihn (Hüffer) die einzige, die grosse und permanente Verschuldung an Deutschland." Hüffer durfte mit Recht dagegen fragen: „Was muss H. v. Sybel von der eigenen Sache halten, die er mit solchen Waffen zu vertheidigen sucht?"

Nun erschienen kurz nacheinander, zuerst Vivenot's, dann Hüffer's oben angezeigte Schriften, — die letztere als Erwiderung auf Sybels Ergänzungsheft, — und wir finden in ihnen die berührten Fragen theils ein gutes Stück der endgiltigen Entscheidung näher gerückt, theils schon endgiltig entschieden.

Uns interessirt hier zunächst die Darstellung der Kriegsereignisse in Belgien und am Rhein, insofern sie in den angezeigten Schriften neues Licht empfangen. Sybel's Ansicht ging dahin, dass im Jahre 1794 Belgien und zugleich das linke Rhein-Ufer von den Österreichern freiwillig geräumt worden sei, weil man diese Provinz als eine für die Monarchie werthlose, ja lästige Besitzung betrachtete, den Reichsangelegenheiten überhaupt gar kein Gewicht beilegte und, mit den Franzosen entweder schon im Einverständniss, oder doch der baldigen Einigung gewiss, das Heer für die polnischen Angelegenheiten gegen Preussen verfügbar machen wollte. Diese Anklagen werden in dem gehässigsten Tone, immer aber in der souveränen Sprache der vollsten Sicherheit bis zum Überdruss wiederholt. Dass sie in allen Punkten nicht nur völlig unbegründet sind, sondern geradezu die Wahrheit verkehren, ist nun als völlig erwiesen zu betrachten. Es scheint zwar schon an und für sich das Gegentheil alles gesunden Menschenverstandes, dem Feinde eine so reiche und wichtige Provinz, wie Belgien, und mit ihr eine unermessliche Beute, alle Mittel zur Fortsetzung des Krieges absichtlich in die Hände fallen zu lassen, auch Holland in seine Gewalt zu liefern, das linke Rhein-Ufer und damit die Reichsverfassung und die kaiserliche Stellung in Deutschland preiszugeben, — Alles nur, um Truppen zu einer höchst problematischen Grenzerweiterung gegen Polen in Bereitschaft zu haben, — aber es ist nun auch erwiesen, dass die Sybel'sche Thatsache der Truppenanhäufung an der polnischen Grenze eine reine Erfindung ist; denn als der pol-

nische Aufstand ausbricht, rücken die Preussen ein, nehmen Krakau in Besitz und belagern Warschau; aber die angehäuften österreichischen Heeresmassen bleiben unthätig und unsichtbar, und sie erscheinen selbst dann nicht, als Russland und Preussen ihre Hilfe anrufen. Zwar widerspricht sich auch Sybel selbst, indem er an anderer Stelle sagt, die österreichische Regierung habe in Galizien wenige Truppen gehabt. Er sagt dies, um zu erklären, weshalb Österreich nicht zu offener Feindseligkeit gegen Polen geschritten sei. Dagegen spricht er von 70.000 Marschbereiten gegen Polen, wenn er sie braucht, um die Schwäche der österreichischen Armee in Belgien zu erklären. Mit Recht sagt daher Hüffer: „Es bleibt demnach keine andere Auskunft als die Annahme, in Galizien haben abwechselnd immer so viele Soldaten gestanden, als der Herr v. Sybel für seine wechselnden Projecte nöthig hat."

Woher aber stammt jenes absurde Märchen von der freiwilligen Räumung Belgiens? Vivenot hat nun die Quelle desselben aufgedeckt. Es hatte nämlich gegolten, die Lauheit Englands zu grösseren Anstrengungen zu spornen, und die Grafen Stadion und Starhemberg hatten deshalb in London den Zweifel geäussert, ob der Kaiser den Wiederbesitz der Niederlande überhaupt verlange. Dieser Zweifel brachte die englischen Minister ganz aus der Contenance und hatte sofort die besten Folgen, weshalb Graf Philipp Cobenzl in einem Berichte an den Kaiser sich dahin ausspricht, es könne nur nützen, „wenn die Besorgniss, ob Eure Majestät die Wiedereroberung der Niederlande zum Hauptgegenstande der künftigen Campagne nehmen würden oder nicht, sorgfältig unterhalten, und die Meinung bestärkt wird, Höchstdieselben würden die zu dieser Wiedereroberung erforderlichen ausserordentlichen Kosten und Efforts nur in dem Falle verwenden, wenn der Tausch der genannten Provinzen (Belgiens gegen Bayern) genehmigt und sichergestellt wird." Dies Tauschproject war nämlich von Russland und Preussen gutgeheissen worden, um Österreich für die zweite polnische Theilung zu gewinnen; gleichwohl aber war am 23. Jänner 1793, ohne dass Österreich hievon die geringste Kenntniss erhielt, zwischen Russland und Preussen der Vertrag über die zweite Theilung Polens unterzeichnet worden.

Warum aber erfolgte die wirkliche Räumung Belgiens? Witzleben, der preussische Militär, sagt hierüber in seinem Buche über den Herzog von Coburg: „Es wäre zwar nicht schwer gewesen, den Rückzug einzig und allein als ein Werk der politischen Intrigue und des Verrathes darzustellen; man brauchte hiezu nur die berühmtesten Geschichtswerke, welche die Räumung Belgiens allein dem Erfolge der ränkevollen Politik Thugut's zuschreiben, mit einiger Geschicklichkeit zu benutzen. Aber wir hätten dann am Schlusse unserer Arbeit zum ersten Male der Wahrheit untreu werden und uns so selbst verleugnen müssen." So Witzleben, der Soldat. Ganz anders Herr v. Sybel. Die Räumung muss ein politischer Verrath sein. Also helfe, was helfen kann! Wie hilft er sich aber? Er hält sich an den Verlauf der für Österreich unglücklichen Schlacht von Tourcoing, — denn dass bis dahin Österreich die Niederlande ernstlich vertheidigt habe, darüber sind alle Parteien einig. Sybel sagt nun: Die Vorgänge während und nach dieser Schlacht sind vom militärischen Standpunkt durchaus unerklärlich, folglich müssen politische Motive massgebend gewesen sein. Zur genauen Kenntniss dieser Motive gelangt er nun auf eine ganz einzige, unnachahmliche Weise: er lässt den Kaiser — von dem er vorher gesagt, dass er nur aus purer Langweile nach Belgien gegangen sei, keineswegs in der Absicht, um durch die Gegenwart der höchsten Person der Action mehr Nachdruck zu geben — mit Coburg, Mack und Waldeck während der Ereignisse bei Tourcoing „des Morgens in Templeure, nachher in Marquain halten, eine Meile weit von dem kranken Kinski," der gar kein Commando mehr führte, „zwei Meilen von dem besinnungslosen Erzherzog," der in seinem eigenen Berichte gar nicht als krank erscheint, „musste also spätestens

um 7 Uhr Nachrichten über den hinderlichen Zustand dieser Generale haben. Was darauf bei ihnen verhandelt, welche Gründe der Ehre, des Muthes, der Vorsicht und der Zurückhaltung entwickelt, wie viel schmerzlicher Zorn oder kalte Berechnung aufgewandt worden, darüber hat keiner von ihnen jemals eine Mittheilung gemacht." Dies Manöver ist in der That einzig in seiner Art, wenn auch bei Sybel nicht das einzige seiner Art.

Man sollte doch glauben, dass die Hohlheit dieser Phrasen auch nicht einen Schuljungen nur einen Augenblick täuschen könne; die Beschönigungs-Elemente, die sie scheinbar bieten, sollen dem Leser Sand in die Augen streuen, als sei der Autor auch gegen den Feind noch gerecht. Einige Zeilen weiter kommt dann des Pudels Kern. Herr v. Sybel weiss dann schon ganz genau, um was es sich in jenem Kriegsrath gehandelt habe, denn er schreibt wörtlich: „Jener kaiserliche Entschluss, die Bundesgenossen preiszugeben und die eigenen Truppen zu schonen, schloss die Entscheidung des Feldzuges und den Sieg Frankreichs unwiderruflich in sich." Da hört doch, wie man zu sagen pflegt, Alles auf! — und derselbe Mann macht sich zum Schiedsrichter über deutsche Geschichtschreibung und theilt im souveränsten Ton Lob und Vernichtung aus.

Die Gründe, weshalb die Schlacht von Tourcoing verloren ging, sind rein militärischer Natur, mögen sie auch vom militärischen Standpunkte aus nicht zu entschuldigen sein. Der Erzherzog Carl kam zu spät. Der Befehl, das Richtige zu thun, war bereits um drei Uhr Morgens im Hauptquartier ausgefertigt worden. Der Erzherzog selbst berichtet, er habe ihn nach Fünf erhalten, „aber die weite Entfernung der Truppen, ihre Ermüdung, die Einziehung der Posten, dann die Aussetzung neuer, welche um so nöthiger gewesen, da gleich nach dem Aufbruch der Truppen sich feindliche Parteien vor Lille haben sehen lassen, — dieses habe bewirkt, dass man erst um 12 Uhr auf der Chaussée von Lille nach Tournay angekommen sei." Dergleichen erklärt sich hinlänglich aus der Schwäche und Vielköpfigkeit der obersten Heeresleitung, und Thugut's Politik ist daran höchst unschuldig. Wie sollte er auch so thöricht gewesen sein, das Tauschobject aus der Hand zu geben, wenn, wie die Gegner behaupten, ihm der bayerisch-belgische Tausch so sehr am Herzen lag! Dass aber Thugut in der That derjenige war, welchem die unglückliche Schlacht von Tourcoing und deren wahrscheinliche Folgen am tiefsten zu Herzen gingen, zeigen die folgenden Briefe (bei Vivenot p. XLIV ff. im französischen Original). Bei Tourcoing wurde am 17. und 18. Mai gefochten; am 19. Mai schreibt Thugut an Colloredo: „Ich habe nicht nöthig, Euer Excellenz erst zu sagen, in welche Bestürzung die Ereignisse von gestern mich versetzt haben. Wenn die Details, die uns hier zugekommen sind, der Wirklichkeit entsprechen, so sind sie noch verzweifelter als das, was Euer Excellenz mir in Ihrem Billet mitgetheilt haben. Unglücklicherweise ist Alles, was geschehen ist, nur die Folge unseres Brotsack-, Canal- und Buschkrieges *(de notre guerre de petits paquets, de canaux et de broussailles)* und jener Hartnäckigkeit, den Feldzug über Landrecis zu beginnen, anstatt den Feind durch die Belagerung von Cambray oder irgend eine andere grosse Unternehmung dazu zu zwingen, uns in der Ebene zu treffen. Intriguen, die sich nur auf persönliche Interessen gründen, wenn nicht noch weit verbrecherische Absichten, verstehen es, die Augen unseres jungen Herrn zu blenden, um ihn in den Abgrund zu stürzen, und bald wird das letzte Wort gesprochen sein."

Einen Monat später schreibt er wieder an Colloredo: „Euer Excellenz muss das Ganze unserer militärischen Lage durch die Armee-Rapporte bekannt sein. Trotz der allerhöchsten Missbilligung jener Scenen, die in Brüssel schon stattgefunden, haben sich dieselben Scenen, nur mit noch grösserem Scandale in diesen letzten Tagen wiederholt. Auf die Nachricht, dass die Franzosen in der Nachbarschaft von Mont Saint Jean und Waterloo stünden, verlor ganz Brüssel

den Kopf. Metternich war in einer völligen Geistesabwesenheit; er hatte alle Pferde, alle Kähne gemiethet, um auch den letzten Tisch, den letzten Stuhl, die letzte Flasche aus seinem Keller davonzuführen. Der gute Marschall Bender faselte; er hatte keine Nachricht, keinerlei Kenntniss, weder über die wirkliche Stellung des Feindes und über seine Kräfte, noch über die unsrigen. Herr v. Mercy behielt immer den Kopf oben, aber bei gewissen Gelegenheiten braucht man eben Energie und nicht Auseinandersetzungen über die Bewaffnung, die ja bis jetzt keinerlei Wirkung gehabt haben, — nicht zahllose Versammlungen der Junta, um über Dinge von der erbärmlichsten Plattheit zu verhandeln. Kurz, die Thränen waren mir nahe, wenn ich an die tiefe Missachtung dachte, welche die Fremden, die Zeugen dieser Verwirrung waren, ungescheut kundgaben über eine Verwaltung wie die von Brüssel. Bei all' meinem Schmerz und Unwillen konnte ich mich nicht enthalten zu lachen, wenn ich an das Project einer Zwangsanleihe bei unserem Abzug dachte. Nicht als ob der Gedanke nicht sehr gut wäre, aber wie kann man sich schmeicheln, derartiges mit solchen Köpfen auszuführen! Thatsache bleibt es, dass, wenn die Franzosen sich Brüssel noch mehr genähert hätten, man die Hälfte der Effecten Seiner Majestät verloren hätte, und dass man, weit entfernt eine Zwangsanleihe zu begehren, nicht gewagt hätte, auf der Flucht einen Blick nach rückwärts zu werfen. Herr v. Mercy will sich in's Hauptquartier begeben und dort bleiben. Die Intriguen richten in der Armee mehr Verwirrung an als je vorher, und der Prinz von Waldeck beklagt sich hierüber in einem vertraulichen Schreiben an mich. Es bleibt immer gleich betrübend und erstaunlich, zu sehen, wie leicht man sich erlauben darf, die bestimmtesten Befehle Seiner Majestät umzuändern. Jeder handelt nach seinem Kopfe, und es herrscht die vollkommenste Anarchie und Zusammenhangslosigkeit. Ich bin in Verzweiflung darüber, Euer Excellenz immer und immer wieder mit meinen Klagen zur Last zur fallen, aber unsere allgemeine Lage verschlimmert sich von Tag zu Tag; wir stehen am Rande des Abgrundes, und wenn Seine Majestät in Ihrer Weisheit sich nicht zu grossen Veränderungen entschliessen, so wird es kein Mittel mehr geben, uns vom unvermeidlichen Untergang zu retten."

Dergleichen erklärt wohl mehr noch, als den Rückzug aus Belgien!

Was die Kämpfe des Jahres 1795 am Rhein betrifft, so war bis jetzt durch Häusser und Sybel die Ansicht vertreten worden, dass die Energie Clerfayt's, an den das Commando der österreichischen Armee übergegangen war, den Verlust Luxemburgs leicht verhindern konnte, wenn ihm nur der Hofkriegsrath in Wien die Erlaubniss zum Entsatze der Festung ertheilt hätte. Es ist da immer „von der jugendlichen Raschheit und Frische Clerfayt's" die Rede, und von Thugut heisst es wieder bei Sybel: „er verhindert den Entsatz Luxemburgs und sieht mit Behagen dies letzte Besitzthum in dem lästigen Belgien den Feinden in die Hände fallen!" Schon die erste Publication Vivenot's hatte die Hohlheit dieser Phrasen aufgedeckt und gezeigt, wie die Sachlage gerade die umgekehrte war. Clerfayt, durch Alter und Krankheit geschwächt und durch Widerwärtigkeiten aller Art verstimmt, schien aller Energie verlustig geworden, und von Wien aus erging an ihn in den bestimmtesten Ausdrücken die Forderung zu energischstem Handeln, wobei ihn der Kaiser jeder Verantwortlichkeit enthebt. Herr von Sybel, dem dies nicht in den Kram passt, hilft sich einfach damit, diesen „kaiserlichen Stylübungen" jede Bedeutung abzusprechen, und behauptet, sie seien nur zum Vorzeigen bestimmt gewesen! Dass auch dies nur Phrase ist, zeigen die von Vivenot neuerdings mitgetheilten Documente nun auf's Allerklärlichste, und Hüffer hat in seinem neuesten Hefte, auch auf die Acten bei Vivenot gestützt, die nonchalanten Aufstellungen und kühnen Verdrehungen Sybel's einer wahrhaft vernichtenden Kritik unterzogen. Hat man die allzu grosse patriotische Wärme Vivenot's getadelt, seiner Sprache Masslosigkeit vorgewor-

fen und im Zusammenhange damit auch geglaubt, seinen Mittheilungen jenes Gewicht nicht beilegen zu dürfen, welches sie in der That besitzen, so wird man nun nicht mehr anstehen können, ihm hierin Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Dass Hüffer kein Parteigänger für Österreich ist, tritt überall klar zu Tage; wir citiren nur folgende Stelle: „Nehmen wir an," bemerkt er gegen Vivenot, „dass seine Darstellung der deutschen Zustände begründet sei, dass in dem Chaos der Reichsverfassung weder Energie des Handelns, noch Redlichkeit der Gesinnung, weder Treue gegen das Oberhaupt, noch Aufopferung für das Allgemeine zu finden waren, was folgt daraus? Sicher kann man diese Eigenschaften dem deutschen Volke, wie es in den Schriften und der Wirksamkeit einer Reihe der ausgezeichnetsten Männer, in der Verfassung und Entwicklung der bedeutenden Territorien zur Erscheinung kommt, nicht absprechen. Es folgt also, dass die deutsche Nation und das deutsche Reich nicht ein und dasselbe waren. Es folgt weiter, da Österreich seit Jahrhunderten an der Spitze dieses Reiches stand, dass es, ich lasse dahin gestellt, ob mit oder ohne Schuld, diesen Mängeln durch eigene Kraft nicht abhelfen und der Nation das nicht gewähren konnte, was doch zu ihrem Gedeihen unentbehrlich war. Es folgt endlich, dass man sich nicht wundern darf, wenn ein emporstrebender Staat, wie Preussen, der schon eine bedeutende Entwicklung hinter sich und noch höhere Ziele vor sich sah, nicht seine ganze Kraft aufbieten mochte, um mit grossen Opfern einen an sich werthlosen, ja für seine eigensten Interessen mehr hemmenden als fördernden Zustand aufrecht zu erhalten." Hüffer stellt sich eben, wie dies ganz in der Ordnung ist, auf den Standpunkt der natürlichen Entwicklung der Staaten, als der grössten Körperschaften, welche ethische Ziele zu verwirklichen haben. Objectiver kann der Standpunkt des Geschichtschreibers nicht genommen werden, der hiemit seine Pflicht gegen den eigenen Staat wie gegen die Menschen überhaupt erfüllt, — und was das künftige Verhältniss Österreichs zu Deutschland und Preussen betrifft, so erblicken wir im Auftreten und literarischem Erfolge dieser Objectivität in der deutschen Geschichtschreibung eine vielverheissende Bürgschaft für die Weiterentwicklung beider Ländercomplexe in gegenseitiger Eintracht und Förderung, in der allein wir das Heil zu erkennen vermögen. Thatsache ist aber, dass die Herrschaft der einseitig kleindeutschen Geschichtschreibung bereits gebrochen ist, und österreichischerseits gebührt das Verdienst, den ersten muthigen Angriff gemacht zu haben, dem Hauptmann v. Vivenot. Selbstverständlich ist, dass es sich hier nur um wissenschaftliche Wahrheit handelt, und dass Niemand die lebendigen Forderungen der Gegenwart aus den Augen verlieren wird, um eine verderbliche Rancune zu üben.

Der Raum dieser Zeitschrift gestattet nicht, aus dem reichen Inhalt des Vivenot'schen Buches weitere Auszüge zu geben, so gerne wir auch dem Leser die erhebendsten Züge aus der Heldenlaufbahn des alten Wurmser vorführen möchten, die hier mit dem Falle Mantua's zum Abschlusse gebracht wird. Das Detail der Übergabe Luxemburgs, der Kämpfe im Elsass, um Mainz und Mannheim im Jahre 1795, wie des italienischen Feldzuges vom Jahre 1796 erfährt hier durch Mittheilung der Originaldocumente die wichtigste Bereicherung. Dass das Urtheil über Thugut durch diese Veröffentlichung fast eine totale Umkehrung erleidet, ist schon vielfach öffentlich anerkannt worden — auch von Gegnern, und es wird überhaupt von Niemanden geleugnet werden können, dass sich hier vom Grunde der allgemeinen Reichsmisère wie der völligen Planlosigkeit und Zerrüttung der österreichischen Verhältnisse, unter welchen dieser Staat den Kampf gegen die neuen Ideen wie zur Erhaltung der Reichsgrenzen führte, eine kleine Zahl wahrhaft bedeutender, zum Theil durchaus edel, immer aber gross und aufopfernd denkender Männer aus dem österreichischen Adel abhebt, welche kennen zu lernen sich schon der Mühe lohnt. Es erscheinen hier gleichsam die letzten Blüten des alten Reichsadels.

Der Officier der neuen Ära. Zeitgemässe und praktische Andeutungen für Officiere und Jene, die es werden wollen. Von einem österreichischen Troupier. Wien 1869. Wilhelm Braumüller's Hof-Buchhandlung.

Auf die militärische Thätigkeit der Armee im Felde im Jahre 1866 folgte eine sehr lebhafte Thätigkeit auf dem Gebiete der Literatur.

Hatte man dem Heere vor jener Zeit — und nicht mit Unrecht — den Vorwurf gemacht, dass diese zu wenig gepflegt worden sei, so konnte man nun wieder den Vorwurf hören, dass jetzt des Guten zu viel geschehe.

Im Hinblick auf den Satz: Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt, trifft das wohl zu, denn unter der Flut der Broschüren aller Formate und Inhalte, welche seit der unglücklichen Katastrophe im Norden sich über den Markt der Öffentlichkeit ergossen, finden wir nur zu viel Producte einer Geistesthätigkeit, von welcher wir nichts Anderes sagen können, als: Schade um das schöne Papier, auf dem sie das Licht der Welt erblickten. Zu denjenigen literarischen Erscheinungen dagegen, welche durchwegs mit ehrender Anerkennung, selbst von solchen Seiten begrüsst wurde, von welchen man diese nicht sehr häufig zu erwarten hat, gehört das in der Überschrift genannte Buch. Es charakterisiren dasselbe vornehmlich zwei Merkmale: Objectivität und eine der Zeitlage angepasste Anschauung. Der Verfasser ist nicht nur patriotischer Soldat, sondern auch Staatsbürger. In diesem Sinne hat er seine Aphorismen zu Papier gebracht; ihrem Kerne nach sind sie vollkommen gesund.

Man hat dies auch in den hohen Kreisen ganz erkannt, und von competenter Seite selbst Sr. Majestät dem Kaiser, als dem allerdurchlauchtigsten Kriegsherrn, ein Exemplar vorgelegt.

Es mag dies für Viele zur Beruhigung — für Viele aber auch zur Warnung — dienen und so die Überzeugung herbeiführen, dass man die „neue Ära“ nicht wieder durch die alt gewohnte „Stagnationsperiode“ verdrängen will.

Leider aber scheint für sehr Viele das Gefühl, den Zopf der lieben, guten alten Zeit ernstlich in die Rumpelkammer zur ewigen Aufbewahrung legen zu müssen, ein sehr unerquickliches zu sein, denn wir können sonst die Thatsache nicht begreifen: „dass das Werk eigentlich nur dort bei den Truppenkörpern der Armee verbreitet werden konnte, **wo der Commandant hiefür gewonnen werden konnte.**“

Bei dem weitaus grössten Theile der Armee sind die Abonnementsbogen gleich andern Dutzend-Pränumerationen nach einer sehr beliebten, aber sehr schlechten Gewohnheit in den Papierkorb gewandert.

Mit Rücksicht auf unsere oben gemachte Bemerkung können wir uns nicht versagen, hier zu erwähnen, dass in einem solchen Falle sehr viele Bemühungen der obersten Armeeorgane, welche den wirklichen Fortschritt im Heere sich als ernstes Ziel gestellt, illusorisch bleiben. Uns in nähere Erörterungen hierüber einzulassen, ist jedenfalls überflüssig, denn die Wahrheit unserer Behauptung muss Jedermann von selbst einleuchten.

Nach dem früher Erwähnten über die Anerkennung, welche das Buch hohen und höchsten Ortes gefunden, fügen wir noch — um allen Verdächtigungen über einen sogenannten „k. k. Liberalismus“ — die Spitze abzubrechen, hinzu, dass der Autor sein Buch ohne alle und jede Beeinflussung von irgend einer Seite her, sondern nur aus dem eigensten Antriebe abgefasst hat.

Da in allen bisher erschienenen Recensionen der Arbeit des alten Troupiers, hinter welchem anonymen Titel wir einen gut gekannten General verborgen vermuthen, in mehr oder minder eingehender Weise der Stoff besprochen, aber niemals der Inhalt ausführlich angegeben wurde, so glauben wir zur

nähern Orientirung unserer Leser diesen hier angeben zu sollen. Abgesehen von dem Vorworte, aus welchem uns sogleich der Geist klar wird, der den Troupier beseelt, gliedert sich derselbe wie folgt: 1. Der Officier und die Standesehre; 2. Patriotismus, Pflichtgefühl, Verantwortlichkeit; 3. Stimmung und Armeegeist, das Moralische; 4. ein Wort an Militär-Lehrer; 5. der Officier als Instructor und die Pedanterie, Rückblick auf die Taktik der alten Ära; 6. die Elementar- und die angewandte Taktik; 7. der Officier im Gefechte; 8. das Studium der Taktik, Strategie, Geographie, Geschichte, Terrain- und Zeichenlehre; 9. Dienst-Reglement; 10. Kriegsartikel; 11. ein Wort an Officiers-Schüler; 12. Selbstausbildung des Officiers; 13. militärische Erziehung, Kameradschaft, sociales Leben, Officiers-Casinos; 14. Conduitelisten und Individual-Beschreibungen; 15. Armee-Sprache. Als Anhang folgen einige Bemerkungen über Märsche, Gefechte und deren Leitung, Schusssphären u. a.

Über die einzelnen dieser Abschnitte eingehend zu sprechen, daran hindert uns der beschränkte Raum; hervorheben wollen wir jedoch, dass die Erörterungen über den militärischen Unterricht, Studium der Taktik, militärische Erziehung, Kameradschaft und sociales Leben, Officiers-Casino, treffend sind.

Nicht einverstanden können wir uns jedoch mit jenem Passus erklären, der gleich das erste Capitel über „Standesehre", welches sonst vorzüglich durchdacht und gearbeitet, abschliesst, und wo es heisst: dass man in dem österreichisch-ungarischen Heere die Standesehre als Ersatzmittel für den Gesammtpatriotismus cultiviren müsse, weil von diesen so gut wie Nichts oder eigentlich Niederlagen, von jener aber Alles zu erwarten sei.

Wenn jener Moment im Staate einmal eingetreten sein wird, wo sich die Bürger sämmtlicher Länder, welche unter dem Scepter Habsburgs vereinigt sind, als freie Bürger eines wahrhaft constitutionellen Staates fühlen, mit welchem Begriffe wir Freiheit, Gesittung, Bildung, Aufklärung und Stärke verbinden, so werden diese Bürger sich auch eines Gesammtpatriotismus bewusst werden, und die Armee dieses Staates wird alsdann ebenso, ja sicher weit eher unüberwindlich sein, als ein blos durch die Standesehre grossgezogenes Heer.

Man hat dem alten Troupier hier und da wegen seiner Sprache, Form und mangelhaften Styls Vorwürfe gemacht, und nicht ganz mit Unrecht; abgeschwächt müssen diese Vorwürfe jedoch werden, wenn wir erfahren, dass die gewiss geistreichen Aphorismen die flüchtigen Aufzeichnungen eines Zeitraums von acht Tagen sind. Die begangenen Fehler lassen sich ja bei dem versprochenen „Leitfaden" gut machen, und arbeitet der alte Troupier auf der bisherigen Basis fort, so kann nur ein glänzender Erfolg der Lohn seiner Mühen sein.

Es bedarf unsererseits nach dem bereits Erwähnten keiner weiteren Anempfehlung des Buches, das wir namentlich den jüngeren Officieren und den Officiers-Aspiranten der Armee an das Herz gelegt wissen möchten.

Janko, Wilhelm Edl. von; Laudon's Leben nach Original-Acten des k. k. Haus-, Hof-, Staats- und Kriegs-Archivs, Correspondenzen und Quellen, Wien. Carl Gerold's Sohn 1869 8° (XII und 516 Seit. mit Laudon's Porträt.)

Laudon starb im Jahre 1790; eine Biographie des grossen Feldherrn, des edlen, bedeutenden Menschen ist aber noch nicht erschienen, wenn man von der Arbeit desselben Verfassers in seinem Volksbüchlein „der Soldatenvater" (1863) absieht.

Das vorliegende ausführliche Werk, unter Benützung der gesammten vorhandenen Literatur auf die Original-Documente des Staats und des Kriegs-Archiv's begründet, wäre schon deshalb zu begrüssen. Erfreulicher wird die Gabe noch durch den Geist, der aus ihr spricht und der, sofern ihm in Österreich weiteres Gedeihen und Reife beschieden ist, allein die Grundlage eines erneuerten Österreichs schaffen könnte.

Wir meinen damit das gänzliche Aufgeben jener Anschauung, welche das eigene Vaterland gleichsam als Schooskind der Gottheit betrachtet, dem die besondere Gunst des Himmels die Mühe erspart, in dem Kampfe der politischen Concurrenz die eigenen Kräfte so zu gebrauchen, wie es sonst zu jeder Zeit und an jedem Orte unter den Menschen üblich war und noch ist.

Wer erkennt nicht, dass hier die reichste Quelle der Selbsttäuschung, der Trägheit und der Ohnmacht fliesst!

Im vorliegenden Buche ist mit dieser Anschauung völlig gebrochen; es verräth sich ein männlicher Geist, welcher die Dinge objectiv zu nehmen versteht, — der erkennt, dass sich die Gesetze der politischen Entwickelung nicht nach den Velleitäten, Launen und Marotten Einzelner oder auch ganzer Parteien richten, sondern dass Staaten und politische Parteien diese Gesetze zu ergründen und sich ihnen anzuschmiegen bemüht sein müssen.

Der Mensch ist ein denkendes Wesen, was die andern Wesen auf dieser Erde nicht sind: im Denken beruht also seine Auszeichnung, das ihm Eigenthümliche, und in dessen Ausbildung hat er also auch seine Hauptstärcke zu suchen.

Die Entfaltung, und zwar nur eine sehr mässige Entfaltung — nicht die Entfesselung — der geistigen Kräfte seiner Staatsangehörigen hat Preussen zu dem gemacht, was es ist. Die so gewonnene grössere Rührigkeit und Findigkeit des Geistes wurde auf dem Schlachtfelde ausgenutzt, und nach dem Siege die Feder angesetzt, um durch zweckentsprechende Darstellung des Geschehenen, durch beständige Hinweisung auf weitere Evolutionen in der Durchführung des glücklich eingeleiteten Programmes den Offensivsinn immer lebendiger zu machen und jedem Einzelnen der Nation seine Stelle und seine Aufgabe bei der Mitwirkung zu bezeichnen.

Man weiss, dass es in Österreich bis in die letzten Jahrzehnte fast eine Schande oder ein Verbrechen blieb, die Feder zu führen. Warum hätten seine politischen Gegner diesen Fehler nicht benützen sollen, in dessen Ausnützung Friedrich der Grosse selbst das Beispiel gab? Heutzutage wird Niemand mehr in Friedrich's Darstellung seiner Kämpfe objective Wahrheit suchen; aber er hat seinen Zweck erreicht: er hat, wie unser Verfasser sagt, eine Schule von Schriftstellern hervorgerufen, die seinem Beispiele aus natürlichen Gründen folgten. Wie Friedrich sich den schliesslichen Erfolg des Krieges durch seine militärische Begabung, Energie und Fähigkeit der Action gesichert hatte, gerade so bahnte er auch durch die Umkehrung des wahren geschichtlichen Verhältnisses seinen Nachkommen auf dem Boden der Geschichtschreibung den Weg zum Siege. Sie konnten ihn übrigens auch darum sehr leicht erringen, weil der Gegner beharrlich schwieg.

Die schlesischen und der sogenannte siebenjährige Krieg haben die Grossmachtsstellung Preussens begründet und damit dem heil. römischen Reich den Todesstoss versetzt. Was scheint nun in dem Gewoge dieses gewaltigen Kampfes, an dem fast ganz Europa sich betheiligte, und bei dessen Ausgang die Friedensglocken eine Umgestaltung Europa's einläuteten, eine einzelne Persönlichkeit, wenn sie nicht eben diejenige ist, welche den ganzen Kampf entzündet hat und siegreich aus ihm hervorging? Zumal wenn diese Persönlichkeit, aus dem Dunkel des Privatlebens aufgetaucht, die Tugend der Bescheidenheit und Selbstverleugnung in so hohem Grade übt, dass sie sich dem Bereich des Glanzes und Lichtes, das ihre Siege entzündet haben, aus eigener Bewegung wieder entzieht?

Nun, im vorliegenden Falle ist die Persönlichkeit, deren Porträt der Autor uns vorführt, eine so allseitig liebenswürdige, ein so seltenes Muster der Wahrhaftigkeit und Geradheit, der vollen Hingabe an die Forderungen des Berufes wie an die Pflichten der Menschlichkeit, der höchsten Uneigennützigkeit

und Selbstbescheidung, dass sie, auch losgelöst aus dem Zusammenhange mit den grossen Zeitereignissen, bei jedem Manne von Kopf und Herz die vollste Theilnahme, wenn nicht wahre Liebe erwecken muss. Soll doch auch in den Zeiten des härtesten Kampfes das Bild ächter Menschlichkeit immer vor Augen gehalten, auch die edleren und zarteren Saiten unserer Natur immer angeschlagen werden, — und wäre es nur, um den Kampf selbst stets innerhalb der Grenzen des Erträglichen zu halten.

Mit diesem rein menschlichen Interesse vereinigt sich hier nun das wissenschaftlich-militärische. Die kriegerische Thätigkeit Laudon's, von untergeordneter Stellung an bis zur Führung grosser Armeen, wird hier von einem Militär im Detail vorgeführt und actenmässig mit den Beweisstücken belegt. Dazu kommen zahlreiche Eingaben und Briefe Laudon's an die Monarchin und den Monarchen, wie an Andere, die nicht nur von militärischem, sondern auch von politischem Scharfblick und Organisationstalent Zeugniss geben und manches erwünschte Streiflicht auf allgemeine Zustände jener Zeit werfen.

Wir können hier den Inhalt des Werkes, das in 12 Bücher zerfällt, nur kurz skizziren. Das I. Buch erzählt die Jugendgeschichte des Lievländers Laudon, seinen kurzen Dienst unter den russischen Fahnen, seine bekannten Schicksale in Berlin, den Eintritt in österreichische Dienste und seine Thätigkeit als Hauptmann beim Trenk'schen Corps im zweiten schlesischen Krieg am Rhein und in Böhmen; — das II. Buch berichtet, wie Laudon, nach Trenk's Verurtheilung, von Allem entblösst, am Hofe in Wien eine neue Anstellung nachsuchte, weshalb sein Name unter die der „zudringlichen Supplicanten" eingetragen wurde, bis ihm Freunde eine Hauptmannsstelle im Likkaner Grenz-Regimente verschafften. In der Grenze verlebte Laudon zehn volle Jahre, mittlerweile zum Major avancirend, bis ihn der Ausbruch des später sogenannten siebenjährigen Krieges wieder in's Feld führte, obgleich auch diesmal wieder die Chikane ihn in der Garnison zurückhalten wollte: FML. Neipperg, zu jener Zeit Vicepräsident des Hof-Kriegsraths, herrschte damals unseren Helden mit den Worten an: „Sie sind nicht in's Feld beordert worden; auch ohne Sie kann der Preussenkrieg geführt werden." Zum Glück fand Laudon den Schutz des Fürsten Kaunitz und marschirte bald an der Spitze einer selbständigen Grenzer-Abtheilung nach Böhmen, um sich wieder als Parteigänger im kleinen Kriege zu versuchen.

Buch III bis VII schildern dann den ganzen Verlauf des siebenjährigen Krieges; das Buch VIII die Friedensjahre von 1763 bis 1778 und von 1779 bis 1788; Buch IX den bayerischen Erbfolgekrieg; Buch X den Türkenkrieg von 1788—1790. Das XI. Buch berichtet über Laudon's Heimgang, Testament und Auszeichnungen, und das XII. Buch gibt zum Schluss eine kurze Charakteristik des Helden.

Da die Darstellung des schlesischen und des bayerischen Erbfolgekrieges bis jetzt fast ganz der gegnerischen Partei überlassen geblieben, so gab es hier für den österreichischen Autor nicht nur im Einzelnen viel zu berichtigen, sondern es galt auch, die allgemeinen Gesichtspunkte einer wirklich objectiven Anschauung gegenüber einem voreingenommenen Urtheil möglichst zur Geltung zu bringen. Indem der Autor dies durchzuführen bemüht ist, weiss er aber den Geist der Unparteilichkeit festzuhalten und wird dem Gegner überall gerecht, was bekanntlich von der andern Seite eben nicht der Fall war.

Namentlich wird Schöning's Darstellung des bayerischen Erbfolgekrieges vielfach berichtigt, und die Geschichtschreibung Friedrichs des Grossen objectiv gewürdigt, wie auch die Widersprüche in der Beurtheilung, welche der König als Schriftsteller über Laudon fällte, mit seinen eigenen mündlichen Urtheilen, die nur volle Anerkennung und Bewunderung desselben aussprechen, nachgewiesen.

Mit Recht urtheilt der Autor, dass Laudon der Mann gewesen wäre, dem Kriege von vornherein eine ganz andere Wendung und baldigen Ausgang zu geben, wenn es ihm eben vom Hof-Kriegsrath, von Daun und Anderen „erlaubt" worden wäre.

Vielfache Parallelen mit den Armeezuständen unter Prinz Eugen, Traun, Erzherzog Carl und Radetzky erläutern die Erbfehler der österreichischen Kriegführung mit dem Ernste und der Wärme eines ächten Patrioten.

Indem wir den Leser auf das Buch selber verweisen, aus welchem Auszüge zu geben der Raum dieser Zeitschrift nicht gestattet, müssen wir uns noch vollkommen einverstanden erklären mit den Worten des Verfassers (S. 358): „Machen wir uns los von alter Feindschaft und von altem Hasse. Zollen wir einander dem gegenseitigen Patriotismus, der Aufopferung und Tapferkeit, den Talenten der Anführer und der Weisheit der beiden grossen Monarchen jener Zeit die gerechte Anerkennung, und unterdrücken wir nicht die Wahrheit, wenn sie uns auch hier oder da der eigenen Schuld zeiht."

„Eine solche Geschichtschreibung, die, frei von National- oder Kastenvorurtheilen, sich über Zu- und Abneigung erhebt, wird nicht nur zur Belehrung, zur Versöhnung erbitterter Gemüther und Heilung tiefer Wunden, sondern mit der Zeit auch zu jener Übereinstimmung führen, welche Österreich wie Preussen zu jeglicher Entwickelung und zum Schutze gegen Despotismus von Ost und West bedürfen."

R. P.

Das „neue Militär-Conversations-Lexikon für das kaiserliche und königliche Heer" von Dr. H. Meynert ist mit der eben erschienenen vierten und fünften Lieferung nunmehr beendigt. Die grosse Anzahl von Artikeln, überhaupt die Fülle von Stoff und Daten, welche sich hier auf einem verhältnissmässig kleinen Raume zusammendrängt, lässt sich nicht so schnell überblicken; doch dürfte nicht leicht ein Gegenstand, der irgend einem Gebiete des militärischen Wissens angehört, hier vergeblich gesucht werden. Unbeschadet der sorgfältigen Raumeintheilung sind einige Artikel ausführlicher gehalten worden. Unter „Kriegsmarine" ist eine kurze, aber eingehende Geschchite der Entwickelung der k. k. Marine gegeben worden, deren Einzelheiten wohl nur wenigen Lesern bekannt sein dürften; unter „Landwehr" eine ähnliche bündige Geschichte der Landwehr in den österreichischen Ländern, und unter „Tirol-vorarlbergische Landesvertheidigung" speciell ein Geschichtsabriss dieses Institutes von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Einen verhältnissmässig grösseren Raum nimmt auch der Artikel „Schlacht" ein, in welchem der jeweilige Charakter des Schlachtenkampfes in den verschiedensten Perioden mit Schärfe entwickelt wird; einen Revers hiezu bildet der Artikel „Seekrieg". Die „Mitrailleuse" und der „Torpedo" mit ihren mannigfaltigen Vorgängern fehlen ebenfalls nicht. Vieles, was in früheren ähnlichen Werken mangelhaft angedeutet oder übergangen wurde — wir verweisen auf die Ableitung der „Uhlanen" — findet sich hier durch Thatsachen richtig gestellt.

Im Vorworte bemerkt der Verfasser, dass mit Ausnahme der militärgeschichtlichen Gegenstände, für welche seine durch nahezu dreissigjähriges Forschen gewonnenen Belege ausreichten, die von ihm benutzten kriegswissenschaftlichen Werke fast durchgehends Geisteswerke österreichischer Officiere gewesen sind, und dass diese Schriften sich würdig dem Besten anreihen, was die Capacitäten anderer Armeen auf demselben Felde geleistet haben.

Möge das viele Wissenswerthe und Interessante, welches sich in diesem „neuen Militär-Conversations Lexikon" angesammelt findet, von recht Vielen benützt werden!

Neue Bücher.

Reglement sur l'exercice et les manoeuvres de l'infanterie. Brux. 1869. 1. Heft (école du soldat), 152 kl. Octav-Seiten. 2. Heft (école de compagnie) 147 kl. Octav-Seiten. Gerold 1 fl. 52. kr.

In Folge der königlichen Verfügungen vom 15. und 22. Mai 1868 trat unter dem Vorsitz des Kriegsministers GL. Renard (ein im Gebiete der Militär-Literatur rühmlich bekannter Name) eine Commission zusammen, um die bestehenden Reglements über das Exerciren und Manövriren der Infanterie und die bezüglichen Instructionen über die Abrichtung der Truppen der neuen Bewaffnung (modèle 1867) und der jetzigen Gefechtsweise entsprechend umzuändern.

Die königliche Verfügung vom 12. December 1868 bestimmte die unverzügliche Einführung des neuen Reglements, von dem bis nun der erste und zweite Theil erschienen. Der erste Theil, „école du soldat", enthält: Grundlagen der Instruction, Schule des Soldaten und Elementar-Unterricht in der Gymnastik, im Schwimmen und Bajonnetfechten; der zweite Theil „école de compagnie" befasst sich mit der Ausbildung der Compagnie, sowohl in geschlossener, wie in zerstreuter Ordnung.

Das Fürstenthum Romanien. Geographisch militärisch dargestellt von Heinrich Filek von Wittinghausen, k. k. Major. Wien 1869. 82 Octav-Seiten mit einer Karte. Gerold 1 fl.

Der Verfasser, durch die kürzlich erschienene, verdienstliche kleine Schrift über das Fürstenthum Serbien vortheilhaft bekannt, bringt hier sehr erwünscht eine ähnlich gearbeitete historisch-geographisch-statistische Schilderung über das Fürstenthum Romanien. Dieselbe ist nach verlässlichen Quellen mit Benützung der neuesten statistischen Daten recht brav durchgeführt und besonders reich an schätzenswerthen militärischen Notizen.

Modern Cavalry: its organisation, armament, and emploiment in war. By, Lieut. Col. George T. Denison, Jun. commanding the Governor-Generals Body Guard, Uppe. Canada, etc. London. 1868. 376 gr. Octav-Seiten. Gerold 7 fl. 56 kr.

Behandelt die Organisation, Bewaffnung und Verwendung der Reiterei im Kriege, ist mit Benutzung vorzüglicher Quellen, wie: Beamish's „Gebrauch und Verwendung der Cavallerie", Dufour's „Strategie und Taktik", Jerois' „Handbuch für Feldoperationen", Nolan's „Geschichte und Taktik der Reiterei etc.", und mit sorgfältiger Berücksichtigung der Erfahrungen der letzten Kriege, insbesondere des nordamerikanischen Bürgerkrieges (1861—1865), verständig gearbeitet und eingehender Beachtung würdig, empfiehlt die Organisation von Schützen zu Pferde (Dragoner) statt der bisherigen Reiterei und als Hauptbewaffnung den Colt-Revolver statt des Säbels, und begründet diese Reformen durch zahlreiche Beispiele aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege, welche darthun, dass die mit Revolver bewaffneten Schützen zu Pferde bei jeder Gelegenheit den Sieg über die mit Säbel bewaffnete Reiterei davongetragen haben.

Coster J. k. preuss. Oberstlieutenant d. Artillerie z. D. Geschichte der Festung Luxemburg seit ihrer Entstehung bis zum Londoner-Tractate von 1867. Mit besonderer Rücksicht auf die strategische Bedeutung und die kriegsgeschichtlichen Ereignisse dieses Platzes. Luxemburg 1869. 3 und 185 Octav-Seiten mit einem Plan. Gerold. 95 kr.

Die bezeichnete Schrift ist hauptsächlich das Ergebniss eigener Forschungen, die der Verfasser in einem Zeitraum von 25 Jahren, die er in verschiedenen Zeit-Perioden und in verschiedenen militärischen Stellungen in der ehemaligen

deutschen Bundesfestung zugebracht, beharrlich betrieben hatte. Die Arbeit ist sehr fleissig und gründlich durchgeführt; sie gibt zuerst die Entstehungsgeschichte der historisch berühmten Festung, dieses zweiten Gibraltars, das leider für Deutschland, als nächste Folge der traurigen Ereignisse von 1866, vielleicht für immer verloren ging — bringt dann die ausführliche Beschreibung sämmtlicher Festungswerke, die fortificatorische und strategische Würdigung des Platzes und schliesst mit werthvollen kriegsgeschichtlichen Mittheilungen in Betreff der Belagerung und Vertheidigung von Luxemburg. Ein Plan der Stadt mit sämmtlichen Festungswerken ist eine willkommene Zugabe des anziehend geschriebenen Buches.

Widdern Georg, von, Der Rhein und die Rheinfeldzüge. Militär-Geogr. und Operations-Studien im Bereich des Rheins etc. Berlin, 1869. 16 und 465 Octav-Seiten. Gerold. 3 fl. 80 kr.

Ohne geistvolle Belebung durch Benützung der Geschichte und Kriegsgeschichte ist und bleibt die Militär-Geographie ein trockener und langweiliger Gegenstand. Auf welche Weise die Militär-Geographie recht anziehend gemacht werden kann, zeigt der Verfasser des vorliegenden Buches. Mit gründlichen geographischen Schilderungen, die das ganze Gebiet der Landschaften zu beiden Seiten des Rheins bis einschlüssig der obern Donau einerseits und der östlichen Departements von Frankreich (bis Paris) andererseits in Betracht ziehen, verbindet er schätzenswerthe Studien über die Operationen in den Feldzügen 1792, 1797, 1799, 1800, 1805 und 1814, und schliesst daran Recognoscirungen der Communicationen, Würdigung der Festungen, Betrachtungen über die Defensiv- und Offensivkraft der Rheinfront und zahlreiche statistische Notizen von militärischem Interesse.

Fleck Eduard, General-Auditeur der Armee. Commentar über das Strafgesetzbuch für das preussische Heer. 1. Theil Militär-Strafgesetze. Neue Ausgabe. (4 Auflage.) Berlin, 1869. 12 und 340 Octav-Seiten. Gerold, 2 fl. 85 kr.

Im Jahre 1852 erschien die 1., im Jahre 1854 die 2. und im Jahre 1862 bereits die dritte Auflage dieses praktisch gearbeiteten Hilfsbuches zum genauen Verständniss der preussischen Militär-Strafgesetze.

In der jetzigen Ausgabe erscheinen die in den letzten Jahren ergangenen, das Militär-Strafgesetz berührenden gesetzlichen Vorschriften, dann die in den letzten Jahren ergangenen, eine gleichmässige Anwendung der materiellen Militär-Strafgesetze bezweckenden Entscheidungen des obersten Militärgerichtshofes, sowie die bei der Einführung des preussischen Militär-Strafgesetzbuches im ganzen Gebiet des norddeutschen Bundes erlassenen gesetzlichen Bestimmungen und die Verfassung des norddeutschen Bundesheeres sorgfältig berücksichtigt.

Stein Lorenz, Der Verwaltungslehre 1. Theil. Zweite durchaus umgearbeitete Auflage. Die vollziehende Gewalt. — Allgemeiner Theil. Das verfassungsmässige Verwaltungsrecht. — Besonderer Theil. Erstes Gebiet. Die Regierung und das verfassungsmässige Regierungsrecht etc. etc. Stuttgart, 1869. 24 und 448 Octav-Seiten. Gerold. 5 fl. 70 kr.

Die Einrichtung und Ausübung der Staatsverwaltung ist jedenfalls viel wichtiger, als die Staatsverfassung selbst. Die Geschichte liefert genug der Beispiele, dass auch die vortrefflichste Verfassung zu Grunde geht, wenn die Verwaltung nicht auf gleicher Höhe steht.

Stein besitzt das unvergängliche Verdienst, zuerst die Staatsverwaltung in jeder Hinsicht deutlich und genau erklärt und auf die richtigste Basis hingestellt zu haben. Sein Werk, das jetzt in zweiter verbesserter Auflage erscheint, ist mit dem Aufgebot aller geistigen Hilfsmittel unter steter Vergleichung der Rechtszustände, der Gesetzgebung und Literatur in England, Frank-

reich und Deutschland auf Grundlage praktischer Erfahrungen mit seltener Gediegenheit durchgeführt. Überaus reiche geistige Kraft, umfassende Kenntnisse, gründliche Gelehrsamkeit und bewunderungswürdigen Fleiss bekundend — steht dasselbe an der Spitze der gegenwärtigen staatsrechtlichen Literatur in Deutschland, Frankreich und England und verdient für das eingehendste Studium im vollsten Sinne des Wortes auf das Wärmste empfohlen zu werden.

Der Antheil des königl. sächsischen Armee-Corps am Feldzuge 1866 in Österreich. Dresden, 1869. 406 gr. Octav-Seiten mit 14 Anlagen und den Plan des Schlachtfeldes von Königgrätz. Seidel. 5 fl. 7 kr.

Unter strenger Festhaltung des rein militärischen Standpunktes nach den Feldacten des sächsischen Generalstabes und mit Benützung der von österreichischer und preussischer Seite veröffentlichten Darstellungen sehr brav gearbeitet — durch gewissenhaft ehrliches Streben nach Unparteilichkeit und Wahrheit und durch anziehende, klare, massvolle und sachversändige Sprache gleich ausgezeichnet — eine werthvolle Ergänzung der „Kämpfe Österreichs im Jahre 1866“, des besten Werkes, das bis nun über diesen Krieg erschienen, und zugleich ein schätzenswerther Beitrag zur kriegsgeschichtlichen Literatur im Allgemeinen. Ausführlicheres hierüber wird folgen.

Moncrieff's gedecktes Überbank-Feuer. Autorisirte Bearbeitung nach dem Englischen. Darmstadt und Leipzig, 1869. 38 Octav-Seiten mit fünf Holzschnitten. Gerold 64 kr.

Aus den Verhandlungen der „royal artillery institution in Woolwich“ geschöpfte, interessante, kleine Schrift über das bezeichnete System, welches die Geschütze emporhebt, damit sie über die Brustwehr hinwegfeuern können, und dieselben in ihrem Rücklaufe so niedersenkt, dass sie dem Blicke von Aussen vollständig entzogen sind.

Im Jahre 1868 überreichte Moncrieff seinen Vorschlag über „gedecktes Überbankfeuer“ dem k. Artillerie-Institut zu Woolwich; die Versuche, die seit dieser Zeit mit dem neuen System zu Shoeburynesz stattgefunden haben, führten die günstigsten Urtheile in Betreff der Erfindung herbei, da dieselbe jedenfalls den Keim zu grossen, weittragenden Verbesserungen im Gebiete der Fortification, namentlich der Küstenvertheidigung u. s. w. in sich trägt.

Reimann E., Geschichte des baierischen Erbfolgekrieges. Leipzig, 1869. 237 Octav-Seiten. Braumüller 2 fl. 54 kr.

Die von Schöning herausgegebene militärische Correspondenz Friedrichs II. mit dem Prinzen Heinrich von Preussen und der von Arneth veröffentlichte Briefwechsel zwischen Maria Theresia und Josef II. enthalten über den baierischen Erbfolgekrieg, vornehmlich über die Absichten und Beweggründe der handelnden Hauptpersonen, viele neue Aufschlüsse und Daten, die in dem vorliegenden Buche zum ersten Male zur Schilderung dieses Krieges verwerthet erscheinen.

Obgleich der Verfasser viel zu wenig objectiv urtheilt und gar zu augenscheinlich auf die Seite Friedrichs II. von Preussen hinneigt, muss doch seine mit grossem Fleiss durchgeführte Arbeit als eine beachtenswerthe Bereicherung der bezüglichen Literatur bezeichnet werden.

Braunschweig L., Hauptmann a. D. Anleitung für die telegraphische Correspondenz. Berlin, 1869. 24 Octav-Seiten mit einer Karte. Gerold. 95 kr.

Gibt eine Zusammenstellung und Erläuterung der wichtigsten Bestimmungen aus dem Dienst- und Betriebs-Reglement der General-Direction der Telegraphen des norddeutschen Bundes für 1869 — eine kurze Anleitung zur

Abfassung von Depeschen und eine nach amtlichen Quellen bearbeitete Telegraphen-Karte von Deutschland.

Zimmer Adolf, Die Jagd-Feuergewehre. Anleitung zur Kenntniss der Jagd-Gewehre. Darmstadt und Leipzig 1869. 48 Seiten 4. mit 10 Tafeln Abbildungen. Seidel. 3 fl. 4 kr.

Praktisch verfasste Anleitung zur näheren Kenntniss und zum richtigen Gebrauch der Jagdgewehre — beschreibt die verschiedenen Systeme, untersucht die Vor- und Nachtheile der Vorderladungs- und der neuen Hinterladungsgewehre — schildert das Laden und Anschiessen der glatten und gezogenen Feuerwaffen, ihre Behandlung vor und nach der Jagd, die Anfertigung von Patronen etc. etc. — und bringt über alle Dinge, die für den Jäger von grösstem Nutzen und Interesse sind, möglichst ausführliche und zuverlässige Angaben.

Jäger G., Dr. Die Darwin'sche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion. Stuttgart, 1869. 150 Octav-Seiten. Gerold. 1 fl. 26 kr.

Der Verfasser vertheidigt mit Geist und Geschick die Darwin'sche Lehre gegen den Vorwurf, dass sie gegen Moral und Religion verstosse, und nähert sich dabei am meisten der Kantischen Religionsphilosophie; er vertheidigt zugleich mit Überzeugung die Grundlagen des Christenthums und verwirft nur die Ausschreitungen und Missbräuche, die mit dem Christenthum getrieben wurden; er bekämpft jede Gattung von Unduldsamkeit, ebenso den Fatalismus, die Unwissenheit und die Überzeugungslosigkeit, und strebt mit allem Ernste nach der Gewinnung einer soliden Basis, auf welcher Freiheit der Überzeugung und wissenschaftliche Kritik möglich sind.

Heiszenberger Johann, Dr., k. k. Major-Auditor. Das Disciplinar-Strafrecht im k. k. Heere und in der Militärgrenze, nebst den der Disciplinar-Bestrafung unterliegenden Vergehen. 3., auf Grund der neuesten Vorschrift umgearbeitete Auflage. Wien, 1869. 3 und 131 Octav-Seiten. Braumüller. 1 fl.

Praktisch verfasstes, gut brauchbares Hilfsbüchlein zum richtigen Verständniss der jüngst erschienenen Disciplinar-Strafvorschrift für das k. k. Heer, gibt deutliche Erläuterungen und Erklärungen, die den einzelnen Paragraphen der neuen Vorschrift unmittelbar beigefügt erscheinen, und ausserdem auch alle jene Bestimmungen, die noch weiter auf das Disciplinar-Strafrecht Bezug haben und die theils im Militär-Strafgesetze, theils in andern Vorschriften enthalten sind.

Meerheimb, Freiherr von, Major im Neben-Etat des grossen Generalstabes etc. Sherman's Feldzug in Georgien. Berlin, 1869. 53 Octav-Seiten mit einem Plane. Gerold. 51 kr.

Vortrag, gehalten am 30. Oktober 1868 in der militärischen Gesellschaft zu Berlin. Sherman's berühmter Feldzug in Georgien, eine der wichtigsten Unternehmungen für das endliche Niederwerfen der rebellischen Südstaaten, erscheint mit Benutzung von officiellen nordamerikanischen Quellen, „Report of the secretary of war 1864—1865", sachverständig dargestellt, mit einer kurzen Übersicht der wichtigsten Momente des ganzen nordamerikanischen Bürgerkrieges und einer gut gelungenen Schilderung von Grant und Sherman, den ersten Feldherren des jetzigen Amerika.

Seidel Josef, Edler von, k. k. Hauptmann-Auditor. Der Zweikampf und dessen Beurtheilung in der österreichischen und preussischen Armee. Laibach, 1869. 52 Octav-Seiten. Gerold. 65 kr.

Gibt eine kritische Vergleichung der gegenwärtig in der österreichischen und preussischen Armee bestehenden Normen über Ehrensachen, Ehrengerichte, Zweikampf und Rencontre, und abstrahirt daraus beachtenswerthe Grundzüge

1. Canal d'Eau douce du Cairo à Suez.
2. Indication du Mouvement des Eaux dans le Canal du Cairo à Suez.
3. Profils types du Canal maritime.
4. Coupe Geologique du Canal maritime de l'Isthme dc Suez.
5. Plan de la Rade de Port Said et de l'Embouchure du Canal dans la mediterranée, Echelle de 1 : 50.000.
6. Plan d'Ismailia, Echelle de 1 : 20.000.
7. Plan de la Rade de Suez et de l'Embouchure du Canal dans la mer rouge. Echelle de 1:50.000.

Die Karte ist im Farbendruck rein und deutlich gearbeitet; am Canal sind viele Distanzen in Kilomètres angegeben, und zwar auf der ganzen Linie von Port Said bis Suez, 160 Kilomètres.

Tafel №. 4.

platz

afe.

N

C


Wehrkreisbücherei
XVII
Wie

Tafel N.º 8.

vom Arrogy Plateau

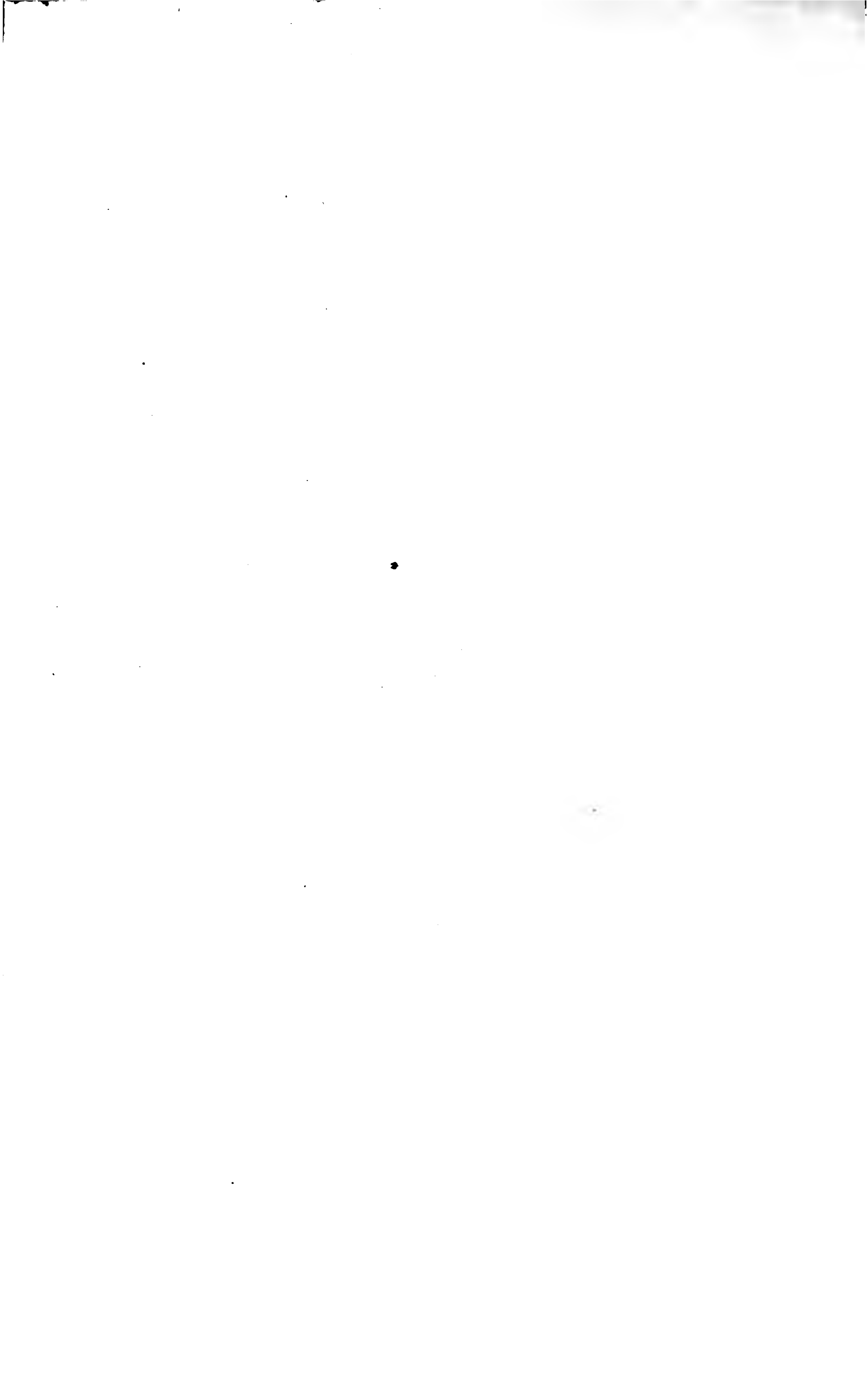
0 500 1000 Schritte.

Magdalla
Islamgee
Selasee
Fala
5 Kaffirbir Thorweg
5 Kokitbur Thorweg

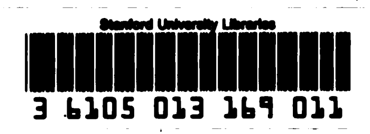


es Kok








Stanford University Libraries
3 6105 013 169 011

